This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

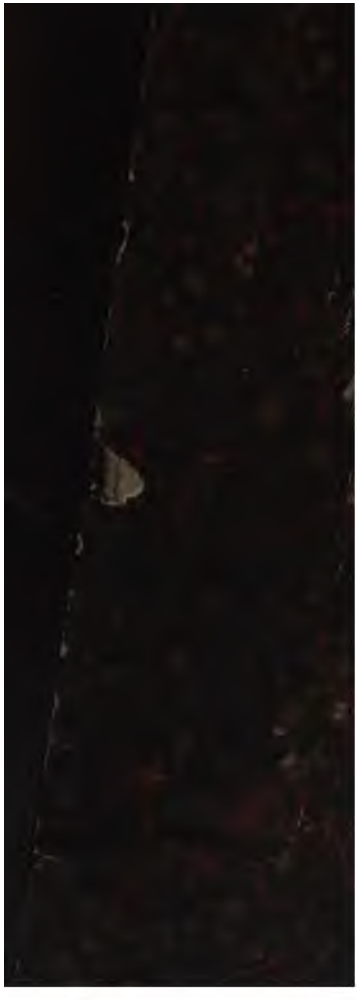
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

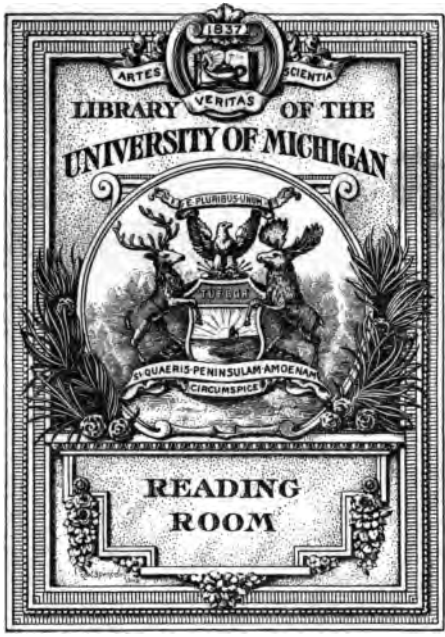
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
READING
ROOM

838
H47
1876
cop. 2

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Dreizehnter Band.
Vermischte Schriften. Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

29928

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Vermischte Schriften.

Autobiographische Skizze 3
Die Romantik 13
Briefe aus Berlin.
Erster Brief 23
Zweiter Brief 49
Dritter Brief 94
Über Polen 131
Der Thee; Humoreske 183

Recensionen.

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach 191
Gedichte und Poesien ꝛc. von J. B. Rousseau . . . 197
Tasso's Tod, Trauerspiel von W. Smets 204
Struensee, Trauerspiel von M. Beer 241
Die deutsche Literatur von W. Menzel 267
Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus 290

Nachträge.

Die erste Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" 293
Der Hamburger Brand 298

Gedanken und Einfälle.

		Seite
I.	Persönliches	305
II.	Religion und Philosophie	307
III.	Kunst und Literatur	322
IV.	Staat und Gesellschaft	351
V.	Frauen, Liebe und Ehe	371
VI.	Vermischter Einfälle	373
VII.	Bilder und Farbenstriche	382

Vorwort des Herausgebers.

Die im vorliegenden Band enthaltenen Aufsätze erscheinen hier zum ersten Male gesammelt und in entsprechender Ordnung zusammengestellt. Sie gewähren ein interessantes Bild der frühreifen Entwicklung eines Schriftstellers, aus dessen ersten literarischen Versuchen schon die ganze Originalität, die kritische Schärfe und der epochemachende Stil seiner spätern Produktionen deutlich hervorblickt.

Die „Autobiographische Skizze" wurde zuerst im Februar oder März 1835 in der „Revue de Paris", und neuerdings in den „Études sur l'Allemagne au XIXe siècle, par Philarète Chasles" (Paris, Amyot, 1861) abgedruckt.

Der Aufsatz über „Die Romantik" — gewissermaßen das ästhetische Programm Heine's für die ersten Jahre seiner literarischen Thätigkeit — erschien in Nr. 31 des „Kunst- und Wissenschaftsblattes" (Beiblatt zum „Sprecher" oder „Rheinisch-westfälischen Anzeiger"), vom 18. August 1820. Eine französische Übersetzung dieses Aufsatzes ist in den „Drames et Fantaisies" enthalten.

Ebendaſelbſt wurden (in Nr. 6 und 7, 16—19 und 27—30, vom 8. und 15. Februar, 12. April bis 3. Mai, und 28. Juni bis 19. Juli 1822) die an den Herausgeber jener Zeitſchrift, Dr. H. Schulz, gerichteten „Briefe aus Berlin" veröffentlicht. Nur die wenigen, nicht von Klammern umſchloſſenen Stellen des zweiten und dritten Briefes finden ſich in der erſten Auflage des zweiten Bandes der „Reiſebilder" (1827) wieder abgedruckt.

Den Reiſebericht „Über Polen" enthielt der Berliner „Geſellſchafter," 10.—17. Blatt, vom 17. — 29. Januar 1823.

Die Humoreske „Der Thee" wurde in der „Weſernymphe," einem von Theodor v. Kobbe herausgegebenen novelliſtiſchen Almanach auf das Jahr 1831 (Bremen, Kaiſer) mitgetheilt.

Die Beſprechung des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanachs auf das Jahr 1821" war im „Geſellſchafter," 129. Blatt, vom 13. Auguſt 1821, — die Kritik der „Gedichte" und der „Poeſien für Liebe und Freundſchaft, von J. B. Rouſſeau" ebendaſelbſt, 112. Blatt, vom 14. Juli 1823, enthalten.

Den Aufſatz über die Tragödie „Taſſo's Tod,

von W. Smets" brachte die von J. D. Symanski herausgegebene Berliner Zeitschrift: „Der Zuschauer," Nr. 74—86, vom 21. Juni bis 19. Juli 1821.

Die Besprechung von Michael Beer's „Struensee" wurde im Stuttgarter Morgenblatt," Nr. 88—97, vom 11.—22. April 1828, abgedruckt.

Die Recension von W. Menzel's „Die deutsche Literatur" findet sich in den „Neuen allgemeinen politischen Annalen," Jahrgang 1828, Bd. XXVII, 3. Heft, — die „Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus" ebendaselbst, Bd. XXVII, 4. Heft.

Die nachträglich mitgetheilte Besprechung der ersten Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" ist in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Nr. 68, vom 8. März 1836, — der Korrespondenzartikel über den Hamburger Brand in demselben Journal, Nr. 146, vom 26. Mai 1842, enthalten.

Außer den im vorliegenden und nächstfolgenden Bande gesammelten Aufsätzen, mögen noch einzelne

Jugendarbeiten Heine's in der „Rheiniſchen Flora“ (Aachen 1825), der „Hermione“ (Hamm, 1827 u. 1828) oder anderen mir bis jetzt nicht zugänglichen Zeitſchriften zu finden ſein.

So iſt es mir unter Anderm nicht gelungen, Heine's Beſprechung der Abhandlung von Karl Immermann „über den raſenden Ajax des Sophokles“ zu ermitteln. Nach Angabe des Herrn Dr. Wilhelm Hemſen in Köln, dem ich manchen ſchätzbaren Nachweis Betreffs der älteren Aufſätze Heine's verdanke, muſs jene Kritik in einer Berliner Zeitſchrift vom Jahre 1826 gedruckt worden ſein.

Im „Geſellſchafter“ vom 10. Januar 1821, 10. Juli, 11. September und 13. November 1822 und 12. März 1823 finden ſich ein paar kleine theils „H.,“ theils „H. H.“ unterzeichnete Aufſätze, die möglicherweiſe von H. Heine herſtammen. Leider vermochte ich über die Autorſchaft derſelben keine Gewiſsheit zu erlangen, da der Herausgeber jener Zeitſchrift, Herr Profeſſor F. W. Gubitz in Berlin, aus eigennützigſtem Grunde, wiederholentlich jede Auskunft über dieſen Gegenſtand verweigerte. Herr Gubitz gedenkt nämlich ſeine biographiſchen Erinnerungen dadurch intereſſant zu machen, daſs er in denſelben die von Heine im „Geſellſchafter“ veröffentlichten Aufſätze nochmals wieder abdruckt. Um

dieſer geſchäftlichen Spekulation willen hat er nicht bloß die Beantwortung der obigen Anfrage abgelehnt, ſondern, mit einer in den Annalen der Literatur unerhörten Rückſichtsloſigkeit, mir nicht einmal den Einblick in ein paar frühere, ſchwer zu erlangende Jahrgänge des „Geſellſchafter" geſtatten wollen, deren ich ſpäter nur nach langem und mühevollem Umherſuchen anderweitig habhaft ward.

Da ich ſämmtliche Jahrgänge der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" von 1826—1849 Seite für Seite auf das genaueſte durchforſchen ließ, darf ich mit Beſtimmtheit behaupten, daſs, außer den in der vorliegenden Geſammtausgabe mitgetheilten, nur noch zwei Korreſpondenzartikel jenes Blattes möglicherweiſe von H. Heine geſchrieben ſind. Der eine (in Nr. 347 und 348 d. Bl., außerordentliche Beilage) iſt vom 30. November 1831 datiert und würde, wenn echt, die erſte Korreſpondenz ſein, welche Heine in der „Allgemeinen Zeitung" drucken ließ. Er trägt daſſelbe Zeichen, wie der Bericht vom 28. December 1831 (Band VIII, S. 45 ff.). Der andere Bericht (in Nr. 135 d. Bl.) iſt vom 5. Mai 1836 datiert und trägt dieſelbe Chiffer wie der Artikel über die erſte Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" (Band XIII, S. 293 ff.). Leider vermochte Herr Dr. Kolb, der Redakteur jener Zeitung, ſich nicht

mehr zu entsinnen, ob die beiden Korrespondenzen von Heine verfasst worden sind.

Ein Aufsatz über Goethe, den Heine im Jahre 1823 für Varnhagen's „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" schrieb, der aber zu spät eintraf, um in jenem Buche gedruckt zu werden, scheint verloren gegangen zu sein, wenn er sich nicht vielleicht noch in Varnhagen's Nachlasse vorfindet.

In „H. Schröder's Lexikon der hamburgischen Schriftsteller" (Bd. III, S. 145) ist Heine als der Verfasser einer Broschüre namhaft gemacht, die unter dem Titel: „Beleuchtung der Stimme des Volks über die Juden" (Niedersachsen, 1819) anonym veröffentlicht ward. Während einerseits schon der ganze wissenschaftlich gelehrte Ton dieser Broschüre mit einer solchen Annahme in Widerspruch steht, hat sich mir andererseits Herr Dr. med. F. A. Simon in Hamburg mündlich und schriftlich als alleinigen Verfasser des Büchleins genannt.

Was endlich die von H. Heine hinterlassenen drei Bände „Memoiren" betrifft, so befinden sich dieselben in Händen des Herrn Gustav Heine zu Wien, welcher das ohne Zweifel werthvolle und interessante Manuskript wohl noch lange dem Publikum vorenthalten wird, wenn es überhaupt jemals in unverstümmelter Form an die Öffentlichkeit gelangt.

Vermiſchte Schriften.

mehr zu entsinnen, ob die beiden Korrespondenzen von Heine verfasst worden sind.

Ein Aufsatz über Goethe, den Heine im Jahre 1823 für Varnhagen's „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" schrieb, der aber zu spät eintraf, um in jenem Buche gedruckt zu werden, scheint verloren gegangen zu sein, wenn er sich nicht vielleicht noch in Varnhagen's Nachlasse vorfindet.

In „H. Schröder's Lexikon der hamburgischen Schriftsteller" (Bd. III, S. 145) ist Heine als der Verfasser einer Broschüre namhaft gemacht, die unter dem Titel: „Beleuchtung der Stimme des Volks über die Juden" (Niedersachsen, 1819) anonym veröffentlicht ward. Während einerseits schon der ganze wissenschaftlich gelehrte Ton dieser Broschüre mit einer solchen Annahme in Widerspruch steht, hat sich mir andererseits Herr Dr. med. F. A. Simon in Hamburg mündlich und schriftlich als alleinigen Verfasser des Büchleins genannt.

Was endlich die von H. Heine hinterlassenen drei Bände „Memoiren" betrifft, so befinden sich dieselben in Händen des Herrn Gustav Heine zu Wien, welcher das ohne Zweifel werthvolle und interessante Manuskript wohl noch lange dem Publikum vorenthalten wird, wenn es überhaupt jemals in unverstümmelter Form an die Öffentlichkeit gelangt.

Vermiſchte Schriften.

Autobiographische Skizze.

(1835.)

An Philarète Chasles.

Paris, den 11. Januar 1835.

So eben empfing ich das Schreiben, mit dem Sie mich beehrt haben, und ich beeile mich, Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben.

Ich bin geboren im Jahre 1800*) zu Düsseldorf, einer Stadt am Rhein, die von 1806—1814 von den Franzosen occupiert war, so dass ich schon in meiner Kindheit die Luft Frankreichs eingeathmet. Meine erste Ausbildung erhielt ich im Franciskanerkloster zu Düsseldorf. Späterhin besuchte ich das Gymnasium dieser Stadt, welches damals „Lyceum" hieß. Ich machte dort alle die Klassen durch, wo Humaniora gelehrt wurden, und ich

*) Über Heine's Geburtsjahr vergl. den Brief an St. René Taillandier vom 3. November 1851, — H. Heine's Briefe, dritter Theil, S. 210.

Der Herausgeber.

habe mich in der obern Klasse ausgezeichnet, wo der Rektor Schallmeyer Philosophie, der Professor Brewer Mathematik, der Abbé Daulnoie die französische Rhetorik und Dichtkunst lehrte, und Professor Kramer die klassischen Dichter explicierte. Diese Männer leben noch jetzt, mit Ausnahme des Ersteren, eines katholischen Priesters, der sich meiner ganz besonders annahm, wahrscheinlich des Bruders meiner Mutter, des Hofraths von Geldern wegen, der sein Universitätsfreund war, und auch, wie ich glaube, meines Großvaters wegen, des Doktors von Geldern, eines berühmten Arztes, der ihm das Leben gerettet.

Mein Vater war Kaufmann und ziemlich vermögend; er ist todt. Meine Mutter, eine treffliche Frau, lebt noch jetzt, zurückgezogen von der großen Welt. Ich habe eine Schwester, Frau Charlotte von Embden, und zwei Brüder, von welchen der Eine, Gustav von Geldern (er hat den Namen der Mutter angenommen), Dragonerofficier in Diensten Sr. Majestät des Kaisers von Östreich ist; der Andre, Dr. Maximilian Heine, ist Arzt in der russischen Armee, mit welcher er den Übergang über den Balkan gemacht.

Meine, durch romantische Launen, durch Etablissementsversuche, durch Liebe und durch andre

Krankheiten unterbrochenen Studien wurden seit dem Jahre 1819 zu Bonn, zu Göttingen und zu Berlin fortgesetzt. Ich habe viertehalb Jahre in Berlin gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten auf freundschaftlichem Fuße stand, und wo ich von Krankheiten aller Art, unter andern von einem Degenstich in die Lenden heimgesucht worden bin, den mir ein gewisser Scheller aus Danzig beigebracht, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der es verstanden hat, mich aufs empfindlichste zu verwunden.

Ich habe sieben Jahre lang auf den obgenannten Universitäten studiert, und zu Göttingen war es, wo ich, dorthin zurückgekehrt, den Grad als Doktor der Rechte nach einem Privatexamen und einer öffentlichen Disputation erhielt, bei welcher der berühmte Hugo, damals Dekan der juristischen Fakultät, mir auch nicht die kleinste scholastische Formalität erließ. Obgleich dieser letztere Umstand Ihnen sehr geringfügig erscheinen mag, bitte ich Sie doch, davon Notiz zu nehmen, weil man in einem wider mich geschriebenen Buche die Behauptung aufgestellt hat, ich hätte mir mein akademisches Diplom nur erkauft. Unter all' den Lügen, die man über mein Privatleben hat drucken lassen, ist dies die einzige, die ich niederschlagen möchte. Da

ſehen Sie den Gelehrtenſtolz! Man ſage von mir, ich ſei ein Baſtard, ein Henkersſohn, ein Straßenräuber, ein Atheiſt, ein ſchlechter Poet — ich lache darüber; aber es zerreißt mir das Herz, meine Doktorwürde beſtritten zu ſehen! (Unter uns geſagt, obgleich ich Doktor der Rechte bin, iſt die Jurisprudenz grade die Wiſſenſchaft, von welcher ich unter allen am wenigſten weiß.)

Von meinem ſechzehnten Jahre an habe ich Verſe gemacht. Meine erſten Poeſien wurden im Jahre 1821 zu Berlin gedruckt. Zwei Jahre ſpäter gab ich neue Gedichte nebſt zwei Tragödien heraus. Die eine der letzteren ward zu Braunſchweig, der Hauptſtadt des gleichnamigen Herzogthums, aufgeführt und ausgepfiffen *). Im Jahre 1826 erſchien der erſte Band der „Reiſebilder"; die drei andern Bände kamen einige Jahre ſpäter bei den Herren Hoffmann und Campe heraus, welche noch immer meine Verleger ſind. Während der Jahre 1826—1831 habe ich abwechſelnd zu Lüneburg, zu Hamburg und zu München gelebt, wo

*) Am 20. Auguſt 1823. Über die äußeren Gründe der ungünſtigen Aufnahme des „Almanſor" in Braunſchweig vgl. die nächſtens erſcheinende Schrift: „H. Heine. Sein Leben und ſeine Werke. Von Adolf Strodtmann."

Der Herausgeber.

ich mit meinem Freunde Lindner die „Politiſchen Annalen" herausgab. In der Zwiſchenzeit habe ich Reiſen in fremde Länder gemacht. Seit zwölf Jahren habe ich die Herbſtmonate ſtets am Meeresufer zugebracht, gewöhnlich auf einer der kleinen Inſeln der Nordſee. Ich liebe das Meer wie eine Geliebte, und ich habe ſeine Schönheit und ſeine Launen beſungen. Dieſe Dichtungen befinden ſich in der deutſchen Ausgabe der „Reiſebilder"; in der franzöſiſchen Ausgabe habe ich ſie weggelaſſen, ſo wie auch den polemiſchen Theil, der ſich auf den Geburtsadel, auf die Teutomanen und auf die katholiſche Propaganda bezieht. Was den Adel betrifft, ſo habe ich dieſen noch in der Vorrede zu den „Briefen von Kahldorf" beſprochen, die nicht von mir verfaſſt ſind, wie das deutſche Publikum irrthümlich glaubt. Was die Teutomanen, dieſe deutſchen alten Weiber (ces vieilles Allemagnes), betrifft, deren Patriotismus nur in einem blinden Haſſe gegen Frankreich beſtand, ſo habe ich ſie in all' meinen Schriften mit Erbitterung verfolgt. Es iſt Dies eine Animoſität, die noch von der Burſchenſchaft herdatiert, zu welcher ich gehörte. Ich habe zur ſelben Zeit die katholiſche Propaganda, die Jeſuiten Deutſchlands, bekämpft, ſowohl um Verleumder zu züchtigen, die mich zuerſt angegriffen,

als um einem protestantischen Sinne zu genügen. Dieser mag mich freilich bisweilen zu weit fortgerissen haben, denn der Protestantismus war mir nicht bloß eine liberale Religion, sondern auch der Ausgangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehörte der lutherischen Konfession nicht nur durch den Taufakt an, sondern auch durch eine Kampfeslust, die mich an den Schlachten dieser Ecclesia militans theilnehmen ließ. Aber während ich die socialen Interessen des Protestantismus vertheidigte, habe ich aus meinen pantheistischen Sympathien niemals ein Hehl gemacht. Deßhalb bin ich des Atheismus beschuldigt worden. Schlecht unterrichtete oder böswillige Landsleute haben schon lange das Gerücht verbreitet, ich hätte den saintsimonistischen Rock angezogen; Andere bekehren mich mit dem Judenthum. Es thut mir leid, daß ich nicht immer in der Lage bin, dergleichen Liebesdienste zu vergelten.

Ich habe nie geraucht; eben so wenig bin ich ein Freund des Bieres, und erst in Frankreich habe ich zum erstenmal Sauerkraut gegessen. In der Literatur habe ich mich in Allem versucht. Ich habe lyrische, epische und dramatische Gedichte verfaßt; ich habe über Kunst, über Philosophie, über Theologie. über Politik geschrieben . . . Gott ver-

zeih's! Seit zwölf Jahren bin ich in Deutſchland beſprochen worden; man lobt mich oder man tadelt mich, aber ſtets mit Leidenſchaft und ohne Ende. Da haſſt, da verabſcheut, da vergöttert, da beleidigt man mich. Seit dem Monat Mai 1831 lebe ich in Frankreich. Seit faſt vier Jahren habe ich keine deutſche Nachtigall gehört.

Aber genug! ich werde traurig. Wenn Sie noch andere Auskunft wünſchen, will ich ſie Ihnen mit Vergnügen ertheilen. Ich ſehe es immer gern, wenn Sie mich ſelbſt darum angehen. Reden Sie gut von mir, reden Sie gut von Ihrem Nächſten, wie das Evangelium es gebeut, und genehmigen Sie die Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich bin, ꝛc.

Heinrich Heine.

Die Romantik.

(1820.)

Die Romantik.

Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
A. W. v. Schlegel.

No. 12, 14 und 27 des „Kunst- und Unterhaltungsblatts" enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und glossierte Satire wider Romantik und romantische Form*). Ob man zwar einer solchen Satire eigentlich nur mit einer Gegensatire entgegnen sollte, so ist es dennoch die Frage, ob man hiedurch der Sache selbst nützen würde. No. 124 der „Hall. allgem. Literatur-Zeitung" enthält die Recension einer solchen Gegensatire deren Wirkung auf die Gegenpartei dieselbe zu

*) Der in Rede stehende Aufsatz war eine von W. v. Blomberg verfaßte „Erklärung des im Jahrgange 1810 des Heidelberger Taschenbuchs enthaltenen Sonett-Dramas, betitelt: „Des sinnreichen himmlischen Boten Phosphorus Confunculus Solaris jüngste Komödie, von ihm selbst geboren, gegeben und geschaut."

Der Herausgeber.

ſein ſcheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Satiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich Achſelzucken. Ich wenigſtens möchte daher nicht ohne Ausſicht, dadurch nutzen zu können, alſo bloß des Scherzes halber, von einer Sache ſprechen, von der die Ausbildung des deutſchen Wortes faſt ausſchließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock ſchlägt, ſo trifft der Hieb auch den Mann, der im Rocke ſteckt, und wenn man über die poetiſche Form des deutſchen Wortes ſpöttelt, ſo läuft auch Manches mit unter, wodurch das deutſche Wort ſelbſt verletzt wird. Und dieſes Wort iſt ja eben unſer heiligſtes Gut, ein Grenzſtein Deutſchlands, den kein ſchlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland ſelbſt Demjenigen, dem Thorheit und Argliſt ein Vaterland verweigern. — Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemiſche Ausfälle, und ganz unbefangen, meine ſubjektiven Anſichten über Romantik und romantiſche Form hier mittheilen.

Im Alterthum, Das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrſchend. Die Menſchen lebten meiſtens in äußern Anſchauungen, und ihre Poeſie hatte vorzugsweiſe

das Äußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein schöneres und milderes Licht im Oriente aufleuchtete, als die Menschen anfingen zu ahnen, daſs es noch etwas Besseres giebt als Sinnenrausch, als die unüberschwänglich beseligende Idee des Christenthums, die Liebe, die Gemüther zu durchschauern begann: da wollten auch die Menschen diese geheimen Schauer, diese unendliche Wehmuth und zugleich unendliche Wollust mit Worten aussprechen und besingen. Vergebens suchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es mussten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und just solche, die durch eine geheime sympathetische Verwandtschaft mit jenen neuen Gefühlen diese letztern zu jeder Zeit im Gemüthe erwecken und gleichsam heraufbeschwören konnten. So entstand die sogenannte romantische Poesie, die in ihrem schönsten Lichte im Mittelalter aufblühete, späterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensstürme traurig dahinwelkte, und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutschen Boden aufsprosste und ihre herrlichsten Blumen entfaltete. Es ist wahr, die Bilder der Romantik sollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr ist Dasjenige die wahre Romantik, was

ſo Viele dafür ausgeben, nämlich ein Gemengſel von ſpaniſchem Schmelz, ſchottiſchen Nebeln und italiäniſchem Geklinge, verworrene und verſchwimmende Bilder, die gleichſam aus einer Zauberlaterne ausgegoſſen werden und durch buntes Farbenſpiel und frappante Beleuchtung ſeltſam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantiſchen Gefühle erregt werden ſollen, dürfen eben ſo klar und mit eben ſo beſtimmten Umriſſen gezeichnet ſein, als die Bilder der plaſtiſchen Poeſie. Dieſe romantiſchen Bilder ſollen an und für ſich ſchon ergötzlich ſein; ſie ſind die koſtbaren goldenen Schlüſſel, womit, wie alte Märchen ſagen, die hübſchen verzauberten Feengärten aufgeſchloſſen werden. — So kommt es, daſs unſere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. von Schlegel, zu gleicher Zeit auch unſere größten Plaſtiker ſind. In Goethe's „Fauſt" und Liedern ſind dieſelben reinen Umriſſe, wie in der „Iphigenie", in „Hermann und Dorothea", in den Elegien u. ſ. w.; und in den romantiſchen Dichtungen Schlegel's ſind dieſelben ſicher und beſtimmt gezeichneten Kontouren, wie in Deſſen wahrhaft plaſtiſchem „Rom". O, möchten Dies doch endlich Diejenigen beherzigen, die ſich ſo gern Schlegelianer nennen.

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluſs das Chriſtenthum, und in deſſen Folge das Ritterthum, auf die romantiſche Poeſie ausgeübt haben, vermeinen nun Beides in ihre Dichtungen einmiſchen zu müſſen, um denſelben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Chriſtenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verſchaffen; die Flamme derſelben leuchtet ſchon längſt auf dem Altare unſerer Poeſie; kein Prieſter braucht noch geweihtes Öl hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutſchland iſt jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutſchen Geiſter einzukerkern; kein adeliger Herrſcherling vermag mehr die deutſchen Leiber zur Frohn zu peitſchen, und deſshalb ſoll auch die deutſche Muſe wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutſches Mädchen ſein, und kein ſchmachtendes Nönnchen und kein ahnenſtolzes Ritterfräulein.

Möchten doch Viele dieſe Anſicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwiſchen Romantikern und Plaſtikern. Doch mancher Lorber muſs welken, ehe wieder das Ölblatt auf unſerem Parnaſſus hervorgrünt.

Briefe aus Berlin.

(1822.)

Seltſam! — Wenn ich der Dei von Tunis wäre,
Schlüg' ich bei ſo zweideut'gem Vorfall Lärm.

Kleiſt's „Prinz von Homburg".

Erſter Brief.

Berlin, den 26. Januar 1822.

[Ihr ſehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da ſich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarſten ausſprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daſs ſo viele gute und wackere Menſchen mit Intereſſe und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daſs ich unſeres Weſtfalens ſo bald vergeſſen hätte. Der September 1820 ſchwebt mir noch zu ſehr im Gedächtnis. Die ſchönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz v. B., Sie, Wundermann, die Alterthümer in Soeſt, ſelbſt die Paderborner Heide, Alles ſteht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauſchen, wie jedes Blatt mir zuflüſtert: Hier wohnten die alten Sachſen, die

am spätesten Glauben und Germanenthum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: „Wandrer, steh, hier hat Armin den Varus geschlagen!“ — Man muss zu Fuß, und zwar, wie ich, in östreichischen Landwehrtagemärschen Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will. — Es wird mir gewiss recht viel Vergnügen machen, wenn ich, wie Sie mir schreiben, durch Mittheilungen aus der Residenz mir so viele liebe Menschen verpflichte. Ich habe mir gleich bei Empfang Ihres Briefes Papier und Feder zurechtgelegt, und bin schon jetzt — im Schreiben.

An Notizen fehlt es nicht, und es ist nur die Aufgabe: Was soll ich nicht schreiben? d. h. was weiß das Publikum schon längst, was ist demselben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wissen? Und dann ist die Aufgabe: Vielerlei zu schreiben, so wenig als möglich vom Theater und solchen Gegenständen, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im Wiener Konversationsblatte ꝛc. ꝛc. die gewöhnlichen Hebel der Korrespondenz sind und dort ihre ausführliche und systematische Darstellung finden. Den Einen interessirt's, wenn ich erzähle, dass Jagor die Zahl genialer Erfindungen kürzlich

durch sein Trüffeleis vermehrt hat; den Andern interessiert die Nachricht, daſs Spontini beim letzten Ordensfest Rock und Hosen trug von grünem Sammet mit goldenen Sternchen. Nur verlangen Sie von mir keine Systematik; Das ist der Würgengel aller Korrespondenz. Ich spreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Possenreißern, die in seltsamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giustinianischen Galerie, und dann wieder von Savigny und den Possenreißern. Association der Ideen soll immer vorwalten. Alle 4 oder 6 Wochen soll ein Brief folgen. Die zwei ersten werden unverhältnismäßig lang werden, da ich doch vorher das äußere und das innere Leben Berlin's andeuten muſs. Nur andeuten, nicht ausmalen. Aber womit fange ich an bei dieser Masse von Materialien? Hier hilft eine französische Regel: Commencez par le commencement.

Ich fange also mit der Stadt an und denke mir, ich sei wieder so eben an der Post auf der Königstraße abgestiegen, und lasse mir den leichten Koffer nach dem „schwarzen Adler" auf der Poststraße tragen. Ich sehe Sie schon fragen: Warum ist denn die Post nicht auf der Poststraße und der „schwarze Adler" auf der Königstraße? Ein andermal beant-

worte ich diese Frage; aber jetzt will ich durch die Stadt laufen, und ich bitte Sie, mir Gesellschaft zu leisten. Folgen Sie mir nur ein paar Schritte, und wir sind schon auf einem sehr interessanten Platze. Wir stehen auf der langen Brücke. Sie wundern sich: — „Die ist aber nicht sehr lang!“ Es ist Ironie, mein Lieber. Lasst uns hier einen Augenblick stehen bleiben und die große Statue des großen Kurfürsten betrachten. Er sitzt stolz zu Pferde, und gefesselte Sklaven umgeben das Fußgestell. Es ist ein herrlicher Metallguss, und unstreitig das größte Kunstwerk Berlin's. Und ist ganz umsonst zu sehen, weil es mitten auf der Brücke steht. Es hat die meiste Ähnlichkeit mit der Statue des Kurfürsten Johann Wilhelm auf dem Markte zu Düsseldorf, nur dass hier in Berlin der Schwanz des Pferdes nicht so bedeutend dick ist. Aber ich sehe, Sie werden von allen Seiten gestoßen. Auf dieser Brücke ist ein ewiges Menschengedränge. Sehen Sie sich mal um. Welche große, herrliche Straße! Das ist eben die Königstraße, wo ein Kaufmannsmagazin ans andre grenzt, und die bunten, leuchtenden Waarenausstellungen fast das Auge blenden. Lasst uns weiter gehen, wir gelangen hier auf den Schlossplatz. Rechts das Schloss, ein hohes, großartiges Gebäude. Die Zeit hat es

grau gefärbt, und gab ihm ein düſteres, aber deſto majeſtätiſcheres Anſehen. Links wieder zwei ſchöne Straßen, die Breiteſtraße und die Brüderſtraße. Aber gerade vor uns iſt die Stechbahn, eine Art Boulevard. Und hier wohnt Joſty! — Ihr Götter des Olymps, wie würde ich euch eu'r Ambroſia verleiden, wenn ich die Süßigkeiten beſchriebe, die dort aufgeſchichtet ſtehen. O, kenntet ihr den Inhalt dieſer Baiſers! O Aphrodite, wäreſt du ſolchem Schaum entſtiegen, du wäreſt noch viel ſüßer! Das Lokal iſt zwar eng und dumpfig, und wie eine Bierſtube dekoriert. Doch das Gute wird immer den Sieg über das Schöne behaupten; zuſammengedrängt wie die Bückinge ſitzen hier die Enkel der Brennen und ſchlürfen Krême, und ſchnalzen vor Wonne, und lecken die Finger.

Fort, fort von hier!
Das Auge ſieht die Thüre offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit.

Wir können durch das Schloſs gehen, und ſind augenblicklich im Luſtgarten. „Wo iſt aber der Garten"? fragen Sie. Ach Gott! merken Sie denn nicht, Das iſt wieder die Ironie. Es iſt ein viereckiger Platz, der von einer Doppelreihe Pappeln eingeſchloſſen iſt. Wir ſtoßen hier auf eine Marmorſtatue, wobei

eine Schildwache ſteht. Das iſt der alte Deſſauer. Er ſteht ganz in altpreußiſcher Uniform, durchaus nicht idealiſiert, wie die Helden auf dem Wilhelmsplatze. Dieſe will ich Ihnen nächſtens zeigen, es ſind Keith, Ziethen, Seidlitz, Schwerin und Winterfeld, beide Letztere in römiſchem Koſtüm mit einer Allongeperücke. Hier ſtehen wir juſt vor der Domkirche, die ganz kürzlich von außen neu verziert wurde und auf beiden Seiten des großen Thurms zwei neue Thürmchen erhielt. Der große, oben gerundete Thurm iſt nicht übel. Aber die beiden jungen Thürmchen machen eine höchſt lächerliche Figur. Sehen aus wie Vogelkörbe. Man erzählt auch, der große Philolog W. ſei vorigen Sommer mit dem hier durchreiſenden Orientaliſten H. ſpazieren gegangen, und als Letzterer, nach dem Dome zeigend, fragte: „Was bedeuten denn die beiden Vogelkörbe da oben?“ habe der gelehrte Witzbold geantwortet: „Hier werden Dompfaffen abgerichtet.“ In zwei Niſchen des Doms ſollen die Statuen von Luther und Melanchthon aufgeſtellt werden. — Wollen wir in den Dom hineingehen, um dort das wunderſchöne Bild von Begaſſe zu bewundern? Sie können ſich dort auch erbauen an dem Prediger Theremin. Doch laſſt uns drauß bleiben, es wird auf die Pauluſianer geſtichelt. Das macht mir keinen Spaß.

Betrachten Sie lieber gleich rechts neben dem Dom die vielbewegte Menſchenmaſſe, die ſich in einem viereckigen, eiſenumgitterten Platz herumtreibt. Das iſt die Börſe. Dort ſchachern die Bekenner des alten und des neuen Teſtaments. Wir wollen ihnen nicht zu nahe kommen. O Gott, welche Geſichter! Habſucht in jeder Muskel. Wenn ſie die Mäuler öffnen, glaub' ich mich angeſchrieen: „Gieb mir all dein Geld!" Mögen ſchon Viel zuſammengeſcharrt haben. Die Reichſten ſind gewiſs Die, auf deren fahlen Geſichtern die Unzufriedenheit und der Miſsmuth am tiefſten eingeprägt liegt. Wie viel glücklicher iſt doch mancher arme Teufel, der nicht weiß, ob ein Louisd'or rund oder eckig iſt. Mit Recht iſt hier der Kaufmann wenig geachtet. Deſto mehr ſind es die Herren dort mit den großen Federhüten und den roth ausgeſchlagenen Röcken. Denn der Luſtgarten iſt auch der Platz, wo täglich die Parole ausgegeben und die Wachtparade gemuſtert wird. Ich bin zwar kein ſonderlicher Freund vom Militärweſen, doch muſs ich geſtehen, es iſt mir immer ein freudiger Anblick, wenn ich im Luſtgarten die preußiſchen Officiere zuſammenſtehen ſehe. Schöne, kräftige, rüſtige, lebensluſtige Menſchen. Zwar hier und da ſieht man ein aufgeblaſenes, dummſtolzes Ariſtokratengeſicht aus der Menge hervorglotzen.

Doch findet man beim größern Theile der hiesigen Officiere, besonders bei den jüngern, eine Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit, die man um so mehr bewundern muss, da, wie gesagt, der Militärstand der angesehenste in Berlin ist. Freilich, der ehemalige schroffe Kastengeist desselben wurde schon dadurch sehr gemildert, dass jeder Preuße wenigstens ein Jahr Soldat sein muss, und vom Sohn des Königs bis zum Sohn des Schuhflickers Keiner davon verschont bleibt. Letzteres ist gewiss sehr lästig und drückend, doch in mancher Hinsicht auch sehr heilsam. Unsere Jugend ist dadurch geschützt vor der Gefahr der Verweichlichung. In manchen Staaten hört man weniger klagen über das Drückende des Militärdienstes, weil man dort alle Last desselben auf den armen Landmann wirft, während der Adlige, der Gelehrte, der Reiche und, wie z. B. in Holstein der Fall ist, sogar jeder Bewohner einer Stadt von allem Militärdienste befreit ist. Wie würden alle Klagen über letztern bei uns verstummen, wenn unsere lautmauligen Spießbürger, unsere politisierenden Ladenschwengel, unsere genialen Auskultatoren, Bureauschreiber, Poeten und Pflastertreter vom Dienste befreit würden. Sehen Sie dort, wie der Bauer exerciert? Er schultert, präsentiert und — schweigt.

Doch vorwärts! Wir müssen über die Brücke Sie wundern sich über die vielen Baumaterialien, die hier herumliegen, und die vielen Arbeiter, die hier sich herumtreiben und schwatzen und Branntewein trinken und Wenig thun. Hier nebenbei war sonst die Hundebrücke; der König ließ sie niederreißen, und lässt an ihrer Stelle eine prächtige Eisenbrücke verfertigen. Schon diesen Sommer hat die Arbeit angefangen, wird sich noch lange herumziehn, aber endlich wird ein prachtvolles Werk dastehen. Schauen Sie jetzt mal auf. In der Ferne sehen Sie schon die Linden!

Wirklich, ich kenne keinen imposantern Anblick, als, vor der Hundebrücke stehend, nach den Linden hinauf zu sehen. Rechts das hohe prächtige Zeughaus, das neue Wachthaus, die Universität und Akademie. Links das königliche Palais, das Opernhaus, die Bibliothek u. s. w. Hier drängt sich Prachtgebäude an Prachtgebäude. Ueberall verzierende Statuen; doch von schlechtem Stein und schlecht gemeißelt, außer die auf dem Zeughause. Hier stehn wir auf dem Schloßplatz, dem breitesten und größten Platze in Berlin. Das königliche Palais ist das schlichteste und unbedeutendste von allen diesen Gebäuden. Unser König wohnt hier, einfach und bürgerlich. Hut ab! Da fährt der König selbst

vorbei. Es ist nicht der prächtige Sechsspänner der gehört einem Gesandten. Nein, er sitzt in dem schlechten Wagen mit zwei ordinären Pferden. Das Haupt bedeckt eine gewöhnliche Officiersmütze, und die Glieder umhüllt ein grauer Regenmantel. Aber das Auge des Eingeweihten sieht den Purpur unter diesem Mantel und das Diadem unter dieser Mütze. Sehen Sie, wie der König Jeden freundlich wiedergrüßt. Hören Sie! „Es ist ein schöner Mann," flüstert dort die kleine Blondine. „Es war der beste Ehemann," antwortet seufzend die ältere Freundin. „Ma foi!" brüllt der Husarenofficier, „es ist der beste Reiter in unserer Armee."

Wie gefällt Ihnen aber die Universität? Fürwahr, ein herrliches Gebäude! Nur Schade, die wenigsten Hörsäle sind geräumig, die meisten düster und unfreundlich, und, was das Schlimmste ist, bei vielen gehen die Fenster nach der Straße, und da kann man schrägüber das Opernhaus bemerken. Wie muss der arme Bursche auf glühenden Kohlen sitzen, wenn die ledernen, und zwar nicht saffian- oder maroquinledernen, sondern schweinsledernen Mütze eines langweiligen Docenten ihm in die Ohren dröhnen, und seine Augen unterdessen auf der Straße schweifen und sich ergötzen an dem pittoresken Schauspiel der leuchtenden Equipagen,

der vorüberziehenden Soldaten, der dahin hüpfenden Nymphen und der bunten Menschenwoge, die sich nach dem Opernhause wälzt. Wie müssen dem armen Burschen die 16 Groschen in der Tasche brennen, wenn er denkt: Diese glücklichen Menschen sehen gleich die Eunike als Seraphim, oder die Milder als Iphigeneia. „Apollini et Musis“ steht auf dem Opernhause, und der Musensohn sollte draußen bleiben? Aber sehen Sie, das Kollegium ist eben ausgegangen, und ein Schwarm Studenten schlendert nach den Linden. „Gehen denn so viele Philister ins Kollegium?“ fragen Sie. Still, still, Das sind keine Philister. Der hohe Hut à la Bolivar und der Überrock à l'Anglaise machen noch lange nicht den Philister. Eben so wenig wie die rothe Mütze und der Flausch den Burschen macht. Ganz im Kostüm des Letztern geht hier mancher sentimentale Barbiergesell, mancher ehrgeizige Laufjunge und mancher hochherzige Schneider. Es ist dem anständigen Burschen zu verzeihen, wenn er mit solchen Herren nicht gern verwechselt sein möchte. Kurländer sind wenige hier. Desto mehr Polen, über 70, die sich meistens burschikose tragen. Diese haben obige Verwechselung nicht zu befürchten. Man sieht's diesen Gesichtern gleich an, dass keine Schneiderseele unterm Flausche sitzt. Viele dieser Sarmaten könnten den Söhnen

Hermann's und Thusnelda's als Muſter von Liebenswürdigkeit und edelm Betragen dienen. Es iſt wahr. Wenn man ſo viele Herrlichkeiten bei Fremden ſieht, gehört wirklich eine ungeheure Doſis Patriotismus dazu, ſich noch immer einzubilden: das Vortrefflichſte und Köſtlichſte, was die Erde trägt, ſei ein — Deutſcher! Zuſammenleben iſt wenig unter den hieſigen Studierenden. Die Landsmannſchaften ſind aufgehoben. Die Verbindung, die unter dem Namen „Arminia" aus alten Anhängern der Burſchenſchaft beſtand, ſoll ebenfalls aufgelöſt ſein. Wenige Duelle fallen jetzt vor. Ein Duell iſt kürzlich ſehr unglücklich abgelaufen. Zwei Mediciner, Liebſchütz und Febus, geriethen im Kollegium der Semiotik in einen unbedeutenden Streit, da Beide gleichen Anſpruch machten an den Sitz No. 4. Sie wuſſten nicht, daſs es in dieſem Auditorium zwei mit No. 4 bezeichnete Sitze gab; und Beide hatten dieſe Nummer vom Profeſſor erhalten. „Dummer Junge!" rief der Eine, und der leichte Wortwechſel war geendigt. Sie ſchlugen ſich den andern Tag, und Liebſchütz rannte ſich den Schläger ſeines Gegners in den Leib. Er ſtarb eine Viertelſtunde darauf. Da er ein Jude war, wurde er von ſeinen akademiſchen Freunden nach dem jüdiſchen Gottesacker

gebracht. Febus, ebenfalls ein Jude, hat die Flucht ergriffen, und

Aber ich ſehe, Sie hören ſchon nicht mehr, was ich erzähle, und ſtaunen die Linden an. Ja, Das ſind die berühmten Linden, wovon Sie ſo Viel gehört haben. Mich durchſchauert's, wenn ich denke: auf dieſer Stelle hat vielleicht Leſſing geſtanden, unter dieſen Bäumen war der Lieblingsſpaziergang ſo vieler großer Männer, die in Berlin gelebt; hier ging der große Fritz, hier wandelte — Er! Aber iſt die Gegenwart nicht auch herrlich? Es iſt juſt Zwölf, und die Spaziergangszeit der ſchönen Welt. Die geputzte Menge treibt ſich die Linden auf und ab. Sehen Sie dort den Elegant mit zwölf bunten Weſten? Hören Sie die tiefſinnigen Bemerkungen, die er ſeiner Donna zuliſpelt? Riechen Sie die köſtlichen Pomaden und Eſſenzen, womit er parfümiert iſt? Er fixiert Sie mit der Lorgnette, lächelt und kräuſelt ſich die Haare. Aber ſchauen Sie die ſchönen Damen! Welche Geſtalten! Ich werde poetiſch!

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannſt du dein Herz erbaun,
Hier kannſt du beiſammen finden
Die allerſchönſten Fraun.

Sie blühn ſo hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat ſie ſinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch ſchöne Federhüte!
Welch ſchöne Türkenſhawls!
Welch ſchöne Wangenblüthe!
Welch ſchöner Schwanenhals!

Nein, Dieſe dort iſt ein wandelndes Paradies, ein wandelnder Himmel, eine wandelnde Seligkeit. Und dieſen Schöps mit dem Schnauzbarte ſieht ſie ſo zärtlich an! Der Kerl gehört nicht zu den Leuten, die das Pulver erfunden haben, ſondern zu Denen, die es gebrauchen, d. h. er iſt Militär. Sie wundern ſich, daſs alle Männer hier plötzlich ſtehen bleiben, mit der Hand in die Hoſentaſche greifen und in die Höhe ſchauen? Mein Lieber, wir ſtehen juſt vor der Akademieuhr, die am richtigſten geht von allen Uhren Berlin's, und jeder Vorübergehende verfehlt nicht, die ſeinige darnach zu richten. Es iſt ein poſſierlicher Anblick, wenn man nicht weiß, daſs dort eine Uhr ſteht. In dieſem Gebäude iſt auch die Singakademie. Ein Billett kann ich Ihnen nicht verſchaffen; der Vorſteher derſelben, Profeſſor Zelter,

ſoll bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſonderlich zuvorkommend ſein. Doch betrachten Sie die kleine Brünette, die ihnen ſo vielverheißend zulächelt. Und einem ſolchen niedlichen Ding wollten Sie eine Art Hundezeichen umhängen laſſen? Wie ſie allerliebſt das Lockenköpfchen ſchüttelt, mit den kleinen Füßchen trippelt, und wieder lächelnd die weißen Zähnchen zeigt. Sie muſs es Ihnen angemerkt haben, daſs Sie ein Fremder ſind. Welch eine Menge beſternter Herren! Welch eine Unzahl Orden! Wenn man ſich einen Rock anmeſſen läſſt, frägt der Schneider: „Mit oder ohne Einſchnitt (für den Orden)?“ Aber Halt! Sehen Sie das Gebäude an der Ecke der Charlottenſtraße? Das iſt das Café Royal! Bitte, laſſt uns hier einkehren, ich kann nicht gut vorbeigehen, ohne einen Augenblick hineinzuſehen. Sie wollen nicht? Doch beim Umkehren müſſen Sie mit hinein. Hier ſchrägüber ſehen Sie das Hôtel de Rôme, und hier wieder links das Hôtel de Pétersbourg, die zwei angeſehenſten Gaſthöfe. Nahebei iſt die Konditorei von Teichmann. Die gefüllten Bonbons ſind hier die beſten Berlin's; aber in den Kuchen iſt zu viel Butter. Wenn Sie für 8 Groſchen ſchlecht zu Mittag eſſen wollen, ſo gehen Sie in die Reſtauration neben Teichmann auf die erſte Etage. Jetzt ſehen Sie mal rechts und links. Das iſt die große

Friedrichsſtraße. Wenn man dieſe betrachtet, kann man ſich die Idee der Unendlichkeit veranſchaulichen. Laſſt uns hier nicht zu lange ſtehen bleiben. Hier bekömmt man den Schnupfen. Es weht ein fataler Zugwind zwiſchen dem Halliſchen und dem Oranienburger Thore. Hier links drängt ſich wieder das Gute; hier wohnt Sala Tarone, hier iſt das Café de Commerce, und hier wohnt — Jagor! Eine Sonne ſteht über dieſer Paradieſespforte. Treffendes Symbol! Welche Gefühle erregt dieſe Sonne in dem Magen eines Gourmands! Wiehert er nicht bei ihrem Anblick wie das Roß des Darius Hyſtaſpis? Kniet nieder, ihr modernen Peruaner, hier wohnt — Jagor! Und dennoch, dieſe Sonne iſt nicht ohne Flecken. Wie zahlreich auch die ſeltenen Delikateſſen ſind, die hier auf der täglich neu gedruckten Karte angezeigt ſtehen, ſo iſt die Bedienung doch oft ſehr langſam, nicht ſelten iſt der Braten alt und zähe, und die meiſten Gerichte finde ich im Café Royal weit ſchmackhafter zubereitet. Aber der Wein? O, wer doch den Säckel des Fortunatus hätte! — Wollen Sie die Augen ergötzen, ſo betrachten Sie die Bilder, die hier im Glaskaſten des Jagor'ſchen Parterre ausgeſtellt ſind. Hier hängen neben einander die Schauſpielerin Stich, der Theolog Neander und der Violiniſt Boucher. Wie die Holde lächelt! O ſähen

Sie ſie als Julie, wenn ſie dem Pilger Romeo den erſten Kuſs erlaubt. Muſik ſind ihre Worte:

Grace is in all her steps, heaven in her eye,
In every gesture dignity and love.

(Milton.)

Wie ſieht Neander wieder zerſtreut aus! Er denkt gewiſs an die Gnoſtiker, an Baſilides, Valentinus, Barbeſanes, Karpokrates und Markus. Boucher hat wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiſer Napoleon. Er nennt ſich Kosmopolit, Sokrates der Violiniſten, ſcharrt ein raſendes Geld zuſammen, und nennt Berlin aus Dankbarkeit la Capitale de la Musique. — Doch laſſt uns ſchnell vorbeigehen; hier iſt wieder eine Konditorei und hier wohnt Lebeufve, ein magnetiſcher Name. Betrachten Sie die ſchönen Gebäude, die auf beiden Seiten der Linden ſtehn. Hier wohnt die vornehmſte Welt Berlin's. Laſſt uns eilen. Das große Haus links iſt die Konditorei von Fuchs. Wunderſchön iſt dort Alles dekoriert, überall Spiegel, Blumen, Marcipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetſte Eleganz. Aber Alles, was man dort genießt, iſt am ſchlechteſten und theuerſten in Berlin. Unter den Konditorwaaren iſt wenig Auswahl, und das Meiſte iſt alt. Ein paar alte verſchimmelte Zeitſchriften liegen auf dem Tiſche. Und das lange, auf-

wartende Fräulein iſt nicht mal hübſch. Laſſt uns nicht zu Fuchs gehen. Ich eſſe keine Spiegel und ſeidene Gardinen, und wenn ich Etwas für die Augen haben will, ſo gehe ich in Spontini's Cortez oder Olympia. — Hier rechts können Sie etwas Neues ſehen. Hier werden Boulevards gebaut, wodurch die Wilhelmſtraße mit der Luiſenſtraße in Verbindung geſetzt wird. Hier wollen wir ſtille ſtehn, und das Brandenburger Thor und die darauf ſtehende Viktoria betrachten. Erſteres wurde von Langhans nach den Propyläen zu Athen gebaut, und beſteht aus einer Kolonnade von zwölf großen doriſchen Säulen. Die Göttin da oben wird Ihnen aus der neueſten Geſchichte genugſam bekannt ſein. Die gute Frau hat auch ihre Schickſale gehabt; man ſieht's ihr nicht an, der muthigen Wagenlenkerin. Laſſt uns durchs Thor gehen. Was Sie jetzt vor ſich ſehen, iſt der berühmte Thiergarten, in der Mitte die breite Chauſſée nach Charlottenburg. Auf beiden Seiten zwei koloſſale Statuen, wovon die eine einen Apoll vorſtellen möchte. Erzniederträchtige, verſtümmelte Klötze. Man ſollte ſie herunterwerfen; denn es hat ſich gewiſs ſchon manche ſchwangere Berlinerin dran verſehen. Daher die vielen ſcheußlichen Geſichter, denen wir unter den Linden begegnen. Die Polizei ſollte ſich drein miſchen.

Jetzt lasst uns umkehren, ich habe Appetit, und sehne mich nach dem Café Royal. Wollen Sie fahren? Hier gleich am Thore stehen Droschken. So heißen unsere hiesigen Fiaker. Man zahlt 4 Groschen Kourant für eine Person und 6 Gr. K. für zwei Personen, und der Kutscher fährt, wohin man will. Die Wagen sind alle gleich, und die Kutscher tragen alle graue Mäntel mit gelben Aufschlägen. Wenn man just pressiert ist, oder wenn es entsetzlich regnet, so ist keine einzige von allen Droschken aufzutreiben. Doch wenn es schönes Wetter ist, wie heute, oder wenn man sie nicht sonderlich nöthig hat, sieht man die Droschken haufenweis beisammen stehen. Lasst uns einsteigen. Schnell, Kutscher! Wie Das unter den Linden wogt! Wie Mancher läuft da herum, der doch nicht weiß, wo er heut zu Mittag essen kann! Haben Sie die Idee eines Mittagessens begriffen, mein Lieber? Wer diese begriffen hat, Der begreift auch das ganze Treiben der Menschen. Schnell, Kutscher! Was halten Sie von der Unsterblichkeit der Seele? Wahrhaftig, es ist eine große Erfindung, eine weit größere, als das Pulver. Was halten Sie von der Liebe? Schnell, Kutscher! Nicht wahr, es ist bloß das Gesetz der Attraktion? — Wie gefällt Ihnen Berlin? Finden Sie nicht, obschon die Stadt neu, schön und regelmäßig gebaut ist, so

macht ſie doch einen etwas nüchternen Eindruck. Die Frau von Staël bemerkt ſehr ſcharfſinnig: „Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez sérieuse; on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie.“ Herr von Pradt ſagt noch etwas weit Pikanteres. — Aber Sie hören kein Wort wegen des Wagengeraſſels. Gut, wir ſind am Ziel. Halt! Hier iſt das Café Royal. Das freundliche Menſchengeſicht, das an der Thüre ſteht, iſt Beyermann. Das nenne ich einen Wirth! Kein kriechender Katzenbuckel, aber doch zuvorkommende Aufmerkſamkeit; feines, gebildetes Betragen, aber doch unermüdlicher Dinſteifer, kurz eine Prachtausgabe von Wirth. Laſſt uns hineingehn. Ein ſchönes Lokal; vorn das ſplendideſte Kaffehaus Berlin's, hinten die ſchöne Reſtauration. Ein Verſammlungsort eleganter, gebildeter Welt. Sie können hier oft die intereſſanteſten Menſchen ſehen. Bemerken Sie dort den großen breitſchultrigen Mann im ſchwarzen Oberrock? Das iſt der berühmte Cosmeli, der heut in London iſt und morgen in Ispahan. So ſtelle ich mir den Peter

Schlemihl von Chamisso vor. Er hat eben ein Paradoxon auf der Zunge. Bemerken Sie den großen Mann mit der vornehmen Miene und der hohen Stirne? Das ist der Wolf, der den Homer zerrissen hat, und der deutsche Hexameter machen kann. Aber dort am Tisch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrierenden Gesichtsmuskeln, mit den possierlichen und doch unheimlichen Gesten? Das ist der Kammergerichtsrath Hoffmann, der den Kater Murr geschrieben, und die hohe feierliche Gestalt, die ihm gegenübersitzt, ist der Baron von Lüttwitz, der in der Vossischen Zeitung die klassische Recension des Katers geliefert hat. Bemerken Sie den Elegant, der sich so leicht bewegt, kurländisch lispelt, und sich jetzt wendet gegen den hohen, ernsthaften Mann im grünen Oberrock? Das ist der Baron von Schilling, der im Mindener Sonntagsblatte „die lieben Teutsenkel" so sehr touchiert hat*).

*) Wahrscheinlich mit Bezug auf diese Stelle veröffentlichte Heine im „Bemerker" Nr. 9 (Beilage zum 85. Blatte des Berliner „Gesellschafter"), vom 29. Mai 1822, folgende Erklärung:

„Mit Bedauern habe ich erfahren, daß zwei Aufsätze von mir, überschrieben: „Briefe aus Berlin" (in Nr. 6, 7, 16 ꝛc. des zum „Rheinisch-Westf. Anzeiger" gehörigen „Kunst- und Wissenschaftsblattes") auf eine Art ausgelegt worden,

Der Ernſthafte iſt der Dichter Baron von Maltitz. Aber rathen Sie mal, wer dieſe determinierte Figur iſt, die am Kamine ſteht? Das iſt Ihr Antagoniſt Hartmann vom Rheine; hart und ein Mann, und zwar aus einem einzigen Eiſenguſſe. Aber was kümmern mich alle dieſe Herren, ich habe Hunger. Garçon, la charte! Betrachten Sie mal dieſe Menge herrlicher Gerichte. Wie die Namen derſelben melodiſch und ſchmelzend klingen, as music on the waters! Es ſind geheime Zauberformeln, die uns das Geiſterreich aufſchließen. Und Champagner da-

---

die dem Herrn Baron von Schilling verletzend erſcheinen muſs; da es nie meine Abſicht war ihn zu kränken, ſo erkläre ich hiermit, daſs es mir herzlich leid iſt, wenn ich zufälligerweiſe dazu Anlaſs gegeben hätte; daſs ich alles dahin Gehörige zurücknehme, und daſs es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenem Briefe gedruckt worden wäre, die aus Delikateſſe unterdrückt werden muſste. Dieſes kann der geehrte Redakteur jener Zeitſchrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieſes freimüthige Bekenntnis der Wahrheit allen Stoff zu Mißverſtändnis und öffentlichem Federkriege fortzuräumen.

Berlin, den 3. Mai 1822.

„Heinrich Heine.“

Der Herausgeber.

bei! Erlauben Sie, daſs ich eine Thräne der Rührung weine. Doch Sie, Gefühlloſer, haben gar keinen Sinn für alle dieſe Herrlichkeit, und wollen Neuigkeiten, armſelige Stadtneuigkeiten. Sie ſollen befriedigt werden. Mein lieber Herr Gans, was giebt es Neues? Er ſchüttelt das graue ehrwürdige Haupt und zuckt mit den Achſeln. Wir wollen uns an das kleine rothbäckige Männlein wenden; der Kerl hat immer die Taſchen voll Neuigkeiten, und wenn er mal anfängt zu erzählen, ſo geht's wie ein Mühlrad. Was giebt's Neues, mein lieber Herr Kammermuſikus?

Gar Nichts. Die neue Oper von Hellwig: „Die Bergknappen", ſoll nicht ſehr angeſprochen haben. Spontini komponiert jetzt eine Oper, wozu ihm Koreff den Text geſchrieben. Er ſoll aus der preußiſchen Geſchichte ſein. Auch erhalten wir bald Koreff's „Aucaſſin und Nicolette", wozu Schneider die Muſik ſetzt. Letztere wird erſt noch etwas zuſammengeſtrichen. Nach Karneval erwartet man auch Bernhard Klein's „Dido", eine heroiſche Oper. Die Bohrer und Boucher haben wieder Koncerte angekündigt. Wenn der „Freiſchütz" gegeben wird, iſt es noch immer ſchwer Billette zu erhalten. Der Baſſiſt Fiſcher iſt hier, wird nicht auftreten, ſingt aber viel in Geſellſchaften. Graf Brühl iſt noch immer ſehr krank; er

hat ſich das Schlüſſelbein zerbrochen. Wir fürchteten ſchon, ihn zu verlieren, und noch ſo ein Theaterintendant, der Enthuſiaſt iſt für deutſche Kunſt und Art, wäre nicht leicht zu finden geweſen. Der Tänzer Antonini war hier, verlangte 100 Louisd'or für jeden Abend, welche ihm aber nicht bewilligt wurden. Adam Müller, der Politiker, war ebenfalls hier; auch der Tragödienverfertiger Houwald. Madame Woltmann iſt wahrſcheinlich noch hier; ſie ſchreibt Memoiren. An den Reliefs zu Blücher's und Scharnhorſt's Statuen wird bei Rauch immer noch gearbeitet. Die Opern, die im Karneval gegeben werden, ſtehn in der Zeitung verzeichnet. Doktor Kuhn's Tragödie: „Die Damascener" wird noch dieſen Winter gegeben. Wach iſt mit einem Altarblatt beſchäftigt, das unſer König der Siegeskirche in Moskau ſchenken wird. Die Stich iſt längſt aus den Wochen und wird morgen wieder in „Romeo und Julie" auftreten. Die Caroline Fouqué hat einen Roman in Briefen herausgegeben, wozu ſie die Briefe des Helden und der Prinz Karl von Mecklenburg die der Dame ſchrieb. Der Staatskanzler erholt ſich von ſeiner Krankheit. Ruſt behandelt ihn. Doktor Bopp iſt hier angeſtellt als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, und hat vor einem großen Auditorium ſeine erſte Vorleſung über das Sanskrit

gehalten. Vom Brockhausischen Konversationblatte werden hier noch dann und wann Blätter konfisciert. Von Görres' neuester Schrift: „In Sachen der Rheinlande ꝛc. ꝛc." spricht man gar Nichts; man hat fast keine Notiz davon genommen. Der Junge, der seine Mutter mit dem Hammer todtgeschlagen hat, war wahnsinnig. Die mystischen Umtriebe in Hinterpommern machen großes Aufsehen. Hoffmann giebt jetzt bei Willmanns in Frankfurt, unter dem Titel: „Der Floh", einen Roman heraus, der sehr viele politische Sticheleien enthalten soll. Professor Gubitz beschäftigt sich noch immer mit Übersetzungen aus dem Neugriechischen, und schneidet jetzt Vignetten zu dem „Feldzug Suwarow's gegen die Türken", ein Werk, welches der Kaiser Alexander als Volksbuch für die Russen drucken läßt. Bei Christiani hat C. L. Blum eben herausgegeben: „Klagelieder der Griechen", die viel Poesie enthalten. Der Künstlerverein in der Akademie ist sehr glänzend ausgefallen, und die Einnahme zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet worden. Der Hofschauspieler Walter aus Karlsruhe ist eben angekommen, und wird in „Staberle's Reiseabenteuer" auftreten. Die Neumann soll im März wieder herkommen, und die Stich alsdann auf Reisen gehen. Julius von Voß hat wieder ein Stück geschrieben: ‚Der neue Markt." Sein Lust-

ſpiel: „Quintin Meſſys“ wird nächſte Woche gegeben. Heinrich von Kleiſt's: „Prinz von Homburg“ wird nicht gegeben werden. An Grillparzer iſt das Manuſkript ſeiner Trilogie: „Die Argonauten“, welches er unſerer Intendanz geſchickt hatte, wieder zurück geſandt worden. Markör, ein Glas Waſſer! Nicht wahr, der Kammermuſikus Der weiß Neuigkeiten! An Den wollen wir uns halten. Er ſoll Weſtfalen mit Neuigkeiten verſorgen, und was er nicht weiß, Das braucht auch Weſtfalen nicht zu wiſſen. Er gehört zu keiner Partei, zu keiner Schule, iſt weder ein Liberaler, noch ein Romantiker, und wenn er etwas Mediſantes ſagt, ſo iſt er ſo unſchuldig dabei wie das unglückſelige Rohr, dem der Wind die Worte entlockte: „König Midas hat Eſelsohren!“

Zweiter Brief.

Berlin, den 16. März 1822.*)

[Ihr sehr werthes Schreiben vom 2. Februar habe ich richtig erhalten, und ersah daraus mit Vergnügen, daſs mein erster Brief Ihren Beifall hat. Ihr leise angedeuteter Wunsch, bestimmte Persönlichkeiten nicht zu sehr hervortreten zu lassen, soll in etwa erfüllt werden. Es ist wahr, man kann mich leicht misſverstehen. Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinskizziere, sondern die Figürchen, die ich hineingezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, daſs es mir um diese Figürchen besonders zu thun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, so wie

*) Ein Theil dieses Briefes ist bei dem späteren Abdruck im zweiten Bande der „Reisebilder", 1. Aufl., vom 1. März 1822 datiert.

Der Herausgeber.

man Suppe ohne Salz eſſen kann. Man kann verblümt ſprechen, wie unſere Zeitungsſchreiber. Wenn Sie von einer großen norddeutſchen Macht reden, ſo weiß Jeder, daß Sie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Masken im Redoutenſaale ohne Geſichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutſchen Juriſten ſpreche, der das ſchwarze Haar ſo lang als möglich von der Schulter herabwallen läſſt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel ſchaut, einem Chriſtusbilde ähnlich ſehen möchte, übrigens einen franzöſiſchen Namen trägt, von franzöſiſcher Abſtammung iſt, und doch gar gewaltig deutſch thut, ſo wiſſen die Leute, wen ich meine. Ich werde Alles bei ſeinem Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Perſönlichkeit ſchildern; ich kümmre mich wenig um den Tadel jener Leutchen, die ſich im Lehnſtuhle der Konvenienz-Korreſpondenz behaglich ſchaukeln, und jederzeit liebreich ermahnen: „Lobt uns, aber ſagt nicht, wie wir ausſehn.“

Ich habe es längſt gewuſſt, daſs eine Stadt wie ein junges Mädchen iſt, und ihr holdes Angeſicht gern wieder ſieht im Spiegel fremder Korreſpondenz. Aber ich hätte nie gedacht, daſs Berlin bei einem ſolchen Beſpiegeln ſich wie ein altes Weib,

wie eine echte Klatſchlieſe gebärden würde. Ich machte bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung: Berlin iſt ein großes Krähwinkel.

Ich bin heute ſehr verdrießlich, mürriſch, ärgerlich, reizbar; der Miſsmuth hat der Phantaſie den Hemmſchuh angelegt, und ſämmtliche Witze tragen ſchwarze Trauerflöre. Glauben Sie nicht, daſs etwa eine Weiberuntreue die Urſache ſei. Ich liebe die Weiber noch immer; als ich in Göttingen von allem weiblichen Umgange abgeſchloſſen war, ſchaffte ich mir wenigſtens eine Katze an; aber weibliche Untreue könnte nur noch auf meine Lachmuskeln wirken. Glauben Sie nicht, daſs etwa meine Eitelkeit ſchmerzlich beleidigt worden ſei; die Zeit iſt vorbei, wo ich des Abends meine Haare mühſam in Papillotten zu drehen pflegte, einen Spiegel beſtändig in der Taſche trug, und mich 25 Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beſchäftigte. Denken Sie auch nicht, daſs vielleicht Glaubensſkrupel mein zartes Gemüth quälend beunruhigten; ich glaube jetzt nur noch an den pythagoräiſchen Lehrſatz und ans königl. preuſs. Landrecht. Nein, eine weit vernünftigere Urſache bewirkt meine Betrübnis: mein köſtlichſter Freund, der Liebenswürdigſte der Sterblichen, Eugen von B., iſt vorgeſtern abgereiſt! Das war der einzigſte Menſch, in deſſen Geſellſchaft ich mich nicht

langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Hass und mit der Lüge.

Doch Schmerz bei Seite; ich muss jetzt davon sprechen, was die Leute singen und sagen bei uns an der Spree. Was sie klüngeln und was sie züngeln, was sie kichern und was sie klatschen, Alles sollen Sie hören, mein Lieber.

Boucher, der längst sein aller — aller — allerletztes Koncert gegeben, und jetzt vielleicht Warschau oder Petersburg mit seinen Kunststücken auf der Violine entzückt, hat wirklich Recht, wenn er Berlin la capitale de la musique nennt. Es ist hier den ganzen Winter hindurch ein Singen und Klingen gewesen, dass Einem fast Hören und Sehen vergeht. Ein Koncert trat dem andern auf die Ferse.

Wer nennt die Fiedler, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?

— — — — — — — —

Selbst von Hispanien kamen sie,
Und spielten auf dem Schaugerüste
Gar manche schlechte Melodie.

Der Spanier war Escudero, ein Schüler Baillot's, ein wackerer Violinspieler, jung, blühend, hübsch, und dennoch kein Protegé der Damen. Ein ominöses Gerücht ging ihm voran, als habe das italiänische Messer ihn unfähig gemacht, dem schönen Geschlechte gefährlich zu sein. Ich will Sie nicht ermüden mit dem Aufzählen aller jener musikalischen Abendunterhaltungen, die uns diesen Winter entzückten und langweilten. Ich will nur erwähnen, daſs das Koncert der Seidler drückend voll war, und daſs wir jetzt auf Drouet's Koncert gespannt sind, weil der junge Mendelssohn darin zum ersten Male öffentlich spielen wird. —]

Haben Sie noch nicht Maria von Weber's „Freischütz" gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper das „Lied der Brautjungfern" oder [kurzweg] den „Jungfernkranz" gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Hallischen nach dem Oranienburger Thore, und vom Brandenburger nach dem Königsthore, ja selbst wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpnicker Thore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder: den „Jungfernkranz".

Wie man in der Goethe'schen Elegien den armen Britten von dem „Marlborough s'en va-t-en

guerre“ durch alle Länder verfolgt ſieht, ſo werde auch ich von Morgens früh bis ſpät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Luſt und Hochzeitfreude.

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrt' und Thymian,
Das wächſt in meinem Garten.
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner u. ſ. w.

Bin ich mit noch ſo guter Laune des Morgens aufgeſtanden, ſo wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn ſchon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz“ zwitſchernd, bei meinem Fenſter vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin ſteht auf mit ihrem „Jungfernkranz“.

Ich höre meinen Barbier den „Jungfernkranz“ die Treppe heraufſingen. Die kleine Wäſcherin kommt „mit Lavendel, Myrt' und Thymian“. So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hauſe, und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droſchke. Gut, daſs ich durch das Rädergeraſſel nicht ſingen höre. Bei ***li ſteig' ich ab. Iſt's Fräulein zu ſprechen? Der Diener läuft. „Ja.“ Die Thüre fliegt auf. Die Holde ſitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem ſüßen:

„Wo bleibt der ſchmucke Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten.“ —

Sie ſingen wie ein Engel! ruf' ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen“, liſpelt die Gütige, und ſie windet wieder ihren „Jungfernkranz“, und windet, und windet, bis ich ſelbſt vor unſäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangſt ausrufe: „Hilf, Samiel!“

Sie müſſen wiſſen, ſo heißt der böſe Feind im „Freiſchützen“; der Jäger Kaſpar, der ſich ihm ergeben hat, ruft in jeder Noth: „Hilf, Samiel!“ Es wurde hier Mode, in komiſcher Bedrängnis dieſen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher, der ſich den Sokrates der Violiniſten nennt, hat einſt ſogar im

Koncerte, als ihm eine Violinſeite ſprang, laut ausgerufen: Hilf, Samiel!"

Und Samiel hilft. Die beſtürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Geſange, und liſpelt: ‚Was fehlt Ihnen?" Es iſt pures Entzücken, ächze ich mit forciertem Lächeln. „Sie ſind krank", liſpelt ſie, „geben Sie nach dem Thiergarten, genießen Sie das ſchöne Wetter und beſchauen ſie die ſchöne Welt." Ich greife nach Hut und Stock, küſſe der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen ſchmachtenden Paſſionsblick zu, ſtürze zur Thür hinaus, ſteige wieder in die erſte, beſte Droſchke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich ſteige aus, und laufe hinein in den Thiergarten.

Ich rathe Ihnen, wenn Sie mal her kommen, ſo verſäumen Sie nicht, an ſolchen ſchönen Vorfrühlingstagen um dieſe Zeit, um halb Eins, in den Thiergarten zu gehen.

Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unſerer ſeligen Luiſe von den Einwohnerinnen des Thiergartens ein kleines, einfaches Monument geſetzt iſt. Dort pflegt unſer König oft ſpazieren zu gehen. Es iſt eine ſchöne, edle, ehrfurchtgebietende Geſtalt, die allen äußern Prunk verſchmäht. Er trägt faſt immer einen ſcheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weisgemacht, der König

müsse sich oft mit dieser Kleidung etwas behelfen, weil sein Garderobemeister außer Landes wohnt und nur selten nach Berlin kömmt. Die schönen Königskinder sieht man ebenfalls zu dieser Zeit im Thiergarten, so wie auch den ganzen Hof und die allernobelste Noblesse. Die fremdartigen Gesichter sind Familien auswärtiger Gesandten. Ein oder zwei Livréebediente folgen den edlen Damen in einiger Entfernung. Officiere auf den schönsten Pferden galoppieren vorbei. Ich habe selten schönere Pferde gesehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergestalten. Die Prinzen unseres Hauses sind darunter. Welch ein schönes, kräftiges Fürstengeschlecht! An diesem Stamme ist kein missgestalteter, verwahrloster Ast. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edlen Gesichtern, reiten dort die zwei ältern Königssöhne vorbei. Jene schöne jugendliche Gestalt, mit frommen Gesichtszügen und liebeklaren Augen, ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majestätische Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Rosse vorbeifliegt, Das ist unsre — Alexandrine. Im braunen, fest anliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten,

die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht; andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine Alteweiberstimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w.“

Und nun den ganzen Tag verlässt mich nicht das vermaledeite Lied. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tische sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Dessert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der „Jungfernkranz“ von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fistulieren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähndrich zur Abwechselung in das Gesumme hineingebrüllt, aber der „Jungfernkranz“ ist permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andre wieder von

vorn an; aus allen Häusern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube fast, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schoß der schönsten Borussin; sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar, lispelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine Lawise wird dich noch immer jut sind", und sie streichelt und hätschelt so lange, bis sie glaubt, daſs ich am Einschlummern sei, und sie ergreift leise die „Katharre" und spielt und singt die „Kravatte" aus Tankred: „Nach so viel' Leiden", und ich ruhe aus nach so viel Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltsam aus meinen Träumen, und die Unglückselige singt: „Wir winden dir den Jungfernkranz —"

In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

[Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daſs die Melodie desselben wirklich schlecht sei. Im

Gegentheil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix! Sie verstehen mich. Der ganze „Freischütz“ ist vortrefflich, und verdient gewiss jenes Interesse, womit er jetzt in ganz Deutschland aufgenommen wird. Hier ist er jetzt vielleicht schon zum dreißigsten Male gegeben, und noch immer wird es erstaunlich schwer, zu einer Vorstellung desselben gute Billette zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls Furore. Dieses beweist hinlänglich, dass man Unrecht hatte, zu glauben: als ob diese Oper hier nur durch die antispontinische Partei gehoben worden sei. Antispontinische Partei? Ich sehe, der Ausdruck befremdet Sie. Glauben Sie nicht, diese sei eine politische. Der heftige Parteikampf von Liberalen und Ultras, wie wir ihn in andern Hauptstädten sehen, kann bei uns nicht zum Durchbruch kommen, weil die königliche Macht, kräftig und parteilos schlichtend, in der Mitte steht. Aber dafür sehen wir in Berlin oft einen ergötzlicheren Parteikampf, den in der Musik. Wären Sie Ende des vorigen Sommers hier gewesen, hätten Sie es sich in der Gegenwart veranschaulichen können, wie einst in Paris der Streit der Gluckisten und Piccinisten ungefähr ausgesehen haben mag. — Aber ich sehe, ich muss hier etwas ausführlicher von der hiesigen Oper sprechen; erstens,

weil sie doch in Berlin ein Hauptgegenstand der Unterhaltung ist, und zweitens, weil Sie ohne nachfolgende Bemerkungen den Geist mancher Notizen gar nicht fassen können. Von unsern Sängerinnen und Sängern will ich hier gar nicht sprechen. Ihre Apologien sind stereotyp in allen Berliner Korrespondenzartikeln und Zeitungsrecensionen; täglich liest man: die Milder-Hauptmann ist unübertrefflich. die Schulz ist vortrefflich, und die Seidler ist trefflich. Genug, es ist unbestritten, dass man die Oper hier auf eine erstaunliche Kunsthöhe gebracht hat, und dass sie keiner andern deutschen Oper nachzustehen braucht. Ob Dieses durch die emsige Wirksamkeit des verstorbenen Weber's geschehen ist, oder ob Ritter Spontini, nach dem Ausspruch seiner Anhänger, wie mit dem Schlag einer Zauberruthe alle diese Herrlichkeit ins Leben hervorgerufen habe, wage ich sehr zu bezweifeln. Ich wage sogar zu glauben, dass die Leitung des großen Ritters auf einige Theile der Oper höchst nachtheilig gewirkt habe. Aber ich behaupte durchaus, dass seit der völligen Trennung der Oper vom Schauspiele und Spontini's unumschränkter Beherrschung derselben diese täglich mehr und mehr Schaden erleiden muss durch die natürliche Vorliebe des großen Ritters für seine eignen großen Produkte und die Produkte verwandter oder

langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Hass und mit der Lüge.

Doch Schmerz bei Seite; ich muss jetzt davon sprechen, was die Leute singen und sagen bei uns an der Spree. Was sie klüngeln und was sie züngeln, was sie kichern und was sie klatschen, Alles sollen Sie hören, mein Lieber.

Boucher, der längst sein aller — aller — allerletztes Koncert gegeben, und jetzt vielleicht Warschau oder Petersburg mit seinen Kunststücken auf der Violine entzückt, hat wirklich Recht, wenn er Berlin la capitale de la musique nennt. Es ist hier den ganzen Winter hindurch ein Singen und Klingen gewesen, dass Einem fast Hören und Sehen vergeht. Ein Koncert trat dem andern auf die Ferse.

Wer nennt die Fiedler, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?

— — — — — — — — —

Selbst von Hispanien kamen sie,
Und spielten auf dem Schaugerüste
Gar manche schlechte Melodie.

Der Spanier war Escudero, ein Schüler Baillot's, ein wackerer Violinspieler, jung, blühend, hübsch, und dennoch kein Protegé der Damen. Ein ominöses Gerücht ging ihm voran, als habe das italiänische Messer ihn unfähig gemacht, dem schönen Geschlechte gefährlich zu sein. Ich will Sie nicht ermüden mit dem Aufzählen aller jener musikalischen Abendunterhaltungen, die uns diesen Winter entzückten und langweilten. Ich will nur erwähnen, daſs das Koncert der Seidler drückend voll war, und daſs wir jetzt auf Drouet's Koncert gespannt sind, weil der junge Mendelssohn darin zum ersten Male öffentlich spielen wird. —]

Haben Sie noch nicht Maria von Weber's „Freischütz" gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper das „Lied der Brautjungfern" oder [kurzweg] den „Jungfernkranz" gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Hallischen nach dem Oranienburger Thore, und vom Brandenburger nach dem Königsthore, ja selbst wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpnicker Thore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder: den „Jungfernkranz".

Wie man in der Goethe'schen Elegien den armen Britten von dem „Marlborough s'en va-t-en

guerre“ durch alle Länder verfolgt ſieht, ſo werde auch ich von Morgens früh bis ſpät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Luſt und Hochzeitfreude.

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrt' und Thymian,
Das wächſt in meinem Garten.
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner u. ſ. w.

Bin ich mit noch ſo guter Laune des Morgens aufgeſtanden, ſo wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn ſchon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz“ zwitſchernd, bei meinem Fenſter vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin ſteht auf mit ihrem „Jungfernkranz“.

Ich höre meinen Barbier den „Jungfernkranz“ die Treppe heraufſingen. Die kleine Wäſcherin kommt „mit Lavendel, Myrt' und Thymian“. So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hauſe, und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droſchke. Gut, daſs ich durch das Rädergeraſſel nicht ſingen höre. Bei ***li ſteig' ich ab. Iſt's Fräulein zu ſprechen? Der Diener läuft. „Ja.“ Die Thüre fliegt auf. Die Holde ſitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem ſüßen:

„Wo bleibt der ſchmucke Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten.“ —

Sie ſingen wie ein Engel! ruf' ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen“, liſpelt die Gütige, und ſie windet wieder ihren „Jungfernkranz“, und windet, und windet, bis ich ſelbſt vor unſäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangſt ausrufe: „Hilf, Samiel!“

Sie müſſen wiſſen, ſo heißt der böſe Feind im „Freiſchützen“; der Jäger Kaſpar, der ſich ihm ergeben hat, ruft in jeder Noth: „Hilf, Samiel!“ Es wurde hier Mode, in komiſcher Bedrängnis dieſen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher, der ſich den Sokrates der Violiniſten nennt, hat einſt ſogar im

Koncerte, als ihm eine Violinſeite ſprang, laut ausgerufen: Hilf, Samiel!"

Und Samiel hilft. Die beſtürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Geſange, und liſpelt: ‚Was fehlt Ihnen?" Es iſt pures Entzücken, ächze ich mit forciertem Lächeln. „Sie ſind krank", liſpelt ſie, „gehen Sie nach dem Thiergarten, genießen Sie das ſchene Wetter und beſchauen ſie die ſchene Welt." Ich greife nach Hut und Stock, küſſe der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen ſchmachtenden Paſſionsblick zu, ſtürze zur Thür hinaus, ſteige wieder in die erſte, beſte Droſchke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich ſteige aus, und laufe hinein in den Thiergarten.

Ich rathe Ihnen, wenn Sie mal her kommen, ſo verſäumen Sie nicht, an ſolchen ſchönen Vorfrühlingstagen um dieſe Zeit, um halb Eins, in den Thiergarten zu gehen.

Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unſerer ſeligen Luiſe von den Einwohnerinnen des Thiergartens ein kleines, einfaches Monument geſetzt iſt. Dort pflegt unſer König oft ſpazieren zu gehen. Es iſt eine ſchöne, edle, ehrfurchtgebietende Geſtalt, die allen äußern Prunk verſchmäht. Er trägt faſt immer einen ſcheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weisgemacht, der König

müsse sich oft mit dieser Kleidung etwas behelfen, weil sein Garderobemeister außer Landes wohnt und nur selten nach Berlin kömmt. Die schönen Königskinder sieht man ebenfalls zu dieser Zeit im Thiergarten, so wie auch den ganzen Hof und die allernobelste Noblesse. Die fremdartigen Gesichter sind Familien auswärtiger Gesandten. Ein oder zwei Livréebediente folgen den edlen Damen in einiger Entfernung. Officiere auf den schönsten Pferden galoppieren vorbei. Ich habe selten schönere Pferde gesehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergestalten. Die Prinzen unseres Hauses sind darunter. Welch ein schönes, kräftiges Fürstengeschlecht! An diesem Stamme ist kein missgestalteter, verwahrloster Ast. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edlen Gesichtern, reiten dort die zwei ältern Königssöhne vorbei. Jene schöne jugendliche Gestalt, mit frommen Gesichtszügen und liebeklaren Augen, ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majestätische Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Rosse vorbeifliegt, Das ist unsre — Alexandrine. Im braunen, fest anliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten,

die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht; andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine Alteweiberstimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w."

Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tische sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Dessert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide" gewürgt. Dort wird der „Jungfernkranz" von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fistulieren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähndrich zur Abwechselung in das Gesumme hineingebrüllt, aber der „Jungfernkranz" ist permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andre wieder von

vorn an; aus allen Häusern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube fast, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schoß der schönsten Borussin; sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar, lispelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine Lawise wird dich noch immer jut sind", und sie streichelt und hätschelt so lange, bis sie glaubt, daſs ich am Einschlummern sei, und sie ergreift leise die „Katharre" und spielt und singt die „Kravatte" aus Tankred: „Nach so viel' Leiden", und ich ruhe aus nach so viel Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltsam aus meinen Träumen, und die Unglückselige singt: „Wir winden dir den Jungfernkranz —"

In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

[Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daſs die Melodie desselben wirklich schlecht sei. Im

Gegentheil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix! Sie verstehen mich. Der ganze „Freischütz" ist vortrefflich, und verdient gewiss jenes Interesse, womit er jetzt in ganz Deutschland aufgenommen wird. Hier ist er jetzt vielleicht schon zum dreißigsten Male gegeben, und noch immer wird es erstaunlich schwer, zu einer Vorstellung desselben gute Billette zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls Furore. Dieses beweist hinlänglich, dass man Unrecht hatte, zu glauben: als ob diese Oper hier nur durch die antispontinische Partei gehoben worden sei. Antispontinische Partei? Ich sehe, der Ausdruck befremdet Sie. Glauben Sie nicht, diese sei eine politische. Der heftige Parteikampf von Liberalen und Ultras, wie wir ihn in andern Hauptstädten sehen, kann bei uns nicht zum Durchbruch kommen, weil die königliche Macht, kräftig und parteilos schlichtend, in der Mitte steht. Aber dafür sehen wir in Berlin oft einen ergötzlicheren Parteikampf, den in der Musik. Wären Sie Ende des vorigen Sommers hier gewesen, hätten Sie es sich in der Gegenwart veranschaulichen können, wie einst in Paris der Streit der Gluckisten und Piccinisten ungefähr ausgesehen haben mag. — Aber ich sehe, ich muss hier etwas ausführlicher von der hiesigen Oper sprechen; erstens,

weil sie doch in Berlin ein Hauptgegenstand der Unterhaltung ist, und zweitens, weil Sie ohne nachfolgende Bemerkungen den Geist mancher Notizen gar nicht fassen können. Von unsern Sängerinnen und Sängern will ich hier gar nicht sprechen. Ihre Apologien sind stereotyp in allen Berliner Korrespondenzartikeln und Zeitungsrecensionen; täglich liest man: die Milder-Hauptmann ist unübertrefflich. die Schulz ist vortrefflich, und die Seidler ist trefflich. Genug, es ist unbestritten, dass man die Oper hier auf eine erstaunliche Kunsthöhe gebracht hat, und dass sie keiner andern deutschen Oper nachzustehen braucht. Ob Dieses durch die emsige Wirksamkeit des verstorbenen Weber's geschehen ist, oder ob Ritter Spontini, nach dem Ausspruch seiner Anhänger, wie mit dem Schlag einer Zauberruthe alle diese Herrlichkeit ins Leben hervorgerufen habe, wage ich sehr zu bezweifeln. Ich wage sogar zu glauben, dass die Leitung des großen Ritters auf einige Theile der Oper höchst nachtheilig gewirkt habe. Aber ich behaupte durchaus, dass seit der völligen Trennung der Oper vom Schauspiele und Spontini's unumschränkter Beherrschung derselben diese täglich mehr und mehr Schaden erleiden muss durch die natürliche Vorliebe des großen Ritters für seine eignen großen Produkte und die Produkte verwandter oder

befreundeter Genies, und durch seine eben so natürliche Abneigung gegen die Musik solcher Komponisten, deren Geist den seinigen nicht anspricht oder dem seinigen nicht huldigt, oder gar — horribile dictu — mit dem seinigen wetteifert.

Ich bin zu sehr Laie im Gebiete der Tonkunst, als daſs ich mein eignes Urtheil über den Werth der spontinischen Kompositionen aussprechen dürfte, und Alles, was ich hier sage, sind bloß fremde Stimmen, die im Gewoge des Tagesgesprächs besonders hörbar sind.

„Spontini ist der größte aller lebenden Komponisten. Er ist ein musikalischer Michel Angelo. Er hat in der Musik neue Bahnen gebrochen. Er hat ausgeführt, was Gluck nur geahnet. Er ist ein großer Mann, er ist ein Genie, er ist ein Gott!“ So spricht die spontinische Partei, und die Wände der Palläste schallen wieder von dem unmäßigen Lobe. — Sie müssen nämlich wissen, es ist die Noblesse, die besonders von Spontini's Musik angesprochen wird und Demselben ausgezeichnete Zeichen ihrer Gunst angedeihen läſst. An diese edlen Gönner lehnt sich die wirkliche spontinische Partei, die natürlicher Weise aus einer Menge Menschen besteht, die dem vornehmen und legitimen Geschmacke blindlings huldigt, aus einer Menge Enthusiasten für das Aus-

ländiſche, aus einigen Komponiſten, die ihre Muſik gern auf die Bühne brächten, und endlich aus einer Handvoll wirklicher Verehrer.

Woraus ein Theil der Gegenpartei beſteht, iſt wohl leicht zu errathen. Viele ſind auch dem guten Ritter gram, weil er ein Welſcher iſt. Andre, weil ſie ihn beneiden. Wieder Andre, weil ſeine Muſik nicht deutſch iſt. Aber endlich der größte Theil ſieht in ſeiner Muſik nur Pauken- und Trompetenſpektakel, ſchallenden Bombaſt und geſpreizte Unnatur. Hierzu kam noch der Unwille Vieler — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Jetzt, mein Lieber, können Sie ſich den Lärm erklären, der dieſen Sommer ganz Berlin erfüllte, als Spontini's „Olympia" auf unſrer Bühne zuerſt erſchien. Haben Sie die Muſik dieſer Oper nicht in Hamm hören können? An Pauken und Poſaunen war kein Mangel, ſo daſs ein Witzling den Vorſchlag machte, im neuen Schauſpielhauſe die Haltbarkeit der Mauern durch die Muſik dieſer Oper zu probieren. Ein anderer Witzling kam eben aus der brauſenden „Olympia", hörte auf der Straße den Zapfenſtreich trommeln, und rief, Athem ſchöpfend: „Endlich hört man doch ſanfte Muſik!" Ganz Berlin witzelte über die vielen Poſaunen und über den großen Elephanten in den Prachtaufzügen dieſer Oper.

Die Tauben aber waren ganz entzückt von so vieler Herrlichkeit, und versicherten, das sie diese schöne dicke Musik mit den Händen fühlen konnten. Die Enthusiasten aber riefen: „Hosianna! Spontini ist selbst ein musikalischer Elephant! Er ist ein Posaunenengel!“

Kurz darauf kam Karl Maria von Weber nach Berlin, sein „Freischütz“ wurde im neuen Theater aufgeführt und entzückte das Publikum. Jetzt hatte die antispontinische Partei einen festen Punkt, und am Abend der ersten Vorstellung seiner Oper wurde Weber aufs herrlichste gefeiert. In einem recht schönen Gedichte, das den Doktor Förster zum Verfasser hatte, hieß es vom Freischützen: „er jage nach edlerm Wilde, als nach Elephanten.“ Weber ließ sich über diesen Ausdruck den andern Tag im Intelligenzblatte sehr kläglich vernehmen, und kajolierte Spontini und blamierte den armen Förster, der es doch so gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angestellt zu werden, und würde sich nicht so unmäßig bescheiden gebärdet haben, wenn ihm schon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeschnitten gewesen wäre. Weber verließ uns nach der dritten Vorstellung seiner Oper, reiste nach Dresden zurück, erhielt dort einen glänzenden Ruf nach Kassel, wies ihn zurück, dirigierte

wieder vor wie nach die Dresdner Oper, wird dort einem guten General ohne Soldaten verglichen, und ist jetzt nach Wien gereist, wo eine neue komische Oper von ihm gegeben werden soll. — Über den Werth des Textes und der Musik des Freischützen verweise ich Sie auf die große Recension desselben vom Professor Gubitz im „Gesellschafter". Dieser geistreiche und scharfsinnige Kritiker hat das Verdienst, dass er der Erste war, der die romantischen Schönheiten dieser Oper ausführlich entwickelte und ihre großen Triumphe am bestimmtesten voraussagte.

Weber's Äußere ist nicht sehr ansprechend. Kleine Statur, ein schlechtes Untergestell und ein langes Gesicht ohne sonderlich angenehme Züge. Aber auf diesem Gesichte liegt ganz verbreitet der sinnige Ernst, die bestimmte Sicherheit und das ruhige Wollen, das uns so bedeutsam anzieht in den Gesichtern altdeutscher Meister. Wie kontrastiert dagegen das Äußere Spontini's! Die hohe Gestalt, das tiefliegende dunkle Flammenauge, die pechschwarzen Locken, von welchen die gefurchte Stirne zur Hälfte bedeckt wird, der halb wehmüthige, halb stolze Zug um die Lippen, die brütende Wildheit dieses gelblichen Gesichtes, worin alle Leidenschaften getobt haben und noch toben, der ganze Kopf, der einem Kalabresen zu gehören scheint, und der dennoch schön und edel

genannt werden muſs: — Alles läſst uns gleich den Mann erkennen, aus deſſen Geiſte die „Veſtalin", „Cortez" und „Olympia" hervorgingen.

Von den hieſigen Komponiſten erwähne ich gleich nach Spontini unſern Bernhard Klein, der ſich ſchon längſt durch einige ſchöne Kompoſitionen rühmlichſt bekannt gemacht hat, und deſſen große Oper „Dido" vom ganzen Publikum mit Sehnſucht erwartet wird. Dieſe Oper ſoll, nach dem Ausſpruche aller Kenner, denen der Komponiſt Einiges daraus mittheilte, die wunderbarſten Schönheiten enthalten und ein geniales deutſches Nationalwerk ſein. Klein's Muſik iſt ganz originell. Sie iſt ganz verſchieden von der Muſik der oben beſprochenen zwei Meiſter, ſowie neben den Geſichtern Derſelben das heitere, angenehme, lebensluſtige Geſicht des gemüthlichen Rheinländers einen auffallenden Kontraſt bildet. Klein iſt ein Kölner und kann als der Stolz ſeiner Vaterſtadt betrachtet werden.

G. A. Schneider darf ich hier nicht übergehn. Nicht als ob ich ihn für einen ſo großen Komponiſten hielte, ſondern weil er als Komponiſt von Koreff's „Aucaſſin und Nicolette" vom 26. Februar bis auf dieſe Stunde ein Gegenſtand des öffentlicher Geſprächs war. Wenigſtens acht Tage lang hörte man von Nichts ſprechen, als von Koreff und Schneider,

und Schneider und Koreff. Hier ſtanden geniale Dilettanten und riſſen die Muſik herunter; dort ſtand ein Haufen ſchlechter Poeten und ſchulmeiſterte den Text. Was mich betrifft, ſo amüſierte mich dieſe Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunſtbegabte Dichter ſo lieblich und kindlich ſchlicht entfaltete, mich ergötzte der anmuthige Kontraſt vom ernſten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die verwunderlichſten Bilder in loſer Verknüpfung abenteuerlich dahingaukelten, regte ſich in mir der Geiſt der blühenden Romantik*). — Es iſt immer ein ungeheurer Spektakel in Berlin, wenn eine neue Oper gegeben wird, und hier kam noch der Umſtand hinzu, daſs der Muſikdirektor Schneider und der Geheimrath Ritter Koreff ſo allgemein bekannt ſind. Letztern verlieren wir bald, da er ſich ſchon längſt zu einer großen Reiſe ins Ausland vorbereitet. Das iſt ein Verluſt für unſere Stadt, da dieſer Mann ſich auszeichnet durch geſellige Tugenden, angenehme Perſönlichkeit und Großartigkeit der Geſinnung.

Was man in Berlin ſingt, Das wiſſen Sie jetzt, und ich komme zur Frage: Was ſpricht man

---

*) Vergl. das Sonett an J. F. Koreff, Band XV.
Der Herausgeber.

in Berlin? — Ich habe vorsätzlich erst vom Singen gesprochen, da ich überzeugt bin, daſs die Menschen erst gesungen haben, ehe sie sprechen lernten, so wie die metrische Sprache der Prosa voranging. Wirklich, ich glaube, daſs Adam und Eva sich in schmelzenden Adagios Liebeserklärungen machten und in Recitativen ausschimpften. Ob Adam auch zu letztern den Takt schlug? Wahrscheinlich. Dieſes Taktschlagen ist bei unserm Berliner Pöbel durch Tradition noch geblieben, obschon das Singen dabei außer Gebrauch kam. Wie die Kanarienvögel zwitscherten unsere Ureltern in den Thälern Kaschemir's. Wie haben wir uns ausgebildet! Ob die Vögel einst ebenfalls zum Sprechen gelangen werden? Die Hunde und die Schweine sind auf gutem Wege; ihr Bellen und Grunzen ist ein Übergang vom Singen zum ordentlichen Sprechen. Erstere werden reden die Sprache von Oc, die andern die Sprache von Oui. Die Bären sind gegen uns übrige Deutsche in der Kultur noch sehr zurückgeblieben, und obschon sie in der Tanzkunst mit uns wetteifern, so ist ihr Brummen, wenn wir es mit andern deutschen Mundarten vergleichen, durchaus noch keine Sprache zu nennen. Die Esel und die Schafe hatten es einst schon bis zum Sprechen gebracht, hatten ihre klassische Literatur, hielten vortreffliche Reden über die reine

Eſelhaftigkeit im geſchloſſenen Hammelthume, über die Idee eines Schafskopfs und über die Herrlichkeit des Altböckiſchen. Aber wie es nach dem Kreislauf der Dinge zu geſchehen pflegt, ſie ſind in der Kultur wieder ſo tief geſunken, daſs ſie ihre Sprache verloren, und bloß das gemüthliche „I-A" und das kindlich fromme „Bäh" behielten.

Wie komme ich aber vom I-A der Langohrigen und vom Bäh der Dickwolligen zu den Werken von Sir Walter Scott? Denn von Dieſen muſs ich jetzt ſprechen, weil ganz Berlin davon ſpricht, weil ſie der „Jungfernkranz" der Leſewelt ſind, weil man ſie überall lieſt, bewundert, bekrittelt, herunterreißt und wieder lieſt. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen lieſt Alles die Romane des großen Schotten; beſonders unſre gefühlvollen Damen. Dieſe legen ſich nieder mit „Waverley", ſtehen auf mit „Robin dem Rothen", und haben den ganzen Tag den „Zwerg" in den Fingern. Der Roman „Kenilworth" hat gar beſonders Furore gemacht. Da hier ſehr Wenige mit vollkommener Kenntnis des Engliſchen geſegnet ſind, ſo muſs ſich der größte Theil unſerer Leſewelt mit franzöſiſchen und deutſchen Überſetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten Scott'ſchen Roman: „Der Pirat" ſind vier Überſetzungen

auf einmal angekündigt. Zwei davon kommen hier heraus; die der Frau von Montenglant bei Schlesinger, und die des Doktor Spieker bei Duncker und Humblot. Die dritte Übersetzung ist die von Lotz in Hamburg, und die vierte wird in der Taschenausgabe der Gebr. Schumann in Zwickau enthalten sein. Dass es bei solchen Umständen an einiger Reibung nicht fehlen wird, ist vorauszusehen. Frau von Hohenhausen ist jetzt mit der Übersetzung des Scott'schen „Ivanhoe" beschäftigt, und von der trefflichen Übersetzerin Byron's können wir auch eine treffliche Übersetzung Scott's erwarten. Ich glaube sogar, dass diese noch vorzüglicher ausfallen wird, da in dem sanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüthe der schönen Frau die frömmig heitern, unverzerrten Gestalten des freundlichen Schotten sich weit klarer abspiegeln werden, als die düstern Höllenbilder des mürrischen, herzkranken Engländers. In keine schönern und zartern Hände konnte die schöne, zarte Rebekka gerathen, und die gefühlvolle Dichterin braucht hier nur mit dem Herzen zu übersetzen.

Auf eine ausgezeichnete Weise wurde Scott's Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feste war eine glänzende Maskerade, wo die meisten Helden der Scott'schen Romane in ihrer charakteristischen

Äußerlichkeit erschienen. Von dieser Festlichkeit und diesen Bildern sprach man hier wieder acht Tage lang. Besonders trug man sich damit herum, daſs der Sohn von Walter Scott, der sich just hier befindet, als schottischer Hochländer gekleidet und, ganz wie es jenes Kostüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hosen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei diesem glänzenden Feste paradierte. Dieser junge Mensch, ein englischer Husarenofficier, wird hier sehr gefeiert und genießt hier den Ruhm seines Vaters. — Wo sind die Söhne Schiller's? Wo sind die Söhne unserer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hosen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehn? Wo sind unsre großen Dichter selbst? Still, still, Das ist eine partie honteuse.

Ich will nicht ungerecht sein und hier unerwähnt lassen die Verehrung, die man hier dem Namen Goethe zollt, — der deutsche Dichter, von dem man hier am meisten spricht. Aber, Hand aufs Herz, mag das feine, weltkluge Betragen unseres Goethe nicht das Meiste dazu beigetragen haben, daſs seine äußere Stellung so glänzend ist und daſs er in so hohem Maße die Affektion unserer Großen genießt? Fern sei es von mir, den alten Herrn eines kleinlichen Charakters zu zeihen. Goethe ist ein großer

Mann in einem ſeidnen Rock. Am großartigſten hat er ſich noch kürzlich bewieſen gegen ſeine kunſtſinnigen Landsleute, die ihm im edlen Weichbilde Frankfurt's ein Monument ſetzen wollten, und ganz Deutſchland zu Geldbeiträgen aufforderten. Hier wurde über dieſen Gegenſtand erſtaunlich viel diskutiert, und meine Wenigkeit ſchrieb folgendes mit Beifall beehrte Sonett:

Hört zu, ihr deutſchen Männer, Mädchen, Frauen,
Und ſammelt Subſkribenten unverdroſſen;
Die Bürger Frankfurt's haben jetzt beſchloſſen,
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer ſchauen," —
So denken ſie — „daſs wir des Manns Genoſſen,
Daſs unſerm Miſte ſolche Blum' entſproſſen,
Und blindlings wird man uns im Handel trauen."

O, laſſt dem Dichter ſeine Lorberreiſer,
Ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat ſich Goethe ſelbſt geſetzt.

Im Windelnſchmutz war er euch nah, doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachſenhäuſer!

Der große Mann machte, wie bekannt iſt, allen Diskuſſionen dadurch ein Ende, daſs er ſeinen Lands-

leuten mit der Erklärung, „er sei gar kein Frankfurter", das Frankfurter Bürgerrecht zurückschickte.

Letzteres soll seitdem — um Frankfurtisch zu sprechen — 99 Procent im Werthe gesunken sein, und die Frankfurter Juden haben jetzt bessere Aussicht zu dieser schönen Acquisition. Aber — um wieder Frankfurtisch zu sprechen — stehen die Rothschilde und die Bethmänner nicht längst al pari? Der Kaufmann hat in der ganzen Welt dieselbe Religion. Sein Komptoir ist seine Kirche, sein Schreibpult ist sein Betstuhl, sein Memorial ist seine Bibel, sein Waarenlager ist sein Allerheiligstes, die Börsenglocke ist seine Betglocke, sein Gold ist sein Gott, der Kredit ist sein Glauben.

Ich habe hier Gelegenheit, von zwei Neuigkeiten zu sprechen: erstens von der neuen Börsenhalle, die nach dem Vorbilde der Hamburger eingerichtet ist und vor einigen Wochen eröffnet wurde, und zweitens von dem alten, neu aufgewärmten Projekte der Judenbekehrung. Aber ich übergehe Beides, da ich in der neuen Halle noch nicht war, und die Juden ein gar zu trauriger Gegenstand sind. Ich werde freilich am Ende auf Dieselben zurückkommen müssen, wenn ich von ihrem neuen Kultus spreche, der von Berlin besonders ausgegangen ist. Ich kann es jetzt noch nicht, weil ich es immer versäumt habe, dem

neuen mosaischen Gottesdienste einmal beizuwohnen. Auch über die neue Liturgie, die schon längst in der Domkirche eingeführt und Hauptgegenstand des Stadtgespräches ist, will ich nicht schreiben, weil sonst mein Brief zu einem Buche anschwellen würde. Sie hat eine Menge Gegner. Schleiermacher nennt man als den vorzüglichsten. Ich habe unlängst einer seiner Predigten beigewohnt, wo er mit der Kraft eines Luther's sprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die Liturgie fehlte. Ich muss gestehen, keine sonderlich gottseligen Gefühle werden durch seine Predigten in mir erregt; aber ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als Priester der Wahrheit.

Ungemeines Aufsehen erregten die heftigen Ausfälle gegen die hiesige theologische Fakultät in der Anzeige der Schrift: „Gegen die De-Wette'sche Aktensammlung" (in der Vossischen Zeitung) und in der Entgegnung auf die Erklärung der Fakultät (ebendaselbst). Als Verfasser jener Schrift nennt man allgemein Beckendorf. Aus wessen Feder jene Anzeige und Entgegnung geflossen ist, weiß man nicht genau. Einige nennen Kampz, Andere Beckendorf selbst, An-

dere Klindworth, Andere Buchholz, Andere Andere. Die Hand eines gewandten Diplomaten ist in jenen Aufsätzen nicht zu verkennen. Wie man sagt ist Schleiermacher mit einer Entgegnung beschäftigt, und es wird dem gewaltigen Sprecher leicht werden, seinen Antagonisten nieder zu reden. Daſs die theologische Fakultät auf solche Angriffe antworten muſs, versteht sich von selbst, und das ganze Publikum sieht mit gespannter Erwartung dieser großen Antwort entgegen.

Man ist hier sehr gespannt auf die zwei Supplementbände zum Brockhausischen Konversationslexikon, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil sie, laut dem Inhaltsverzeichnisse der Ankündigung, die Biographien einer Menge öffentlicher Charaktere enthalten werden, die, theils in Berlin, theils im Auslande lebend, gewöhnliche Gegenstände der hiesigen Konversation sind. So eben erhalte ich die erste Lieferung von A bis Bomz (ausgegeben den 1. März 1822), und falle mit Begierde auf die Artikel: Albrecht (Geh. Kabinettsrath), Alopäus, Altenstein, Ancillon, Prinz August (v. Preußen) ꝛc. ꝛc. Unter den Namen, die unsere dortigen Freunde interessieren möchten, nenne ich: Akkum, Arndt, Begasse, Benzenberg und Beugnot, der brave Franzose, der den Bewohnern des Großherzothums Berg, trotz seiner hasserregenden Stellung, so manche schöne Beweise eines

edeln und großen Charakters gegeben hat, und jetzt in Frankreich so wacker kämpft für Wahrheit und Recht.

Die Maßregeln gegen den Brockhausischen Verlag sind noch immer in Wirksamkeit. Brockhaus war vorigen Sommer hier, und suchte seine Differenzen mit unserer Regierung auszugleichen. Seine Bemühungen müssen fruchtlos gewesen sein. — Brockhaus ist ein Mann von angenehmer Persönlichkeit. Seine äußere Repräsentation, sein scharfblickender Ernst und seine feste Freimüthigkeit lassen in ihm jenen Mann erkennen, der die Wissenschaften und den Meinungskampf nicht mit gewöhnlichen Buchhändleraugen betrachtet.

Die griechischen Angelegenheiten sind hier, wie überall, tüchtig durchgesprochen worden, und das Griechenfeuer ist ziemlich erloschen. Die Jugend zeigte sich am meisten enthusiastisch für Hellas; alte vernünftigere Leute schüttelten die grauen Köpfe. Gar besonders glühten und flammten die Philologen. Es muss den Griechen sehr Viel geholfen haben, dass sie von unsern Tyrtäen auf eine so poetische Weise erinnert wurden an die Tage von Marathon, Salamis und Platäa. Unser Professor Zeune, der, wie der Optikus Amuel bemerkt, nicht allein eine Brille trägt, sondern auch Brillen zu beurtheilen weiß, hatte sich am meisten thätig gezeigt. Der Haupt-

mann Fabeck, der, wie Sie aus öffentlichen Blättern ersehn hatten, von hier aus, ohne viel' Tyrtäische Lieder zu singen, nach Griechenland gereist ist, soll dort ganz erstaunliche Thaten verrichtet haben, und ist, um auf seinen Lorbern zu ruhen, wieder nach Deutschland zurückgekommen.

Es ist jetzt bestimmt, dass das Kleist'sche Schauspiel: „Der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bei Fehrbellin" nicht auf unserer Bühne erscheinen wird, und zwar, wie ich höre, weil eine edle Dame glaubt, dass ihr Ahnherr in einer unedeln Gestalt darin erscheine. Dieses Stück ist noch immer ein Erisapfel in unsern ästhetischen Gesellschaften. Was mich betrifft, so stimme ich dafür, dass es gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben ist, und dass es mehr Werth hat, als all' jene Farcen und Spektakelstücke und Houwald'sche Rührеier, die man uns täglich auftischt. „Anna Boleyn", die Tragödie des sehr talentvollen Dichters Gehe, der sich jetzt just hier befindet, wird einstudiert. Herr Rellstab hat unserer Intendanz ein Trauerspiel angeboten, das den Titel führen wird: „Karl der Kühne von Burgund." Ob dieses Stück angenommen worden, weiß ich nicht.

Es wurde hier Viel darüber geschwatzt, als man hörte, dass bei Willmans in Frankfurt der neue

Hoffmann'sche Roman: „Meister Floh und seine Gesellen" auf Requisition unserer Regierung konfisciert worden sei. Letztere hatte nämlich erfahren, das fünfte Kapitel dieses Romans persiffliere die Kommission, welche die Untersuchung der demagogischen Umtriebe leitet. Daſs unserer Regierung an solchen Persifflagen Wenig gelegen sei, hatte sie längst bewiesen, da unter ihren Augen hier in Berlin bei Reimer der Jean Paul'sche „Komet" mit Erlaubnis der Censur gedruckt wurde, und, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in der Vorrede zum zweiten Theile dieses Romans die Umtriebe-Untersuchungen aufs heillosesteste lächerlich gemacht werden. Bei unserm Hoffmann mochte man aber höheren Ortes gegründetes Recht gehabt haben, einen ähnlichen Spaß übel zu nehmen. Durch das Zutrauen des Königs war der Kammergerichtsrath Hoffmann selbst Mitglied jener Untersuchungskommission; er wenigstens durfte durch keine unzeitigen Späße das Ansehn derselben zu schwächen suchen, ohne eine tadelhafte Unziemlichkeit zu begehen. Hoffmann ist daher jetzt zur Rechenschaft gezogen worden; „Der Floh" wird aber jetzt mit einigen Abänderungen gedruckt werden. Hoffmann ist jetzt krank und leidet an einem schlimmen Nasenübel. — In meinen nächsten Briefen schreibe ich Ihnen vielleicht mehr über diesen Schriftsteller, den

ich zu sehr liebe und verehre, um schonend von ihm zu sprechen.

Herr von Savigny wird diesen Sommer Institutionen lesen. Die Possenreißer, die vorm Brandenburger Thor ihr Wesen trieben, haben schlechte Geschäfte gemacht und sind längst abgereist. Blondin ist hier, und wird reiten und springen. Der Kopfabschneider Schuhmann erfüllt die Berliner mit Verwunderung und Entsetzen. Aber Bosko, Bosko, Bartolomeo Bosko sollten Sie sehen! Das ist ein echter Schüler Pinetti's! Der kann zerbrochene Uhren noch schneller kurieren, als der Uhrmacher Labinski, Der weiß die Karten zu mischen und Puppen tanzen zu lassen! Schade, dass der Kerl keine Theologie studiert hat. Er ist ein ehemaliger italiänischer Officier, noch sehr jung, männlich, kräftig, trägt anliegende Jacke und Hosen von schwarzem Seidenzeug, und, was die Hauptsache ist, wenn er seine Künste macht, sind seine Arme fast ganz entblößt. Weibliche Augen sollen sich an letztern noch weit mehr als an seinen Kunststücken erbauen. Er ist wirklich ein netter Kerl, Das muss man gestehen, wenn man die bewegliche Figur sieht im Scheine einiger fünfzig langen Wachskerzen, die wie ein funkelnder Lichterwald vor seinem, mit seltsamen Gauklerapparaten besetzten langen Tische aufgepflanzt stehen. Er hat

seinen Schauplatz vom Zagor'schen Saale nach dem englischen Hause verlegt, und ist noch immer mit erstaunlich vielem Zuspruche gesegnet.

Ich habe gestern im Café Royal den Kammermusikus gesprochen. Er hat mir eine Menge kleiner Neuigkeiten erzählt, wovon ich die wenigsten im Gedächtnis behielt. Versteht sich, dass die meisten aus der musikalischen Chronique scandaleuse sind. Den 20. ist Prüfung bei Dr. Stöpel, der nach der Logier'schen Methode Klavierspielen und Generalbass lehrt. Graf Brühl wird von seiner Krankheit bald ganz hergestellt sein. Walter aus Karlsruhe wird noch in einer neuen Posse: „Staberle's Hochzeit," auftreten. Herr und Madame Wolf geben jetzt Gastrollen in Leipzig und Dresden. Michael Beer hat in Italien eine neue Tragödie geschrieben: „Die Bräute von Arragonien", und von Meyerbeer wird jetzt in Mailand eine neue Oper gegeben. Spontini komponiert jetzt Koreff's „Sappho". Mehrere Menschenfreunde wollen hier eine Anstalt für verwahrloste Knaben stiften, ähnlich der des Geheimrath Falk in Weimar. Cosmeli hat in der Schüppel'schen Buchhandlung „Harmlose Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Russlands und der Türkei" herausgegeben, die so ganz harmlos nicht sein sollen, weil dieser originelle Kopf überall mit eignen Augen

die Dinge ſieht, und das Geſehene unverblümt und freiſinnig ausſpricht. Die Leſebibliotheken werden von Seiten der Polizei einer Reviſion unterworfen, und ſie müſſen ihre Kataloge einliefern; alle ganz obſcöne Bücher, wie die meiſten Romane von Althing, A. v. Schaden u. Dgl. werden weggenommen. Letzterer, der jetzt nach Prag gereiſt iſt, hat ſo eben herausgegeben: „Licht- und Schattenſeiten von Berlin", eine Broſchüre, die viele Unwahrheiten enthalten ſoll und vielen Unwillen erregt. Der Fabrikant Fritſche hat eine neue Art Wachslichter erfunden, die ein Drittel wohlfeiler ſind, als die gewöhnlichen. Auch für die nächſte Ziehung der Prämien-Staatsſchuldſcheine werden bedeutende Geſchäfte in Promeſſen gemacht. Das Bankierhaus L. Lipke & Komp. hat allein ſchon beinahe 10000 Stück abgeſetzt. Böttiger und Tieck werden hier erwartet. Die geiſtreiche Fanny Tarnow lebt jetzt hier. Die neue Berliner Monatſchrift iſt ſeit Januar eingegangen. Der General Menu Menutuli hat aus Italien das Manuſkript ſeines Reiſejournals hergeſchickt an den Prof. Ideler, damit Derſelbe es zum Druck befördere. Prof. Bopp, deſſen Vorleſungen über das Sanskrit noch immer viel Aufſehen erregen, ſchreibt jetzt ein großes Werk über allgemeine Sprachkunde. Ungefähr dreißig Studenten, worunter ſehr viele Polen, ſind

wegen demagogiſcher Umtriebe arretiert worden. Schadow hat ein Modell zu einer Statue des großen Friedrich's vollendet. Der Tod des jungen Schadow in Rom hat hier viel Theilnahme erregt. Wilhelm Schadow, der Maler, lieferte neulich ein vortreffliches Bild, die Prinzeſſin Wilhelmine mit ihren Kindern darſtellend. Wilhelm Henſel wird erſt dieſen Mai nach Italien reiſen. Kolbe iſt beſchäftigt mit den Zeichnungen der Glasmalereien für das Schloſs zu Marienburg. Schinkel zeichnet die Skizzen der Dekorationen zu Spontini's „Milton". Dieſes iſt eine ſchon alte Oper in einem Akte, die hier nächſtens zum erſten Mal gegeben werden ſoll. Der Bildhauer Tieck arbeitet am Modell der Statue des Glaubens, welche in einer von den beiden Niſchen am Eingang des Doms aufgeſtellt wird. Rauch iſt noch immer beſchäftigt mit den Basreliefs zu Bülow's Statue; dieſe und die ſchon fertige Statue Scharnhorſt's werden an beiden Seiten des neuen Wachthauſes (zwiſchen dem Univerſitätsgebäude und dem Zeughauſe) aufgeſtellt. — Die ſtändiſchen Arbeiten gehn, dem äußeren Anſcheine nach, raſch vorwärts. Die Notabeln von Oſt- und Weſtpreußen werden dieſer Tage von unſerer Regierung entlaſſen, und alsdann durch die Notabeln unſerer ſächſiſchen Provinzen erſetzt werden. Die Notabeln der Rheinprovinzen,

ſagt man, ſollen die Letzten ſein, die herberufen werden. Von den Verhandlungen der Notabeln mit der Regierung erfährt man Nichts, da ſie, wie man ſagt, Juramenta silentii abgelegt haben. — Unſere Differenzen mit Heſſen wegen Verletzung des Territorialrechts bei dem Prinzeſſinraube in Bonn ſcheinen nicht beigelegt zu ſein; es will ſogar verlauten, als ſei unſer Geſandter am Kaſſeler Hofe zurückberufen. — Es wird hier ein neuer ſächſiſcher Geſandte erwartet. Der hieſige portugieſiſche Geſandte, Graf Lobrau, iſt jetzt definitiv von ſeiner Regierung entlaſſen; ein neuer portugieſiſcher Geſandte wird täglich erwartet. Unſer preußiſcher Geſandte für Portugal, Graf von Flemming, der Neffe des Staatskanzlers, iſt noch immer hier. Unſere Geſandten bei dem königl. ſächſiſchen und bei dem großherzoglich darmſtädtiſchen Hofe, Herr von Jordan und Baron von Otterſtädt, ſind ebenfalls noch hier. Ein neuer franzöſiſcher Geſandte wird hier erwartet. — Von der Heirath des ſchwediſchen Prinzen Oskar mit der ſchönen Fürſtin Eliſe Radziwill wird hier Viel geſprochen. Von der Verbindung unſeres Kronprinzen mit einer deutſchen Fürſtentochter verlautet Nichts weiter. Großen Feſtlichkeiten ſieht man hier entgegen bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzeſſin Alexandrine. Spontini komponiert zu dieſen Feſt-

lichkeiten: „Das Roſenfeſt in Kaſchemir", worin zwei Elephanten erſcheinen. — Die Aſſembléen bei den Miniſtern ſind jetzt geſchloſſen; die einzigen, die noch fortdauern, ſind die, welche Dienstags bei dem Fürſten Wittgenſtein ſtattfinden. Unſer Staatskanzler befindet ſich jetzt ganz hergeſtellt und iſt theils hier, theils in Glienicke. — Zur Oſtermeſſe erſcheinen: „Jahrbücher der königl. preuß. Univerſitäten". Der Bibliothekar Spieker giebt das Feſtſpiel: „Lalla Rookh" heraus. — Der Rieſe, der auf der Königſtraße zu ſehen war, iſt jetzt auf der Pfaueninſel. — Devrient iſt noch immer nicht ganz hergeſtellt. Boucher und ſeine Frau geben jetzt Koncerte in Wien. Maria von Weber's neue Opern heißen: „Euryanthe", Text von Helmine von Chezy, und: „Die beiden Pintos", Text von Hofrath Winkler. Bernhard Romberg iſt hier.

Ach Gott! es iſt eine ſchlimme Sache mit Notizenſchreiben. Die wichtigſten darf man oft nicht mittheilen, wenn man ſie nicht verbürgen kann. Kleine Klatſchereien darf man ebenfalls nicht ſchreiben; erſtens, weil ſie oft zu tief in Familienverhältniſſe eingreifen, und zweitens und hauptſächlich, weil die, welche in Berlin am amüſanteſten ſind, oft in der Provinz langweilig und läppiſch klingen. Um des lieben Himmels willen, was intereſſiert es die Damen in Dülmen, wenn ich erzähle, daſs jene

Tänzerin jetzt im Dualis ſprechen könnte, und jener Lieutenant auffallend falſche Waden und Lenden trägt? Was kümmert's dieſe Damen, ob ich in jener Tänzerin eine oder zwei Perſonen annehme, und ob ich jenen Lieutenant aus zwei Drittel Watte und ein Drittel Fleiſch, oder aus zwei Drittel Fleiſch und ein Drittel Watte beſtehen laſſe? Was ſoll man endlich Notizen über Menſchen ſchreiben, von denen man gar keine Notiz nehmen ſollte?]

Wie man dieſen Winter hier lebte, läſſt ſich von ſelbſt errathen. Das bedarf keiner beſonderen Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Reſidenz dieſelben ſind. Oper, Theater, Koncerte, Aſſembléen, Bälle, Thés (ſowohl dansant als médisant), kleine Maſkeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten u. ſ. w., Das ſind wohl unſre vorzüglichſten Abendunterhaltungen im Winter. Es iſt hier ungemein viel geſelliges Leben, aber es iſt in lauter Fetzen zerriſſen. Es iſt ein Nebeneinander vieler kleiner Kreiſe, die ſich immer mehr zuſammen zu ziehen, als auszubreiten ſuchen. Man betrachte nur die verſchiedenen Bälle hier; man ſollte glauben, Berlin beſtände aus lauter Innungen. Der Hof und die Miniſter, das diplomatiſche Korps, die Civilbeamten, die Kaufleute, die Officiere ꝛc. ꝛc., Alle geben ſie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreiſe gehö-

riges Perſonal erſcheint. Bei einigen Miniſtern und Geſandten ſind die Aſſembléen eigentlich große Thés, die an beſtimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus ſich durch einen mehr oder minder großen Zuſammenfluſs von Gäſten ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klaſſe ſtreben mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürſtlichen Bällen ähnlich zu ſein. Auf letztern herrſcht jetzt faſt im ganzen gebildeten Europa derſelbe Ton, oder vielmehr, ſie ſind den Pariſer Bällen nachgebildet. Folglich haben unſre hieſigen Bälle nichts Charakteriſtiſches; wie verwunderlich es auch oft ausſehen mag, wenn vielleicht ein von ſeiner Gage lebender Seconde-Lieutenant und ein mit Läppchen und Geflitter moſaikartig aufgeputztes Kommiſsbrot-Fräulein ſich auf ſolchen Bällen in entſetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend kümmerlichen Geſichter puppenſpielmäßig kontraſtieren mit dem angeſchnallten, ſteifen Hofkothurn.

[Einen einzigen, allen Ständen gemeinſamen Ball giebt es hier ſeit einiger Zeit, nämlich die Subſkriptionsbälle, oder die ſcherzhaft „unmaſkierte Maſkeraden" genannten Bälle im Koncertſaale des neuen Schauſpielhauſes. Der König und der Hof beehren dieſelben mit ihrer Gegenwart, Letzterer eröffnet ſie

gewöhnlich, und für ein geringes Entrée kann jeder anſtändige Menſch daran Theil nehmen. Über dieſe Bälle und die Hoffeſtlichkeiten ſpricht ſehr ſchön die geiſt- und gemüthreiche Baronin Karoline Fouqué in ihren Briefen über Berlin, die ich wegen der Tiefe der Anſchauung, die darin herrſcht, Ihnen nicht genug empfehlen kann. Dieſes Jahr fielen die Subſkriptionsbälle nicht ſo glänzend aus, wie voriges Jahr, da ſie damals noch den Reiz der Neuheit hatten. Die Bälle der großen Staatsbeamten hingegen waren dieſen Winter beſonders brillant. Meine Wohnung liegt zwiſchen lauter Fürſten- und Miniſterhôtels, und ich habe deßhalb oft des Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengeraſſel und Pferdegetrampel und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße geſperrt von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonierten Rothröcke, die rufend und fluchend dazwiſchen herumliefen, und aus den Bel-Etagefenſtern des Hôtels, wo die Muſik rauſchte, goſſen kryſtallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht.]

Wenig Schnee und folglich auch faſt gar kein Schlittengeklingel und Peitſchengeknall hatten wir dieſes Jahr. Wie in allen [großen] proteſtantiſchen Städten, ſpielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher iſt Alles

beſchäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeſchenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quinkaillerie-Handlungen haben ihre ſchönſten Artikel — wie unſere Stutzer ihre gelehrten Kenntniſſe — leuchtend ausgeſtellt; auf dem Schloſsplatze ſtehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltungs- und Spielſachen; und die beweglichen Berlinerinnen flattern wie Schmetterlinge von Laden zu Laden, und kaufen, und ſchwatzen, und äugeln, und zeigen ihren Geſchmack, und zeigen ſich ſelber den lauſchenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erſt recht los; dann ſieht man unſere Holden oft mit der ganzen reſpektiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schweſterchen und Brüderchen, von einem Konditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Paſſionsſtationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwei Kourantgroſchen Entrée, und beſehen ſich con amore die „Ausſtellung", eine Menge Zucker- oder Dragée-Puppen, die, harmoniſch neben einander aufgeſtellt, rings beleuchtet und von vier perſpektiviſch bemalten Wänden eingepfercht, ein hübſches Gemälde bilden. Der Hauptwitz iſt nun, daſs dieſe Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Perſonen vorſtellen.

[Ich habe eine Menge dieſer Konditorladen mit durchgewandert, da ich nichts Ergötzlicheres kenne,

als unbemerkt zuzuſchauen, wie ſich die Berlinerinnen freuen, wie dieſe gefühlvollen Buſen vor Entzücken ſtürmiſch wallen, und wie dieſe naiven Seelen himmelhoch aufjauchzen: „Ne, Des iſt ſchene!“ Bei Fuchs waren in der heurigen Ausſtellung Bilder aus „Lalla Rookh“, wie man ſie vorig Jahr auf dem bekannten Hoffeſte im Schloſſe ſah. Es war mir unmöglich, von dieſer Herrlichkeit bei Fuchs Etwas zu ſehen, da die holden Damenköpfchen eine undurchdringliche Mauer bildeten vor dem viereckigen Zuckergemälde. Ich will Sie nicht langweilen, mein Lieber, mit der Beurtheilung der Ausſtellung bei allen Konditoren; der Kriegsrath Karl Müchler, der, wie man ſagt, Berliner Korreſpondent in der „Eleganten Welt“ iſt, hat bereits in dieſem Blatte eine ſolche Reccenſion geliefert.

Von den Redouten im Jagor'ſchen Saale läſſt ſich nichts Erhebliches ſagen, außer daſs bei denſelben die ſchöne Einrichtung getroffen iſt: daſs es Jedem, der ſich dort zu Tode zu ennuyieren fürchtet, ganz unverwehrt bleibt, ſich wieder zu entfernen.]

Die Redouten im Operuhauſe ſind ſehr herrlich und großartig. Wenn Dergleichen gegeben werden, iſt das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und Das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Dieſe

brennenden Kreiſe ſehen faſt aus wie Sonnenſyſteme, die man in aſtronomiſchen Kompendien abgebildet findet, ſie überraſchen und verwirren das Auge des Hinaufſchauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntſcheckige, funkelnde Menſchenmenge, die, faſt die Muſik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin und her wogt. Jeder muſs hier in einem Maſkenanzuge erſcheinen, und Niemanden iſt es erlaubt, unten im großen Tanzſaale die Maſke vom Geſicht zu nehmen. Ich weiß nicht, in welchen Städten Dieſes auch der Fall wäre. Nur in den Gängen und in den Logen des erſten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedre Volksklaſſe bezahlt ein kleines Entrée, und kann von der Galerie aus auf all dieſe Herrlichkeit herabſchauen. In der großen königlichen Loge ſieht man den Hof, größtentheils unmaſkiert; dann und wann ſteigen Glieder desſelben in den Saal hinunter und miſchen ſich in die rauſchende Maſkenmenge. [Dieſe beſteht aus Menſchen von allen Ständen. Schwer iſt hier zu unterſcheiden, ob der Kerl ein Graf oder ein Schneidergeſell iſt; an der äußern Repräſentation würde Dieſes wohl zu erkennen ſein, nimmermehr an dem Anzuge.] Faſt alle Männer tragen hier nur einfache ſeidene Dominos und lange Klapphüte. Dieſes läſſt

ſich leicht aus dem großſtädtiſchen Egoismus erklären. Jeder will ſich hier amüſieren und nicht als Charaktermaſke Andern zum Amüſement dienen. Die Damen ſind aus demſelben Grunde ganz einfach maſkiert, meiſtens als Fledermäuſe. Eine Menge Femmes entretenues und Prieſterinnen der ordinären Venus ſieht man in dieſer Geſtalt herumflirren und Erwerbsintrigen anknüpfen. „Ich kenne dir", flüſtert dort eine ſolche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch", iſt die Antwort. „Je te connais, beau masque", ruft hier eine Chauve-souris einem jungen Wüſtlinge entgegen. „Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose", entgegnet der Böſewicht ganz laut, und die blamierte Donna verſchwindet wie ein Wind.

Aber was iſt daran gelegen, wer unter der Maſke ſteckt? Man will ſich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menſchen. Und Menſch iſt man erſt recht auf dem Maſkenballe, wo die wächſerne Larve unſre gewöhnliche Fleiſchlarve bedeckt, wo das ſchlichte Du die urgeſellſchaftliche Vertraulichkeit herſtellt, wo ein alle Anſprüche verhüllender Domino die ſchönſte Gleichheit hervorbringt, und wo die ſchönſte Freiheit herrſcht — Maſkenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchſt Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten er-

ſchmettern, und liebliche Flöten- und Geigenſtimmen lockend dazwiſchen tönen, dann ſtürze ich mich, wie ein toller Schwimmer, in die toſende, buntbeleuchtete Menſchenfluth, und tanze, und renne, und ſcherze, und necke Jeden, und lache, und ſchwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich beſonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, und wäre mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm geſagt: „Morgen wollen wir uns ſchießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküſſen.“ Die reinſte Luſtigkeit iſt die Liebe, Gott iſt die Liebe, Gott iſt die reinſte Luſtigkeit! „Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!“ Das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand, und zog vor allen hübſch den Hut ab; und alle Menſchen waren auch ſo höflich gegen mich. Nur ein deutſcher Jüngling wurde grob, und ſchimpfte über mein Nachäffen des welſchen Babelthums, und donnerte im urteutoniſchen Bierbaſs: „Auf einer teutſchen Mummerei ſoll der Teutſche Teutſch ſprechen!“ O deutſcher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte ſündlich und läppiſch in ſolchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaſſt, wo ich Ruſſen und Türken

jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinſinken möchte an die Bruderbruſt des gefeſſelten Afrikaners! Ich liebe Deutſchland und die Deutſchen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer iſt, als die der Deutſchen. Die Liebe giebt dem Menſchen ſeinen Werth. Gottlob! ich bin alſo vierzigmal mehr werth, als Jene, die ſich nicht aus dem Sumpfe der Nationalſelbſtſucht hervorwinden können, und die nur Deutſchland und Deutſche lieben.

Dritter Brief.

Berlin, den 7. Juni 1822.*)

Ich habe eben meinen Galarock, schwarzseidene Hosen und dito Strümpfe angezogen, und melde Ihnen allerfeierlichst:

die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin.

[Die ausführliche Beschreibung der Hochzeitfeierlichkeiten selbst lasen Sie gewiss schon in der Vossischen oder Haude- und Spener'schen Zeitung, und was ich darüber zu sagen habe, wird also sehr Wenig sein. Es hat aber auch noch einen andern wichtigen Grund, warum ich sehr Wenig darüber

*) Bei dem späteren Abdruck in der ersten Auflage des zweiten Bandes der „Reisebilder" ist dieser Brief vom 8. Mai 1822 datiert.

Der Herausgeber.

sage, und Das ist: weil ich wirklich Wenig davon gesehen. Da ich oft mehr den Geist als die Notiz referiere, so hat Das so sehr Viel nicht zu bedeuten. Ich hatte mich auch nicht genug vorbereitet, sehr viele Notizen einzusammeln. Es war freilich schon sehr lange vorher bestimmt, dass am 25. die Vermählung jener hohen Personen stattfinden sollte. Aber] man trug sich damit herum, dass solche noch etwas länger aufgeschoben werde, und wahrhaftig, Freitag (den 24.) wollte ich es noch nicht recht glauben, dass schon am andern Tage die Trauung stattfände. Es ging Manchem so. Sonnabendmorgen war es nicht sehr lebhaft auf der Straße. Aber auf den Gesichtern lag Eilfertigkeit und geheimnisvolle Erwartung Herumlaufende Bedienten, Friseure, Schachteln, Putzmacherinnen u. s. w. Ein schöner Tag, nicht sehr schwül; aber die Menschen schwitzten. Gegen sechs Uhr begann das Wagengerassel.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamter und kein Officier — folglich bin ich nicht kourfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schlosse selbst nicht beiwohnen. Dennoch ging ich nach dem Schlosshof, um mir wenigstens das ganze kourfähige Personal zu beschauen. Ich habe nie so viel' prächtige Equipagen beisammen gesehen. Die Bedienten hatten ihre besten Livréen an, und

in ihren ſchreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hoſen mit weißen Strümpfen ſahen ſie aus wie holländiſche Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber auf dem Leibe, als das ganze Hausperſonal des Bürgermeiſters von Nordamerika. Aber dem Kutſcher des Herzogs von Cumberland gebührt der Preis. Wahrlich, dieſe Blume der Kutſcher auf ihrem Bocke paradieren zu ſehen, iſt ſchon allein werth, daſs man deſshalb nach Berlin reiſt. Was iſt Salomo in ſeiner Königspracht, was iſt Harun-al-Raſchid in ſeinem Kalifenſchmuck, ja was iſt der Triumph-Elephant in der „Olympia" gegen die Herrlichkeit dieſes Herrlichen! An minder feſtlichen Tagen imponiert er ſchon hinlänglich durch ſeine echt chineſiſche Porzellanhaftigkeit, durch die pendulartigen Bewegungen ſeines gepuderten, ſchwerbezopften, mit einem dreieckigen Wünſchelhütchen bedeckten Kopfes, und durch die wunderliche Beweglichkeit ſeiner Arme beim Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoiſinrothes Kleid, das halb Frack, halb Überrock war, Hoſen von derſelben Farbe, Alles mit breiten goldenen Treſſen beſetzt. Sein edles Haupt, kreideweiß gepudert und mit einem unmenſchlich großen ſchwarzen Haarbeutel geziert, war von einem ſchwarzen Sammtkäppchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weiſe waren die vier Be-

dienten gekleidet, die hinten auf dem Wagen standen, sich mit brüderlicher Umschlingung Einer an dem Andern festhielten, und dem gaffenden Publikum vier wackelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrscherwürde im Antlitz, Er dirigierte die sechsspännige Staatskarosse, zerrend zog er die Zügel,

„und rasch hinflogen die Rosse."

Es war ein furchtbares Menschengewühl auf dem Schlosshofe. Das muss man sagen, die Berlinerinnen sind nicht neugierig. Die zartesten Mägdlein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, dass ich keine schwangere Frau bin. Ich quetschte mich aber ehrlich durch, und gelangte glücklich ins Portal des Schlosses. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen schwarzen Rock trug, und weil er mir es wohl ansah, dass die Fenster meines Logis mit rothseidenen Gardinen behangen sind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen aussteigen sehen, und mich amüsierten recht sehr die vornehmen Hofkleider und Hofgesichter. Erstere kann ich nicht beschreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, letztere will ich nicht beschreiben, aus stadtwogteilichen Gründen. Zwei hübsche Berline-

rinnen, die neben mir ſtanden, bewunderten mit Enthuſiasmus die ſchönen Diamanten und Goldſtickereien und Blumen und Gaze und Atlaſſe und langen Schleppen und Friſuren. Ich hingegen bewunderte noch mehr die ſchönen Augen dieſer ſchönen Bewunderinnen, und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten Jemand freundſchaftlich auf die Achſel ſchlug, und mir das rothbäckige Geſichtlein des Kammermuſici entgegenleuchtete. Er war in ganz beſonderer Bewegung und hüpfte wie ein Laubfroſch. „Carissimo“, quäkte er, „ſehen Sie dort die ſchöne Komteſſe? Cypreſſenwuchs, Hyacinthenlocken, der Mund iſt Roſ' und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau iſt eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwiſchen zwei Blättern Löſchpapier gepreſſt wird, ſteht ſie da zwiſchen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der ſolche Blumen ſtatt Diſteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er ſei kein Eſel, muſſte heute zu Hauſe bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sopha, ich habe ihn unterhalten müſſen, wir ſchwatzten zwei Stunden lang von der neuen Liturgie, und die Zunge iſt mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen, und die Lippen thun mir weh vor lauter Lächeln“ — Bei dieſen Worten zog ſich um die Mundwinkel des Kammermuſici ein ſauerhöfliches Lächeln, das er mit dem

feinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: „Die Liturgie! die Liturgie! ſie wird auf den Flügeln des rothen Adlers dritter Klaſſe von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen, jusqu' à la tour de Notre Dame! Doch laſſt uns etwas Vernünftiges ſprechen — betrachten Sie die beiden geputzten Herren, die eben vorgefahren — ein zerquetſchtes, eingemachtes Geſichtchen, ein feines Köpfchen mit weichen baumwollenen Gedanken, buntgeſtickte Weſte, Galanterjedegen, weißſeidene, lächelnde Beinchen, und er parliert Franzöſiſch, und wenn man es ins Deutſche überſetzt, iſt es eine Dummheit — Dagegen der Andre, der Große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel ſtürmen will! ich wette, er hat ſo viel Verſtand wie der Apoll von Belvedere —" Um den Raiſonneur auf andre Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüber ſtand und ſeinen neuen altdeutſchen Rock angezogen hatte. Kirſchbraun wurde jetzt das Geſicht des Kammermuſici, und er fletſchte mit den Zähnen: „O Sankt Marat! ſo ein Lump will den Freiheitshelden ſpielen! O Danton, Callot d'Herbois, Robespierre —" Vergebens trällerte ich das Liedchen:

Eine feſte Burg, o lieber Gott,
Iſt Spandau, u. ſ. w.

Vergebens, ich hatte das Ding noch verschlimmert, der Mensch gerieth jetzt in seine alten Revolutionsgeschichten, und schwatzte von Nichts als Guillotinen, Laternen, Septembrisieren, bis mir zu meinem Glücke seine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich sagte ihm: Wissen Sie auch, dass gleich im Lustgarten zwölf Kanonen losgeschossen werden? Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, und verschwunden war der Kammermusikus.

Ich wischte mir den Angstschweiß aus dem Gesichte, als ich den Kerl vom Halse hatte, sah noch die letzten Aussteigenden, machte meinen schönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln accompagnierte Verbeugung, und begab mich nach dem Lustgarten. Da standen wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreimal losgeschossen werden sollten in dem Augenblicke, wo das fürstliche Brautpaar die Ringe wechseln würde. An einem Fenster des Schlosses stand ein Officier, der den Kanonieren im Lustgarten das Zeichen zum Abfeuern geben sollte. Hier hatten sich eine Menge Menschen versammelt. Auf ihren Gesichtern waren ganz eigne, fast sich widersprechende Gedanken zu lesen.

Es ist einer der schönsten Züge im Charakter der Berliner, dass sie den König und das königliche Haus ganz unbeschreiblich lieben. Die Prinzen und

Prinzessinnen sind hier ein Hauptgegenstand der Unterhaltung in den geringsten Bürgerhäusern. Ein echter Berliner wird auch nie anders sprechen, als „unsre" Charlotte, „unsre" Alexandrine, „unser" Prinz Karl u. s. w. [Der Berliner lebt gleichsam in die königliche Familie hinein, alle Glieder derselben kommen ihm wie gute Bekannte vor, er kennt den besondern Charakter eines Jeden, und ist immer entzückt, neue schöne Seiten desselben zu bemerken. So wissen die Berliner zum Beispiel, dass der Kronprinz sehr witzig ist, und deshalb kursiert jeder gute Einfall gleich unter dem Namen des Kronprinzen, und einem Herkules mit der schlagenden Witzkeule werden die Witze aller übrigen Herkulesse zugeschrieben.]

Sie können sich also vorstellen, wie sehr hier die schöne, leuchtende Alexandrine vom Volke geliebt sein muss; und aus dieser Liebe können Sie sich auch den Widerspruch erklären, der auf den Gesichtern der Berliner lag, als sie erwartungsvoll nach den hohen Schlossfenstern sahen, wo unsre Alexandrine vermählt wurde. Verdruss durften sie nicht zeigen; denn es war der Ehrentag der geliebten Prinzessin. Recht freuen konnten sie sich auch nicht; denn sie verloren Dieselbe. Neben mir stand ein Mütterchen, auf dessen Gesicht zu lesen war: „Jetzt habe ich sie freilich verheirathet, aber sie verlässt mich jetzt." Auf dem Gesichte meines

jugendlichen Nachbars ſtand: „Als Herzogin von Mecklenburg iſt ſie doch nicht ſo Viel, wie ſie als Königin aller Herzen war.“ Auf den rothen Lippen einer hübſchen Brünette las ich: „Ach, wär' ich ſchon ſo weit!“ — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zuſammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben ſich, die Zungen ſchrieen, die Leute trabten nach Hauſe, und die Sonne ging blutroth unter hinter Monbijou.

[Beſonders lärmig waren die Vermählungsfeierlichkeiten nicht. Den Morgen nach der Trauung wohnten die hohen Neuvermählten dem Gottesdienſte in der Domkirche bei. Sie fuhren in der achtſpännigen goldnen Kutſche mit großen Glasfenſtern, und wurden von einer gewaltigen Menſchenmenge beſtaunt. Wenn ich nicht irre, trugen die obigen Bedienten an dieſem Tage keine Haarbeutel. Des Abends war Gratulationskour, und hierauf Polonaiſenball im weißen Saale. Den 27. war Mittagstafel im Ritterſaale, und des Abends verfügten ſich die hohen und höchſten Perſonen nach dem Opernhauſe, wo die von Spontini zu dieſem Feſte eigens komponierte Oper: „Nurmahal, oder das Roſenfeſt im Kaſchemir“ gegeben wurde. Es koſtete den meiſten Leuten viele Mühe, Billette zu dieſer Oper zu erlangen. Ich bekam eins geſchenkt; aber ich ging doch nicht hin.

Ich hätte es zwar thun ſollen, um Ihnen darüber zu refericren. Aber glauben Sie, daſs ich mich für meine Korreſpondenz aufopfern ſoll? Mit Grauſen denke ich noch an die „Olympia", der ich kürzlich aus einem beſondern Grunde nochmals beiwohnen muſſte, und die mich mit faſt zerſchlagenen Gliedern entließ. Ich bin aber zum Kammermuſikus gegangen, und fragte ihn, was an der Oper ſei? Der antwortete: „Das Beſte dran iſt, daſs kein Schuſs drin vorkömmt." Doch kann ich mich hierin auf den Kammermuſikus nicht verlaſſen; denn erſtens komponiert er auch, und nach ſeiner Meinung beſſer als Spontini, und zweitens hat man ihm weisgemacht, daß Letzterer eine Oper mit obligaten Kanonen ſchreiben wolle. Man ſpricht aber überhaupt nicht viel Gutes von der „Nurmahal". Ein Meiſterſtück kann ſie nicht ſein. Spontini hat viele Muſikſtücke ſeiner ältern Oper hineingeflickt. Dadurch enthält dieſe Oper freilich ſehr gute Stellen, aber das Ganze hat ein zuſammengeſtoppeltes Anſehen, und entbehrt jene Konſequenz und Einheit, die das Hauptverdienſt der übrigen Spontini'ſchen Opern iſt. — Die hohen Neuvermählten wurden mit allgemeinem Aufjauchzen empfangen. Die Pracht, die in dieſem Stücke eingewebt iſt, ſoll unvergleichlich ſein. Der Dekorationsmaler und der Theaterſchneider haben ſich ſelbſt

übertroffen. Der Theaterdichter hat die Verse gemacht, folglich müssen sie gut sein. Elephanten sind keine zum Vorschein gekommen. Die „Staatszeitung“ vom 4. Juni rügt einen Artikel der „Magdeburger Zeitung“, worin stand, dass zwei Elephanten in der neuen Oper erscheinen sollten, und bemerkt mit Shakspeare'schem Witze: „Diese Elephanten sollen sich vorgeblich noch in Magdeburg verhalten.“ Hat die „Magdeb. Zeitung“ diese Notiz aus meinem zweiten Briefe geschöpft, so bedaure ich mit tiefem Seelenschmerz, dass ich Unglücklicher ihr diesen Witzblitz zugezogen. Ich widerrufe, und zwar mit so de- und wehmüthiger Gebärde, dass die „Staatszeitung“ Thränen der Rührung weinen soll. Überhaupt erkläre ich ein- für allemal, dass ich bereit bin, Alles zu widerrufen, was man von mir verlangt; nur darf es mir nicht viele Mühe kosten. Dass zwei Elephanten im „Rosenfeste“ vorkommen würden, hatte ich wirklich selbst gehört. Nachher sagte man mir, es wären nur zwei Kamele, später hieß es, zwei Studenten kämen drin vor, und endlich sollten es Unschuldsengel sein. — Den 28. war Freiredoute. Schon um halb Neun fuhren Masken nach dem Opernhause. — Ich habe im vorigen Briefe eine hiesige Redoute beschrieben. Sie unterschied sich diesmal nur dadurch, dass keine schwarze Dominos

zugelassen wurden, dass alle Anwesende in Schuhen waren, dass man sich um ein Uhr im Saale demaskieren konnte, und dass die Einlassbillette und Erfrischungen gratis gegeben wurden. Letzteres war wohl die Hauptsache. Wenn ich nicht den festen Glauben in der Brust trüge, dass die Berliner Muster von Bildung und feinem Betragen sind, und mit Recht auf die Ungeschliffenheit meiner Landsleute verächtlich herabschauen; wenn ich mich nicht bei vielen Gelegenheiten überzeugt hätte, dass der poverste Berliner es im anständigen Hungerleiden sehr weit gebracht hat, und meisterhaft darauf eingeübt ist, den schreienden Magen in die Formen vornehmer Konvenienz einzuzwängen: so hätte ich von den Leuten hier sehr leicht eine ungünstige Meinung fassen können, als ich bei dieser Freiredoute sah, wie sie das Büffett sechs Mann hoch umdrängten, sich Glas nach Glas in den Schlund gossen, sich den Magen mit Kuchen anstopften, und das Alles mit einer ungraciösen Gefräßigkeit und heroischen Beharrlichkeit, dass es einem ordentlichen Menschenkinde fast unmöglich war, jene Büffettphalanx zu durchbrechen, um bei der Schwüle, die im Saale herrschte, mit einem Glase Limonade die Zunge zu kühlen. Der König und der ganze Hof waren auf dieser Redoute. Der Anblick der Neuvermählten

entzückt alle Anwesende. Sie glänzte mehr durch ihre Liebenswürdigkeit, als durch ihren reichen Diamantenschmuck. Unser König trug ein bläulich-dunkles Domino. Die Prinzen trugen meistens altspanische und ritterliche Tracht.

Ich habe längst bemerkt, daſs über die Rangordnung, womit ich Ihnen die hiesigen Begebnisse melde, bloß meine Laune entscheidet, und nicht die Anciennetät. Wollte ich letzterer folgen, so hätte ich meinen Brief mit Geheimrath Heim's Jubiläum anfangen müssen. Aus den Zeitungen werden Sie hinlänglich erfahren haben, wie man hier diesen verdienten Arzt gefeiert. Zwei ganze Tage sprach man davon in Berlin, Das will Viel sagen. Überall hörte man Anekdoten aus Heim's Leben erzählen, von denen einige höchst ergötzlich sind. Die drolligste derselben schien mir die Art, wie er seinen Kutscher mystificiert, als ihm derselbe einstmals erklärte, er habe ihn jetzt so lange Zeit schon herumgefahren, er wünsche jetzt auch Arzt zu werden und das Kurieren zu lernen. Mehrere andere Dienstjubiläen fanden ebenfalls statt, und bei Jagor sprangen die Stöpsel der Champagnerflaschen. Überhaupt, ehe man sich Dessen versieht, haben die Leute hier 50 Jahre abgedient. Das thut das Klima. — Auch eine Dienstmagd hat ihr Jubiläum gehalten, und in der „Ele-

ganten“ ist zu lesen, wie die Jubelmagd gefeiert und besungen wurde. Sogar eine Matrone aus der Unschuldsgasse hat, wie ich gestern höre, ihr Jubiläum gefeiert. Sie wurde mit Rosen und Lilien bekränzt; ein gefühlvoller Porte-epée-Jüngling überreichte ihr ein Kraftsonett, ganz im Geiste der gewöhnlichen Jubelpoesie, worin Liebe, Triebe, riebe, schiebe sich reimten, und zwölf Jungfrauen sangen:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?“ ꝛc. ꝛc.

Sie sehen, Theodor Körner's Gedichte werden noch immer gesungen. Freilich nicht in den Kreisen des guten Geschmacks, wo man es sich schon laut gestanden, daſs es ein besonderes Glück war, daſs Anno 1814 die Franzosen kein Deutsch verstanden, und nicht lesen konnten jene faden, schalen, flachen, poesielosen Verse, die uns gute Deutsche so sehr enthusiasmierten. Aber diese Befreiungsverse werden noch oft deklamiert und gesungen in jenen gemüthlichen Kränzchen, wo man sich des Winters wärmt an dem unschuldigen Strohfeuer, das in diesen patriotischen Liedern knistert; und wie der greise Schimmel des großen Friedrich's wieder jugendlich sich bäumte und das ganze Manöver machte, wenn er

eine Trompete hörte, so steigt das Hochgefühl mancher Berlinerin, wenn sie ein Körner'sches Lied hört; sie legt die Hand graciöse auf den Busen, quietscht einen bodenlosen Wonneseufzer, erhebt sich muthig wie Johanna von Montfaucon, und spricht: „Ich bin eine deutsche Jungfrau."

Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an wegen des bittern, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die andern Leuten theuer sind und theuer sein sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daſs mich nicht der Unmuth ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daſs ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigsmenschen, die mit dem Deutschthume kokettieren; und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopf zu reiſsen, und den Löwen selbst an der Haut zu zerren, — weil ich einen Esel darunter vermuthe.

Vom Schauspiel will ich Ihnen auch diesmal Wenig schreiben. Der Komiker Walter hat hier einigen Beifall gehabt; was mich betrifft, so kann ich

seinen Humor nicht goutieren. Dagegen hat mich Lebrun aus Hamburg, der hier vor Kurzem einige Gastrollen gab, wahrhaft entzückt. Er ist einer unserer besten deutschen Komiker, unübertrefflich in jovialen Rollen, und verdient ganz jenen Beifall, den ihm hier alle Kenner zollten. Karl August Lebrun ist ganz wie zum Schauspieler geboren, die Natur hat ihn mit allen Talenten, die zu diesem Stande gehören, in vollem Maße ausgerüstet, und die Kunst hat dieselben ausgebildet. Aber was soll ich von der Neumann sagen, die alle Berliner bezaubert, und sogar die Recensenten? Was nicht Alles ein schönes Gesicht thut! Es ist ein Glück, daſs ich kurzsichtig bin, sonst hätte diese Circe mich eben so in ein graues Thierlein verwandelt, wie einen meiner Freunde. Dieser Unglückliche hat jetzt so lange Ohren, daſs das eine in der „Vossischen Zeitung" und das andre in der Haude- und Spener'schen zum Vorschein kommt. Einige Jünglinge hat diese Dame schon toll gemacht; einer Derselben ist schon wasserscheu und macht keine Verse mehr. Jeder fühlt sich glücklich, wenn er der schönen Frau näher kommen kann. Ein Gymnasiast hat sich in Dieselbe platonisch verliebt, und hat ihr eine kalligraphische Probe seiner Handschrift zugeschickt. Ihr Mann ist auch Schauspieler, und glänzte wie Glanzleinen in

„Kabeljau und Hiebe“. Die gute Frau muſs gewiſs vom vielen Zuſpruch ihrer Bewunderer beläſtigt werden. Man erzählt, ein kranker Mann, der neben ihr wohnt, habe keine Ruhe gehabt vor all' den Menſchen, die jeden Augenblick ſein Zimmer aufgeriſſen und fragten: „Wohnt hier Madame Neumann?“ und er habe endlich auf ſeine Thüre ſchreiben laſſen: „Hier wohnt Madame Neumann nicht.“

Man hat ſogar die ſchöne Frau in Eiſen gegoſſen, und verkauft kleine eiſerne Medaillen, worauf ihr Bildnis geprägt iſt. Ich ſage Ihnen, der Enthuſiasmus für die Neumann graſſiert hier wie eine Viehſeuche. Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, fühle ich ſelbſt ſeine Einflüſſe. Mir klingen noch die begeiſterten Worte in die Ohren, womit geſtern ein Graukopf von ihr ſprach. Konnte doch Homer uns die Schönheit Helena's nicht ſtärker ſchildern, als indem er zeigt, wie Greiſe bei ihrem Anblick in Entzücken geriethen. Sehr viele Mediciner machen ebenfalls der ſchönen Frau den Hof, und man nennt ſie hier ſcherzweiſe die „Mediciniſche Venus“. Aber was brauche ich ſo Viel zu erzählen, Sie haben ja gewiſs unſere Theaterkritiken genau geleſen und bemerkt, wie ſich ordentlich ein Metrum darin bewegt, und zwar das der Sapphiſchen Ode an die Venus. Ja, ſie iſt eine Venus, oder, wie ein Alto-

naer Kaufmann ſagte, eine Venuſſin. Nur der vermaledeite Setzer wirft zuweilen einen Weſpenſtachel in die Schale hymettiſchen Honigs, die der fromme Recenſent unſerer Göttin opfert. Das nachhelfende Intelligenzblatt (der Titel dieſes Blattes iſt Ironie) berichtigt folgenden Druckfehler: In der Recenſion über das Gaſtſpiel der Mad. Neumann Nr. 63 der „Spener'ſchen Zeitung" vom 25. Mai muſs Zeile 26 ſtatt „von leicht bewegtem Minneſpiel" „von leicht bewegtem Mienenſpiel" geleſen werden. — Geſtern ſpielte die ſchöne Frau in Clauren's neuem Luſtſpiele: „Der Bräutigam aus Mexiko". In dieſem Stücke gaukelt auf eine höchſt anmuthige Weiſe eine leichte, originelle, faſt märchenhafte Heiterkeit, die jeden Freund froher Laune anſprechen muſs. Dieſes Stück hat auch Vielen gefallen, ſo wie überhaupt Alles, was aus der Feder dieſes Schriftſtellers kömmt, hier erſtaunlichen Beifall findet. Seine Schriften haben viele Gegner, aber ſie erleben eine Auflage nach der andern.

Auf dem Alexanderplatze wird ein Volkstheater errichtet. Ein Mann, der Cerf heißt, hatte ein Privilegium dazu erlangt, iſt aber davon abgetreten, und bekömmt ein Abtrittsgeld von 3000 Thalern jährlich. Der ehemalige Schauſpieler Bethmann hat die Leitung übernommen. Wie ich höre, iſt dem

Professor Gubitz die Direction des poetischen Theils dieses Theaters angeboten worden. Es wäre zu wünschen, daſs sich Derselbe diesem Geschäfte unterzöge, da er die Bühne und ihre Ökonomie ganz genau kennt, zu gleicher Zeit berühmt ist als Theaterdichter, Kritiker und Meister der zeichnenden Künste, und in dieser Vielseitigkeit alles Das verbindet, was zu einer solchen Direktion nothwendig wäre. Aber man zweifelt, daſs er sie annehmen wird, da die Redaktion des „Gesellschafters", für den er ganz leibt und lebt, ihn zu sehr beschäftigt. Letzteres Blatt hat groſsen Absatz, ich glaube über 1500 Exemplare, wird hier mit erstaunlich groſsem Interesse gelesen, und kann wohl das gehaltreichste und beste in ganz Deutschland genannt werden. Gubitz redigiert es mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit, die oft an Ängstlichkeit grenzt. Nämlich in seiner Liebe für Korrektheit und Decenz ist er fast zu streng. Doch denken Sie sich hier keinen Pedanten. Es ist ein Mann in seinen besten Jahren, unbefangen, lebensfreudig, enthusiastisch für alles Herrliche, und auch in seiner Persönlichkeit lebt jener heitre, anakreontische Geist, der in seinen Poesien so charakteristisch hervortritt. — Wir haben hier vor Kurzem noch eine Wochenschrift bekommen, die, in der Volkssphäre sich bewegend, vom Lieutenant Leithold, der

kürzlich seine Reise nach Brasilien herausgegeben, redigiert wird, „Kuriositäten und Raritäten" betitelt ist, und ein naives Motto führt. „Der Beobachter an der Spree" und „Der märkische Bote" sind hier die besten Volksblätter. Letzteres ist mehr für die gebildete Klasse. Ich fand mit Verwunderung, daſs ein Theil meines zweiten Briefes aus dem „Anzeiger" darin nochmals abgedruckt war. Ich bin zwar empfindlich für diese Ehre und für das beigefügte Lob, aber ich wäre schier in groß Malheur dadurch gekommen, wenn nicht die hiesige galante Censur Das gestrichen hätte, was ich von den Berlinerinnen gesagt. Wenn diese Engel Letzteres gelesen hätten, wären mir die Blumenkörbchen schockweise an den Kopf geflogen. Doch hätte ich mich auch in diesem Falle nicht nach der Hundebrücke verfügt; das schöne Fräulein Fortuna hat mir längst einen so großen eisernen Korb gegeben, daſs ich ihn kaum füllen könnte mit den Körbchen aller Damen der Spreestadt. — Eine Schlange, und zwar eine höchst seltene, ist jetzt für acht Groschen zu sehen, No. 24 unter den Linden. Ich bemerke Ihnen bei dieser Gelegenheit, daſs ich dort ausgezogen bin. Blondin mit seiner Gesellschaft giebt vor dem Brandenburger Thore noch immer seine hübschen und vielbesuchten Vorstellungen in der edleren Reitkunst. Er läſst Kolumbus in

Otaheiti landen. — Bosko hat endlich auch vorletzten, letzten und allerletzten Vorstellungen digt, und hat auch einige für die Armen ge Man sagt, er ahmte Boucher nach; Das ist nicht wahr, Boucher hat ihn, den Jongleur, geahmt. Die Statuen von Bülow und Scharn werden dieser Tage an beiden Seiten der neuen S aufgestellt. Sie sind jetzt in Rauch's Atelier zu Ich habe sie dort schon früher in Augenschei nommen und fand sie schön. Blücher's Bild von Rauch, die in Breslau aufgestellt werden ist jetzt dahin abgegangen. — Die neue Börse habe ich gesehn. Sie ist herrlich eingerichtet. Menge geräumiger, prächtig dekorierter Zim Alles großartig angelegt. Man sagte mir, daß edle, kunstsinnige Sohn des großen Mendels Joseph Mendelssohn, der Schöpfer dieses Ins sei. Berlin hat lange ein solches entbehrt. allein Kaufleute, sondern auch Beamte, Gelehrte Personen aus allen Ständen besuchen die Bö halle. — Besonders anziehend ist das Lesezim worin ich über hundert deutsche und ausländ Journale vorfand. Auch unsern „Westf. Anze sah ich dort. Ein wissenschaftlich gebildeter M Dr. Böhringer, führt die Aufsicht über dieses Zi und weiß sich dem Besucher desselben durch z

kommende Artigkeit zu verpflichten. Zosty beſorgt die Reſtauration und die Konditorei. Die Aufwärter tragen Alle braune Livréen mit goldnen Treſſen, und der Portier imponiert beſonders durch ſeinen großen Marſchallſtab. — Die Bauten unter den Linden, wodurch die Wilhelmſtraße verlängert wird, haben raſchen Fortgang. Es werden herrliche Säulengänge. Dieſe Tage wurde auch der Grundſtein zu der neuen Brücke gelegt. — In der muſikaliſchen Welt iſt es ſehr ſtill. Es geht der Capitale de la musique wie jeder andern Capitale; man konſumiert in derſelben, was in der Provinz produciert wird. Außer dem jungen Felix Mendelsſohn, der nach dem Urtheile ſämmtlicher Muſiker ein muſikaliſches Wunder iſt und ein zweiter Mozart werden kann, wüſſte ich unter den hierlebenden Autochthonen Berlin's kein einziges Muſikgenie aufzufinden. Die meiſten Muſiker, die ſich hier auszeichnen, ſind aus der Provinz, oder gar Fremde. Es macht mir ein unausſprechliches Vergnügen, hier erwähnen zu müſſen, daſs unſer Landsmann, Joſeph Klein, der jüngere Bruder des Komponiſten, von dem ich in meinem vorigen Briefe ſprach, zu den größten Erwartungen berechtigt. Dieſer hat Vieles komponiert, das von Kennern gelobt wird. Nächſtens werden Liederkompoſitionen von ihm erſcheinen, die hier großen Beifall finden

und in vielen Gesellschaften gesungen werden. Es liegt eine überraschende Originalität in den Melodien derselben, sie sprechen jedes Gemüth an, und es ist vorauszusehen, daſs dieser junge Künstler einst einer der berühmtesten deutschen Komponisten wird. — Spontini verläſst uns auf eine lange Zeit. Er reist nach Italien. Er hat seine „Olympia“ nach Wien geschickt, die aber dort nicht aufgeführt wird, weil sie zu viele Kosten verursache. — Die italiänischen Buffos haben sich hier nur noch einige Tage aufgehalten. — Unter den Linden sind Wachsfiguren zu sehen. — Auf der Königstraße, Poststraßeneck, werden wilde Thiere und eine Minerva gezeigt. — Fonk's Proceſs ist hier ebenfalls ein Thema der öffentlichen Unterhaltung. Die sehr schön geschriebene Broschüre von Kreuser hat hier zuerst die Aufmerksamkeit auf denselben geleitet. Hierauf kamen noch mehrere Broschüren her, die alle für Fonk sprachen. Hierunter zeichnete sich auch aus das Buch vom Freiherrn v. d. Leyen. Diese Bücher, nebst den in der „Abendzeitung“ und im „Konversationsblatte“ enthaltenen Aufsätzen über den Fonk'schen Proceſs und dem Werke des Angeklagten selbst, verbreiteten hier eine günstige Meinung für Fonk. Personen, die auch heimlich gegen Fonk sind, sprechen doch öffentlich für ihn, und zwar aus Mitleid gegen den Un-

glücklichen, der schon so viele Jahre gelitten. In einer Gesellschaft erwähnte ich die fürchterliche Lage seines schuldlosen Weibes und die Leiden ihrer rechtschaffenen, geachteten Familie, und wie ich erzählte: man sage, dass der Kölner Pöbel Fonk's arme, unmündige Kinder insultiert habe, wurde eine Dame ohnmächtig, und ein hübsches Mädchen fing bitterlich an zu weinen, und schluchzte: „Ich weiß, der König begnadigt ihn, wenn er auch verurtheilt wird." Ich bin ebenfalls überzeugt, dass unser gefühlvoller König sein schönstes und göttlichstes Recht ausüben wird, um so viele gute Menschen nicht elend zu machen; ich wünsche Dieses eben so herzlich, wie die Berliner, obschon ich ihre Ansichten über den Process selbst nicht theile. Über letztern habe ich erstaunlich viele Meinungen ins Blaue hineinraisonnieren hören. Am gründlichsten sprechen darüber die Herren, die von der ganzen Sache gar Nichts wissen. Mein Freund, der bucklichte Auskultator, meint: wenn Er am Rhein wäre, so wollte er die Sache bald aufklären. Überhaupt meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge Nichts. „Wozu", sprach er gestern, „diese Öffentlichkeit? Was geht es den Peter und den Christoph an, ob Fonk oder eine Anderer den Cönen umgebracht. Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, lese die Akten durch,

referiere darüber, bei verſchloſſenen Thüren u
darüber das Kollegium und ſchreitet zum S
und ſpricht den Kerl frei oder verurtheilt ihn,
es kräht kein Hahn darnach. Wozu dieſe Jury,
Gevatter Schneider und Handſchuhmacher? Ich gl
Ich, ein ſtudierter Mann, der die Frieſiſche Lo
Jena gehört, der alle ſeine juriſtiſchen Kollegien
teſtiert hat und das Examen beſtanden, beſitze
mehr Judicium, als ſolche unwiſſenſchaftliche
ſchen? Am Ende meint ſolch ein Menſch, Wu
welch höchſt wichtige Perſon er ſei, weil ſo
von ſeinem Ja und Nein abhängt! Und
Schlimmſte iſt noch dieſer Code Napoleon,
ſchlechte Geſetzbuch, das nicht mal erlaubt, der
eine Maulſchelle zu geben" — Doch ich will
weiſen Auskultator nicht weiter ſprechen laſſen.
repräſentiert eine Menge Menſchen hier, die für
ſind, weil ſie gegen das rheiniſche Gerichtsverf
ſind. Man miſsgönnt dasſelbe den Rheinlän
und möchte ſie gerne erlöſen von dieſen „Feſſeln
franzöſiſchen Tyrannei", wie einſt der unvergeſ
Juſtus Gruner — Gott habe ihn ſelig —
franzöſiſche Geſetz nannte. Möge das geliebte R
land noch lange dieſe Feſſeln tragen, und noch
ähnlichen Feſſeln belaſtet werden! Möge am
noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die

auf Franzosenhass und Nationalegoismus basiert ist, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinflasche quillt, und jene echte Christusreligion, die Nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunst oder frömmelnder Proselytenmacherei.

Bei unserer Universität giebt's gar nichts Neues, außer dass zweiunddreißig Studenten relegiert worden wegen unerlaubter Verbindungen. Es ist eine fatale Sache, relegiert zu werden; sogar das bloße Konsiliiertwerden soll sein Unangenehmes haben. Ich glaube aber, dass jenes strenge Urtheil gegen die Zweiunddreißig noch gemildert wird. Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Universitäten vertheidigen; sie sind Reste jenes alten Korporationswesens, die ich ganz aus unserer Zeit vertilgt sehen möchte. Aber ich gestehe, dass jene Verbindungen nothwendige Folgen sind von unserm akademischen Wesen, oder besser Unwesen, und dass sie wahrscheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte oxfordische Stallfütterungssystem bei unsern Studenten eingeführt ist. Polnische Studierende sieht man jetzt hier höchstens ein halb Dutzend. Man hatte strenge Untersuchungen gegen sie verfügt. Die meisten sind, wie man sagt, ohne besondere Lust wiederzukommen, von hier abgereist, und ein großer Theil, ich glaube gegen Zwanzig, werden noch in unsern

Staatsgefängnissen verwahrt. Die Meisten davon sind aus dem russischen Polen, und sollen sich mit demagogischen Umtrieben gegen ihre Regierung befasst haben.

Man spricht davon, dass Ludwig Tieck bald hieherkommen und Vorlesungen über den Shakspeare halten werde. Am 31. des vorigen Monats war der Geburtstag des Fürsten Staatskanzlers. Man erwartet hier diese Tage eine hessische Gesandschaft, die unsere Differenzen mit Hessen wegen der bekannten Territorialrechtsverletzung regulieren soll. Eine Kommission ist nach Pommern geschickt, um das dortige Sektenwesen zu untersuchen. Der Wollmarkt hat schon angefangen, und eine Menge Gutsbesitzer sind hier, die ihre Wolle zum Verkauf herbringen, und die man hier scherzweise „Woll(Wohl-)habende" nennt. Sogar die Straßen bekommen Ambition; die „letzte Straße" will jetzt Dorotheenstraße heißen. Man spricht davon, daß dem großen Fritz eine Statue auf dem Opernplatze errichtet werden soll. Der Tänzerfamilie Kobler ist auf der Chaussée bei Blumberg die Bagage verbrannt. Bei dem Bau der neuen Brücke bedient man sich einer Dampfmaschine.

Literarische Notizen giebt es hier in diesem Augenblick sehr wenige, obschon Berlin ihr Haupt-

marktplatz iſt. In Hinſicht der Gemüſe ſchreite ich mit meiner Zeit vorwärts. Spargel eſſe ich jetzt keinen mehr und eſſe jetzt Schoten. Aber in der Literatur bin ich noch zurückgeblieben. Ja, ich habe noch nicht mal die „falſchen Wanderjahre" geleſen, die ſo viel Aufſehn gemacht und noch machen. Dieſes Buch hat für Weſtfalen ein beſonderes Intereſſe, da man jetzt allgemein ausſpricht, daſs unſer Landsmann, Dr. Puſtkuchen in Lemgo, ihr Verfaſſer ſei. Ich weiß nicht, warum er dieſes Buch desavouieren wollte, da es ihm doch gewiſs keine Schande macht. Man hatte ſich lange den Kopf zerbrochen, wer der Verfaſſer ſei, und nannte allerlei Namen. Der Hofrath Schütz machte öffentlich bekannt, daſs er es nicht ſei. Den Legationsrath v. Varnhagen nannten einige Stimmen; aber Dieſer machte Dasſelbe bekannt. Von Letzterm war es auch ſehr unwahrſcheinlich, da er zu den größten Verehrern Goethe's gehört, und Goethe ſogar in ſeinem letzten Heft der Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum am Rhein" ſelbſt erklärte, daſs Varnhagen ihn tief begriffen und ihn oft über ſich ſelbſt belehrt habe. Wahrlich, nächſt dem Gefühle, Goethe ſelbſt zu ſein, kenne ich kein ſchöneres Gefühl, als wenn Einem Goethe, der Mann, der auf der Höhe des Zeitalters ſteht, ein ſolches Zeugnis giebt. — Außerdem ſpricht man von dem

deutſchen Gil-Blas, den Goethe vor vier Wochen herausgegeben. Dieſes Buch iſt von einem ehemaligen Bedienten geſchrieben. Goethe hat es durchgefeilt und mit einer ſehr merkwürdigen Vorrede begleitet. Auch hat dieſer kräftige Greis, der Ali Paſcha unſerer Literatur, wieder einen Theil ſeiner Lebensgeſchichte herausgegeben. Dieſe wird, ſobald ſie vollſtändig iſt, eines der merkwürdigſten Werke bilden, gleichſam ein großes Zeitepos. Denn dieſe Selbſtbiographie iſt auch die Biographie der Zeit. Goethe ſchildert meiſtens letztere und wie ſie auf ihn eingewirkt; ſtatt daſs andere Selbſtbiographen, z. B. Rouſſeau, bloß ihre leidige Subjektivität im Auge hatten.

Ein Theil von Goethe's Biographie wird aber erſt nach ſeinem Tode erſcheinen, da er alle ſeine weimarſchen Verhältniſſe, und beſonders die, welche den Großherzog betreffen, darin beſpricht. Dieſer Nachtrag wird wohl das meiſte Aufſehn erregen. Wir werden auch bald Memoiren von Byron erhalten, die aber, wie man ſagt, eben ſo wie ſeine Dramen, mehr Gemüthsſchilderung als Handlung enthalten ſollen. Die Vorrede zu ſeinen drei neuen Dramen enthält höchſt merkwürdige Worte über unſere Zeit und den Revolutionsſtoff, den ſie in ſich trägt. Man klagt noch ſehr über die Gottloſigkeit ſeiner Gedichte, und der gekrönte Dichter Sou-

they in London nennt Byron und seine Geistesverwandte „die satanische Schule". Aber Childe Harold schwingt gewaltig die vergiftete Geißel, womit er den armen Laureaten züchtigt. — Eine andere Selbstbiographie erregt hier viel Interesse. Es sind die „Memoiren von Jakob Casanova de Seingalt", die Brockhaus in einer deutschen Übersetzung herausgiebt. Das französische Original ist noch nicht gedruckt, und es schwebt noch ein Dunkel über die Schicksale des Manuskripts. An seiner Echtheit darf man gar nicht zweifeln. Das Fragment sur Casanova in den Werken des Prinzen Charles de Ligne ist ein glaubwürdiges Zeugnis, und dem Buche selbst sieht man gleich an, daſs es nicht fabriciert ist. Meiner Geliebten möchte ich es nicht empfehlen, aber allen meinen Freunden. Italiänische Sinnlichkeit haucht uns aus diesem Buche schwül entgegen. Der Held desselben ist ein lebenslustiger, kräftiger Venetianer, der mit allen Hunden gehetzt wird, alle Länder durchschwärmt, mit den ausgezeichnetsten Männern in nahe Berührung kommt und in noch weit nähere Berührung mit den Frauen, Es ist keine Zeile in diesem Buche, die mit meinen Gefühlen übereinstimmte, aber auch keine Zeile, die ich nicht mit Vergnügen gelesen hätte. Der zweite Theil soll schon heraus sein, aber er ist hier noch nicht zu

bekommen, da, wie ich höre, die Cenſur bei dem Brockhaus'ſchen Verlag ſeit geſtern wieder in Wirkſamkeit getreten iſt. — Hier ſind in dieſem Augenblick wenig' gute belletriſtiſche Schriften erſchienen. Fouqué hat einen neuen Roman herausgegeben, betitelt „Der Verfolgte". In der poetiſierenden Welt geht es hier wie in der muſikaliſchen. An Dichtern fehlt es nicht, aber an guten Gedichten. Nächſten Herbſt haben wir doch einiges Gute zu erwarten. Köchy (kein Berliner), der uns vor Kurzem eine ſehr gehaltreiche Schrift über die Bühne geliefert hat, wird nächſtens einen Band Gedichte herausgeben, und aus den Proben, die mir davon zu Geſicht gekommen, bin ich zu den größten Erwartungen berechtigt. Es lebt in denſelben ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit, eine tiefe Innigkeit, die durch keine Bitterkeit getrübt wird, mit einem Worte: echte Poeſie. An wahrhaft dramatiſchen Talenten iſt juſt jetzt kein Überfluſs, und ich erwarte Viel von v. Uechtritz (kein Berliner), einem jungen Dichter, der mehrere Dramen geſchrieben, die von Kennern erſtaunlich gerühmt werden. Es wird nächſtens eines derſelben, „Der heilige Chryſoſtomus", in Druck erſcheinen, und ich glaube, daſs es Aufſehn erregen wird. Ich habe Stellen daraus gehört, die des größten Meiſters würdig ſind.

Über Hoffmann's „Meister Floh" versprach ich Ihnen in meinem Vorigen Mehreres zu schreiben. Die Untersuchung gegen den Verfasser hat aufgehört. Derselbe kränkelt noch immer. Jenen vielbesprochenen Roman habe ich endlich gelesen. Keine Zeile fand ich darin, die sich auf die demagogischen Umtriebe bezöge. Der Titel des Buches wollte mir Anfangs sehr unanständig vorkommen, in Gesellschaft mussten bei Erwähnung desselben meine Wangen jungfräulich erröthen, und ich lispelte immer: Hoffmann's Roman, mit Respekt zu sagen. Aber in Knigge's „Umgang mit Menschen" (3. Theil, 9. Kap. über die Art, mit Thieren umzugehn; das 10. Kap. handelt vom Umgang mit Schriftstellern) fand ich eine Stelle, die sich auf den Umgang mit Flöhen bezog, und woraus ich ersah, dass letztere nicht so unanständig sind wie „gewisse andre kleine Thiere", die dieser tiefe Kenner der Menschen und Bestien selbst nicht nennt. Durch dieses humanistische Citat ist Hoffmann geschützt. Ich berufe mich auf das Lied von Mephistopheles:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh.

Der Held des Romans ist aber kein Floh, sondern ein Mensch, Namens Peregrinus Tyß, der

in einem träumeriſchen Zuſtande lebt, und durch Zufall mit dem Beherrſcher der Flöhe zuſammentrifft, und höchſt ergötzliche Geſpräche führt. Dieſer, Meiſter Floh genannt, iſt ein gar geſcheiter Mann, etwas ängſtlich, aber doch ſehr kriegeriſch, und trägt an den dürren Beinen große goldene Stiefel mit diamantenen Sporen, wie auf dem Umſchlage des Buches zu ſehen iſt. Ihn verfolgt eine gewiſſe Dörtje Elverdink, die, wie man ſagt, die Demagogie repräſentieren ſollte. Eine ſchöne Figur iſt der Student Georg Pepuſch, der eigentlich die Diſtel Zeherith iſt und einſt in Famaguſta blühte, und der in die Dörtje Elverdink verliebt iſt, die aber eigentlich die Prinzeſſin Gamahe, die Tochter des Königs Sekakis iſt. Die Kontraſte, die auf ſolche Weiſe der indiſche Mythos mit der Alltäglichkeit bildet, ſind in dieſem Buche nicht ſo pikant wie im „goldnen Topf“ und in andern Romanen Hoffmann's, worin derſelbe naturphiloſophiſche Theaterkoup angewandt iſt. Überhaupt iſt die Gemüthswelt, die Hoffmann ſo herrlich zu ſchildern verſteht, in dieſem Romane höchſt nüchtern behandelt. Das erſte Kapitel desſelben iſt göttlich, die übrigen ſind unerquicklich. Das Buch hat keine Haltung, keinen großen Mittelpunkt, keinen innern Kitt. Wenn der Buchbinder die Blätter desſelben willkürlich durcheinander geſchoſſen hätte, würde

man es ſicher nicht bemerkt haben. Die große Allegorie, worin am Ende Alles zuſammenfließt, hat mich nicht befriedigt. Mögen Andre ſich daran ergötzt haben; ich glaube, daſs ein Roman keine Allegorie ſein ſoll. — Die Strenge und Bitterkeit, womit ich über dieſen Roman ſpreche, rührt eben daher, weil ich Hoffmann's frühere Werke ſo ſehr ſchätze und liebe. Sie gehören zu den merkwürdigſten, die unſere Zeit hervorgebracht. Alle tragen ſie das Gepräge des Außerordentlichen. Jeden müſſen die „Phantaſieſtücke" ergötzen. In den „Elixieren des Teufels" liegt das Furchtbarſte und Entſetzlichſte, das der Geiſt erdenken kann. Wie ſchwach iſt dagegen The monk von Lewis, der dasſelbe Thema behandelt. In Göttingen ſoll ein Student durch dieſen Roman toll geworden ſein. In den „Nachtſtücken" iſt das Gräſslichſte und Grauſenvollſte überboten. Der Teufel kann ſo teufliſches Zeug nicht ſchreiben. Die kleinen Novellen, die meiſtens unter dem Titel „Serapionsbrüder" geſammelt ſind, und wozu auch „Klein Zaches" zu rechnen iſt, ſind nicht ſo grell, zuweilen ſogar lieblich und heiter. Der „Theaterdirektor" iſt ein ziemlich mittelmäßiger Schelm. In dem „Elementargeiſt" iſt Waſſer das Element, und Geiſt iſt gar keiner drin. Aber „Prinzeſſin Brambilla" iſt eine gar köſtliche Schöne, und wem Dieſe durch ihre Wunder-

lichkeit nicht den Kopf schwindlich macht, Der hat gar keinen Kopf. Hoffmann ist ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verstehen weder den Einen, noch den Andern. Beider Dichtungen haben einen entgegengesetzten Charakter. Ein Jean Paul'scher Roman fängt höchst barock und burlesk an, und geht so fort, und plötzlich, ehe man sich Dessen versieht, taucht hervor eine schöne, reine Gemüthswelt, eine mondbeleuchtete, röthlich blühende Palmeninsel, die mit all ihrer stillen, duftenden Herrlichkeit schnell wieder versinkt in die häßlichen, schneidend kreischenden Wogen eines excentrischen Humors. Der Vorgrund von Hoffmann's Romanen ist gewöhnlich heiter, blühend, oft weichlich rührend, wunderlich geheimnisvolle Wesen tänzeln vorüber, fromme Gestalten schreiten auf und ab, launige Männlein grüßen freundlich und unerwartet, aus all diesem ergötzlichen Treiben grinst hervor eine häßlichverzerrte Alteweiberfratze, die mit unheimlicher Hastigkeit ihre allerfatalsten Gesichter schneidet und verschwindet, und wieder freies Spiel läßt den verscheuchten muntern Figürchen, die wieder ihre drolligsten Sprünge machen, aber das in unsere Seele getretene katzenjammerhafte Gefühl nicht fortgaukeln können. — Über die Romane anderer hiesiger Schriftsteller will ich in meinen nächsten Brie-

ſen ſprechen. Alle tragen denſelben Charakter. Es iſt der Charakter der deutſchen Romane überhaupt. Dieſer läſſt ſich am beſten auffaſſen, wenn man ſie vergleicht mit den Romanen anderer Nationen, z. B. der Franzoſen, der Engländer u. ſ. w. Da ſieht man, wie die äußere Stellung der Schriftſteller den Romanen einer Nation einen eignen Charakter verleiht. Der engliſche Schriftſteller reiſet, mit einer Lords- oder Apoſtel-Equipage, ſchon durch Honorar bereichert oder noch arm, gleichviel er reiſet, ſtumm und verſchloſſen beobachtet er die Sitten, die Leidenſchaften, das Treiben der Menſchen, und in ſeinen Romanen ſpiegelt ſich ab die wirkliche Welt und das wirkliche Leben, oft heiter (Goldſmith), oft finſter (Smollet), aber immer wahr und treu (Fielding). Der franzöſiſche Schriftſteller lebt beſtändig in der Geſellſchaft, und zwar in der großen, mag er auch noch ſo dürftig und titellos ſein. Fürſten und Fürſtinnen kajolieren den Notenabſchreiber Jean Jacques, und im Pariſer Salon heißt der Miniſter Monſieur und die Herzogin Madame. Daher lebt in den Romanen der Franzoſen jener leichte Geſellſchaftston, jene Beweglichkeit und Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menſchen erlangt, und daher jene Familienähnlichkeit der franzöſiſchen Romane, deren Sprache immer dieſelbe ſcheint, eben

weil ſie die geſellſchaftliche iſt. Aber der arme deutſche Schriftſteller, der, weil er meiſtens ſchlecht honoriert wird, oder ſelten Privatvermögen beſitzt, kein Geld zum Reiſen hat, der wenigſtens ſpät reiſt, wenn er ſich ſchon in eine Manier hineingeſchrieben, der ſelten einen Stand oder einen Titel hat, der ihm die Gnadenpforten der vornehmen Geſellſchaft, die bei uns nicht immer die feine iſt, erſchleußt, ja der nicht ſelten einen ſchwarzen Rock entbehrt, um die Geſellſchaft der Mittelklaſſe zu frequentieren: der arme Deutſche verſchließt ſich in ſeiner einſamen Dachſtube, faſelt eine Welt zuſammen, und in einer aus ihm ſelbſt wunderlich hervorgegangenen Sprache ſchreibt er Romane, worin Geſtalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchſt poetiſch ſind, aber nirgends exiſtieren. Dieſen phantaſtiſchen Charakter tragen alle unſre Romane, die guten und die ſchlechten, von der früheſten Spieß-, Cramer- und Vulpiuszeit bis Arnim, Fouqué, Horn, Hoffmann ꝛc., und dieſer Romancharakter hat Viel eingewirkt auf den Volkscharakter, und wir Deutſchen ſind unter allen Nationen am meiſten empfänglich für Myſtik, geheime Geſellſchaften, Naturphiloſophie, Geiſterkunde, Liebe, Unſinn und — Poeſie!]

Über Polen.

(Geschrieben im Herbst 1822.)

Seit einigen Monaten habe ich den preußiſchen Theil Polens die Kreuz und die Quer durchſtreift; in dem ruſſiſchen Theil bin ich nicht weit gekommen, nach dem öſterreichiſchen gar nicht. Von den Menſchen hab' ich ſehr viele, und aus allen Theilen Polens, kennen gelernt. Dieſe waren freilich meiſtens nur Edelleute, und zwar die vornehmſten. Aber wenn auch mein Leib ſich bloß in den Kreiſen der höheren Geſellſchaft, in dem Schloßsbann der polniſchen Großen bewegte, ſo ſchweifte der Geiſt doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urtheils über Polen.

Vom Äußeren des Landes wüſſte ich Ihnen nicht viel Reizendes mitzutheilen. Hier ſind nirgends pikante Felſengruppen, romantiſche Waſſerfälle,

Nachtigallen-Gehölze u. ſ. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meiſtens gut iſt, und dicke, mürriſche Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Induſtrie giebt es hier faſt keine Spur. Den traurigſten Anblick geben die polniſchen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binſen bedeckt. In dieſen lebt der polniſche Bauer mit ſeinem Vieh und ſeiner übrigen Familie, erfreut ſich ſeines Daſeins und denkt an Nichts weniger, als an die — äſthetiſchen Puſtkuchen. Leugnen läſſt es ſich indeſſen nicht, daſs der polniſche Bauer oft mehr Verſtand und Gefühl hat, als der deutſche Bauer in manchen Ländern. Nicht ſelten fand ich bei dem geringſten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemüthswitz, Humor), der bei jedem Anlaſs mit wunderlichem Farbenſpiel hervorſprudelt, und jenen ſchwärmeriſch-ſentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Oſſianiſchen Naturgefühls, deſſen plötzliches Hervorbrechen bei leidenſchaftlichen Anläſſen eben ſo unwillkürlich iſt, wie das Insgeſichtſteigen des Blutes. Der polniſche Bauer trägt noch ſeine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock, mit hellen Schnüren beſetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, iſt das grobe Original jener feinen

Polenröcke unſerer Eleganz. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel ſpitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandſchleifen oder mit einigen Pfauenfedern geſchmückt. In dieſem Koſtüm ſieht man den polniſchen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geſchäft zu verrichten: erſtens, ſich raſieren zu laſſen; zweitens, die Meſſe zu hören; und drittens, ſich voll zu ſaufen. Den, durch das dritte Geſchäft gewiſs Seliggewordenen ſieht man des Sonntags, alle Viere ausgeſtreckt, in einer Straßengoſſe liegen, ſinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die in wehmüthiger Gruppierung die Betrachtung zu machen ſcheinen, daſs der Menſch hienieden ſo wenig vertragen kann! Was iſt der Menſch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenſchlich weit gebracht. — Der Bauer iſt von gutem Körperbau, ſtarkſtämmig, ſoldatiſchen Anſehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die Meiſten laſſen dasſelbe lang herunter wallen. Dadurch haben ſo viele Bauern die Plica polonica (Weichſelzopf), eine ſehr anmuthige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einſt geſegnet werden, wenn das Langehaarthum in den deutſchen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des

polnischen Bauers gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und spricht die Formel: „Ich küsse die Füße.“ Wer den Gehorsam personificiert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, dass ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, dass ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und dass ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigenthümer gemacht werden? so müsste ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichsein in seiner Relativität auffasst und sich wohl merkt, dass es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den

ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muſs man geſtehen, daſs der polniſche Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich iſt; um ſo mehr, da er gar Nichts hat, und folglich in der großen Sorgloſigkeit, die ja von Vielen als das höchſte Glück geſchildert wird, ſein Leben dahinlebt. Aber es iſt keine Ironie, wenn ich ſage, daſs, im Fall man jetzt die polniſchen Bauern plötzlich zu ſelbſtändigen Eigenthümern machte, ſie ſich gewiſs bald in der unbehaglichſten Lage von der Welt befinden und manche gewiſs dadurch in größeres Elend gerathen würden. Bei ſeiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorgloſigkeit würde der Bauer ſein Eigenthum ſchlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wäre er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Miſswachs iſt, ſo muſs der Edelmann dem Bauer von ſeinem eigenen Getreide ſchicken; es wäre ja auch ſein eigener Verluſt, wenn der Bauer verhungerte oder nicht ſäen könnte. Er muſs ihm aus demſelben Grunde ein neues Stück Vieh ſchicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepiert iſt. Er giebt ihm Holz im Winter, er ſchickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder Einer von der Familie krank iſt; kurz, der Edelmann iſt der beſtändige Vormund Desſelben. Ich habe mich überzeugt, daſs dieſe Vormundſchaft von

der meisten Edelleute sehr gewissenhaft und liebreich ausgeübt wird, und überhaupt gefunden, daß die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln: wenigstens sind die Reste der alten Strenge selten. Viele Edelleute wünschen sogar die Selbstständigkeit der Bauern — der größte Mensch, den Polen hervorgebracht hat, und dessen Andenken noch in aller Herzen lebt, Thaddäus Kosciuszko, war eifriger Beförderer der Bauern-Emancipation, und die Grundsätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüther. Außerdem ist der Einfluß französischer Lehrer, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zustand der Bauern. Sie sehen, daß es mit Letzteren nicht mehr so schlimm steht, und daß ein allmähliches Selbständigwerden derselben wohl zu hoffen ist. Auch die preußische Regierung scheint Dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge diese begütigende Allmählichkeit gedeihen; sie ist gewisser, zeitlich nützlicher, als die zerstörungssüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche ist zuweilen gut, wie sehr man dagegen eifere. — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — —

Zwiſchen dem Bauer und dem Edelmann ſtehen in Polen die Juden. Dieſe betragen faſt mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unſere Statiſtik-Kompendienmacher, die an Alles den deutſchen, wenigſtens den franzöſiſchen Maßſtab legen, ſchreiben alſo mit Unrecht, daſs Polen keinen tiers état habe, weil dort dieſer Stand von den übrigen ſchroffer abgeſondert iſt, weil ſeine Glieder am Miſsverſtändnis des alten Teſtaments — — Gefallen finden — — — und weil Dieſelben vom Ideal gemüthlicher Bürgerlichkeit, wie dasſelbe in einem Nürnberger Frauen-Taſchenbuche, unter dem Bilde reichsſtädtiſcher Philiſtröſität, ſo niedlich und ſonntäglich ſchmuck dargeſtellt wird, äußerlich noch ſehr entfernt ſind. Sie ſehen alſo, daſs die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer ſtaatswirthſchaftlicher Wichtigkeit ſind, als bei uns in Deutſchland, und daſs, um Gediegenes über Dieſelben zu ſagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anſchauung gefühlvoller Romanenſchreiber des Nordens, oder der naturphiloſophiſche Tiefſinn geiſtreicher Ladendiener des Südens. Man ſagte mir, daſs die Juden des Großherzogthums auf einer niedrigeren Humanitätsſtufe ſtänden, als ihre öſtlicheren Glaubensgenoſſen;

ich will daher nichts Beſtimmtes von polniſchen Juden überhaupt ſprechen, und verweiſe Sie lieber auf David Friedländer's: „Über die Verbeſſerung der Iſraeliten (Juden) im Königreich Polen; Berlin 1819." Seit dem Erſcheinen dieſes Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienſte und der ſittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer ſeltenen Wahrheit- und Menſchenliebe geſchrieben iſt, hat ſich der Zuſtand der polniſchen Juden wahrſcheinlich nicht gar beſonders verändert. Im Großherzogthum ſollen ſie einſt, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausſchließlich getrieben haben; jetzt aber ſieht man viele chriſtliche Handwerker aus Deutſchland einwandern, und auch die polniſchen Bauern ſcheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geſchmack zu finden. Seltſam aber iſt es, daſs der gemeine Pole gewöhnlich Schuſter oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Waliſchei, einer Vorſtadt Poſen's, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacher-Schilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakſpeare's „Flurſchütz von Wakefield". Im preußiſchen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die ſich nicht taufen laſſen; im ruſſiſchen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelaſſen, weil man es dort für zweckmäßig hält.

Übrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philosophie sublimiert, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, daſs unsere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogthums mehr Liebe zum Ackerbaue einzuflößen suchte; denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenige geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauerstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirthshäuser Polens in den Händen der Juden, und ihre vielen Branntweinbrennereien werden dem Lande sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. s. w. ausführt. Eine originelle

Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Äußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W—ckische Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgestalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Tertianers hätte nicht so zerreißend meine Ohren martern können, als der polnische Juden-Jargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete, und die schweinestallartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und — elend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes und mit Polnisch façonniertes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige riethen, die polnischen Protestanten zum Katholicismus zurück zu zwingen, antwortete Derselbe: „Sum rex populorum, sed non conscientiarum!“ — Die Juden

brachten zuerſt Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kaſimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünſtigt. Sie ſcheinen dem Adel weit näher geſtanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Geſetze wurde der Jude durch ſeinen Übertritt zum Chriſtenthum eo ipso in den Adelſtand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieſes Geſetz untergegangen und was etwa mit Beſtimmtheit im Werthe geſunken iſt. — In jenen frühern Zeiten ſtanden indeſſen die Juden in Kultur und Geiſtesausbildung gewiſs weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den franzöſiſchen Firnis entbehrte. Jene aber beſchäftigten ſich wenigſtens immer mit ihren hebräiſchen Wiſſenſchaft- und Religionsbüchern, um derentwillen eben ſie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlaſſen. Aber ſie ſind offenbar mit der europäiſchen Kultur nicht fortgeſchritten, und ihre Geiſteswelt verſumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine ſpitzfindige Scholaſtik in tauſenderlei wunderliche Formen hineinquetſcht. Dennoch, trotz der barbariſchen Pelzmütze, die ſeinen Kopf bedeckt, und der noch barbariſcheren Ideen, die denſelben füllen, ſchätze ich den polniſchen Juden weit höher als ſo manchen deutſchen Juden, der ſeinen Bolivar auf dem Kopf und ſeinen Jean Paul im

Nachtigallen-Gehölze u. ſ. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meiſtens gut iſt, und dicke, mürriſche Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Induſtrie giebt es hier faſt keine Spur. Den traurigſten Anblick geben die polniſchen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binſen bedeckt. In dieſen lebt der polniſche Bauer mit ſeinem Vieh und ſeiner übrigen Familie, erfreut ſich ſeines Daſeins und denkt an Nichts weniger, als an die — äſthetiſchen Puſtkuchen. Leugnen läſſt es ſich indeſſen nicht, daſs der polniſche Bauer oft mehr Verſtand und Gefühl hat, als der deutſche Bauer in manchen Ländern. Nicht ſelten fand ich bei dem geringſten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemüthswitz, Humor), der bei jedem Anlaſs mit wunderlichem Farbenſpiel hervorſprudelt, und jenen ſchwärmeriſch-ſentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Oſſianiſchen Naturgefühls, deſſen plötzliches Hervorbrechen bei leidenſchaftlichen Anläſſen eben ſo unwillkürlich iſt, wie das Insgeſichtſteigen des Blutes. Der polniſche Bauer trägt noch ſeine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock, mit hellen Schnüren beſetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, iſt das grobe Original jener feinen

Polenröcke unſerer Eleganz. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel ſpitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandſchleifen oder mit einigen Pfauenfedern geſchmückt. In dieſem Koſtüm ſieht man den polniſchen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geſchäft zu verrichten: erſtens, ſich raſieren zu laſſen; zweitens, die Meſſe zu hören; und drittens, ſich voll zu ſaufen. Den, durch das dritte Geſchäft gewiſs Seliggewordenen ſieht man des Sonntags, alle Viere ausgeſtreckt, in einer Straßengoſſe liegen, ſinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die in wehmüthiger Gruppierung die Betrachtung zu machen ſcheinen, daſs der Menſch hienieden ſo wenig vertragen kann! Was iſt der Menſch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenſchlich weit gebracht. — Der Bauer iſt von gutem Körperbau, ſtarkſtämmig, ſoldatiſchen Anſehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die Meiſten laſſen daſſelbe lang herunter wallen. Dadurch haben ſo viele Bauern die Plica polonica (Weichſelzopf), eine ſehr anmuthige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einſt geſegnet werden, wenn das Langehaarthum in den deutſchen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des

polnischen Bauers gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und spricht die Formel: „Ich küsse die Füße.“ Wer den Gehorsam personificiert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, dass ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, dass ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und dass ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigenthümer gemacht werden? so müsste ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichsein in seiner Relativität auffasst und sich wohl merkt, dass es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den

ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muſs man gestehen, daſs der polnische Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich ist; um so mehr, da er gar Nichts hat, und folglich in der großen Sorglosigkeit, die ja von Vielen als das höchste Glück geschildert wird, sein Leben dahinlebt. Aber es ist keine Ironie, wenn ich sage, daſs, im Fall man jetzt die polnischen Bauern plötzlich zu selbständigen Eigenthümern machte, sie sich gewiſs bald in der unbehaglichsten Lage von der Welt befinden und manche gewiſs dadurch in größeres Elend gerathen würden. Bei seiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorglosigkeit würde der Bauer sein Eigenthum schlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wäre er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Miſswachs ist, so muſs der Edelmann dem Bauer von seinem eigenen Getreide schicken; es wäre ja auch sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muſs ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepiert ist. Er giebt ihm Holz im Winter, er schickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder Einer von der Familie krank ist; kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund Desselben. Ich habe mich überzeugt, daſs diese Vormundschaft von

den meiſten Edelleuten ſehr gewiſſenhaft und lieb-
reich ausgeübt wird, und überhaupt gefunden, daſs
die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behan-
deln; wenigſtens ſind die Reſte der alten Strenge
ſelten. Viele Edelleute wünſchen ſogar die Selbſt-
ſtändigkeit der Bauern — der größte Menſch, den
Polen hervorgebracht hat, und deſſen Andenken noch
in allen Herzen lebt, Thaddäus Kosciusko, war eif-
riger Beförderer der Bauern-Emancipation, und die
Grundſätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle
Gemüther. Außerdem iſt der Einfluſs franzöſiſcher
Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang
finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zuſtand
der Bauern. Sie ſehen, daſs es mit Letzteren nicht
mehr ſo ſchlimm ſteht, und daſs ein allmähli-
ches Selbſtändigwerden derſelben wohl zu hoffen
iſt. Auch die preußiſche Regierung ſcheint Dies durch
zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen.
Möge dieſe begütigende Allmählichkeit gedeihen; ſie iſt
gewiſſer, zeitlich nützlicher, als die zerſtörungsſüchtige
Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche iſt zuweilen
gut, wie ſehr man dagegen eifere. — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — —

Zwischen dem Bauer und dem Edelmann stehen in Polen die Juden. Diese betragen fast mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unsere Statistik-Kompendienmacher, die an Alles den deutschen, wenigstens den französischen Maßstab legen, schreiben also mit Unrecht, daſs Polen keinen tiers état habe, weil dort dieser Stand von den übrigen schroffer abgesondert ist, weil seine Glieder am Misverständnis des alten Testaments — — Gefallen finden — — — und weil Dieselben vom Ideal gemüthlicher Bürgerlichkeit, wie dasselbe in einem Nürnberger Frauen-Taschenbuche, unter dem Bilde reichsstädtischer Philiströsität, so niedlich und sonntäglich schmuck dargestellt wird, äußerlich noch sehr entfernt sind. Sie sehen also, daſs die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer staatswirthschaftlicher Wichtigkeit sind, als bei uns in Deutschland, und daſs, um Gediegenes über Dieselben zu sagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anschauung gefühlvoller Romanenschreiber des Nordens, oder der naturphilosophische Tiefsinn geistreicher Ladendiener des Südens. Man sagte mir, daſs die Juden des Großherzogthums auf einer niedrigeren Humanitätsstufe ständen, als ihre östlicheren Glaubensgenossen;

ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen, und verweise Sie lieber auf David Friedländer's: „Über die Verbesserung der Israeliten (Juden) im Königreich Polen; Berlin 1819." Seit dem Erscheinen dieses Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer seltenen Wahrheit- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogthum sollen sie einst, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausschließlich getrieben haben; jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, daß der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Walischei, einer Vorstadt Posen's, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacher-Schilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakspeare's „Flurschütz von Wakefield". Im preußischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen; im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält.

Übrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philosophie sublimiert, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, daſs unsere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogthums mehr Liebe zum Ackerbaue einzuflößen suchte; denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenige geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauerstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirthshäuser Polens in den Händen der Juden, und ihre vielen Branntweinbrennereien werden dem Lande sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. s. w. ausführt. Eine originelle

Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polniſchen Edelleute zeigt. Das Äußere des polniſchen Juden iſt ſchrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meſeritz zuerſt ein polniſches Dorf ſah, meiſtens von Juden bewohnt. Das W—ckſche Wochenblatt, auch zu phyſiſchem Brei gekocht, hätte mich nicht ſo brechpulveriſch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgeſtalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeiſterten Tertianers hätte nicht ſo zerreißend meine Ohren martern können, als der polniſche Juden-Jargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zuſtand dieſer Menſchen näher betrachtete, und die ſchweineſtallartigen Löcher ſah, worin ſie wohnen, mauſcheln, beten, ſchachern und — elend ſind. Ihre Sprache iſt ein mit Hebräiſch durchwirktes und mit Polniſch façonniertes Deutſch. Sie ſind in ſehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutſchland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben ſich in ſolchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polniſchen Könige riethen, die polniſchen Proteſtanten zum Katholicismus zurück zu zwingen, antwortete Derſelbe: „Sum rex populorum, sed non conscientiarum!“ — Die Juden

brachten zuerſt Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kaſimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünſtigt. Sie ſcheinen dem Adel weit näher geſtanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Geſetze wurde der Jude durch ſeinen Übertritt zum Chriſtenthum eo ipso in den Adelſtand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieſes Geſetz untergegangen und was etwa mit Beſtimmtheit im Werthe geſunken iſt. — In jenen frühern Zeiten ſtanden indeſſen die Juden in Kultur und Geiſtesausbildung gewiſs weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den franzöſiſchen Firnis entbehrte. Jene aber beſchäftigten ſich wenigſtens immer mit ihren hebräiſchen Wiſſenſchaft- und Religionsbüchern, um derentwillen eben ſie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlaſſen. Aber ſie ſind offenbar mit der europäiſchen Kultur nicht fortgeſchritten, und ihre Geiſteswelt verſumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine ſpitzfindige Scholaſtik in tauſenderlei wunderliche Formen hineinquetſcht. Dennoch, trotz der barbariſchen Pelzmütze, die ſeinen Kopf bedeckt, und der noch barbariſcheren Ideen, die denſelben füllen, ſchätze ich den polniſchen Juden weit höher als ſo manchen deutſchen Juden, der ſeinen Bolivar auf dem Kopf und ſeinen Jean Paul im

Kopfe trägt. In der ſchroffen Abgeſchloſſenheit wurde der Charakter des polniſchen Juden ein Ganzes; durch das Einathmen toleranter Luft bekam dieſer Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Menſch wurde kein quodlibetartiges Kompoſitum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaſſmauern, hochweiſer Stadtverordnungen und liebreicher Geſetzbeſchränkungen. Der polniſche Jude mit ſeinem ſchmutzigen Pelze, mit ſeinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauſchel iſt mir noch immer lieber, als Mancher in all ſeiner ſtaatspapierenen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in dieſem Briefe keine Schilderungen reizender Naturſcenen, herrlicher Kunſtwerke u. ſ. w. erwarten; nur die Menſchen, und zwar beſonders die nobelſte Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerkſamkeit des Reiſenden. Und wahrlich, ich ſollte denken, wenn man einen kräftigen, echten polniſchen Edelmann, oder eine ſchöne edle Polin in ihrem wahren Glanze ſieht, ſo könnte Dieſes die Seele ebenſo erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantiſchen Felſenburg oder einer marmornen Mediceerin. Ich lieferte Ihnen ſehr gerne eine Charakterſchilderung der polniſchen Edelleute, und Das gäbe eine ſehr

koſtbare Moſaikarbeit von den Adjektiven: gaſtfrei, ſtolz, muthig, geſchmeidig, falſch (dieſes gelbe Steinchen darf nicht fehlen), reizbar, enthuſiaſtiſch, ſpielſüchtig, lebensluſtig, edelmüthig und übermüthig. Aber ich ſelbſt habe zu oft geeifert gegen unſre Broſchürenſkribler, die, wenn ſie einen Pariſer Tanzmeiſter hüpfen ſehen, aus dem Stegreif die Charakteriſtik eines Volkes ſchreiben, — — — — — — — — — — — — und die, wenn ſie einen dicken Liverpooler Baumwollenhändler gähnen ſahen, auf der Stelle eine Beurtheilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — — — Dieſe allgemeinen Charakteriſtiken ſind die Quelle aller Übel. Es gehört mehr als ein Menſchenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menſchen zu begreifen, und aus Millionen einzelnen Menſchen beſteht eine Nation. Nur wenn wir die Geſchichte eines Menſchen, die Geſchichte ſeiner Erziehung und ſeines Lebens betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge ſeines Charakters aufzufaſſen. — Bei Menſchenklaſſen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müſſen ſich indeſſen einige hervortretende Charakterzüge bemerken laſſen; Dies iſt bei den polniſchen Edelleuten der Fall, und nur von dieſem Standpunkte aus läſſt ſich etwas Allgemeines über ihren

Charakter ausmitteln. Die Erziehung selbst wird überall und immer bedingt durch das Lokale und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politische Geschichte. In Polen ist Ersteres weit mehr der Fall, als irgendwo. Polen liegt zwischen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen, da ein großer Theil der Polen es ungerechter Weise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinsten fabriciert werden. Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarei von Osten durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Überkultur von Westen durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich — daher jene seltsamen Mischungen von Kultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich sage just nicht, daß alle Barbarei von Osten eingedrungen, ein sehr beträchtlicher Theil mag im Lande selbst vorräthig gewesen sein; aber in der neueren Zeit war dieses Eindrängen sehr sichtbar. Einen Haupteinfluß übt das Landleben auf den Charakter der polnischen Edelleute. Nur wenige Derselben werden in den Städten erzogen; die meisten Knaben bleiben auf

n Landgütern ihrer Angehörigen, bis sie erwachsen
ıd und durch die nicht gar zu großen Bemühun-
n eines Hofmeisters, oder durch einen nicht gar
langen Schulbesuch, oder durch das bloße Wal-
ı der lieben Natur in den Stand gesetzt sind,
:iegsdienste zu nehmen, oder eine Universität zu
ziehen, oder von der bärenleckenden Lutetia die
ɔeihe der höchsten Ausbildung zu empfangen. Da
cht Allen hierzu dieselben Mittel zu Gebote stehen,
ist es einleuchtend, dass man einen Unterschied
achen muss zwischen armen Edelleuten, reichen
ɔelleuten und Magnaten. Erstere leben oft höchst
mmerlich, fast wie der Bauer, und machen keine
sonderen Ansprüche an Kultur. Bei den reichen
ɔelleuten und den Magnaten ist die Unterscheidung
cht schroff, dem Fremden ist sie sogar sehr wenig
merkbar. An und für sich selbst ist die Würde
ıes polnischen Edelmanns (civis polonus) bei dem
:mſten wie bei dem Reichſten von demselben Um-
nge und demselben innern Werthe. Aber an die
amen gewisser Familien, die sich immer durch
oßen Güterbesitz und durch Verdienste um den
taat ausgezeichnet, hat sich die Idee einer höhern
ɔürde geknüpft, und man bezeichnet sie gemeiniglich
it dem Namen Magnaten. Die Czartoryskis, die Rad-
vills, die Zamoyskis, die Sapiehas, die Poniatows-

kis, die Potockis u. ſ. w. werden zwar eben ſo gut als bloße polniſche Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht; dennoch ſind ſie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Anſehen iſt ſogar feſter begründet als das von unſerm hohen Adel, weil ſie ſelbſt ſich ihre Würde gegeben, und weil nicht bloß manches geſchnürte alte Fräulein, ſondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung „Staroſt" findet man jetzt ſelten, und ſie iſt ein bloßer Titel geworden. Der Name „Graf" iſt ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es ſind nur von Preußen und Öſterreich einige derſelben vertheilt. Von Adelſtolz gegen Bürgerliche wiſſen die Polen Nichts, und er kann ſich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger und mit Anſprüchen hervortretender Bürgerſtand ſich erhebt. Erſt dann, wenn der polniſche Bauer Güter kaufen wird und der polniſche Jude ſich nicht mehr dem Edelmann zuvorkommend erzeigt, möchte ſich bei Dieſem der Adelſtolz regen, der alſo das Emporkommen des Landes beweiſen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern geſtellt ſind, müſſen ſie zuerſt mit dieſem Adelſtolze kollidieren; aber die Sache wird gewiſs alsdann einen religiöſeren Namen annehmen.

Dieſes hier nur flüchtig angedeutete Weſen des polniſchen Adels hat, wie man ſich denken kann, am meiſten beigetragen zu der höchſt wunderlichen Geſtaltung von Polens politiſcher Geſchichte, und die Einflüſſe dieſer letztern auf die Erziehung der Polen, und alſo auf ihren Nationalcharakter, waren faſt noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüſſe des Bodens. Durch die Idee der Gleichheit entwickelte ſich bei den polniſchen Edelleuten jener Nationalſtolz, der uns oft ſo ſehr überraſcht durch ſeine Herrlichkeit, der uns oft auch ſo ſehr ärgert durch ſeine Geringſchätzung des Deutſchen, und der ſo ſehr kontraſtiert mit eingeknuteter Beſcheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte ſich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringſten wie den Höchſten beſeelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht ſtrebte, da Polen meiſtens ein Wahlreich war. Herrſchen hieß die ſüße Frucht, nach der es jedem Polen gelüſtete. Nicht durch Geiſteswaffen wollte der Pole ſie erbeuten, dieſe führen nur langſam zum Ziele; ein kühner Schwerthieb ſollte die ſüße Frucht zum raſchen Genuſs herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärſtand, wozu ihr heftiger und ſtreitluſtiger Charakter ſie hinzog; daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige ſeidene Staatsmänner, noch viel weniger

zu Ansehen gestiegene Gelehrte. Die Vaterlandsliebe ist bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer, zusammen fließen; und dennoch trägt dieses Vaterland kein sonderlich reizendes Äußere. Ein Franzose, der diese Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübselige polnische Sumpfgegend, stampfte ein Stück aus dem Boden, und sprach pfiffig und kopfschüttelnd: „Und Das nennen die Kerls ein Vaterland!" Aber nicht aus dem Boden selbst, nur aus dem Kampfe um Selbständigkeit, aus historischen Erinnerungen und aus dem Unglück ist bei den Polen diese Vaterlandsliebe entsprossen. Sie flammt jetzt noch immer so glühend wie in den Tagen Kosciusko's, vielleicht noch glühender. Fast bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen Alles, was vaterländisch ist. Wie ein Sterbender, der sich in krampfhafter Angst gegen den Tod sträubt, so empört und sträubt sich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieses Todeszucken des polnischen Volkskörpers ist ein entsetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden diesen Todeskampf überstehen müssen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben schöner Besonderheiten, worin sich die Liebe

am liebſten abſpiegelt, ſondern jene von uns Deutſchen am meiſten erſtrebte und von unſern edelſten Volksſprechern Leſſing, Herder, Schiller u. ſ. w. am ſchönſten ausgeſprochene allgemeine Menſchenverbrüderung, das Urchriſtenthum. Von dieſem ſind die polniſchen Edelleute, eben ſo gut wie wir, noch ſehr entfernt. Ein großer Theil lebt noch in den Formen des Katholicismus, ohne leider den großen Geiſt dieſer Formen und ihren jetzigen Übergang zum Weltgeſchichtlichen zu ahnen; ein größerer Theil bekennt ſich zur franzöſiſchen Philoſophie. Ich will hier dieſe gewiſs nicht verunglimpfen, es giebt Stunden, wo ich ſie verehre, und ſehr verehre; ich ſelbſt bin gewiſſermaßen ein Kind derſelben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptſache — die Liebe. Wo dieſer Stern nicht leuchtet, da iſt es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyklopädie ihr Brillantfeuer umherſprühen. — Wenn Vaterland das erſte Wort des Polen iſt, ſo iſt Freiheit das zweite. Ein ſchönes Wort! Nächſt der Liebe gewiſs das ſchönſte. Aber es iſt auch nächſt der Liebe das Wort, das am meiſten miſsverſtanden wird und ganz entgegengeſetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muſs. Hier iſt Das der Fall. Die Freiheit der meiſten Polen iſt nicht die göttliche, die Waſhington'ſche; nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kosciusko

haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt, ihre Bauern zu emancipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlspruch des Adels, der dem Könige so viel' Rechte als möglich abzuzwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst Nichts anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte; und ein Reich musste untergehen, dessen Vogt auf seinem Stuhle festgebunden war, und endlich nur ein Holzschwert in der Hand trug. In der That, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands; nur dass in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbständig gemacht hatten, wie bei uns, und dass durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangsamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharina's, vor einem Krakauer Reichstage gestanden, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig wie in Augsburg aussprechen lassen. Jener Grundsatz von der stür-

miſchen Freiheit, die beſſer ſein mag als ruhige Knechtſchaft, hat dennoch trotz ſeiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben geſtürzt. Aber es iſt auch erſtaunlich, wenn man ſieht, welche Macht ſchon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüther ausübt; ſie glühen und flammen, wenn ſie hören, daſs irgend für die Freiheit geſtritten wird; ihre Augen ſchauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen ſelbſt aber wird, wie ich oben ſchon geſagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beſchränkung der Adelsrechte verſtanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wiſſen Das beſſer; die Freiheiten müſſen untergehen, wo die allgemeine geſetzliche Freiheit gedeihen ſoll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigſtens ziehen Sie den Hut ab — ich ſpreche von Polens Weibern. Mein Geiſt ſchweift an den Ufern des Ganges und ſucht die zarteſten und lieblichſten Blumen, um ſie damit zu vergleichen. Aber was ſind gegen dieſe Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaya, der Oſchaddi, der Nagakeſarblüthen, der heiligen Lotosblumen, und wie ſie alle heißen mögen — Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Siriſcha u. ſ. w.!! Hätte ich den Pinſel Raphael's, die Melodien Mozart's und die Sprache Calderon's, ſo gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die

Bruſt zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichſel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leibhaftig erſchiene. Aber was ſind Raphael'ſche Farbenkleckſe gegen dieſe Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in ſeinen heiterſten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was ſind Mozart'ſche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Roſenlippen dieſer Süßen hervorquellen! Was ſind alle Calderon'ſchen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen dieſe Holden, die ich ebenfalls auf gut Calderoniſch Engel der Erde benamſe, weil ich die Engel ſelbſt Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellenaugen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigſte Anhänger des Baron Holbach war; — Wenn ich über den Charakter der Polinnen ſprechen ſoll, ſo bemerke ich bloß: ſie ſind Weiber. Wer will ſich anheiſchig machen, den Charakter dieſer Letztern zu zeichnen!

Ein ſehr werther Weltweiſer, der zehn Oktavbände „Weibliche Charaktere" geſchrieben, hat endlich ſeine eigene Frau in militäriſchen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht ſagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Bei Leibe nicht! Sie haben

vielmehr jeden Tag einen andern. Dieſen immerwährenden Wechſel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es iſt ſogar ein Vorzug. Ein Charakter entſteht durch ein Syſtem ſtereotyper Grundſätze. Sind letztere irrig, ſo wird das ganze Leben desjenigen Menſchen, der ſie ſyſtematiſch in ſeinem Geiſte aufgeſtellt, nur ein großer, langer Irrthum ſein. Wir loben Das, und nennen es „Charakter haben", wenn ein Menſch nach feſten Grundſätzen handelt, und bedenken nicht, daſs in einem ſolchen Menſchen die Willensfreiheit untergegangen, daſs ſein Geiſt nicht fortſchreitet, und daſs er ſelbſt ein blinder Knecht ſeiner verjährten Gedanken iſt. Wir nennen Das auch Konſequenz, wenn Jemand dabei bleibt, was er ein für alle Mal in ſich aufgeſtellt und ausgeſprochen hat, und wir ſind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Böſewichter zu entſchuldigen, wenn ſich nur von ihnen ſagen läſſt, daſs ſie konſequent gehandelt. Dieſe moraliſche Selbſtunterjochung findet ſich aber faſt nur bei Männern; im Geiſte der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechſeln ſie ihre Weltanſichten, meiſtens ohne ſich Deſſen bewuſſt zu ſein. Sie ſtehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankenſyſtem,

das wie ein Kartenhaus des Abends wieder zusammen fällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. Sie wechseln ihre Meinungen so oft wie ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiste just kein herrschender Gedanke steht, so zeigt sich das Allererfreulichste, das Interregnum des Gemüthes. Und dieses ist bei den Frauen am reinsten und am stärksten, und führt sie sicherer als die Verstandes-Abstraktionslaternen, die uns Männer so oft irre leiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den Advocatus diaboli spielen, und die Weiber noch obendrein preisen wegen jenes Charaktermangels, den unsere Gelbschnäbel und Grauschnäbel — die Einen durch Amor, die Andern durch Hymen malträtiert — mit so vielen Stoßseufzern beklagen. Auch müssen Sie bemerken, daß bei diesem allgemeinen Ausspruch über die Weiber die Polinnen hauptsächlich gemeint sind, und die deutschen Frauen so halb und halb ausgenommen werden. Das ganze deutsche Volk hat durch seinen angebornen Tiefsinn ganz besondere Anlage zu einem festen Charakter, und auch den Frauen hat sich ein Anflug davon mitgetheilt, der durch die Zeit sich immer mehr und mehr verdichtet, so daß man bei ältlichen deutschen Damen, sogar bei Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziem-

lich dicke, ſchuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verſchieden ſind die Polinnen von den deutſchen Frauen. Das ſlaviſche Weſen überhaupt, und die polniſche Sitte insbeſondere, mag Dieſes hervorgebracht haben. In Hinſicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutſche erheben — ſie ſind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Tizian über eine Maria von Correggio ſetzen? In einem ſonnenhellen Blumenthale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutſche. Zu einer Reiſe durch Spanien, Frankreich und Italien wünſchte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reiſe durch das Leben wünſchte ich eine Deutſche. Muſter von Häuslichkeit, Kindererziehung, frommer Demuth und allen jenen ſtillen Tugenden der deutſchen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Jene Haustugenden finden ſich aber auch bei uns meiſtens nur im Bürgerſtande und einem Theile des Adels, der ſich in Sitten und Anſprüchen dem Bürgerſtande angeſchloſſen. Bei dem übrigen Theile des deutſchen Adels werden oft jene Haustugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weiſe vermiſſt, als bei den Frauen des polniſchen Adels. Ja, bei Dieſen iſt es doch nie der Fall, daſs auf

dieſen Mangel ſogar ein Werth gelegt wird, daſs man ſich Etwas darauf einbildet; wie von ſo manchen deutſchen adligen Damen geſchieht, die nicht Geld- oder Geiſteskraft genug beſitzen, um ſich über den Bürgerſtand zu erheben, und die ſich wenigſtens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskoſtender altadliger Gebrechen auszuzeichnen ſuchen. Auch die Frauen der Polen ſind nicht ahnenſtolz, und es fällt keinem polniſchen Fräulein ein, ſich Etwas darauf einzubilden, daſs vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — — entgangen iſt. — Das religiöſe Gefühl iſt bei den deutſchen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Dieſe leben mehr nach außen als nach innen; ſie ſind heitere Kinder, die ſich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen ſchönen Redouten-Saal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig ſind. Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtſinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der ſo ſehr begünſtigt wird durch die leichten polniſchen Sitten überhaupt, durch den leichten franzöſiſchen Ton, der ſich mit dieſen vermiſcht, durch die leichte franzöſiſche Sprache, die in Polen mit Vorliebe und faſt wie eine Mutterſprache geſprochen wird, und durch die leichte franzöſiſche Lite-

ratur, deren Deſſert, die Romane, von den Polinnen verſchlungen werden; und was die Sittenreinheit betrifft, ſo bin ich überzeugt, daſs die Polinnen hierin den deutſchen Frauen nicht nachzuſtehen brauchen. Die Ausſchweifungen einiger polniſchen Magnatenweiber haben wegen ihrer Großartigkeit zu verſchiedenen Zeiten viele Augen auf ſich gezogen, und unſer Pöbel, wie ich ſchon oben bemerkt, beurtheilt eine ganze Nation nach den paar ſchmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Geſicht gekommen. Außerdem muſs man bedenken, daſs die Polinnen ſchön ſind, und daſs ſchöne Frauen aus bekannten Gründen dem böſen Leumund am meiſten ausgeſetzt ſind und demſelben nie entgehen, wenn ſie, wie die Polinnen, freudig dahinleben in leichter, anmuthiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man iſt in Warſchau um Nichts weniger tugendhaft, wie in Berlin, nur daſs die Wogen der Weichſel etwas wilder brauſen, als die ſtillen Waſſer der ſeichten Spree.

Von den Weibern gehe ich über zu dem politiſchen Gemüthszuſtande der Polen, und muſs bekennen, daſs ich bei dieſem exaltierten Volke es immerwährend bemerkte, wie ſchmerzlich es die Bruſt des polniſchen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überſchaut. Auch die

Bruſt des Nicht-Polen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man ſich die politiſchen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unſerer Journaliſten ſchaffen ſich dieſes Gefühl gemächlich vom Halſe, indem ſie leichthin ausſprechen: „Die Polen haben ſich durch ihre Uneinigkeit ihr Schickſal ſelbſt zugezogen, und ſind alſo nicht zu bedauern.“ Das iſt eine thörichte Beſchwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verſchuldet Etwas; ſein Treiben entſpringt einer innern Nothwendigkeit, und ſeine Schickſale ſind ſtets Reſultate derſelben. Dem Forſcher offenbart ſich der erhabenere Gedanke: daſs die Geſchichte (Natur, Gott, Vorſehung u. ſ. w.), wie mit einzelnen Menſchen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabſichtigt, und daſs manche Völker leiden müſſen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortſchreite. Die Polen, ein ſlaviſches Grenzvolk an der Pforte der germaniſchen Welt, ſcheinen durch ihre Lage ſchon ganz beſonders dazu beſtimmt, gewiſſe Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moraliſcher Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief ſtets Erſcheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen andern Charakter aufdrücken, und auch auf den Charakter der Nachbarvölker einwirken müſſen. — Der Charakter

der Polen war bisher militärisch, wie ich oben schon bemerkte; jeder polnische Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsschule. Jetzt aber ist Dies nicht mehr der Fall, es suchen sehr Wenige Militärdienste. Die Jugend Polens verlangt jedoch Beschäftigung, und da haben die Meisten ein anderes Feld erwählt als den Kriegsdienst, nämlich — die Wissenschaften. Überall zeigen sich die Spuren dieser neuen Geistesrichtung; durch die Zeit und das Lokal vielfach begünstigt, wird sie in einigen Decennien, wie schon angedeutet ist, dem ganzen Volkscharakter eine neue Gestalt verleihen. Noch unlängst haben Sie in Berlin jenen freudigen Zusammenfluss junger Polen gesehen, die mit edler Wissbegier und musterhaftem Fleiße in alle Theile der Wissenschaften eindrangen, besonders die Philosophie an der Quelle, im Hörsale Hegel's, schöpften, und jetzt leider, veranlasst durch einige unselige Ereignisse, sich von Berlin entfernten. Es ist ein erfreuliches Zeichen, dass die Polen ihre blinde Vorliebe für die französische Literatur allmählich ablegen, die lange übersehene tiefere deutsche Literatur würdigen lernen, und, wie oben erwähnt ist, just dem tiefsinnigsten deutschen Philosophen Geschmack abgewinnen konnten. Letzteres zeigt, dass sie den Geist unserer Zeit begriffen haben, deren Stempel und Tendenz die Wis-

ſenſchaft iſt. Viele Polen lernen jetzt Deutſch, und eine Menge guter deutſcher Bücher wird ins Polniſche überſetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls Theil an dieſen Erſcheinungen. Die Polen fürchten den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; ſie merken jetzt, wie Viel zur Erhaltung derſelben durch eine National-Literatur bewirkt wird, und (wie drollig es auch klingt, ſo iſt es doch wahr, was mir viele Polen ernſthaft ſagten) in Warſchau wird an einer — polniſchen Literatur gearbeitet. Es iſt nun freilich ein großes Miſsverſtändnis, wenn man glaubt, eine Literatur, die ein aus dem ganzen Volke organiſch Hervorgegangenes ſein muſs, könne im literariſchen Treibhauſe der Hauptſtadt von einer Gelehrten-Geſellſchaft zuſammengeſchrieben werden; aber durch dieſen guten Willen iſt doch ſchon ein Anfang gemacht, und Herrliches muſs in einer Literatur hervorblühen, wenn ſie als eine Vaterlandsſache betrachtet wird. Dieſer patriotiſche Sinn muſs freilich auf eigene Irrthümer führen, meiſtens in der Poeſie und in der Geſchichte. Die Poeſie wird das Erhebungskolorit tragen, hoffentlich aber den franzöſiſchen Zuſchnitt verlieren und ſich dem Geiſte der deutſchen Romantik nähern. — Ein geliebter polniſcher Freund ſagte mir, um mich beſonders zu necken: „Wir haben eben ſo gut romantiſche Dichter als ihr

aber sie sitzen bei uns noch — im Tollhause!" — In der Geschichte kann der politische Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geschichte Polens wird sich zu einseitig und zu unverhältnismäßig aus der Universalgeschichte hervorheben, aber desto mehr wird man auch für Erhaltung alles Desjenigen Sorge tragen, was für die polnische Geschichte wichtig ist, und Dieses um so ängstlicher, da man, wegen der heillosen Weise, wie man mit den Büchern der Warschauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge ist, alle polnischen Nationaldenkmale und Urkunden möchten untergehen; deßhalb, scheint es, hat kürzlich ein Zamoyski eine Bibliothek für die polnische Geschichte im fernen — Edinburgh gegründet. Ich mache Sie aufmerksam auf die vielen neuen Werke, welche nächstens die Pressen Warschau's verlassen, und was die schon vorhandene polnische Literatur betrifft, so verweise ich Sie deßhalb auf das sehr geistreiche Werk von Kaulfuß. — Ich hege die größten Erwartungen von dieser geistigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor wie ein alter Soldat, der sein erprobtes Schwert mit dem Lorber an den Nagel hängt, zu den milderen Künsten des Friedens sich wendet, den Geschichten der Vergangenheit nachsinnt, die Kräfte der Natur erforscht und die Sterne misst,

oder gar die Kürze und Länge der Silben, wie wir es bei Carnot sehen. Der Pole wird die Feder eben so gut führen wie die Lanze, und wird sich eben so tapfer zeigen auf dem Gebiete des Wissens, als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geister so lange brach lagen, wird die Saat in ihnen desto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europa's ist der Geist eben durch seine vielen Reibungen schon ziemlich abgestumpft, und durch den Triumph seines Bestrebens, durch sein Sichselbsterkennen, hat er sich sogar hie und da selbst zerstören müssen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geistesanstrengungen des übrigen Europa die reinen Resultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babylonischen Thurmbau europäischer Kultur mühsam arbeiteten, erschöpft sind, werden unsere neuen Ankömmlinge mit ihrer slavischen Behendigkeit und noch unerschlafften Rüstigkeit das Werk weiter fördern. Hierzu kommt noch, daſs die wenigsten dieser neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall ist bei uns in Deutschland, wo die Wissenschaften ein Gewerbe und zünftig sind, und wo selbst die Muse eine Milchkuh ist, die so lange für Honorar abgemelkt wird, bis sie reines Wasser giebt. Die Polen, welche sich jetzt auf Wissenschaften

und Künste werfen, sind Edelleute, und haben meistens Privatvermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntnisse und wissenschaftlichen Leistungen angewiesen zu sein. Unberechenbar ist dieser Vorzug. Herrliches zwar hat schon der Hunger hervorgebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünstigt die geistigen Fortschritte der Polen, nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polnische Landleben ist nicht so geräuschlos und einsamlich wie das unsrige, da die polnischen Edelleute sich auf zehn Stunden weit besuchen, oft Wochen lang mit der sämmtlichen Familie beisammen bleiben, mit wohleingepackten Betten nomadisch herumreisen; so daſs es mir vorkam, als sei das ganze Großherzogthum Posen eine große Stadt, wo nur die Häuser etwas meilenweit von einander entfernt stehen, und in mancher Hinsicht sogar eine kleine Stadt, weil die Polen sich Alle kennen, Jeder mit den Familienverhältnissen und Angelegenheiten des Andern genau bekannt ist, und diese gar oft auf kleinstädtische Weise Gegenstände der Unterhaltung werden. Dennoch ist dieses rauschende Treiben, welches dann und wann auf den polnischen Landgütern herrscht, der Erziehung der Jugend nicht so schädlich, wie das Geräusch der Städte, das sich jeden Augenblick in

seinen Tonarten verändert, den Geist der Jugend von der Naturanschauung abwendet, durch Mannigfaltigkeit zersplittert und durch Überreiz abstumpft. Ja, jene zuweilige Störung im ländlichen Stillleben ist der Jugend sogar heilsam, da sie wieder anregt und aufwühlt, wenn der Geist durch die immerwährende äußere Ruhe versumpfen oder, wie man es nennt, versauern möchte; eine Gefahr, die bei uns so oft vorhanden. Das frische, freie Landleben in der Jugend hat gewiss am meisten dazu beigetragen, den Polen jenen großen starken Charakter zu verleihen, den sie im Kriege und im Unglück zeigen. Sie bekommen dadurch einen gesunden Geist in einem gesunden Körper; Dieses bedarf der Gelehrte eben so gut wie der Soldat. Die Geschichte zeigt uns, wie die meisten Menschen, die etwas Großes gethan, ihre Jugend im Stillleben verbrachten. — Ich habe in der letzten Zeit die Erziehung der Mönche im Mittelalter so sehr lobpreisen gehört; man rühmte die Methode in den Klosterschulen und nannte die daraus hervorgegangenen großen Männer, deren Geist sogar in unserer absonderlich geistreichen Zeit Etwas gelten würde; aber man vergaß, dass es nicht die Mönche, sondern die mönchische Eingezogenheit, nicht die Kloster-Schulmethode, sondern die stille Klösterlichkeit selbst war,

die jene Geister nährte und stärkte. Wenn man unsere Erziehungsinstitute mit einer Mauer umgäbe, so würde Dieses mehr wirken, als alle unsere pädagogischen Systeme, sowol idealisch-humanistische als praktisch-Basedow'sche. Geschähe Dasselbe bei unsern Mädchenpensionen, die jetzt so hübsch frei dastehen zwischen dem Schauspielhause und dem Tanzhause und der Wachtparade gegenüber, so verlören unsere Pensionärrinnen ihre kaleidoskopartige Phantasterei und neudramatische Wassersuppen-Sentimentalität.

Von den Bewohnern der preußisch-polnischen Städte will ich Ihnen nicht Viel schreiben; es ist ein Mischvolk von preußischen Beamten, ausgewanderten Deutschen, Wasserpolen, Polen, Juden, Militär u. s. w. Die preußischen deutschen Beamten fühlen sich von den polnischen Edelleuten nicht eben zuvorkommend behandelt. Viele deutsche Beamte werden oft ohne ihren Willen nach Polen versetzt, suchen aber so bald als möglich wieder heraus zu kommen; Andere sind von häuslichen Verhältnissen in Polen festgehalten. Unter ihnen finden sich auch Solche, die sich darin gefallen, dass sie von Deutschland isoliert sind; die sich bestreben, das bischen Wissenschaftlichkeit, das sich ein Beamter zum Behuf des Examens erworben haben musste, so schnell als möglich wieder auszugähnen; die ihre Lebens-

philoſophie auf eine gute Mahlzeit baſiert haben, und die bei ihrer Kanne ſchlechten Bieres geifern gegen die polniſchen Edelleute, die alle Tage Ungarwein trinken und keine Aktenſtöße durchzuarbeiten brauchen. Von dem preußiſchen Militär, das in dieſer Gegend liegt, brauche ich nicht Viel zu ſagen. Dieſes iſt, wie überall, brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich. Es wird von dem Polen geachtet, weil Dieſer ſelbſt ſoldatiſchen Sinn hat und der Brave alles Brave ſchätzt; aber von einem näheren Gefühle iſt noch nicht die Rede.

Poſen, die Hauptſtadt des Großherzogthums, hat ein trübſinniges, unerfreuliches Anſehen. Das einzige Anziehende iſt, daſs ſie eine große Menge katholiſcher Kirchen hat. Aber keine einzige iſt ſchön. Vergebens wallfahrte ich alle Morgen von einer Kirche zur andern, um ſchöne alte Bilder aufzuſuchen. Die alten Gemälde finde ich hier nicht ſchön, und die einigermaßen ſchönen ſind nicht alt. Die Polen haben die fatale Gewohnheit, ihre Kirchen zu renovieren. Im uralten Dom zu Gneſen, der ehemaligen Hauptſtadt Polens, fand ich lauter neue Bilder und neue Verzierungen. Dort intereſſierte mich nur die figurenreiche, aus Eiſen gegoſſene Kirchenthür, die einſt das Thor von Kiew war, welches der ſiegreiche Boguslaw erbeutete, und worin noch

ſein Schwerthieb zu ſehen iſt. Der Kaiſer Napoleon hat ſich, als er in Gneſen war, ein Stückchen aus dieſer Thür herausſchneiden laſſen, und dieſe hat durch ſolche hohe Aufmerkſamkeit noch mehr an Werth gewonnen. In dem Gneſener Dom hörte ich auch nach der erſten Meſſe einen vierſtimmigen Geſang, den der heilige Adalbert, der dort begraben liegt, ſelbſt komponiert haben ſoll und der alle Sonntage geſungen wird. Der Dom hier in Poſen iſt neu, hat wenigſtens ein neues Anſehen, und folglich gefiel er mir nicht. Neben demſelben liegt der Pallaſt des Erzbiſchofs, der auch zugleich Erzbiſchof von Gneſen, und folglich zugleich römiſcher Kardinal iſt, und folglich rothe Strümpfe trägt. Er iſt ein ſehr gebildeter, franzöſiſch urbaner Mann, weißhaarig und klein. Der hohe Klerus in Polen gehört immer zu den vornehmſten adeligen Familien; der niedere Klerus gehört zum Plebs, iſt roh, unwiſſend und rauſchliebend. — Ideenaſſociation führt mich direkt auf das Theater. Ein ſchönes Gebäude haben die hieſigen Einwohner den Muſen zur Wohnung angewieſen; aber die göttlichen Damen ſind nicht eingezogen, und ſchickten nach Poſen bloß ihre Kammerjungfern, die ſich mit der Garderobe ihrer Herrſchaft putzen und auf den geduldigen Brettern ihr Weſen treiben. Die Eine ſpreizt ſich wie ein Pfau, die

Andere flattert wie eine Schnepfe, die Dritte kollert wie ein Truthahn, und die Vierte hüpft auf einem Beine wie ein Storch. Das entzückte Publikum aber sperrt ellenweit den Mund auf, der Epaulett-Mensch ruft: „Auf Ehre, Melpomene! Thalia! Polyhymnia! Terpsichore!“ — Auch einen Theater-Recensenten giebt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Recensionen dieses trefflichen Recensenten stehen bis jetzt nur in der Posener Stadtzeitung, werden aber bald als eine Fortsetzung der Lessing'schen Dramaturgie gesammelt erscheinen!! Doch mag sein, daſs mir dieses Provinzialtheater so schlecht erscheint, weil ich just von Berlin komme und noch zuletzt die Schröck und die Stich sah. Nein, ich will nicht das ganze Posen'sche Theater verdammen; ich bekenne sogar, daſs es ein ganz ausgezeichnetes Talent, zwei gute Subjekte und einige nicht ganz schlechte besitzt. Das ausgezeichnete Talent, wovon ich hier spreche, ist Demoiselle Paien. Ihre gewöhnliche Rolle ist die erste Liebhaberin. Da ist nicht das weinerliche Lamento und das zierliche Geträtsche jener Gefühlvollen, die sich für die Bühne berufen glauben, weil sie vielleicht im Leben die sentimentale oder kokette Rolle mit einigem Succeſs gespielt, und die man von den Brettern fortpfeifen

möchte, eben weil man sie im einsamen Klosett herzlich applaudieren würde. Demoiselle Paien spielt mit gleichem Glücke auch die heterogensten Rollen, eine Elisabeth so gut wie eine Marie. Am besten gefiel sie mir jedoch im Lustspiel, in Konversationsstücken, und da besonders in jovialen, neckenden Rollen. Sie ergötzte mich königlich als Pauline in „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorge". Bei Demoiselle Paien fand ich ein freies Spielen von innen heraus, eine wohlthuende Sicherheit, eine fortreißende Kühnheit, ja fast Verwegenheit des Spiels, wie wir es nur bei einem echten, großen Talente gewahren. Ich sah sie ebenfalls mit Entzücken in einigen Männerrollen, z. B. in der „Liebeserklärung" und in Wolff's „Cäsario"; nur hätte ich hier eine etwas eckige Bewegung der Arme zu rügen, welchen Fehler ich aber auf Rechnung der Männer setze, die ihr zum Muster dienen. Demoiselle Paien ist zu gleicher Zeit Sängerin und Tänzerin, hat ein günstiges Äußere, und es wäre Schade, wenn dieses kunstbegabte Mädchen in den Sümpfen herumziehender Truppen untergehen müsste.

Ein brauchbares Subjekt der Posener Bühne ist Herr Carlsen, er verdirbt keine Rolle; auch muss man Madame Paien eine gute Schauspielerin nennen. Sie glänzt in den Rollen lächerlicher Alten. Als

Geliebte Schieberle's gefiel sie mir besonders. Sie spielt ebenfalls keck und frei, und hat nicht den gewöhnlichen Fehler derjenigen Schauspielerinnen, die zwar mit vieler Kunst solche Alteweiberrollen darstellen, uns aber doch gern merken lassen möchten, daſs in der alten Schachtel noch immer eine aimable Frau stecke. Herr Oldenburg, ein schöner Mann, ist als Liebhaber im Lustspiel unerquicklich und ein Muster von Steifheit und Unbeholfenheit; als Heldliebhaber im Trauerspiel ist er ziemlich erträglich. Es ist nicht zu verkennen, daſs er Anlage zum Tragischen hat; aber seinen langen Armen, die bei den Knieen perpendikelartig hin und her fliegen, muſs ich alles Schauspielertalent durchaus absprechen. Als Richard in „Rosamunde" gefiel er mir aber, und ich übersah manchmal den falschen Pathos, weil solcher im Stücke selbst liegt. In diesem Trauerspiel gefiel mir sogar Herr Munsch als König am Ende des zweiten Akts in der unübertrefflichen Knalleffektscene. Herr Munsch pflegt gewöhnlich, wenn er in Leidenschaft geräth, einem Gebell ähnliche Töne auszustoßen. Demoiselle Franz, ebenfalls erste Liebhaberin, spielt schlecht aus Bescheidenheit; sie hat etwas Sprechendes im Gesicht, nämlich einen Mund. Madame Fabrizius ist ein niedliches Figürchen, und gewiſs enchantierend außer dem Theater. Ihr Mann,

Herr Fabrizius, hat in dem Luſtſpiel: „Des Herzogs Befehl“ den großen Fritz ſo meiſterhaft parodiert, daſs ſich die Polizei hätte drein miſchen ſollen. Madame Carlſen iſt die Frau von Herrn Carlſen. Aber Herr Vogt iſt der Komiker: er ſagt es ja ſelbſt, denn er macht den Komödienzettel. Er iſt der Liebling der Galerie, hat den Grundſatz, daſs man eine Rolle wie die andere ſpielen müſſe, und ich ſah mit Bewunderung, daſs er demſelben getreu blieb als Fels von Felſenburg, als dummer Baron im „Alpenröschen“, als Spießbürger-Anführer im „Vogelſchießen“ u. ſ. w. Es war immer ein und derſelbe Herr Ernſt Vogt mit ſeiner Fiſtelkomik. Einen andern Komiker hat Poſen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den Staberle und „Die falſche Catalani“ mit vielem Vergnügen geſehen. Madame Leutner iſt die Direktrice der Poſener Bühne, und findet Nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr ſpielte hier die Köhler'ſche Truppe, die jetzt in Gneſen iſt, und zwar im allerdeſolateſten Zuſtande. Der Anblick dieſer armen Waiſenkinder der deutſchen Kunſt, die ohne Brot und ohne aufmunternde Liebe in dem fremden kalten Polen herumirren, erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Ich habe ſie bei Gneſen auf einem freien, mit hohen Eichen romantiſch umzäunten Platze, ge-

nannt der Waldkrug, ſpielen ſehen; ſie führten ein Schauſpiel auf, betitelt: „Bianka von Toredo, oder die Beſtürmung von Caſtellnero", ein großes Ritterſchauſpiel in fünf Aufzügen von Winkler; es wurde Viel darin geſchoſſen und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängſtigten Prinzeſſinnen, deren wirkliche Betrübnis merklich ſchimmerte durch ihre betrübte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit ſichtbar hervorguckte aus ihrem fürſtlichen Goldflitterſtaate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor Kurzem ſpielte hier auch eine polniſche Geſellſchaft aus Krakau. Für zweihundert Thaler Abſtandsgeld überließ ihr Madame Leutner die Benutzung des Schauſpielhauſes auf vierzehn Darſtellungen. Die Polen gaben meiſtens Opern. An Parallelen zwiſchen ihnen und der deutſchen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Poſener von deutſcher Zunge geſtanden zwar, daſs die polniſchen Schauſpieler ſchöner ſpielten als die deutſchen, und ſchöner ſangen, und eine ſchönere Garderobe führten u. ſ. w.; aber ſie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anſtand. Und Das iſt wahr; es fehlte ihnen jene traditionelle Theateretikette und pompöſe, pretiöſe und graciöſe Gravität deutſcher Komödianten. Die Polen ſpielen im Luſtſpiel, im bürgerlichen

Schauſpiel und in der Oper nach leichten, franzöſiſchen Muſtern; aber doch mit der original-polniſchen Unbefangenheit. Ich habe leider keine Tragödie von ihnen geſehen. Ich glaube, ihre Hauptforce iſt das Sentimentale. Dieſes bemerkte ich in einer Vorſtellung des „Taſchenbuchs" von Kotzebue, das man hier gab unter dem Titel: „Jan Grudczinski, Staroſt von Rawa", Schauſpiel in drei Akten, nach dem Deutſchen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend ſchmelzenden Klagenerguſs der Madame Szymkaylowa, welche die Jadwiga, Tochter des in Anklagezuſtand geſetzten Staroſts ſpielte. Die Sprache des Herrn Wlodek, Liebhaber Jadwiga's, trug dasſelbe ſentimentale Kolorit. An die Stelle der tabakſchnupfenden Alten war ein ſchnupfender Haushofmeiſter, „Tadeusz Telempski", ſubſtituiert, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmuth zeigten die polniſchen Sängerinnen, und das ſonſt ſo rohe Polniſche klang mir wie Italiäniſch, als ich es ſingen hörte. Madame Skibinska beſeligte meine Seele als Prinzeſſin von Navarra, als Zetulba im „Kalifen von Bagdad," und als Aline. Eine ſolche Aline habe ich noch nie gehört. In der Scene, da ſie ihren Geliebten in den Schlaf ſingt und die bedrängenden Botſchaften erhält, zeigte

sie auch ein Spiel, wie es selten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Golkonda werden mir noch lange vor den Augen schweben und in den Ohren klingen. Madame Zawadzka ist eine liebliche Lorezza, ein freundlich schönes Mädchenbild. Auch Madame Wlodkowa singt trefflich. Herr Zawadzki singt den Olivier ganz vorzüglich, spielt ihn aber schlecht. Herr Romanowski giebt einen guten „Johann". Herr Szymkaylo ist ein gar köstlicher Buffo. Aber die Polen haben keinen Anstand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daſs mich die polnischen Schauspieler so sehr ergötzen. Bei jeder Vorstellung, die sie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Posen sind, besuchten aus Patriotismus das Theater. Die meisten polnischen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reisten nach Posen, um polnisch spielen zu sehen. Der erste Rang war gewöhnlich garniert von polnischen Schönen, die, Blume an Blume gedrängt, heiter beisammen saßen und vom Parterre aus den herrlichsten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Posen und des Großherzogthums überhaupt will ich Ihnen Nichts schreiben, da sich jetzt ein weit erfahrenerer Alterthumsforscher, als ich bin, damit beschäftigt, und gewiſs

bald dem Publikum viel Interessantes darüber mittheilen wird. Dieser ist der hiesige Professor Maximilian Schottky, der sechs Jahre im Auftrag unserer Regierung in Wien zubrachte, um dort deutsche Geschichts- und Sprachurkunden zu sammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthusiasmus für diese Gegenstände, und dabei unterstützt von den gründlichsten gelehrten Kenntnissen, hat Professor Schottky eine literarische Ausbeute mitgebracht, die der deutsche Alterthumsforscher als unschätzbar betrachten kann. Mit einem beispiellosen Fleiße und einer rastlosen Thätigkeit muss Derselbe in Wien gearbeitet haben, da er nicht weniger als sechsunddreißig dicke, und zwar sehr dicke, und fast sämmtlich schön geschriebene Quartbände Manuskript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Abschriften altdeutscher Gedichte, die gut gewählt und für die Berliner und Breslauer Bibliothek bestimmt sind, enthalten diese Bände auch viele zur Herausgabe schon fertige große, meistens historische Gedichte und Dichterblüthen des dreizehnten Jahrhunderts, alle durch Sach- und Spracherklärungen und Handschriften-Vergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächst enthalten diese Bände prosaische Auflösungen von einigen Gedichten, die größtentheils dem Sagenkreise des Königs Artus angehören, und auch die größere Lesewelt ansprechen

können; ferner viele mit Scharfſinn und Umſicht entworfene Zuſammenſtellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Überſchriften den meiſten und wichtigſten Lebensverhältniſſen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten dieſe Bände rein geſchichtliche Urkunden, worunter eine in den Haupttheilen vollſtändige Abſchrift der Gedenkbücher des Kaiſers Maximilian's I. von 1494—1508, drei ſtarke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden aus ſpäterer Zeit am wichtigſten ſind, weil erſtere das Leben des großen Kaiſers und den Geiſt ſeiner Zeit ſo treu beleuchten, und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeſchrieben ſind, über viele Familienverhältniſſe des öſterreichiſchen Hauſes Licht verbreiten und nicht Jedem zugänglich ſind, dem nicht, wie dem Profeſſor Schottky, aus beſonderer Gunſt die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten dieſe Bände über anderthalbtauſend Lieder aus alten verſchollenen Sammlungen, aus ſeltenen fliegenden Blättern und aus dem Munde des Volkes niedergeſchrieben, — Materialien zur Geſchichte der öſterreichiſchen Dichtkunſt, dahin einſchlagende Lieder und größere Gedichte, Auszüge ſeltener Werke, intereſſante mündliche Sagen, Volksſprüche, durchgezeichnete Schriftzüge der öſterreichiſchen Fürſten, eine Menge

Hexenproceſſe in Originalakten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feſte und Gebräuche in Öſterreich, und eine Menge anderer ſehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntnis des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem Geiſte desſelben zeugen die oben erwähnten ſinnreichen Zuſammenſtellungen unter verſchiedene Rubriken; aber dieſes Verfahren entſtammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Profeſſor Schottky angehört. Nach meiner Anſicht geht die Erkenntnis des ganzen geiſtigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man ſeine einzelnen Momente in ein beſtimmtes Fachwerk einregiſtriert; wie ſehr ſchön und bequem es auch für das größere Publikum ſein mag, wenn man, wie in Schottky's Zuſammenſtellungen meiſtens der Fall iſt, z. B. unter der Rubrik Ritterthum gleich Alles beiſammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Feſtſpiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauenrubrik alle möglichen Dichterfragmente und Notizen beiſammen findet, die ſich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn Dieſes ebenſo der Fall iſt bei Jagd, Liebe, Glaube u. ſ. w. Über den Glauben im Mittelalter giebt Profeſſor Schottky (bei Max in Breslau) nächſtens ein Werk heraus, betitelt:

„Gott, Christus und Maria.“ In der „Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart“, welche Professor Schottky nächstes Jahr (bei Munk in Posen) herausgiebt, werden wir von ihm gewiss viele der schätzbarsten Aufsätze über das Mittelalter und herrliche Resultate seiner Forschungen erhalten, obschon diese Zeitschrift auch einen großen Theil der allergegenwärtigsten Gegenwart umfassen, und zunächst eine literarische Verbindung Ostdeutschlands mit Süd- und Westdeutschland bezwecken soll. Es ist dennoch sehr zu bedauern, dass dieser Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hilfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe seiner reichen Materialiensammlung. In Posen ist keine Bibliothek; wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählich versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottky'schen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größeren Publikum unzugänglich bleiben müssten. Außerdem muss man im wirklichen Deutschlande leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzliches Versenken in deutschen Geist und deutsches Wesen nothwendig erfordert. Den deutschen Alterthums-

forſcher müſſen deutſche Eichen umrauſchen. Es iſt zu befürchten, daſs der heiße Enthuſiasmus für das Deutſche ſich in der ſarmatiſchen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackre Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft dieſe eine unſerer heiligſten und wichtigſten Angelegenheiten, unſere Geſchichte. Das Intereſſe für dieſelbe iſt zwar jetzt nicht ſonderlich rege im Volke. Es iſt ſogar der Fall, daſs gegenwärtig das Studium altdeutſcher Kunſt- und Geſchichtsdenkmale im Allgemeinen übel accreditiert iſt; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneiderpatriotismus ſich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geſchadet, als die bitterſten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter ſein Recht widerfahren läſſt, wo kein alberner Apoſtel ſeichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenpartieen des großen Gemäldes verfertigt, um ſeiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwiſchen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwiſchen dem Nibelungenlied und der Odyſſee, wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organiſchen Zu-

ſammenhange erkennt, und nur mit ſich ſelbſt v
gleicht, und das Nibelungenlied einen verſificiert
Dom und den Kölner Dom ein ſteinernes Ni
lungenlied nennt.

Der Thee.

Humoreske.

(1830.)

Der Schauplatz der Geſchichte, die ich jetzt erzählen will, ſind wieder die Bäder von Lucca.

Fürchte dich nicht, deutſcher Leſer; es iſt gar keine Politik darin, ſondern bloß Philoſophie, oder vielmehr eine philoſophiſche Moral, wie du es gern haſt. Es iſt wirklich ſehr politiſch von dir, wenn du von Politik Nichts wiſſen willſt, du erführeſt doch nur Unangenehmes oder Demüthigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daſs ich mich die letzten Jahre faſt nur mit Politik beſchäftigt und ſogar politiſche Bücher herausgab. „Wir leſen ſie zwar nicht," ſagten ſie, „aber es macht uns ſchon ängſtlich, daſs ſo Etwas in Deutſchland gedruckt wird, in dem Lande der Philoſophie und der Poeſie. Willſt du nicht mit uns träumen, ſo wecke uns wenigſtens nicht aus dem ſüßen

Schlafe. Laſs du die Politik, verſchwende nicht daran deine ſchöne Zeit, vernachläſſige nicht dein ſchönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunſtanſichten oder irgend eine gute philoſophiſche Moral.“

Wohlan, ich will mich ruhig wie die Andern aufs träumeriſche Polſter hinſtrecken und meine Geſchichte erzählen. Die philoſophiſche Moral, die darin enthalten ſein ſoll, beſteht in dem Satze: daſs wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im Geringſten ſelbſt daran Schuld zu ſein. Eigentlich ſollte ich bei dieſem Satze in der erſten Perſon des Singularis ſprechen — nun ja, ich will es, lieber Leſer, aber ich bitte dich, ſtimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verſchuldet. Denn iſt es meine Schuld, daſs ich einen guten Geſchmack habe, und daſs guter Thee mir gut ſchmeckt? Und ich bin ein dankbarer Menſch, und als ich in den Bädern von Lucca war, lobte ich meinen Hauswirth, der mir dort ſo guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken.

Dieſes Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demſelben Hauſe wohnte, ſehr oft angeſtimmt, und dieſe Dame wunderte ſich darüber um ſo mehr, da ſie, wie ſie klagte, trotz allen Bitten von unſerem Hauswirthe keinen guten Thee

erhalten konnte und deſshalb genöthigt war, ihren Thee per Eſtafette aus Livorno kommen zu laſſen.

„Der iſt aber himmliſch!“ ſetzte ſie hinzu und lächelte göttlich.

Milady, erwiderte ich, ich wette, der meinige iſt noch viel beſſer.

Die Damen, die zufällig gegenwärtig, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und ſie verſprachen, des anderen Tages um ſechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erſcheinen, wo man ſo traulich beiſammen ſitzen und ins Thal hinabſchauen kann.

Die Stunde kam, Tiſchchen gedeckt, Butterbrötchen geſchnitten, Dämchen vergnügt ſchwatzend — aber es kam kein Thee.

Es war Sechs, es wurde halb Sieben, die Abendſchatten ringelten ſich wie ſchwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer ſehnſüchtiger, die Vögel zwitſcherten immer dringender — aber es kam kein Thee. Die Sonnenſtrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerkſam, daſs die Sonne verzögernd ſcheide, und ſichtbar ungern die Geſellſchaft ihrer Mitſonnen verlaſſe.

Das war gut geſagt — aber der Thee kam nicht.

Endlich, endlich, mit ſeufzendem Geſicht, kam mein Hauswirth und frug: ob wir nicht Sorbett ſtatt des Thees genießen wollten?

„Thee! Thee!“ riefen wir Alle einſtimmig.

Und zwar denſelben — ſetzte ich hinzu — den ich täglich trinke.

„Von demſelben, Excellenzen? Es iſt nicht möglich!“

Weßhalb nicht möglich? rief ich verdrießlich.

Immer verlegener wurde mein Hauswirth, er ſtammelte, er ſtockte; nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geſtändnis — und es löſte ſich das ſchreckliche Räthſel.

Mein Herr Hauswirth verſtand nämlich die bekannte Kunſt, den Theetopf, woraus ſchon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Waſſer zu füllen, und der Thee, der mir ſo gut geſchmeckt, und wovon ich ſo viel geprahlt, war Nichts anders, als der jedesmalige Aufguß von demſelben Thee, den meine Hausgenoſſin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um die Wälder von Lucca haben ein ganz außerordentliches Echo, und wiſſen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

Recenſionen.

Rheiniſch-weſtfäliſcher Muſen-Almanach

auf das Jahr 1821.

Herausgegeben von Friedrich Raßmann.

Hamm, bei Schulz und Wundermann.

(1821.)

„Was lange wird, wird gut" — „Eile mit Weile" — „Rom iſt nicht in einem Tag gebaut" — „Kommſt du heute nicht, kommſt du morgen" und noch viele hundert ähnliche Sprichwörter führt der Deutſche beſtändig im Munde, dienen ihm als Krücken bei jeder Handlung, und ſollten mit Recht der ganzen deutſchen Geſchichte als Motto vorangeſetzt werden. — Nur unſere Almanachs-Herausgeber haben ſich von jenen ledigen Sprichwörtern losgeſagt, und ihre poetiſchen Blumenſträußchen, die dem Publikum in winterlicher Zeit ein Surrogat für wirkliche Sommerblumen ſein ſollen, pflegen ſchon im Frühherbſte zu erſcheinen. Es iſt daher befremdend, daſs vorliegender poetiſche Blu-

menſtrauß ſo ſpät, nämlich im April 1821, zum Vorſchein gekommen. Lag die Schuld an den Blumenlieferanten, den Einſendern? oder am Strauß-binder, dem Herausgeber? oder an der Blumen-händlerin, der Verlagshandlung? Doch es iſt ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetiſches Taſchen-buch oder ähnliches Duodezbüchlein, das als ein niedliches Neujahrsgeſchenk in die Sammet-Ridikül holder Damen geſchmeidig hineingleiten ſoll, oder beſtimmt iſt, mit der feingeglätteten Vignettenkapſel und dem hervorblitzenden Goldſchnitt auf duftender Toilette neben der Pomadenbüchſe zu prangen; nein

Herr Naſsmann giebt uns einen Muſen-Alma-nach. In einem ſolchen darf nämlich gar keine Proſa (und, wenn es thunlich iſt, auch gar nichts Proſaiſches) enthalten ſein; aus dem einfachen Grunde: weil die Muſen nie in Proſa ſprechen. Dieſer Satz, der durch hiſtoriſche Erinnerungen an die Muſen-Almanache von Voſs, Tieck, Schlegel u. ſ. w. entſtanden iſt, hat des Referenten ſelige Großmutter einſt veranlaſſt, zu behaupten, daſs es eigentlich gar keine Poeſie giebt, wo keine Reime klingen oder Hexameter ſpringen. Nach dieſem Grundſatz kann man dreiſt behaupten, daſs viele unſerer berühmten, viele unſerer ſehr geleſenen Au-toren, wie z. B. Jean Paul, Hoffmann, Clauren,

Karoline Fouqué u. ſ. w. Nichts von der Poeſie verſtehen, weil ſie nie oder höchſt ſelten Verſe machen. Doch viele Leute, worunter Referent ſo halb und halb auch gehört, wollen dieſen Grundſatz beſtreiten. Sollte Herr Raſsmann nicht auch zu dieſen Leuten gehören? Warum aber dieſe engbrüſtige Laune, bei einer poetiſchen Kunſtausſtellung — was doch der Muſen-Almanach eigentlich ſein ſoll — gar keine Proſa einzulaſſen? — Indeſſen, abgeſehen von allem Zufälligen und zur Form Gehörigen, muſs Referent geſtehen, daſs ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und innig angeſprochen hat, daſs ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen, und daſs ihm bei der Lektüre des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanachs" ſo wohlig, heimiſch und behaglich zu Muthe war, als ob er ſein Leibgericht äße, rohen weſtfäliſchen Schinken nebſt einem Glaſe Rheinwein. Durchaus ſoll hier nicht angedeutet ſein, als ob die im Almanach enthaltenen weſtfäliſchen Dichter mit weſtfäliſchem Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheiniſchen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, echtwackern Sinn des Kernweſtfalen, um nicht zu wiſſen, daſs er in keinem Zweige der Literatur ſeinen Nachbaren nachzuſtehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt iſt, mit den

literariſchen Kaſtagnetten ſich durchzuklappern und äſthetiſche Maulhelden niederzuſchwatzen.

Von den ſiebenunddreißig Dichtern, die der Muſen-Almanach vorführt und worunter auch einige neue Namen hervorgrüßen, muſs zuerſt der Herausgeber erwähnt werden. Raſsmann gehört der Form nach der neuern Schule zu; doch ſein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutſchlands gleichſam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenſtände der literariſchen Thätigkeit Raſsmann's wird man innig gerührt durch ſeine Liebe für fremde Arbeiten und ſein emſiges Hervorſuchen des fremden Verdienſtes (lauter altfränkiſche Eigenſchaften, die längſt aus der Mode gekommen!) In den Gedichten Raſsmann's, die der Muſen-Almanach enthält, beſonders in „Einzwängung des Frühlings", „Der Töpfer nach der Heirath" und im „Armen Heinrich" finden ſich ganz ausgeſprochen jene grundehrliche Geſinnung, liebreiche Betriebſamkeit und faſt Hans-Sachſiſche Ausmalerei. E. M. Arndt's Gedicht „Die Burg des echten Wächters" iſt herzlich und jugendlich friſch. In W. v. Blomberg's „Elegie auf die Herzogin von Weimar" ſind recht ſchöne und anmuthige Stellen. Bueren's Nachtſtück „Die Hexen" iſt ſehr anziehend; der Verfaſſer fühlt

gar wohl, wie Viel durch metriſche Kunſtgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, beſonders der ſpondeiſchen Reime; doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derſelben beobachtet werden muſs, iſt ihm bis jetzt noch unbekannt. In J. B. Rouſſeau's Gedicht „Verluſt" weht ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich ſüße Wehmuth. Heilmann's Gedicht „Geiſt der Liebe" wäre ſehr gut, wenn mehr Geiſt und weniger (das Wort) Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobald's „Schelm von Bergen" iſt wunderſchön, faſt unübertrefflich; doch der Verfaſſer iſt auf falſchem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verſe und Sprachplumpheit nachzuahmen ſucht. Der gemüthliche Gebauer giebt uns hier vier Gedichte, recht herzig, recht hübſch. Wilhelm Smets giebt ebenfalls eine Reihe ſchöner Dichtungen, wovon einige gewiſs ſeelenerquickend genannt werden dürfen. Zu dieſen gehören das Sonett „An Ernſt von Laſſaulx" und das Gedicht „An Eliſabeth's Namenstage." Nikolaus Meyer's Gedichte ſind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerſchönſten iſt das Gedicht „Liebesweben." „Der Klausner" von Freifrau Eliſe von Hohenhauſen iſt ein ſinniges, heiteres, blühendes Ge-

mälde, von deſſen Anmuth und Lieblichkeit das Gemüth des Leſers angenehm bewegt wird. Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, von Sophie George und von v. Kurowski-Eichen. — Der Druck des Büchleins iſt recht anſprechend, das Äußere desſelben faſt zu beſcheiden und einfach. Doch der goldne Inhalt läſſt bald den Mangel des Goldſchnitts überſehen.

Gedichte

von Johann Baptiſt Rouſſeau.

Crefeld, bei Funke. 1823.

Poeſien für Liebe und Freundſchaft.

Von Demſelben.

Hamm, bei Schulz und Wundermann. 1823.

(1823.)

Die Gefühle, Geſinnungen und Anſichten des Jünglingsalters ſind das Thema dieſer zwei Bücher. Ob der Verfaſſer die Bedeutung dieſes Alters völlig begriffen hat, iſt uns nicht bekannt; doch iſt es unverkennbar, daſs ihm die Darſtellung desſelben nicht miſslungen iſt. — Was will ein Jüngling? Was will dieſe wunderliche Aufregung in ſeinem Gemüthe? Was wollen jene verſchwindenden Geſtalten, die ihn jetzt ins Menſchengewühle, und nachher wieder in die Einſamkeit locken? Was wollen jene unbeſtimmten Wünſche, Ahnungen und Neigungen, die ſich ins Unendliche ziehen, und verſchwinden, und wieder auftauchen und den Jüngling zu einer beſtändigen Be-

wegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigne Weise, und da auch wir das Recht haben, unseren eignen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geschichte haben.“ Das ist die Bedeutung unseres Treibens in der Jugend; wir wollen Was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerstört, genossen und gelitten haben; im Mannesalter ist schon manches Dergleichen erlangt, und jener brausende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft selbst sein mag, ist schon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erst der Greis, der im Kreise seiner Enkel unter der selbstgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen seiner Lieben auf den Trümmern seines Hauses sitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geschichte, in seinem Herzen gänzlich befriedigt und erloschen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugsam andeuten, wenn wir sagen, dass der Verfasser in dem ersten sein Streben, eine Geschichte zu haben, und in dem andern die ersten Anfänge seiner Geschichte dargestellt hat. Wir nannten die Darstellung gelungen, weil der Verfasser uns nicht Reflexionen über seine Gefühle, Gesinnungen und Ansichten, sondern diese letzteren selbst gegeben hat in den von ihnen nothwendig hervorgerufenen Aussprüchen, Thätigkeiten und anderen

Äußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf sich einwirken lassen, und frei und schlicht, oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv ausgesprochen, wie sie sich in seinem bewegten Gemüthe abgespiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantikerschule befolgt, und hat, statt nach der bekannten falschen Idealität zu streben, die besonderstten Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, ist: dass in jenen Besonderheiten sich wieder das Allgemeine zeigt, und dass sogar in jenen niederländischen Gemälden, wie sie uns der Verfasser in den Sonetten manchmal darbietet, das Idealische selbst uns sichtbar entgegen tritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, dass sein Auge auf eine eigenthümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffasst und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüth zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammen zu setzen, dass sie sich zu einem schönen, echt poetischen

Gedichte gestalten. Deßhalb hat jedes echte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rheingegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volkscharakters mit all seiner Lebensfreude, Anmuth, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewussten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erste, obschon dieses mehr Ansprechendes und Kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber Jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daſs die Leidenschaft eben so gut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkeläſthetiker, die

vielleicht einen zärtlichen Kutscher oder eine zürnende Köchin in poetische Redensarten ausbrechen sahen, zu dem Wahne gelangt: die Poesie sei gar nichts Anderes, als die Sprache der Leidenschaft. Sichtbar hat unser Verfasser in dem ersten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenschaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches lässt sich sagen, dass sie zum Theil Erzeugnisse des Genius sind. Schwerer ist es, das Maß der Kraft Desselben zu bestimmen, und der Raum dieser Blätter erlaubt nicht eine solche Untersuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erste enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verschiedenen Vers- und Tonarten. Der Verfasser gefällt sich darin, die meisten südlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die schlichtdeutsche Spruchweise und das Volkslied sind nicht vergessen. Seiner Kürze halber sei folgender Spruch erwähnt:

Mir ist zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutschen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei,
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder sind zwar im rechten Volkstone, aber nach unserm Bedünken etwas zu massiv geschrie-

ben. Es kömmt darauf an, den Geiſt der Vol liedformen zu erfaſſen, und mit der Kenntnis d ſelben nach unſerem Bedürfnis gemodelte, neue F men zu bilden. Abgeſchmackt klingen daher die tulatur-Volkslieder jener Herren, die den heutigſ Stoff aus der gebildeten Geſellſchaft mit einer Fo umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwer burſche vor zweihundert Jahren für den Erguſs ſei Gefühle paſſend gefunden. Der Buchſtabe töd doch der Geiſt macht lebendig. — Das zweite B enthält nur Sonette, wovon die erſte Hälfte, „Te pel der Liebe" überſchrieben, aus poetiſchen Apo gien befreundeter Geiſter beſteht. Unter den Lieb ſonetten halten wir am gelungenſten XVI, XVI XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel Freundſchaft" zeichnen wir aus die Sonette Strauß, Arnim und Brentano, A. W. v. Schleg Hundeshagen, Smets, Kreuſer, Rückert, Blombe Löben, Immermann, Arndt und Heine. Unter die hat uns das Sonett an J. Kreuſer am meiſten g geſprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finl wir löblich, weil der Verfaſſer nicht, wie ſo man zahme Leute, aus bekannten Gründen ſich ſche von dieſem ehrenwerthen Manne öffentlich zu ſp chen. In dieſem Sonette wollen wir den zweit Vers nicht verſtehen; Babel liegt nicht an der Sei

Das ist ein widerwärtiger geographischer Irrthum von 1814. Im Ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem „Tempel der Freundschaft" zu wohnen, und es mag hie und da das versificierte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist Dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verfasser auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorberzweige geschmückt, daſs Herr Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muſs, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen; wenn Solches nicht geschieht, so ist es Jammerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.

Tasso's Tod.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von Wilhelm Smets.

Koblenz, bei Hölscher.

(1821.)

Diese Dichtung hat uns beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt und gemüthlich angesprochen, dass es uns wahrlich schwer ankömmt, sie mit der nothwendigen Kälte nach den Vorschriften und Anforderungen der dramatischen Kunst kritisch zu beurtheilen, ihren innern Werth mit Unterdrückung individueller Anregungen gewissenhaft genau zu bestimmen, und ihre Mängel und Gebrechen mit strenger Hand aufzudecken. — Ehrlich gestanden, will es uns freilich bedünken, als ob wir bei diesem Geschäft nicht ganz unähnlich sind jenem unzufriedenen Grämlinge, der in der Mittagsschwüle unter einem laubigen Apfelbaume ein kühlendes Obdach fand, den lechzenden

Gaumen mit den Früchten desselben labte, sich weidlich ergötzte an dem Gezwitscher der Vöglein, die von Zweig zu Zweig flatterten, aber endlich gegen Abend sich verdrießlich auf die Beine macht, und über den Baum räsonniert und in sich murmelt: „Das war ein erbärmliches Lager, Das waren ja herbe Holzäpfel, Das war ein unausstehliches Spatzengepiepse u. s. w." Indessen, das Recensieren hat doch auch sein Gutes. Es giebt heuer so viele wunderliche Bäume auf dem Parnass, dass es Noth thut, wie in botanischen Gärten Gebrauch ist, bei jedem ein weißes Täfelchen zu stellen, worauf der Wanderer lesen kann: „Unter diesem Baume lässt sich's angenehm ruhen, auf diesem wachsen treffliche Früchte, in diesem singen Nachtigallen"; — so wie auch: „Auf diesem Baume wachsen unreife, unerquickliche und giftige Früchte, unter diesem Baume duftet sinnebetäubender Weihrauch, unter diesem spuken des Nachts alte Rittergeister, in diesem pfeift ein sauberer Vogel, unter diesem Baume kann man gut — einschlafen."

Wir haben oben bemerkt, dass wir vorliegende Tragödie nach den Kunstvorschriften der Dramaturgie beurtheilen wollen. Doch, da in Betreff derselben auch unsere größten Ästhetiker nicht mit einander übereinstimmen, da es Anmaßung wäre, wenn

wir unſere eigene Meinung als die allein richtige annehmen wollten, und da wir nicht durch ſubjektive Anſicht das Verdienſt des Dichters unbewuſſt beeinträchtigen möchten, ſo wollen wir nie unbedingt ein Urtheil über die Leiſtungen Desſelben fällen, ohne erſt mit wenigen Worten angedeutet zu haben, von welchen äſthetiſchen Grundſätzen wir ausgehn. Wir werden demnach vorliegende Tragödie aus drei Geſichtspunkten beurtheilen: aus dem dramatiſchen, aus dem poetiſchen und aus dem ethiſchen Geſichtspunkte.

Lyrik iſt die erſte und älteſte Poeſie. Sowohl bei ganzen Völkern, als bei einzelnen Menſchen, ſind die erſten poetiſchen Ausbrüche lyriſcher Art. Die gebräuchlichen Konvenienzmetaphern ſcheinen hier dem Dichter zu abgedroſchen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen, impoſanteren Bildern und Vergleichen, um ſowohl ſeine ſubjektiven Gefühle als auch die Eindrücke, welche äußere Gegenſtände auf ſeine Subjektivität ausüben, lebendig darzuſtellen. Es giebt Individuen und ganze Völker, die es in der Poeſie nie weiter als bis zu dieſer Dichtart gebracht haben. Bei Beiden deutet Solches auf einen Zuſtand der Geiſteskindheit oder der flachen Einſeitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewiſſe Verſtandesreife eingetreten iſt, ſobald

ſein geiſtiges Auge das innere Getreibe der äußern Gegenſtände und Begebenheiten beſſer durchſchaut, und ſein Geiſt die Geſammtanſchauung dieſer Außenwelt in ſich aufnimmt, ſo wird es auch ein neues Beſtreben des Dichters ſein, dieſe äußern Gegenſtände in ihrer objektiven Klarheit, ohne Beimiſchung von ſubjektiven Gefühlen und Anſichten, poetiſch ſchön darzuſtellen. So entſteht die epiſche und die dramatiſche Dichtung.

Gewiſſe Talente, wie man ſieht, werden von der einen dieſer Dichtungsarten eben ſo gut wie von der andern erfordert, nämlich: allgemeine Naturanſchauung, Heraustreten aus der Subjektivität, treue, lebendige Schilderung von Begebenheiten, Situationen, Leidenſchaften, Charakteren u. ſ. w. Doch machen wir die vielbeſtätigte Bemerkung: daſs Dichter, die in der einen dieſer Dichtungsarten Meiſter ſind, oft in der andern nichts Erträgliches zu Stande bringen können. Dieſe Beobachtung führt uns zur Unterſuchung, ob jenes Miſslingen nicht dadurch entſteht, weil etwa bei der einen Dichtungsart die oben angedeuteten Talente in minderm Grade erforderlich ſind, als bei der andern, und weil vielleicht das Weſen beider Dichtungsarten ſo erſtaunlich von einander verſchieden iſt?

Wenn wir den epischen und den dramatischen Dichter, jeden in seiner Werkstätte, belauschen und hier sein Verfahren beobachten, so ist uns Nichts leichter, als die Lösung dieser Frage. Der Epiker trägt freilich im Geiste die lebendigste Anschauung seines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, sein Erzählen ist zwar meistens ein Nacheinander, aber auch oft ein Nebeneinander, und nicht selten ein Voreinander (Voraussagen der Katastrophe). Er schildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Kostüm seiner Helden, er lässt sie zwar sprechen, aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen, und zuweilen gar schießt ein Blitzstrahl aus seinem eigenen Gemüthe, aus seiner Subjektivität, und beleuchtet mit schnellem Lichte das Lokal und die Helden seines Gedichtes. Dieses subjektive Aufblitzen, wovon unsere zwei besten epischen Gedichte, die Odyssee und die Nibelungen, nicht frei sind, und welches vielleicht zum Charakter des Epos gehört, zeigt schon, dass das Talent des gänzlichen Heraustretens aus der Subjektivität beim Epos nicht in so hohem Grade erforderlich ist, als beim Drama. In dieser Dichtart muss jenes Talent vollkommen sein. Aber Das ist noch lange nicht das Hauptsächlichste. Das Drama setzt eine Bühne voraus, wo sich nicht Jemand hinstellt und das Gedicht

vordeklamiert, ſondern wo die Helden des Gedichts ſelbſt lebendig auftreten, in ihrem Charakter mitſammen ſprechen und handeln. Hierbei hat der Dichter nur nothwendig aufzuzeichnen, was ſie ſprechen und wie ſie handeln. Wehe dem Dichter aber, der es da vergiſſt, daſs dieſe lebendigen Heldenvorſteller das Recht haben, nach eigener Willkür ſich zu gruppieren und Grimaſſen zu ſchneiden, daſs der Theaterſchneider für hübſche Kleider, der Dekorationsmaler für hübſche Umgebungen, der Kapellmeiſter für dämmernde Gefühle, und der Lampenputzer für klare Beleuchtung Sorge trägt. Das will dem epiſchen Dichter gar nicht in den Kopf, und wenn er ſich im Drama verſucht, verwickelt er ſich in ſchöne Gegendbeſchreibungen, Charakterſchilderungen und zu feine Nüancierungen. Endlich leidet das Drama keinen Stillſtand, kein Nebeneinander, noch viel weniger ein Voreinander, wie das Epos. Der Hauptcharakter des Dramas iſt alſo lebendiges und immer lebendigeres Fortſchreiten und Ineinandergreifen des Dialogs und der Handlung.

Wir haben hier das Charakteriſtiſche im Weſen des Epos und des Dramas leicht hingezeichnet, und Jedem iſt es durchaus erklärbar, warum ſo viele Dichter mit Erfolg aus dem Gebiete der Lyrik in das Gebiet des Epiſchen übergehen, weil ſie hier

ihre Subjektivität nicht ganz und gar zu verleug
brauchen, und durch etwanige Verſuche in der
manze, in der Elegie, im Roman und in dergleic
Dichtungsarten, welche aus einer Vermiſchung
Epiſchen und des Lyriſchen beſtehen, ſich an
Verleugnung der Subjektivität allmählich gewöh
können, oder einen leichten Übergang zum R
epiſchen finden, ſtatt daſs bei der dramatiſ
Dichtung keine ſolche Übergangsform vorhanden
und gleich die allerſtrengſte Unterdrückung der
vorquellenden Subjektivität verlangt wird. Zugl
iſt es ſichtbar, daſs es die Gewohnheit, welche
erprobteſten epiſchen Dichter, der immer an Lok
und Koſtümſchilderungen u. Dgl. denkt, zum ſchlech
Dramatiker macht, und daſs es daher gut iſt, w
der Dichter, der im Dramatiſchen ſich hervorth
will, aus dem Gebiete der Lyrik gleich in das
biet des Dramas übergeht.

Mit Vergnügen bemerken wir, daſs dieſes L
tere der Fall iſt beim Verfaſſer der vorliegen
Tragödie, deſſen lyriſche Gedichte ſowohl du
äußern Glanz als lebendige Innigkeit uns ſo
entzückt haben. Indeſſen, wie ſchwer, wie äuß
ſchwer der Übergang vom Lyriſchen zum Dra
tiſchen iſt, hat unſer Herr Verfaſſer ſelbſt erfah
da ihm ſeine erſte, dem „Taſſo" vorangehende T

gödie gänzlich mißlungen ist. Doch das ehrliche Geständnis, womit der Verfasser in der Vorrede zum „Tasso" über dieses Mißlingen sich äußert, so wie auch der überraschende Eindruck, den letztere Tragödie auf Denjenigen macht, der das Unglück gehabt hat, die frühere zu lesen, das Alles berechtigt uns, viele Mängel des „Tasso" zu übersehen, das rüstige Fortschreiten des Verfassers zu bewundern, sein schon errungenes Talent anzuerkennen und ihm in einiger Ferne den Kranz zu zeigen, der ihm auf solchem Wege und bei solchem Streben nimmermehr vorenthalten werden kann.

Die bescheidene Erklärung in der Vorrede zum „Tasso" macht es uns gleichsam zur Pflicht, jeder Vergleichung desselben mit dem Goethe'schen Drama desselben Namens gehörig auszuweichen. Doch können wir nicht umhin, zu bemerken, daſs die Begebenheit, welche Letzterm zur Katastrophe dient, auch von unserm Verfasser benutzt worden ist, nämlich: der in Liebesverzückung taumelnde Tasso umarmt Leonore von Este. Als historisch müssen wir diese Begebenheit leugnen. Tasso's Hauptbiographen, sowohl Serassi, als auch (wenn wir nicht irren) Manso, verwerfen sie. Nur Muratori erzählt uns ein solches Märchen. Wir zweifeln sogar, ob je eine Liebe zwischen der zehn Jahr'

ältern Prinzessin Leonore und Tasso existiert habe. Überhaupt, wir können auch nicht unbedingt annehmen die allgemein verbreitete Meinung, als habe Herzog Alphons aus bloßem Egoismus, aus Furcht, seinen eigenen Ruhm geschmälert zu sehn, den armen Dichter ins Narrenhospital einsperren lassen. Ist es denn so etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches, daſs ein Poet verrückt geworden sei? Warum wollen wir uns dieses Verrücktwerden nicht vernünftig erklären? Warum nicht wenigstens annehmen, daſs die Ursache jener Einsperrung sowohl im Hirne des Dichters, als im Herzen des Fürsten gelegen habe? Doch wir wollen von allem historischen Vergleichen lieber gleich abgehen, setzen die Fabel des Stücks, wie sie allgemein gäng und gebe ist, als bekannt voraus, und sehen zu, wie unser Verfasser seinen Stoff behandelt hat.

Das Erste, was wir hier erblicken, ist, daſs der Verfasser eine von Manso erwähnte und von Serassi durchaus geleugnete Leonore ins Spiel zieht. Durch diesen glücklichen Griff gewinnt das Stück an interessanter, intrigenartiger, dramatischer Verwickelung. Diese Leonore No. 3, genannt Leonore von Gisello, ist Gesellschafterin der Gräfin Leonore von Sanvitale. Mit dem Zweigespräch

dieſer Beiden im Schloſspark zu Ferrara beginnt das Stück.

Leonore von Giſello geſteht, daſs ſie Taſſo liebe, und erzählt, daſs ſie einen Beweis ſeiner Gegenliebe habe. Die Gräfin entgegnet ihr, daſs dieſer Beweis, der darin beſtehe, daſs ſo oft in Taſſo's Liedern der Name Leonore gefeiert werde, ſehr zweideutig ſei, da noch zwei andere Damen des Hofes, ſie ſelbſt und die Prinzeſſin, denſelben Namen führen. Es wäre ſogar wahrſcheinlich, daſs die Prinzeſſin die Gefeierte ſei. Die Gräfin erinnert an jenen Tag, wo Taſſo dem Herzog ſein vollendetes Gedicht, das befreite Jeruſalem, überreichte, und die Prinzeſſin

— — mit ſchnell gewandten Händen griff
Zum Lorberkranz, der Virgil's Marmor ſchmückte,
Und ihn dem Sänger auf die Stirne drückte,
Der niederbog ſein Knie, ſein lockicht Haupt,
Das eine Fürſtin liebend ihm umlaubt!
Da zittert' er; ſo tief er ſich auch beugte,
Hob ſich ſein Auge doch zu ihr empor,
Ich ſah's, wie es hinauf, heiß funkelnd, ſtrebte;
Das war das Höchſte, was ihm konnt' begegnen,
Und gegen tauſendfachen Lorberkranz
Des Kapitols hätt' er nicht den vertauſcht,

Den er ſeit jener Stund' mit Eitelkeit
Am Ruhbett aufhing über ſeine Scheitel.
Unwillig ſieht Alfonſo dieſes Treiben,
Er ſieht des Standes Majeſtät verletzt,
Und was zurück noch iſt, wer ſagt Das gern?!

Die Prinzeſſin erſcheint, ſie neckt die Gräfin wegen des Vielgefeiertwerdens des Namens Leonore. In dem folgenden Monolog zeigt die Prinzeſſin ihre Liebe für Taſſo. Letzterer tritt auf, ſpricht von ſeiner Liebe zu ihr.

Prinzeſſin.

O ſchweiget, Taſſo, ſchweigt, ich bitt' Euch drum,
Um meinetwegen ſchweigt, ich weiß das Alles.

Taſſo.

Ihr könnt nicht wiſſen, wie ich mich zerquäle,
Wie ich, um nicht verrathen mich zu ſehn,
Um Euch nicht zu verrathen, hin und wieder
Als ein Verſtellter um drei Weſen ſchmachte,
So einem, wie dem andern mich zu zeigen.

Er verſinkt in Liebesſchwärmerei und entfernt ſich, wie der Herzog naht. Dieſer macht bittere Anſpielungen auf Beider Liebe; die Prinzeſſin weint,

Alphons entfernt ſich, Taſſo kehrt zurück. „Ihr weint, Eleonore?“ Er lodert auf in ſtolzer Kraft, verwirrt ſich in ein ſchmachtendes Sonett, und in Liebeswahnſinn umarmt er die Prinzeſſin. Der Herzog, in Begleitung des Grafen Tirabo und einiger Nobili, iſt unterdeſſen im Hintergrunde erſchienen und tritt ſchnell auf Taſſo los. Ende des erſten Akts.

Die Prinzeſſin in Liebeswehmuth verſunken. Die Gräfin kommt und erzählt ihr:

Nach jenem Überfall im Parke ließ
Der Herzog unſern Dichter ruhig gehn,
Ihr wiſſt's, und konntet ſelbſt Euch nicht die Miene
Erklären, die der Bruder angenommen.

Hierauf ſei Graf Tirabo zu Taſſo gekommen, und habe ihn verhöhnt mit erkünſteltem Mitleid. Taſſo ſchlägt ihn —

Doch er beſann ſich, fordert ihn zum Kampf,
Und zieht den Degen im Palaſt Ferrara's.
— — — —
Der Graf ſchützt vor des Ortes Majeſtät,
Und harret ſein auf dem Lenardo-Wall.

Dort wird Taſſo von Tirabo's Brüdern, drei heimtückiſchen Buben, überfallen, doch er wehrt ſich brav, wird aber endlich gefangen genommen. Man hört den Jubel des Volkes über Taſſo's Sieg. Der Herzog erſcheint, verwundet die Schweſter durch neue Bitterkeiten, und verweiſt ſie auf ihre Zimmer. In folgendem Monolog zeigt er ſich in ſeiner wahren Geſtalt:

Sie geht — es ſei! Verlier' ich ihre Gunſt,
Soll der Verluſt die Andern mir gewinnen.
Ich bin der Herrſcher hier, der Herr des Hofs,
Der Ehre Gaben ſpend' ich aus, verſammle
Der Künſte Kreis großmüthig, Luſt und Glanz
Vor ganz Italien meinem Haus zu geben;
Von fernher zieht der Fürſt und Edelmann
Und will der Frauen Schönheit hier bewundern,
Wovon der Ruf in allen Ländern ſprach;
Und ich allein, am eignen Hofe bin ich
Der Letzte, unbemerkt läſſt man mich gehn,
Erwärmt ſich an der Fürſtenwürde Strahl,
In meiner Größe Schatten ruht ſich's gut,
Doch eines Irrlichts Glänzen ſchaut man nach,
Und einem Echo hört man ſeufzend zu.
Das iſt der Dichter, den ich herberufen,
Der müßig durch das rege Leben ſchlendert,

Der Jagdluſt Mordluſt nennt, und ſtatt der Erde,
Worauf er wächſt und lebt, den Mond beſieht —
Er ſeh' ſich vor, in meinem Herzogsmantel
Hüllt' ich ihn gnädig ein, er reißt ſich los,
Zum Falle wird die Schleppe ſeinem Fuß!

Graf Tirabo erſcheint, und zeigt dem Herzog das Mittel, wie er wieder allein glänzen könne. Dies iſt die Entfernung Taſſo's. Man gebe ihn frei, bedeute ihm, daſs die Prinzeſſin ſich von ihm gewendet habe, und er wird ſich von ſelbſt entfernen. — Taſſo iſt befreit, und ergeht ſich im Garten. Er hört Guitarrentöne, und eine Stimme ſingt ein ſchmelzend üppiges Lied aus ſeinem „Aminta". Es iſt die Sängerin Juſtina, ſie will den frommen Dichter mit ſüßen Klängen in die Netze der Sinnenluſt verlocken. Taſſo beſchämt ſie mit ernſter Rede, ſpricht mit losbrechender Bitterkeit und Verachtung von den Großen des Hofs, vom Fürſten ſelbſt. — Da erſcheinen der Herzog und der Graf. Weil er den Fürſten geläſtert habe und wahnſinnig ſcheine, wird Taſſo nach St. Annen geſchleppt. Ende des zweiten Akts.

Garten zu Ferrara. Zweigeſpräch des Herzogs und des Grafen. Letzterer bemerkt, man müſſe Taſſo ſtreng hüten laſſen. Der Herzog will ihn

nur unschädlich wissen, nämlich wegen seiner Liebe zur Prinzessin. Diese erscheint und bittet ihren Bruder um Loslassung des Dichters. Der Herzog ist dazu geneigt, wenn sie sich nach Palanto entfernen wolle. Sie entschließt sich dazu, sie überträgt der Gräfin Sanvitale die Sorge für Tasso in ihrer Abwesenheit. Tiefer Liebesschmerz der Prinzessin. Ende des dritten Akts.

Garten des Hospitals zu St. Annen. Der Beichtvater des Hospitals und Leonore von Gisello; Letztere als Pilger gekleidet. Sie erbittet sich von ihm die Erlaubnis, den als wahnsinnig eingesperrten Tasso zu sprechen. Schwärmerisches Gespräch zwischen Diesem und Leonore; sie sagt ihm, dass sie nach dem heiligen Lande pilgre, und giebt ihm einen Schlüssel, um sich durch die Pforte der Erkerstiege zu befreien. Tasso glaubt, er habe eine Engelserscheinung gehabt. — Graf Tirabo kommt zum Beichtvater und meldet ihm, dass Tasso freigelassen werden solle. — Nacht. Erker von Tasso's Gemach unweit der Brücke, die über den Fluss führt. Leonore von Gisello, im Begriff, ihre Wallfahrt anzutreten, sinkt hin auf eine Bank unter dem Erker. Die Prinzessin nebst ihrer Hofdame geht über die Brücke, um sich nach Palanto zu begeben. Tasso erscheint am Erkerfenster. Unendlich

wehmüthiges Liebesgespräch zwischen ihm und der Prinzessin. Sie wankt fort mit ihrer Hofdame. Leonore von Gisello erhebt sich von ihrem Sitze, fühlt sich durch das angehörte Gespräch gestärkt zur langen Wallfahrt, grüßt Tasso nochmals mit mildem Worte, und geht schnell ab. Tasso ruft verhallend: „O weile, weile, verklärter Geist!"

Die Ketten fallen, und Tasso ist frei!

Er streckt die Arme aus nach der Enteilenden — Ende des vierten Akts.

Sprechzimmer im Kloster St. Ambrogio zu Rom. Der Beichtvater und Manso, Tasso's Jugendfreund (?). Dieser ist eben in Rom angekommen und erfährt, dass Tasso den folgenden Tag auf dem Kapitol gekrönt werden solle. Er will zu ihm, der Beichtvater bemerkt ihm, dass Tasso im Nebenzimmer schlafe, aber sehr krank sei, und schon von ihm das Abendmahl und die letzte Ölung empfangen habe. Er erzählt ihm, dass Tasso eigenmächtig seiner Haft entsprungen sei, just an dem Tage, wo der Herzog ihm die Freiheit schenkte, dass ein Pilger ihm heimlich den nothwendigen Schlüssel gegeben habe, dass dieser Pilger wahrscheinlich Leonore von Gisello gewesen sei, dass aber Tasso ihn noch immer für einen gottgesandten Boten

halte. Er schildert den Zustand, wie er Tasso wiedergefunden:

Wie ich ihn sah im dürftigen Gewande
Hinwanken auf der Straße, ausgesetzt
Des frühen Lenzes wechselvollem Treiben.
Auf Hagelschlossen folgte milder Regen,
Drauf blickte wieder hell die Sonne durch,
Bis frost'ger Hauch die Wolken vor sich trieb. —
So wankt' er hin mit unbedecktem Haupte,
Wild flatterten die Haare durch die Luft,
Und tief in Stirn und Scheitel eingedrückt,
Trug er verdorrten Lorbers heil'gen Schmuck,
Den ihm Prinzessin Leonore einst
Aufs Haar gesetzet für sein heilig Lied.

Tasso sollte noch heute nach St. Onuphrius gebracht werden, weil dieser Platz dem Kapitole näher liegt. — Tasso erscheint, den Lorberkranz der Prinzessin in der Hand. Er spricht wie ein schon Verklärter, und empfängt liebevoll seinen Manso. Der Prior von Onuphrius und zwei Mönche kommen, Tasso abzuholen. Volk drängt sich hinzu; Jubel und Musik. Begeisterung ergreift Tasso, er spricht von einer überirdischen Krönung, er hebt den Lorber der Prinzessin in die Höhe:

Mit dieſem ward ich hier auf Erden groß,
Dort wird der ſchöne Engel mich umzweigen,
Von meinem ird'ſchen Ruhm ſoll dieſer zeugen!

Er legt den Lorber in die Hände des Beichtvaters. Matt und ſchwankend wird er in Triumph und unter rauſchender Muſik fortgeführt. —

Säulenhalle in der Akademie zu St. Onuphrius. In der Mitte die Bildſäule des Arioſt. Im Hintergrunde Ausſicht auf das Kapitol. Conſtantini und Kardinal Cinthio treten hervor. Erſterer erzählt den Tod der Prinzeſſin Leonore.

Da herrſchte tiefe Trauer in Ferrara,
Und Taſſo's Lieder tönen dort nicht mehr;
Er war verſchwunden und die Fürſtin todt.
Die Gräfin Sanvitale drang in mich,
Ferrara zu verlaſſen, und nach Rom
Mich zu begeben auf der Eile Schwingen,
Daſs nicht die Nachrichten von der Fürſtin Tod
Voreilig Taſſo's hohe Qualen ſteigre.

Taſſo wird in Triumph hereingebracht. Da er vor Mattigkeit zuſammenſinken will, laſſen ihn ſeine Führer auf eine der Stufen von Arioſt's Bildſäule nieder. Jauchzen des hereindringenden Volks. Kar-

dinäle, Prälaten, Nobili und Officiere füllen die Halle. Musikwirbel. Tasso erhebt sich mit Anstrengung. Constantini zu seinen Füßen, und begrüßt so den verherrlichten Freund. Tasso blickt erschrocken auf ihn nieder:

Tasso.

So ist es wahr, und nicht hat mir's geträumt,
Ich sah dich früher schon auf meinem Wege.
Mit schwarzem Flore war dein Kleid umsäumt,
Mein Ohr vernahm der Glocken Trauerschläge,
Und geisterähnlich sprach dein Mund dies Wort:
„Torquato findet Leonoren — dort!"

Tasso stirbt sichtbar ab, spricht verzückt von Gott und Geisterliebe, sinkt hin, und sitzt als Leiche auf dem Piedestal der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers Ariosto. Der Beichtvater nimmt den ihm überlieferten Lorberkranz, setzt ihn auf das heilige Haupt des Erblichenen. Verhallende Musik. Der Vorhang fällt.

Nach unsern vorangeschickten Erklärungen müssen wir jetzt gestehen, dass der Verfasser in der Behandlung seines Stoffs nur sehr unbedeutendes dramatisches Verdienst gezeigt hat. Die meisten seiner Personen sprechen im selben Tone, fast wie in einem Marionettentheater, wo ein Einzelner den verschie-

denen Puppen ſeine Stimme leiht. Faſt alle führen dieſelbe lyriſche Sprache. Da nun der Verfaſſer ein Lyriker iſt, ſo können wir behaupten, daſs es ihm nicht gelungen iſt, aus ſeiner Subjektivität gänzlich herauszutreten. Nur hie und da, beſonders wenn der Herzog ſpricht, bemerkt man ein Beſtreben darnach. Das iſt ein Fehler, dem faſt kein lyriſcher Dichter in ſeinen dramatiſchen Erſtlingen entging. Hingegen das lebendige Ineinandergreifen des Dialogs iſt dem Verfaſſer recht oft gelungen. Nur hie und da treffen wir Stellen, wo Alles feſtgefroren ſcheint, und wo oft Frage und Antwort an den Haaren herbeigeriſſen ſind. Die erſte Expoſitionsſcene iſt ganz nach der leidigen franzöſiſchen Art, nämlich Unterredung der Vertrauten. Wie anders iſt Das bei unſerm großen Muſter, bei Shakſpeare, wo die Expoſition ſchon eine hinreichend motivierte Handlung iſt. Ein beſtändiges Fortſchreiten der Handlung fehlt ganz. Nur bis zu gewiſſen Punkten ſieht man ein ſolches Fortſchreiten. Dergleichen Punkte ſind das Ende des erſten und des vierten Akts; jedesmal nimmt alsdann der Verfaſſer gleichſam einen neuen Anlauf.

Wir gehen über zur Unterſuchung des poetiſchen Werthes des „Taſſo."

Es wird Manchen Wunder nehmen, daß unter dieser Rubrik den theatralischen Effekt wähnen. In unserer letzten Zeit, wo meistens Dichter auf Kosten des Dramatischen nach theatralischen Effekt streben, ist beider Unter genugsam zur Sprache gekommen und erörtert den. Dies sündhafte Streben lag in der N der Sache. Der Dichter will Eindruck auf Publikum machen, und dieser Eindruck wird le durch das Theatralische, als durch das Drama eines Stückes hervorgebracht. Goethe's Tasso still und klanglos über die Bühne; und oft jämmerlichste Machwerk, worin Dialog und H lung hölzern, und zwar vom schlechtesten S sind, worin aber recht viele theatralische Knalle zur rechten Zeit losplatzen, wird von der Ga applaudiert, vom Parterre bewundert und von Logen huldreichst aufgenommen. — Wir können laut genug und nicht oft genug den jungen T tern ins Ohr sagen, daß, jemehr in einem Dr das Streben nach solchem Knalleffekt sichtbar n desto miserabeler ist es. Doch bekennen wir: natürlich und nothwendig der theatralische E angebracht ist, da gehört er zu den poetischen Sc heiten eines Dramas. Dies ist der Fall in liegender Tragödie. Nur sparsam sind theatral

Effekte darin eingewebt, doch wo sie sind, besonders am Ende des Stücks, sind sie von höchst poetischer Wirkung.

Noch mehr wird es befremden, daſs wir die Beobachtung der drei dramatischen Einheiten zu den poetischen Schönheiten eines Stücks rechnen. Einheit der Handlung nennen wir zwar durchaus nothwendig zum Wesen der Tragödie. Doch, wie wir unten sehen werden, giebt es eine dramatische Gattung, wo Mangel an Einheit der Handlung entschuldigt werden kann. Was aber die Einheit des Ortes und der Zeit betrifft, so werden wir zwar die Beobachtung dieser beiden Einheiten dringend empfehlen, jedoch nicht, als ob sie zum Wesen eines Drama's durchaus nothwendig wären, sondern weil sie letzterm einen herrlichen Schmuck verleihen und gleichsam das Siegel der höchsten Vollendung auf die Stirne drücken. Wo aber dieser Schmuck auf Kosten größerer poetischer Schönheiten erkauft werden soll, da möchten wir ihn weit lieber entbehren. Nichts ist daher lächerlicher, als einseitige strenge Beobachtung dieser zwei Einheiten und einseitiges strenges Verwerfen derselben. — Unser Herr Verfasser hat keine einzige von allen drei Einheiten beobachtet. — Nach obiger Ansicht können wir ihn nur wegen Mangel an Einheit der Handlung zur

Verantwortung ziehn. Doch auch hier glauben
eine Entſchuldigung für ihn zu finden.

Wir theilen die Tragödien ein in ſolche,
der Hauptzweck des Dichters iſt, daſs eine m
würdige Begebenheit ſich vor unſern Augen a
falte; in ſolche, wo er das Spiel beſtimmter L
denſchaften uns durchſchauen laſſen will, und
ſolche, wo er ſtrebt, gewiſſe Charaktere uns leb
dig zu ſchildern. Die beiden erſtern Zwecke hat
die griechiſchen Dichter. Es war ihnen meiſt
darum zu thun, Handlungen und Leidenſchaften
entwickeln. Der Charakterzeichnungen konnten
füglich entbehren, da ihre Helden meiſtens bekan
Heroen, Götter und dergleichen ſtehende Char
tere waren. Dies ging hervor aus der Entſteh
ihres Theaters. Prieſter und Epiker hatten la
ſchon voraus die Konturen der Heldencharaktere d
Dramatiker vorgezeichnet. Anders iſt es bei unſe
modernen Theater. Charakterſchilderung iſt da a
Hauptſache. Ob nicht auch die Urſache davon
der Entſtehungsart unſeres Theaters liegt, wo
wir annehmen, daſs dasſelbe hauptſächlich entſta
den iſt durch Faſtnachtspoſſen? Es war da d
Hauptzweck, beſtimmte Charaktere lebendig, oft gr
hervortreten zu laſſen, nicht eine Handlung, m
viel weniger eine Leidenſchaft zu entwickeln. Be

großen William Shakspeare finden wir zuerst obige drei Zwecke vereinigt. Er kann daher als Gründer des modernen Theaters angesehen werden, und bleibt unser großes, freilich unerreichbares Muster. Johann Gotthold Ephraim Lessing, der Mann mit dem klarsten Kopfe und mit dem schönsten Herzen, war in Deutschland der Erste, welcher die Schilderungen von Handlungen, Leidenschaften und Charakteren am schönsten und am gleichmäßigsten in seinen Dramen verwebte, und zu einem Ganzen zusammenschmelzte. So blieb es bis auf die neueste Zeit, wo mehrere Dichter anfingen, jene drei Gegenstände der dramatischen Schilderung nicht mehr zusammen, sondern einzeln zum Hauptzweck ihrer Tragödien zu machen. Goethe war der Erste, der das Signal zu bloßen Charakterschilderungen gab. Er gab sogar auch das Signal zu Charakterschilderung einer bestimmten Klasse Menschen, nämlich der Künstler. Auf seinen Tasso folgte Oehlenschläger's „Correggio," und Diesem wieder eine Anzahl ähnlicher Tragödien. Auch der „Tasso" unseres Verfassers gehört zu dieser Gattung. Wir können daher bei dieser Tragödie Mangel an Einheit der Handlung füglich entschuldigen, und wollen sehen, ob die Charakter- und nebenbei die Leidenschafts-Schilderungen treu und wahr sind.

Den Charakter des Hauptheldeu finden w
trefflich und treu gehalten. Hier scheint dem Ve
fasser ein glücklicher Umstand zu Statten gekomme
zu sein. Nämlich, Tasso ist ein Dichter, oft e
lyrischer und immer ein religiös schwärmerisch
Dichter. Hier konnte nun unser Verfasser, d
alles Dieses ebenfalls ist, mit seiner ganzen Indi
vidualität hervortreten, und dem Charakter seine
Helden eine überraschende Wahrheit geben. Dieß
ist das Schönste, das Beste in der ganzen Tra
gödie. Etwas minder treffend gezeichnet ist de
Charakter der Prinzessin; er ist zu weich, zu wäch
sern, zu zerfließend, es fehlt ihm an Gehalt. Di
Gräfin Sanvitale ist vom Verfasser gleichgültig
behandelt; nur ganz schwach lässt er ihr Wohl
wollen für Tasso hervorschimmern. Der Herzo
ist in mehreren Scenen sehr wahr gezeichnet, bal
widerspricht er sich oft. Z. B. am Ende des zweite
Akts lässt er Tasso einsperren, damit er seine
Namen nicht mehr verlästre, und in der erste
Scene des dritten Akts sagt er, es sei geschehe
aus Besorgnis, dass nicht aus Tasso's Liebeshandl
mit seiner Schwester Schlimmes entstehe. Ein
Tirabo ist nicht allein ein jämmerlicher Mensch
sondern auch, was der Verfasser nicht wollte, ei
inkonsequenter Mensch. Leonore von Gisello ist ei

hübſches Veſperglöcklein, das in dieſem Gewirre heimlich und lieblich klinget, und leiſer und immer leiſer verhallet.

Schön und herrlich iſt die Diktion des Verfaſſers. Wie trefflich, ergreifend und hinreißend iſt z. B. das Nachtgeſpräch zwiſchen der Prinzeſſin und Taſſo. Dieſe wehmüthig weichen, ſchmelzend ſüßen Klänge ziehn uns unwiderſtehlich hinab in die Traumwelt der Poeſie, das Herz blutet uns aus tief geheimen Wunden — aber dieſes Verbluten iſt eine unendliche Wolluſt, und aus den rothen Tropfen ſproſſen leuchtende Roſen.

Taſſo.

Mit tauſend Augen ſchaut auf mich die Nacht,
Und mich erfaſſen Zweifel: will ſie leuchten,
Vielleicht auch lauſchen? Hat mit ſolcher Pracht
Sie ſich geſchmückt, und fällt des Thaues Feuchten,
Daß ſich dem Schlafe meine Glieder ſenken?

Prinzeſſin.

Hört' ich nicht Töne, die h'nab ſich neigten,
Als wollten ſie zu meinem Herzen lenken?

Hofdame.

Fürwahr, Prinzeſſin, bleich verworrner Miene,

Als wollt' mit Schierlingsthau die Nacht ihn
ken,
Täuſcht mich's, wenn ſo nicht Taſſo dort erſ

Taſſo.

Welch Bild erglänzet auf der Brücke Bogen?
Mit Majeſtät, als ob's der Hohen diene,
Kommt nebenher ein anderes gezogen.
Schneeweiß umfließt, wie Silbernebels Schleie
Ein Strahlenkleid die Glieder, hell umflogen
Das Haupt vom Sternenchor, wie Demantfeu

Prinzeſſin.

Doch Thränenthau ſinkt von dem Mond hernie
Und trübet meiner Sterne helle Feier.

Taſſo.

Dem Thau entblühen neue Blumen wieder,
Und neue Kränze wird die Nacht uns winden. —

Ebenfalls wunderſchön ſind die Verſe S.
ſo wie auch die Stanzen S. 82, wo Taſſo

Und Schar an Schar ſich um die Hohe reihn:
So ſtill und feierlich, voll ſel'ger Wonne,
Schließt mich das Zauberland der Liebe ein;
Klar ſeh' ich die Verklärte vor mir ſchweben,
Frei und in Banden ihr allein zu leben. — —

Ob aber überhaupt der Reim in der Tragödie zweckmäßig iſt? Wir ſind ganz dagegen, würden ihn nur bei reinlyriſchen Ergüſſen tolerieren, und wollen ihn in vorliegender Tragödie nur da entſchuldigen, wo Taſſo ſelbſt ſpricht. Im Munde des Dichters, der ſo viel in ſeinem Leben gereimt hat, klingt der Reim wenigſtens nicht ganz unnatürlich. Dem ſchlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hilfreiche Krücke ſein, dem guten Dichter wird er zur läſtigen Feſſel. Auf keinen Fall findet Derſelbe Erſatz dafür, daſs er ſich in dieſe Feſſel ſchmiegt. Denn unſre Schauſpieler, beſonders Schauſpielerinnen, haben noch immer den leidigen Grundſatz, daſs die Reime für das Auge ſeien, und daſs man ſich ja hüten müſſe, ſie hörbar klingen zu laſſen. Wofür hat ſich nun der arme Dichter abgeplagt? — So wohlklingend auch die Verſe unſeres Verfaſſers ſind, ſo fehlt es denſelben doch an Rhythmus. Es fehlt ihm die Kunſt des Enjambements, die beim fünffüßigen Jambus

von ſo unendlicher Wirkung iſt, und wodurch
viele metriſche Mannigfaltigkeit hervorgebracht wird
Manchmal hat ſich der Verfaſſer einen Sechsfüß
entſchlüpfen laſſen. Schon S. 1.

Die deine Schönheit rühmen nach Verliebter Art.

Ob vorſätzlich? — Unbegreiflich iſt uns, wie ſi
der Verfaſſer die Skanſion „Virgil" S. 7 und 2
erlauben konnte. So wie auch S. 4 „Und viel
leicht darum, weil ſie's nöth'ger haben." — S. 14
Der Daktylus „Hörenden" am Ende des Verſe
füllt das Ohr nicht. Obſchon unſere beſten alte
Dichter ſich ſolche Fehler zu Schulden komme
laſſen, ſollten doch die jüngern ſie zu vermeide
ſuchen.

Wir gehn jetzt über zur Frage: welchen Wert
hat vorliegende Tragödie in ethiſcher Hinſicht?

Ethiſch? Ethiſch? hören wir fragen. U
Gotteswillen, gelehrte Herren, halten Sie ſich nic
an der Schuldefinition. Ethiſch ſoll hier nur ei
Rubrikname ſein, und wir wollen entwickeln
erklären, was wir unter dieſer Rubrik befaſſt habe
wollen. Hören Sie, iſt es Ihnen noch nie begegne
daſs Sie innerlich miſsvergnügt, verſtimmt un
ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen
obſchon das Stück, das Sie eben ſahen, recht dra

matiſch, theatraliſch, kurz voller Poeſie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das iſt es. Warum muſſte der Tugendhafte untergehn durch Liſt der Schelme? Warum muſſte die gute Abſicht verderblich wirken? Warum muſſte die Unſchuld leiden? Das ſind die Fragen, die uns marternd die Bruſt beklemmen, wenn wir nach der Vorſtellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Nothwendigkeit, dieſes qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und ſie erſannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Bruſt ein ſchweres Warum hervorſtieg, kam gleich der ernſte Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urrathſchluſs der Nothwendigkeit, dem ſich ſogar die Götter beugen. So war die geiſtige Ergänzungsſucht des Menſchen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unſichtbare Einheit: — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unſerer Zeit haben Dasſelbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und ſo entſtanden unſere heutigen Schickſalstragödien. Ob dieſe Nachbildung glücklich war, ob ſie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechiſchen Urbild hatte, laſſen wir dahingeſtellt. Genug, ſo löblich auch das Streben nach Hervorbringung

der Gefühlseinheit war, ſo war doch jene Schickſalsidee eine ſehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, ſchädliches Surrogat. Ganz widerſprechend iſt jene Schickſalsidee mit dem Geiſt und der Moral unſerer Zeit, welche beide durch das Chriſtenthum ausgebildet worden. Dieſes grauſe, blinde, unerbittliche Schickſalswalten verträgt ſich nicht mit der Idee eines himmliſchen Vaters, der voller Milde und Liebe iſt, der die Unſchuld ſorgſam ſchützet, und ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirkſamer handelten jene neuern Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Urſachen entwickeln, aus der moraliſchen Freiheit des Menſchen ſelbſt, aus ſeinen Neigungen und Leidenſchaften, und die in ihren tragiſchen Darſtellungen, ſobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen ſchwebt, mit leiſer Hand den dunkeln Himmelsvorhang lüften, und uns hineinlauſchen laſſen in das Reich des Überirdiſchen, wo wir im Anſchaun ſo vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, dieſe Qualen vergeſſen oder in Freuden verwandelt fühlen. Das iſt die Urſache, warum oft die traurigſten Dramen dem gefühlvollſten Herzen einen unendlichen Genuſs verſchaffen. — Nach letzterer löblichen Art hat ſich auch unſer

Verfaſſer beſtrebt, die Gefühleinheit hervorzubringen. Er hat ebenfalls die Begebenheiten aus ihren natürlichen Gründen entwickelt. In den Worten der Prinzeſſin:

Ihr Dichter wollt euch nicht zu Menſchen ſchicken,
Verſtehet anders, was die Andern ſagen,
Und was ihr ſelbſt ſagt, habt ihr nicht bedacht;
Das iſt der ſchwarze Faden, den ihr ſelbſt
Euch in das heitre Dichterleben ſpinnet —

in dieſen Worten erkennen wir das Fatum, das den unglücklichen Taſſo verfolgte. Auch unſer Verfaſſer wuſſte mit vieler Geſchicklichkeit den Himmelsvorhang vor unſern Augen leiſe aufzuheben, und uns zu zeigen, wie Taſſo's Seele ſchon ſchwelget im Reiche der Liebe. Alle unſere Qualen des Mitleids löſen ſich auf in ſtille Seelenfreude, wenn wir im fünften Akt den bleichen Taſſo langſam hereintreten ſehen mit den Worten:

Vom heil'gen Öle triefen meine Glieder,
Und meine Lippen, die manch eitles Lied
Von ſchnödem Weſen dieſer Welt geſungen,
Unwürdig haben ſie berührt den Leib des Herrn. —

Freilich, wir müssen hier von einem historischen Standpunkt die Gefühle betrachten, die in unserm religiösen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, welche von Männern ersonnen worden sind, die das menschliche Herz, seine Wunden und den heilsamen beseligenden Eindruck passender Symbole genau kannten. Wir sehn hier unsern Tasso schon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore musste ihm schon vorangegangen sein, und heilige Ahnung musste ihm die Zusicherung gegeben haben, dass er sie bereits findet. Dieser Blick hinter die Himmelsdecke versüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Kapitol schon in der Ferne erblicken, und der Langgeprüfte in dem Augenblick, als er den höchsten Preis erhalten soll, todt niedersinkt bei der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers. Der Priester greift den Schlussaccord, indem er den Lorberkranz Eleonorens der Leiche aufs Haupt setzt. — Wer fühlt hier nicht die tiefe Bedeutung dieses Lorbers, der Torquato's Leid und Freud' ist, in Leid und Freud' ihn nicht verlässt, oft wie glühende Kohlen seine Stirn versengt, oft die arme brennende Stirn wie Balsam kühlet, und endlich, ein mühsam errungenes Siegeszeichen, sein Haupt auf ewig verherrlicht.

Freilich, wir müssen hier von einem historischen Standpunkt die Gefühle betrachten, die in unserm religiösen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, welche von Männern ersonnen worden sind, die das menschliche Herz, seine Wunden und den heilsamen beseligenden Eindruck passender Symbole genau kannten. Wir sehn hier unsern Tasso schon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore musste ihm schon vorangegangen sein, und heilige Ahnung musste ihm die Zusicherung gegeben haben, dass er sie bereits findet. Dieser Blick hinter die Himmelsdecke versüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Kapitol schon in der Ferne erblicken, und der Langgeprüfte in dem Augenblick, als er den höchsten Preis erhalten soll, todt niedersinkt bei der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers. Der Priester greift den Schlussaccord, indem er den Lorberkranz Eleonorens der Leiche aufs Haupt setzt. — Wer fühlt hier nicht die tiefe Bedeutung dieses Lorbers, der Torquato's Leid und Freud' ist, in Leid und Freud' ihn nicht verlässt, oft wie glühende Kohlen seine Stirn versengt, oft die arme brennende Stirn wie Balsam kühlet, und endlich, ein mühsam errungenes Siegeszeichen, sein Haupt auf ewig verherrlicht.

Sollte nicht vielleicht unſer Verfaſſer eben wegen jener Gefühlseinheit die Einheit der Handlung verworfen haben? Sollte ihm nicht etwas Ähnliches vorgeſchwebt haben, was bei den Alten die Trilogien hervorbrachte? Faſt möchten wir Dieſes glauben, und wir können nicht umhin, den Verfaſſer zu bitten, die fünf Akte ſeiner Tragödie in drei zuſammen zu ſchmelzen, deren jeder einzelne alsdann das Glied einer Trilogie ſein würde. Der erſte und zweite Akt wäre zuſammengeſchmolzen, und hieße: „Taſſo's Hofleben"; der dritte und vierte Akt wäre ebenfalls vereinigt, und hieße: „Taſſo's Gefangenſchaft"; und der fünfte Akt, womit ſich die Trilogie ſchlöſſe, hieße: „Taſſo's Tod."

Wir haben oben gezeigt, daſs Einheit des Gefühls zum Ethiſchen einer Tragödie gehört, und daſs unſer Verfaſſer dieſelbe vollkommen und muſterhaft beobachtet hat. Er hat aber auch noch einer zweiten ethiſchen Anforderung Genüge geleiſtet. Nämlich, ſeine Tragödie trägt den Charakter der Milde und Verſöhnung.

Unter dieſer Verſöhnung verſtehen wir nicht allein die Ariſtoteliſche Leidenſchaftsreinigung, ſondern auch die weiſe Beobachtung der Grenzen des Reinmenſchlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenſchaften

und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakspeare, und doch geschieht es nie, dass unser Inneres, unser Gemüth durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist Das bei vielen unserer neuern Tragödien, bei deren Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefeln eingeklemmt wird, der Athem uns in der Kehle stocken bleibt, und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigene Gemüth soll dem Dichter ein sicherer Maßstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräßliche ergrübeln, mosaikähnlich zusammenwürfeln und in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandora's Büchse ist leer, und der Boden derselben, wo noch ein Übel kleben konnte, von den Poeten kahl abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muss im Schweiße seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Übel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, dass unser heutiges Theaterpublikum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Incest u. s. w. Dass am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord

begeht, cela se fait sans dire. Das ist ein Kreuz, Das ist ein Jammer. In der That, wenn Das so fortgeht, werden die Poeten des zwanzigsten Jahrhunderts ihre dramatischen Stoffe aus der japanischen Geschichte nehmen müssen, und alle dortigen Exekutionsarten und Selbstmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufschlitzen u. s. w. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es ist empörend, wenn man sieht, wie in unsern neuern Tragödien, statt des wahrhaft Tragischen, ein Abschlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen ist, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf seinem Armensünderbänkchen sitzt, wie es moralisch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unsere Dichter ganz und gar vergessen, welchen ungeheuren Einfluss das Theater auf die Volkssitten ausübt? Haben sie vergessen, dass sie diese Sitten milder, und nicht wilder machen sollen? Haben sie vergessen, dass das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat, und die Leidenschaften versöhnen, nicht aufwiegeln, menschlicher machen und nicht entmenschen soll? Haben unsere Poeten ganz und gar vergessen, dass die Poesie in sich selbst genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgestumpfteste Publikum

zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt?

Es iſt doch Jammerſchade, daſs unſer großes Publikum ſo wenig verſteht von der Poeſie, faſt eben ſo wenig wie unſere Poeten.

Struensee.

Trauerspiel in fünf Aufzügen,

von Michael Beer.

(Geschrieben zu München, Anfangs April 1828.)

Den 27. März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: „Struensee", Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurtheilendes Wort aussprechen, so muss es uns erlaubt sein, zuvor auf Beer's frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten, und dann die Stelle, die er in der dramatischen Literatur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, womit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers, war „Klytämnestra“; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserlesenen, die Grillparzer's „Sappho“ als das höchste Muster dieser griechischen Gattung anstaunen, ihre Tadler gehörten theils zu Solchen, die nur tadeln wollten, theils zu Solchen, die wirklich Recht hatten. Es ist nicht zu leugnen, in den Gestalten dieser Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls Nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, sondern nur ein herkömmlich theatralisches Aufblähen, kein begeistertes Wort, sondern nur stelzenhafte Komödiantenhofsprache, und bis auf einige echte Veilchen war Alles nur ausgeschnitzeltes Papierblumenwerk. Das Einzige, was sich nicht verkennen ließ, war ein dramatisches Talent, das sich unabweisbar kund gab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdigen Misleitung.

Dass der Verfasser Dergleichen selbst ahnte, bewies sein zweites Trauerspiel: „Die Bräute von Arragonien.“ Hie und da glänzt darin schon eine echte Flamme, echte Leidenschaft bricht hie und da hervor, etwas Poesie ließ sich nicht abweisen, aber, obgleich schon die papiernen Putzmacherblumen beseitigt sind und echte, organische Blumen zum Vorscheine kommen, so verrathen diese doch immer noch

ihren Boden, nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, dass sie an keinem freien Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent lässt sich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eignen Irrthums, oder war es unbewusster Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die bravste und richtigste Bahn versetzte? Sein „Paria" erschien. Dieser Gestalt hatte kein Theatersouffleur seinen kümmerlichen Athem eingehaucht. Die Gluth dieser Seele war kein gewöhnliches Kolophoniumfeuer, und keine auswendig gelernte Schmerzen zuckten durch diese Gluth. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er liest, dass wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, dass er in diesem Stücke wahre, unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja dass wir eben durch dieses Erzeugnis bestimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzusprechen, und ihn nicht

mehr zu jenen homöopathiſchen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntauſendtheil Poeſie in ihre Waſſertragödien ſchütten, aber wir müſſen doch den Stoff des „Paria“ als die Haupturſache ſeines Gelingens bezeichnen. Iſt es doch nie die Poeſie an und für ſich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verſchafft. Betrachten wir nur den Goethe'ſchen „Werther.“ Sein erſtes Publikum fühlte nimmermehr ſeine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erſchütternde, das Intereſſante des Faktums, was die große Menge anzog und abſtieß. Man las das Buch wegen des Todtſchießens, und Nicolaiten ſchrieben dagegen wegen des Todtſchießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther“, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Geſellſchaft höflichſt hinausgewieſen wird. Wäre der „Werther“ in unſeren Tagen erſchienen, ſo hätte dieſe Partie des Buches weit bedeutſamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Piſtolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Geſellſchaftlichkeit, der neueuropäiſchen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menſchenklaſſen gekränkt werden, Abſcheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückge-

bliebenen häſslichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwiſſenheit, noch immer ihre Menſchenopfer verlangen, und denen noch immer viele ſchöne und gute Menſchen hingeſchlachtet werden. Die Idee der Menſchengleichheit durchſchwärmt unſere Zeit, und die Dichter, die als Hoheprieſter dieſer göttlichen Sonne huldigen, können ſicher ſein, daſs Tauſende mit ihnen niederknien, und Tauſende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauſchender Beifall allen ſolchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's „Werther" war Ludwig Robert der Erſte, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältniſſe" ein wahrhaft bürgerliches Trauerſpiel zum Beſten gab, als er mit kundiger Hand die proſaiſchen, kalten Umſchläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menſchheit plötzlich abriſs. Mit gleichem Erfolge haben ſpätere Autoren dasſelbe Thema, wir möchten faſt ſagen dieſelbe Wunde, behandelt. Dieſelbe Macht der Verhältniſſe erſchüttert uns in „Urika" und „Eduard", der „Herzogin von Duras", und in „Iſidor und Olga" von Raupach. Frankreich und Deutſchland fanden ſogar dasſelbe Gewand für denſelben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen „Paria."

Wir wollen nicht unterſuchen, welcher von den beiden Dichtern den beſten Lorber verdiente; genug wir wiſſen, daſs Beider Lorber von den edelſten Thränen benetzt worden. Nur ſei es uns erlaubt, anzudeuten, daſs die Sprache im Beer'ſchen „Paria" obgleich getränkt in Poeſie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an ſich trägt und hie und da merken läſſt, daſs der „Paria" mehr unter Berliniſchen Kouliſſenbäumen als unter indiſchen Banianen aufgewachſen, und in direkter Linie mit der guten „Klytämneſtra" und den beſſern „Bräuten von Arragonien" verwandt iſt.

Wir haben dieſe Anſichten über M. Beer's frühere Dichtungen voranſchicken müſſen, um uns deſto kürzer und faſslicher über ſein neueſtes Trauerſpiel, „Struenſee", ausſprechen zu können.

Zuvörderſt bekennen wir, daſs der Tadel, womit wir noch eben den „Paria" nicht verſchonen konnten, nimmermehr den „Struenſee" treffen wird, deſſen Sprache rein und klar dahin fließt, und als ein Muſter guter Diktion gelten kann. Hier müſſen wir die Segel des Lobes mit vollem Athem anſchwellen, hier erſcheint uns Michael Beer am meiſten hervorragend aus dem Troſſe unſerer ſogenannten Theaterdichter, jener Schwulſtlinge, deren bildreiche Jamben ſich wie Blumenkränze oder wie Band-

würmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Labequell hervorspringen zu sehen.

Was den Stoff betrifft, so ist Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, fast möchten wir sagen, glücklichen Instinkte, geleitet worden. Die Geschichte Struensee's ist ein zu modernes Ereignis, als dass wir sie herzuerzählen und in gewohnter Weise die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht errathen mag, der Stoff desselben besteht eines Theils in dem Kampfe eines bürgerlichen Ministers mit einer hochmüthigen Aristokratie, andern Theils in Struensee's Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Über dieses zweite Hauptthema der Beer'schen Tragödie wollen wir keine weitläufigen Betrachtungen anstellen, obgleich dasselbe dem Dichter so wichtig dünkte, dass er im vierten und fünften Akte fast das erste Hauptthema darüber vergaß, und vielleicht dieses zweite Hauptthema auch andern Leuten so wichtig erscheinen mag, dass desshalb der Darstellung dieses Trauerspiels an manchen Orten die allerhöchsten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig ist, den dramatischen Darstellungen

beurkundeter Wahrheiten ſich entgegen zu ſetzen, iſt eine Frage, die wir ſeiner Zeit erörtern wollen. Unſer Volksſchauſpiel, über deſſen Verfall ſo trübſelig geklagt wird, müſſte ganz untergehen ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter iſt als die Preſsfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatiſche Kunſt geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Ariſtophanes, in England während der Regierung der Königin Eliſabeth, die es erlaubt hatte, ſogar die Greuelgeſchichten ihrer eigenen Familie, ſelbſt die Schreckniſſe ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzuſtellen. Hier in Baiern, wo wir ein freies Volk und, was noch ſeltener iſt, einen freien König finden, treffen wir auch eine eben ſo großartige Geſinnung, und dürfen daher auch ſchöne Kunſtfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem erſten Hauptthema des „Struenſee," dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Ariſtokratie. Daſs dieſes Thema mit dem des „Paria" verwandt iſt, ſoll nicht geleugnet werden. Es muſſte naturgemäß aus demſelben hervorgehen, und wir rühmen um ſo mehr die innere Entwicklung des Dichters und ſein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptſtreitfragen unſerer Zeit hinleitet. Im „Paria" ſahen wir den Unterdrückten zu Tode geſtampft unter dem eiſernen Fußtritte

des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Nothschrei der beleidigten Menschheit. Im „Struensee" hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern, Diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Ranzau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrechteten, jene Karyatiden des Thrones, die wie dessen nothwendige Stützen aussehen möchten, und treffend schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

— — — Es theilten
Die höchsten Stellen Übermuth und Dünkel.
Die Bessern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Ämter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt;
Voreilig flog der Edlen junge Schar
Der Ehrenstellen vielgestufte Leiter

Mit raſchen Sätzen an, und, flücht'gen Fußes
Die niedern Sproſſen überſpringend, drängten
Sie keck ſich zu des Staates ſchmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So ſah das Land mit wachſendem Entſetzen
Von edlen Knaben ſeine beſten Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Ranzau (lächelnd).

Wohl möglich, daſs die Brut des Adlers ſich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt,
Als der gemeinen Spatzen niedrer Flug.

Struenſee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieſer Adlerbrut zu ſtutzen,
Mit kräftigem Geſetz unbärt'ger Kühnheit
Gewehrt, daſs uns kein neuer Phaethon
Das Flammenroſs der Staatenherrſchaft lenke. —

Wie ſich von ſelbſt verſteht, hat es einer Tragödie, deren Held ſolche Verſe deklamiert, nicht an gehöriger Miſsdeutung gefehlt; man war nicht damit zufrieden, daſs der Sünder, der ſich ſolchermaßen zu äußern gewagt, am Ende geköpft wird, ſondern man hat den Unmuth ſogar durch Kunſturtheile kundgegeben,

man hat äſthetiſche Grundſätze aufgeſtellt, wonach man die Fehler des Stücks haarklein demonſtriert. Man will unter Anderm dem Dichter vorwerfen, in ſeinen Tragödien ſeien keine tiefen und prächtigen Reflexionen, und er gebe Nichts als Handlung und Geſtalten. Dieſe Kritiker kennen gewiſs nicht die obenerwähnte „Klytämneſtra“ und „Die Bräute von Arragonien,“ die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes, der, wie man ſagte, noch nicht ganz der Geſchichte anheimgefallen ſei, und deſſen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unſtatthaft, dabei noch gar die Intereſſen der heutigſten Parteien auszuſprechen, die Leidenſchaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzuſtellen, und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Gegenwart am gefährlichſten und wildeſten bewegt iſt. Wir aber ſind anderer Meinung. Die Greuelgeſchichten der Höfe können nicht ſchnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier ſoll man, wie einſt in Ägypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den ſie etwa ſtiften könnte, beurtheilt,

so sind wir gewiss sehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer solchen Theorie würde die Beer'sche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild jener Kastenbevorrechtung in all seiner grausamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, so ist Das vielleicht heilsamer, als man glaubt.

Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sei das furchtbarste und festeste Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, bestände darin, dass Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Häßlichkeit, dass es zusammenstürzt und stirbt. Der „Struensee," eben so wie „Der Paria," war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Basilisken unserer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst.

Die Kunstgesetze, die ästhetischen Plebiscita, die der große Haufe bei Gelegenheit der Beer'schen Tragödie zu Tage förderte, wollen wir nicht beleuchten. Es sei genug, wenn wir sagen, dass Herr Beer vor diesem Richterstuhle gut bestanden hat. Wir wollen Dieses nicht lobend gesagt haben, sondern es versteckt sich vielmehr in diese Worte der geheime

Tadel, daſs der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publikum zu gewinnen wuſste. Wir deuten hier auf das theatraliſche Reizmittel einer aufs höchſte geſpannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein ſo gedrängt volles Haus, wie wir bei der Aufführung des „Struenſee" ſahen, faſt fünfthalb Stunden, ſage vier und eine halbe Stunde lang, ausdauern zu machen, ſo daſs am Ende doch noch der ungeſchwächteſte Enthuſiasmus übrig bleiben und allgemeiner Beifall ausbrechen konnte, ja daſs der größte Theil des Publikums noch Luſt hatte, lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man ſtürmiſch hervorrief, erſcheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern Unrecht gethan, die Herrn Beer einen Mangel an ſchönen Reflexionen vorwarfen; Dergleichen war vielleicht nur ein ironiſcher Tadel, der hinter ſich das feinſte Lob verſtecken wollte. War es indeſſen ernſtlich gemeint (wir ſind alle ſchwache Menſchen), ſo bedauern wir, daſs jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht geſehn haben. Sie ſahen, wie ſie ſagen, Nichts als Handlung und Geſtalten, und merkten nicht, daſs ſolche die allerſchönſten Reflexionen repräſentierten, ja daſs das Ganze Nichts als eine einzige große Reflexion ausſprach. Wir bewundern die dra-

matiſche Weisheit und die Bühnenkenntnis des Dichters, wodurch er ſo Großes bewirkt. Er hat nicht bloß jede Scene genau motiviert, vorbereitet und ausgeführt, ſondern jede Scene iſt auch an und für ſich aus organiſcher Nothwendigkeit und aus der Hauptidee des Stücks hervorgegangen; z. B. jene Volksſcene, die den vierten Akt eröffnet und die einem kurzſichtigen Zuſchauer als überflüſſiges Füllwerk erſcheinen möchte und Manchem wirklich ſo erſchienen iſt, bedingt dermaßen die ganze Kataſtrophe, daſs ſie ohne dieſelbe nur zur Hälfte motiviert wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daſs das Gemüth des Zuſchauers von den Schmerzen der drei erſten Akte ſo tief bewegt iſt, daſs es durchaus zu ſeiner Erholung einer komiſchen Scene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung iſt dennoch tragiſcher Natur, aus der lachenden Komödienmaſke ſchauen Melpomene's geiſterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch dieſe Scene erkennen wir, wie „Struenſee," der ſchon allein durch ſeine majeſtätsverbrecheriſche Liebe untergehen konnte, noch obendrein dadurch ſeinem Untergange entgegeneilte, daſs ſeine neuen Inſtitutionen auch antinational waren, daſs das Volk ſie haſſte, daſs das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen ſeines liberalen Herzens. Es ſei uns erlaubt, einige Reden aus jener Volks-

ſcene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daſs er auch Talent für das Luſtſpiel hat. Die Bauern ſitzen in der Schenke und politiſieren.

Schulmeiſter.

Meinetwegen, der Struenſee iſt's nicht werth, daſs wir uns um ihn zanken. Der iſt zu unſerer Aller Unglück ins Land gekommen. Er bringt überall Hader und Zwiſtigkeit. Miſcht er ſich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbeſtallten Schulmeiſtern, daſs ſie lehren ſollen, was durchaus nicht für die Köpfe eurer lieben Jugend paſſt? Wenn's geſchieht wie er's haben will, ſo werden eure Buben und Mädchen bald klüger ſein, als ihr. Aber dazu ſoll es nicht kommen, dafür will ich ſorgen.

Hooge (ein Bauer).

Ja, er will überall Licht anzünden, wo man's auslöſchen ſollte; darf nicht jetzt Jeder drucken laſſen, was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeiſter nicht mehr einen Schluck über den Durſt trinken, ſo kann morgen der Küſter drucken laſſen: „Geſtern war der Schulmeiſter betrunken.“

Schulmeiſter.

Das ſollt' er ſich unterſtehen! Ich möchte doch ſehen. —

Hooge.

Das würdet ihr ſehen, und könntet's nicht hindern, Sie nennen's Preßfreiheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer nach dem Schnürchen lebt, kann dabei gewaltig in die Preſſe kommen.

Babe
(Chirurgus).

Lebt nach dem Schnürchen, ſo ſchadet's Keinem was. Dürft ihr doch auf dieſe Weiſe eure Herzensmeinung dem Andern ſagen, und dürft euch, wenn's euch beliebt, gegen den Struenſee und die Regierung ausſprechen.

Hooge.

Ei was, ausſprechen! ich will mich nicht ausſprechen, ich will das Maul halten, aber die Andern ſollen's auch. Jeder kümmre ſich um die Töpfe auf ſeinem Herd.

Schulmeiſter.

Führt nicht ſo freventliche Redensarten, Gevatter Babe! Wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen die Regierung ausſprechen wollen? Eine gute Regierung ſoll Alles regieren, Herz und Geldbeutel und Mund und Feder. In einem guten Staate iſt ein Hauptgrundſatz, daſs man, wie Hooge ſich auf ſeine

herzliche, einfache Weise ausdrückt, das Maul halte, denn wer redet und druckt, Der muss auch zuweilen denken, und getreuen Unterthanen ist Nichts gefährlicher, als die Gedanken.

Babe.

Die Gedanken könnt Ihr aber nicht hindern.

Flyns (Bauer).

Nein, die kann Keiner hindern, und ich denke mir Vieles.

Schulmeister.

Nun, lasst doch hören, Flynschen, was denkt Ihr denn?

(Zu Swenne leise.)

Das ist der größte Einfaltspinsel im Dorfe.

Flyns.

Ich denke, dass mir Alles recht ist, wenn's nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den sich der Struensee, wie sie sagen, vorgenommen habe.

Babe.

Das wäre?

Flyns.

Dass er sich vorgenommen, uns Bauern in Dänemark und in den Herzogthümern zu freien Leuten

zu machen. Ich will nicht frei und unabhängig ſein. Was iſt's denn Großes, daſs ich für den Edelmann meinen Acker beſtellen muſs? dafür ernährt er mich und ſorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich ſo mit. Wenn wir frei wären, müſſten wir uns plagen und quälen, wären unſere eignen Herrn und müſſten Abgaben geben.

Babe.

Und für dein Eigenthum, für die Freude, Das, was du beſitzeſt, dein nennen zu können, möchteſt du nicht ſorgen?

Flyns.

Ei was! wenn ein Anderer für mich ſorgt, iſt mir's bequemer.

Schulmeiſter.

Das iſt der erſte vernünftige Gedanke, Flyns, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freiheit käm' auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift — euer Tod.

Außer den trefflichen Andeutungen, daſs die Preſsfreiheit eben ſo große Gegner hat unter den niedern wie unter den hohen Ständen, und daſs die Abſchaffung der Leibeigenſchaft den Leibeigenen ſelbſt

am meiſten verhaſſt iſt, außer dergleichen wahren Zügen, deren in jener Scene noch manche andere vorkommen, ſehen wir deutlich, wie Struenſee auf den hohen Iſolirſchemeln ſeiner Ideen tragiſch allein ſtand, und im Kampfe des Einzelnen mit der Maſſe rettungslos untergehen muſſte. Der feine Sinn unſeres Dichters hat indeſſen die Nothwendigkeit gefühlt, den allzu großen Schmerz des Helden bei einem ſolchen Untergang einigermaßen zu mäßigen; er läſſt ihn im Geiſte die Zeit vorausſehen, wo die Wohlthäter des Volkes mit dem Volke ſelbſt einig ſein werden; ſterbend ſieht er das Morgenroth dieſer Zeit und ſpricht die ſchönen Worte:

„Der Tag geht auf! demüthig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'ſcher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn ſteigt blühend auf;
Hier, wo ich wirkte, reift manch' edle Saat.
So hab' ich nicht umſonſt gelebt, ſo hab' ich
Mit falſchen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt; die Tyrannei erkennt,
Daſs ſich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich ſeh' ein Blutgerüſt ſich nach dem andern

Erbaun, ein raſend Volk entfeſſelt ſich,
Trifft ſeinen König in verruchter Wuth,
Und dann ſich ſelbſt mit immer neuen Schlägen.
Geſchäftigt mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emſ'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine ſtarke Hand die ehrne Wuth.
Der Henker ruht, doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu ſegnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet ſie die Völker,
Bis auch der Kampf erliſcht, ein brauſend Meer
Schlägt an ein einſam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge ſchließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig iſt die Zeit, ſie muß erſcheinen,
Sie iſt gewiß, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge ſind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker ſind die Kön'ge groß."

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beer'ſchen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Geſtalten, die wir darin handeln ſehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieſer Blätter geſtattet uns kein ſo kritiſches Geſchäft, und erlaubt uns kaum über die Hauptperſonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorſätzlich das Wort „Geſtalten", ſtatt

Charaktere, mit dem erstern Ausdrucke das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Verseufzende, Überweiche, was wir an ihm erblicken, soll vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bei Graf Ranzau, der, mehr edel als adlig, ebenso wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beer'scher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, sehen wir, daſs er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Haſs gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündnis gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; Dieser, den Einer unserer Freunde, gewiſs mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigne'schen „Paria" halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Eßlair's in einer solchen Rolle, nämlich als reformierter Pfarrer, erschien uns wie

ein ſolothurner altkatholiſcher Dom, der zum proteſtantiſchen Gottesdienſte eingerichtet worden; an den Wänden ſind die hübſchen Bilder theils abgebrochen, theils mit friſchem Kalk überſtrichen, die Pfeiler ſtehen nackt und kalt, und die Worte, die ſo öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erſchallen, ſind dennoch das Wort Gottes. So erſchien uns Eglair beſonders in der Scene, wo der Pfarrer Struenſee faſt im liturgiſchen Tone ſeinen Sohn ſegnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Marie Antoinette vorgeſchwebt, wie denn auch die Bedrängnisſcene, wo die rebellierenden Truppen gegen das königliche Schloſs marſchieren, uns bedeutungsvoll den Tuilerienſturm ins Gedächtnis rief. An Geſtalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darſtellerin, Demoiſelle Hagen, die am Anfang des zweiten Aktes, auf dem rothen, goldumränderten Seſſel ſitzend, ganz ſo freundlich ausſah, wie auf dem Gemälde von Sticler, das wir jüngſt im Ausſtellungsſaale des hieſigen Kunſtvereins ſo ſehr bewundert haben.

Wir beſitzen nicht das Talent, ſchönen Damen etwas Bitteres zu ſagen, es ſei denn, daſs wir ſie liebten, und wir enthalten uns unſeres Urtheils über

das Spiel der Demoiſelle Hagen als Königin Karoline Mathilde um ſo mehr, da man der Meinung iſt, ſie habe in dieſer Rolle beſſer als jemals geſpielt, und da überhaupt unſer etwaiger Tadel jene ganze Unnaturſchule betrifft, woraus ſo viele Meiſterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf, der Stich, der Schröder, der Peche, der Müller und noch einiger andern Damen, haben ſich unſere Schauſpielerinnen immer jenes geſpreizten, ſingenden, gleißenden, heuchleriſchen Tones befleißigt, der ſeines Gleichen nur auf lutheriſchen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodiert. Die natürlichſten, unverwöhnteſten Mädchen glauben, ſobald ſie die Bretter betreten, dieſen Ton anſtimmen zu müſſen, und ſobald ſie ſich dieſe traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen ſie ſich Künſtlerinnen. Wenn wir in dieſer Hinſicht unſere Königin Karoline Mathilde noch keine vollendete Künſtlerin nennen, haben wir das größte Lob ausgeſprochen, welches ſie von uns erwarten kann. Da ſie noch jung iſt, und hoffentlich auf wohlgemeinten Wink achtet, vermag ſie vielleicht einſt dem Streben nach jenem fatalen Künſtlerthume zu entſagen, und ſie ſoll uns freundlich geneigt finden, ſie dafür vollauf zu loben. Heute aber müſſen wir die Krone einer beſſern Königin zuſprechen, und trotz unſerer antiariſtokrati-

ſchen Geſinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Dieſe iſt eine Geſtalt, Dieſe iſt ein Charakter, hier iſt Nichts auszuſetzen an Zeichnung und Farbe, hier iſt etwas Neues, etwas ganz Eigenthümliches, und hier bekundet der Dichter ſeine höchſte, göttlichſte Vollmacht, ſeine Vollmacht, Menſchen zu ſchaffen. Hier ſcheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr iſt, als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir faſt Genie nennen möchten, wenn wir mit dieſem allzu koſtbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, ſchleichend kräftige, entzückend ſchauderhafte Königin iſt eine eigenthümliche Schöpfung des Dichters, die ſich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen läſſt. Madame Frieß hat dieſe Rolle geſpielt, wie ſie geſpielt werden muſs, ſie hat den rauſchenden Beifall, der ihr zu Theil wurde, rechtmäßig verdient, und ſeit jenem Abende zählen wir ſie zu dem Häuflein beſſerer Schauſpielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre ſeltſame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Madame Georges. Ihre Koſtümierung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Weſen erfüllte uns mit geheimen Grauen; abſonderlich in der Scene, wo ſie den Verſchworenen die Nachtbefehle austheilt, ward uns ſo tief unheimlich zu Muthe, wie damals

in unserer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die schaurige Geschichte erzählte von dem nächtlichen Schlosse, wo die verwünschte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreise ihrer Hofkater und Hofkatzen sitzt und, halb mit menschlicher Stimme und halb miauend, Unheil berathet.

Wir schließen diese Betrachtungen mit dem Bedauern, dass der Raum dieser Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläufiger über Herrn Beer's neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen selbst, dass wir zumeist nur eine Seite derselben, die politische, beleuchtet haben. Wir denken, dass andere Berichterstatter, wie gewöhnlich, einseitig die andere Seite, die romantische, die verliebte, besprechen werden. Indem wir solche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unsern Dank aussprechen für den hohen Genuss, den uns der Dichter bereitet. An der freimüthigen Beurtheilung, die sein Werk bei uns gefunden, möge er unsere neidlose, liebreiche Gesinnung erkennen, und es sollte uns freuen, wenn unser Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der schönen Bahn, die er so ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter sind ein unstätes Volk, man kann sich nicht auf sie verlassen, und die besten haben oft ihre besseren Meinungen gewechselt aus eitel Veränderungssucht. In dieser Hinsicht sind

die Philosophen weit sicherer, weit mehr als die Dichter lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen, man sieht sie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn sie haben selbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenso wie der „Paria“ und der „Struensee“, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer ist, als der große Apollo und all' die andern mediatisierten Götter des Olymps; wir sprechen vom Gotte der Freiheit.

Die deutsche Literatur.

Von Wolfgang Menzel.

Zwei Theile. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1828.

(1828.)

„Wisse, dass jedes Werk, das da werth war, zu erscheinen, sogleich bei seiner Erscheinung gar keinen Richter finden kann; es soll sich erst sein Publikum erziehen, und einen Richterstuhl für sich bilden. — — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen, ehe ein treffendes Wort über ihn gesagt wurde; über Leibnitz ist vielleicht das erste treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiss. Findet ein Buch sogleich bei seiner Erscheinung seinen kompetenten Richter, so ist Dies der treffende Beweis, dass dieses Buch eben so wohl auch ungeschrieben hätte bleiben können."

Diese Worte sind von Johann Gottlieb Fichte, und wir setzten sie als Motto vor unsere Recension

Erbaun, ein raſend Volk entfeſſelt ſich,
Trifft ſeinen König in verruchter Wuth,
Und dann ſich ſelbſt mit immer neuen Schlägen.
Geſchäftigt mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emſ'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine ſtarke Hand die ehrne Wuth.
Der Henker ruht, doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu ſegnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet ſie die Völker,
Bis auch der Kampf erliſcht, ein brauſend Meer
Schlägt an ein einſam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge ſchließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig iſt die Zeit, ſie muſs erſcheinen,
Sie iſt gewiſs, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge ſind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker ſind die Kön'ge groß."

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beer'ſchen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Geſtalten, die wir darin handeln ſehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieſer Blätter geſtattet uns kein ſo kritiſches Geſchäft, und erlaubt uns kaum über die Hauptperſonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorſätzlich das Wort „Geſtalten", ſtatt

Charaktere, mit dem ersten Ausdruck das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Verseufzende, Übermenschliche war nur an ihm erblicken, soll vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bei Graf Manzano, der, mehr edel als adlig, ebenso wie Struensee von innerer Sentimentalität, dem Erbgebrechen Herrschender Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihn uns Feuerleuchten, sehen wir, daß er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichneter, doch immer ein Charakter. Sein Haß gegen den Königsmörder Ballnau, womit er dennoch ein Bündniß gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrern gleben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch von Pizarro. Struensee: Dieser, den Einer unserer Freunde, gewiß mit Unrecht, für ein Nachbild des Lauer in Delavigne'schen „Paria" halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Eßlair's in einer solchen Rolle, nämlich als reformirter Pizarro, erschien uns wie

Erbaun, ein raſend Volk entfeſſelt ſich,
Trifft ſeinen König in verruchter Wuth,
Und dann ſich ſelbſt mit immer neuen Schlägen.
Geſchäftigt mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emſ'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine ſtarke Hand die ehrne Wuth.
Der Henker ruht, doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu ſegnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet ſie die Völker,
Bis auch der Kampf erliſcht, ein brauſend Meer
Schlägt an ein einſam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge ſchließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig iſt die Zeit, ſie muſs erſcheinen,
Sie iſt gewiſs, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge ſind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker ſind die Kön'ge groß."

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beer'ſchen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Geſtalten, die wir darin handeln ſehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieſer Blätter geſtattet uns kein ſo kritiſches Geſchäft, und erlaubt uns kaum über die Hauptperſonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorſätzlich das Wort „Geſtalten", ſtatt

Charaktere, mit dem erstern Ausdrucke das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Versenkende, Überweiche, was wir an ihm erblicken, soll vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bei Graf Ranzau, der, mehr edel als adlig, ebenso wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beer'scher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, sehen wir, daſs er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Haſs gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündnis gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; Dieser, den Einer unserer Freunde, gewiſs mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigne'schen „Paria" halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Eßlair's in einer solchen Rolle, nämlich als reformierter Pfarrer, erschien uns wie

ein koloſſaler altkatholiſcher Dom, der zum proteſtantiſchen Gottesdienſte eingerichtet worden; an den Wänden ſind die hübſchen Bilder theils abgebrochen, theils mit friſchem Kalk überſtrichen, die Pfeiler ſtehen nackt und kalt, und die Worte, die ſo öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erſchallen, ſind dennoch das Wort Gottes. So erſchien uns Eßlair beſonders in der Scene, wo der Pfarrer Struenſee faſt im liturgiſchen Tone ſeinen Sohn ſegnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Marie Antoinette vorgeſchwebt, wie denn auch die Bedrängnisſcene, wo die rebellierenden Truppen gegen das königliche Schloſs marſchieren, uns bedeutungsvoll den Tuilerienſturm ins Gedächtnis rief. An Geſtalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darſtellerin, Demoiſelle Hagen, die am Anfang des zweiten Aktes, auf dem rothen, goldumränderten Seſſel ſitzend, ganz ſo freundlich ausſah, wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngſt im Ausſtellungsſaale des hieſigen Kunſtvereins ſo ſehr bewundert haben.

Wir beſitzen nicht das Talent, ſchönen Damen etwas Bitteres zu ſagen, es ſei denn, daſs wir ſie liebten, und wir enthalten uns unſeres Urtheils über

das Spiel der Demoiſelle Hagen als Königin Karoline Mathilde um ſo mehr, da man der Meinung iſt, ſie habe in dieſer Rolle beſſer als jemals geſpielt, und da überhaupt unſer etwaiger Tadel jene ganze Unnaturſchule betrifft, woraus ſo viele Meiſterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf, der Stich, der Schröder, der Peche, der Müller und noch einiger andern Damen, haben ſich unſere Schauſpielerinnen immer jenes geſpreizten, ſingenden, gleißenden, heuchleriſchen Tones befleißigt, der ſeines Gleichen nur auf lutheriſchen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodiert. Die natürlichſten, unverwöhnteſten Mädchen glauben, ſobald ſie die Bretter betreten, dieſen Ton anſtimmen zu müſſen, und ſobald ſie ſich dieſe traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen ſie ſich Künſtlerinnen. Wenn wir in dieſer Hinſicht unſere Königin Karoline Mathilde noch keine vollendete Künſtlerin nennen, haben wir das größte Lob ausgeſprochen, welches ſie von uns erwarten kann. Da ſie noch jung iſt, und hoffentlich auf wohlgemeinten Wink achtet, vermag ſie vielleicht einſt dem Streben nach jenem fatalen Künſtlerthume zu entſagen, und ſie ſoll uns freundlich geneigt finden, ſie dafür vollauf zu loben. Heute aber müſſen wir die Krone einer beſſern Königin zuſprechen, und trotz unſerer antiariſtokrati-

schen Gesinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Diese ist eine Gestalt, Diese ist ein Charakter, hier ist Nichts auszusetzen an Zeichnung und Farbe, hier ist etwas Neues, etwas ganz Eigenthümliches, und hier bekundet der Dichter seine höchste, göttlichste Vollmacht, seine Vollmacht, Menschen zu schaffen. Hier scheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr ist, als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir fast Genie nennen möchten, wenn wir mit diesem allzu kostbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, schleichend kräftige, entzückend schauderhafte Königin ist eine eigenthümliche Schöpfung des Dichters, die sich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen lässt. Madame Frieß hat diese Rolle gespielt, wie sie gespielt werden muss, sie hat den rauschenden Beifall, der ihr zu Theil wurde, rechtmäßig verdient, und seit jenem Abende zählen wir sie zu dem Häuflein besserer Schauspielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre seltsame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Madame Georges. Ihre Kostümierung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Wesen erfüllte uns mit geheimen Grauen; absonderlich in der Scene, wo sie den Verschworenen die Nachtbefehle austheilt, ward uns so tief unheimlich zu Muthe, wie damals

in unſerer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die ſchaurige Geſchichte erzählte von dem nächtlichen Schloſſe, wo die verwünſchte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreiſe ihrer Hofkater und Hofkatzen ſitzt und, halb mit menſchlicher Stimme und halb miauend, Unheil berathet.

Wir ſchließen dieſe Betrachtungen mit dem Bedauern, daſs der Raum dieſer Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläufiger über Herrn Beer's neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen ſelbſt, daſs wir zumeiſt nur eine Seite derſelben, die politiſche, beleuchtet haben. Wir denken, daſs andere Berichterſtatter, wie gewöhnlich, einſeitig die andere Seite, die romantiſche, die verliebte, beſprechen werden. Indem wir ſolche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unſern Dank ausſprechen für den hohen Genuſs, den uns der Dichter bereitet. An der freimüthigen Beurtheilung, die ſein Werk bei uns gefunden, möge er unſere neidloſe, liebreiche Geſinnung erkennen, und es ſollte uns freuen, wenn unſer Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der ſchönen Bahn, die er ſo ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter ſind ein unſtätes Volk, man kann ſich nicht auf ſie verlaſſen, und die beſten haben oft ihre beſſeren Meinungen gewechſelt aus eitel Veränderungsſucht. In dieſer Hinſicht ſind

die Philoſophen weit ſicherer, weit mehr als die Dichter lieben ſie die Wahrheiten, die ſie einmal ausgeſprochen, man ſieht ſie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn ſie haben ſelbſt mühſam dieſe Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während ſie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geſchenk zugekommen ſind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenſo wie der „Paria“ und der „Struenſee“, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer iſt, als der große Apollo und all' die andern mediatiſierten Götter des Olymps; wir ſprechen vom Gotte der Freiheit.

Die deutsche Literatur.

Von Wolfgang Menzel.

Zwei Theile. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1828.

(1828.)

„Wisse, dass jedes Werk, das da werth war, zu erscheinen, sogleich bei seiner Erscheinung gar keinen Richter finden kann; es soll sich erst sein Publikum erziehen, und einen Richterstuhl für sich bilden. — — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen, ehe ein treffendes Wort über ihn gesagt wurde; über Leibnitz ist vielleicht das erste treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiss. Findet ein Buch sogleich bei seiner Erscheinung seinen kompetenten Richter, so ist Dies der treffende Beweis, dass dieses Buch eben so wohl auch ungeschrieben hätte bleiben können."

Diese Worte sind von Johann Gottlieb Fichte, und wir setzten sie als Motto vor unsere Recension

des Menzel'schen Werks, theils um anzudeuten, daſs wir Nichts weniger als eine Recension liefern, theils auch um den Verfasser zu trösten, wenn über den eigentlichen Inhalt seines Buches nichts Ergründendes gesagt wird, sondern nur dessen Verhältnis zu anderen Büchern der Art, dessen Äußerlichkeiten und besonders hervorstehende Gedankenspitzen besprochen werden.

Indem wir nun zuvörderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend zusammengestellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegel's Vorlesungen über Literatur fast ausschließlich in Erinnerung. Auch dieses Buch hat nicht seinen kompetenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch Keiner im Stande, beurtheilend sich über den großen Beurtheiler zu erheben; und wenn wir auch eingestehen müssen, daſs ihm an kritischem Scharfblick sein Bruder August Wilhelm und einige neuere Kritiker, z. B. Willibald Alexis, Zimmermann, Varnhagen v. Ense und Immermann, ziemlich überlegen sind, so haben uns Diese bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geistigen Bestre-

bungen erfaſſte, die Erſcheinungen derſelben gleichſam wieder zurückſchuf in das urſprüngliche Schöpfungswort, woraus ſie hervorgegangen, ſo daſs ſein Buch einem ſchaffenden Geiſterliede gleicht.

Die religiöſen Privatmarotten, die Schlegel's ſpätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu ſchreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorleſungen über Literatur iſt, vielleicht mehr als er ſelbſt weiß, die Idee der Kunſt noch immer der herrſchende Mittelpunkt, der mit ſeinen goldenen Radien das ganze Buch umſpinnt. Iſt doch die Idee der Kunſt zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, die mit dem Erſcheinen Goethe's anfängt und erſt jetzt ihr Ende erreicht hat, iſt ſie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe ſelbſt, dem großen Repräſentanten dieſer Periode — und wenn Friedrich Schlegel in ſeiner Beurtheilung Goethe's Demſelben allen Mittelpunkt abſpricht, ſo hat dieſer Irrthum vielleicht ſeine Wurzel in einem verzeihlichen Unmuth. Wir ſagen „verzeihlich," um nicht das Wort „menſchlich" zu gebrauchen; die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunſt, erkannten die Objektivität als das höchſte Erforderniſs eines Kunſtwerks, und da ſie dieſe im höchſten Grade bei Goethe fanden, hoben ſie ihn auf den Schild, die neue Schule huldigte ihm als

König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem er die Schlegel kränkend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.

Menzel's „deutsche Literatur" ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werke von Friedrich Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrthums. Beide Werke werden den späteren Literatoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht bloß die schönsten Geistesschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisiert, worin es geschrieben ist. Dieser letztere Umstand gewährt auch uns das meiste Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegel'schen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesammte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'schen Vorlesungen solchermaßen ein Literaturepos, so erscheint uns hingegen das Menzel'sche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser lässt allen ihr Recht widerfahren, als echter

Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, dass er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'schen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegenwart. Nur so Viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'schen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küsst jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen, und schaut dabei so klug, dass wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen.

Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine

Tendenz unſerer neueſten Zeit iſt, eine jener Tendenzen, wodurch ſie ſich von der früheren Kunſtperiode unterſcheidet. Wir haben große geiſtige Eroberungen gemacht, und die Wiſſenſchaft ſoll ſie als unſer Eigenthum ſichern. Dieſe Bedeutung derſelben hat ſogar die Regierung in einigen deutſchen Staaten anerkannt, abſonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in ſolcher Hinſicht am ſchönſten glänzen. Dasſelbe Streben hat ſich, zumeiſt durch Einwirkung ſolcher deutſchen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daſs alles Wiſſen einen Werth an und für ſich hat, daſs es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden ſoll, ſondern damit es ſeinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir, als das beſte Erbtheil, den folgenden Geſchlechtern überliefern werden.

Herr Menzel iſt mehr ein encyklopädiſcher Kopf als ein ſynthetiſch wiſſenſchaftlicher. Da ihn aber ſein Wille zur Wiſſenſchaftlichkeit drängt, ſo finden wir in ſeinem Buche eine ſeltſame Vereinigung ſeiner Naturanlage mit ſeinem vorgefaſſten Streben. Die Gegenſtände entſteigen daher nicht aus einem einzigen innerſten Princip, ſie werden vielmehr nach einem geiſtreichen Schematismus einzeln abgehandelt, aber

doch ergänzen [illegible] die Rede ein schönes ge-
rundetes Ganze bildet.

In dieser Hinsicht gewinnt [illegible] das Bu-
ch für das große Publikum [illegible]
[illegible] wird, und das an [illegible]
reicher, Tiefgedachtes und [illegible],
nicht erst auf ein letztes [illegible]
sondern an und für sich selbst seinen [illegible]
Werth hat. Der Witz [illegible]
Geistesprodukten zu [illegible]
aus nicht vermißt, [illegible]
er nicht nur sich selbst [illegible]
Sache wegen hervortre[illegible]
nen läßt, daß er [illegible]
muß, die Kinder seines Geistes [illegible] Witz
ist unstreitig einer der witzigsten [illegible]
lande, er kann seine Laune nicht verläugnen, und
möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnen, und
einen steifen Perückenton bedienen, so überrascht ihn
wenigstens der Zotenwitz, und diese Witzart, eine
Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in
einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwi-
schen Scherz und Weisheit, ist vorherrschend in dem
Menzel'schen Werke. Nochmal rühmen wir des Ver-
fassers Witz, um so mehr, da es viele trockene Leute
in der Welt giebt, die den Witz gern proskribieren

möchten, und man täglich hören kann, wie Pantalon sich gegen diese niedrigste Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß, und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigsten Seelenkräften gehören, so glauben wir doch, daſs er sein Gutes hat. Wir wenigstens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, daſs man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so übellaunig sein, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzusehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuthe des Reichthums und der Gewalt schützt euch Nichts — als der Tod und die Satire.

„Universalität ist der Charakter unserer Zeit", sagt Herr Menzel im zweiten Theile, S. 63, seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens, und zwar unter folgenden Rubriken: „Die Masse der Literatur, Nationalität, Einfluss der Schulgelehrsamkeit, Einfluss der fremden Literatur, der literarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik." Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disciplinen so tief eingeweiht sein kann, dass wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Konstruktion zu helfen gewusst. Im Divinieren ist er oft sehr glücklich, im Konstruieren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkürlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt kombinatorisch und konciliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend, wollen wir als eine Probe der Menzel'schen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat" mittheilen:

des Menzel'schen Werks, theils um anzudeuten, dass wir Nichts weniger als eine Recension liefern, theils auch um den Verfasser zu trösten, wenn über den eigentlichen Inhalt seines Buches nichts Ergründendes gesagt wird, sondern nur dessen Verhältnis zu anderen Büchern der Art, dessen Äußerlichkeiten und besonders hervorstehende Gedankenspitzen besprochen werden.

Indem wir nun zuvörderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend zusammengestellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegel's Vorlesungen über Literatur fast ausschließlich in Erinnerung. Auch dieses Buch hat nicht seinen kompetenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch Keiner im Stande, beurtheilend sich über den großen Beurtheiler zu erheben; und wenn wir auch eingestehen müssen, dass ihm an kritischem Scharfblick sein Bruder August Wilhelm und einige neuere Kritiker, z. B. Willibald Alexis, Zimmermann, Varnhagen v. Ense und Immermann, ziemlich überlegen sind, so haben uns Diese bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geistigen Bestre-

bungen erfaſſte, die Erſcheinungen derſelben gleichſam wieder zurückſchuf in das urſprüngliche Schöpfungswort, woraus ſie hervorgegangen, ſo daſs ſein Buch einem ſchaffenden Geiſterliede gleicht.

Die religiöſen Privatmarotten, die Schlegel's ſpätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu ſchreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorleſungen über Literatur iſt, vielleicht mehr als er ſelbſt weiß, die Idee der Kunſt noch immer der herrſchende Mittelpunkt, der mit ſeinen goldenen Radien das ganze Buch umſpinnt. Iſt doch die Idee der Kunſt zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, die mit dem Erſcheinen Goethe's anfängt und erſt jetzt ihr Ende erreicht hat, iſt ſie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe ſelbſt, dem großen Repräſentanten dieſer Periode — und wenn Friedrich Schlegel in ſeiner Beurtheilung Goethe's Demſelben allen Mittelpunkt abſpricht, ſo hat dieſer Irrthum vielleicht ſeine Wurzel in einem verzeihlichen Unmuth. Wir ſagen „verzeihlich," um nicht das Wort „menſchlich" zu gebrauchen; die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunſt, erkannten die Objektivität als das höchſte Erforderniſs eines Kunſtwerks, und da ſie dieſe im höchſten Grade bei Goethe fanden, hoben ſie ihn auf den Schild, die neue Schule huldigte ihm als

König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem er die Schlegel kränkend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.

Menzel's „deutsche Literatur" ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werke von Friedrich Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrthums. Beide Werke werden den späteren Literatoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht bloß die schönsten Geistesschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisiert, worin es geschrieben ist. Dieser letztere Umstand gewährt auch uns das meiste Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegel'schen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesammte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'schen Vorlesungen solchermaßen ein Literaturepos, so erscheint uns hingegen das Menzel'sche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser lässt allen ihr Recht widerfahren, als echter

Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, dass er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'schen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegenwart. Nur so Viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'schen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küsst jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen, und schaut dabei so klug, dass wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen.

Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine

Tendenz unſerer neueſten Zeit iſt, eine jener Tendenzen, wodurch ſie ſich von der früheren Kunſtperiode unterſcheidet. Wir haben große geiſtige Eroberungen gemacht, und die Wiſſenſchaft ſoll ſie als unſer Eigenthum ſichern. Dieſe Bedeutung derſelben hat ſogar die Regierung in einigen deutſchen Staaten anerkannt, abſonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in ſolcher Hinſicht am ſchönſten glänzen. Dasſelbe Streben hat ſich, zumeiſt durch Einwirkung ſolcher deutſchen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daſs alles Wiſſen einen Werth an und für ſich hat, daſs es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden ſoll, ſondern damit es ſeinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir, als das beſte Erbtheil, den folgenden Geſchlechtern überliefern werden.

Herr Menzel iſt mehr ein encyklopädiſcher Kopf als ein ſynthetiſch wiſſenſchaftlicher. Da ihn aber ſein Wille zur Wiſſenſchaftlichkeit drängt, ſo finden wir in ſeinem Buche eine ſeltſame Vereinigung ſeiner Naturanlage mit ſeinem vorgefaſſten Streben. Die Gegenſtände entſteigen daher nicht aus einem einzigen innerſten Princip, ſie werden vielmehr nach einem geiſtreichen Schematismus einzeln abgehandelt, aber

doch ergänzend, so daſs das Buch ein schönes, gerundetes Ganze bildet.

In dieser Hinsicht gewinnt vielleicht das Buch für das große Publikum, dem die Übersicht erleichtert wird, und das auf jeder Seite etwas Geistreiches, Tiefgedachtes und Anziehendes findet, welches nicht erst auf ein letztes Princip bezogen werden muſs, sondern an und für sich schon seinen vollgültigen Werth hat. Der Witz, den man in Menzel'schen Geistesprodukten zu suchen berechtigt ist, wird durchaus nicht vermisst, er erscheint um so würdiger, da er nicht mit sich selbst kokettiert, sondern nur der Sache wegen hervortritt — obgleich sich nicht leugnen läſst, daſs er Herrn Menzel oft dazu dienen muſs, die Lücken seines Wissens zu stopfen. Herr Menzel ist unstreitig einer der witzigsten Schriftsteller Deutschlands, er kann seine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnend, in einem steifen Perückentone docieren, so überrascht ihn wenigstens der Ideenwitz, und diese Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwischen Scherz und Weisheit, ist vorherrschend in dem Menzel'schen Werke. Nochmal rühmen wir des Verfassers Witz, um so mehr, da es viele trockene Leute in der Welt giebt, die den Witz gern proskribieren

möchten, und man täglich hören kann, wie Pantalon ſich gegen dieſe niedrigſte Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß, und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigſten Seelenkräften gehören, ſo glauben wir doch, daſs er ſein Gutes hat. Wir wenigſtens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte iſt, einen Degen an der Seite zu tragen, iſt es durchaus nöthig, daſs man Witz im Kopfe habe. Und ſollte man auch ſo übellaunig ſein, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, ſondern ſogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, ſo werdet darüber nicht allzuſehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutſchen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat ſeinen guten Nutzen in dieſer ſchlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion iſt mehr im Stande, die Lüſte der kleinen Erdenherrſcher zu zügeln, ſie verhöhnen euch ungeſtraft, und ihre Roſſe zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem ſchmutzigen Parvenü, alle Roſen dieſer Welt werden die Beute eines windigen Geſchlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuthe des Reichthums und der Gewalt ſchützt euch Nichts — als der Tod und die Satire.

„Universalität ist der Charakter unserer Zeit", sagt Herr Menzel im zweiten Theile, S. 63, seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens, und zwar unter folgenden Rubriken: „Die Masse der Literatur, Nationalität, Einfluss der Schulgelehrsamkeit, Einfluss der fremden Literatur, der literarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik." Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disciplinen so tief eingeweiht sein kann, dass wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Konstruktion zu helfen gewusst. Im Divinieren ist er oft sehr glücklich, im Konstruieren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkürlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt kombinatorisch und konciliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend, wollen wir als eine Probe der Menzel'schen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat" mittheilen:

„Bevor wir die Literatur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Übermuthe oder aus zufälligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks selbst und nur in so fern eines Volks wider das andere, als bei dem einen diese, bei dem anderen jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch geworden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zu Schanden geworden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Principien. Das vorige Jahrhundert war reicher an voraussichtigen Spekulationen, das gegenwärtige ist reicher an Rück-

sichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird Alles erklärt, was geschehen ist.

„Es gibt nur zwei Principe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achse haben die Parteien sich gelagert, und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen Manche kaum, daſs sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei untereinander selbst, sofern sie aus ein und demselben Principe verschiedene Folgerungen ziehen; im Allgemeinen aber muſs der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nüancen sein mögen, jenes Clair-obscur und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehen, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik, und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiet das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

„Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestiert, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählich immer mehr die starren Kryſtallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden."

Unter der Rubrik „Philosophie“ bekennt sich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik „Natur“ hat er Dessen Lehre, wie sich gebührt, gefeiert. Wir stimmen überein in Dem, was er über diesen allgemeinen Weltdenker ausspricht. Görres und Steffens finden als Schelling'sche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Ersterer ist mit Vorliebe gewürdigt, seine Mystik etwas allzu poetisch gerühmt. Doch sehen wir diesen hohen Geist immer lieber überschätzt, als parteiisch verkleinert. Steffens wird als Repräsentant des Pietismus dargestellt, und die Ansichten, die der Verfasser von Mystik und Pietismus hegt, sind, wenn auch irrig, doch immer tiefsinnig, schöpferisch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel sich abmüht, das Beste von ihm zu prophezeien. Wir theilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: „Unter hundert Pietisten sind neunundneunzig Schurken und ein Esel.“ Von frömmelnden Heuchlern ist kein Heil zu erwarten, und durch Eselsmilch wird unsere schwache Zeit auch nicht sehr erstarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Mysticismus erwarten. In seiner jetzigen Erscheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich sein; in seinen Resultaten kann er heilsam wirken. Dadurch, dass der Mystiker sich in die Traumwelt

seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt, dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüthe die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mysticismus immer tief gefühlt; daher im Mittelalter beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus; und zeigt sie sich heut zu Tage sehr freundlich gegen

Männer wie Schlegel, Görres, Haller, Menzel ꝛc., so betrachtet sie Solche doch nur wie Guerillas, die man in schlimmen Kriegszeiten, wo die stehenden Glaubensarmeen etwas zusammengeschmolzen sind, gut gebrauchen kann, und späterhin in Friedenszeit gehörig unterdrücken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten, wie auch im Oriente der Mysticismus den Autoritätsglauben sprengt, wie z. B. aus dem Sufismus in der neuesten Zeit Sekten entstanden, deren Religionsbegriffe von der erhabensten Art sind.

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfsinne Herr Menzel vom Protestantismus und Katholicismus spricht, in diesem das Princip der Stabilität, in jenem das Princip der Evolution erkennend. In dieser Hinsicht bemerkt er sehr richtig unter der Rubrik „Religion“:

„Der Erstarrung muss die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwickelung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht, und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten

also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechtswegen sich nicht beklagen, dass die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht."

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voss, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht bestimmt genug unseren Tadel aussprechen. Wenn der Verfasser unseren seligen Voss einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer" nennt, sollten wir fast auf den Argwohn gerathen, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voss so wacker gekämpft hat. Jene Partei ist zu mächtig, als dass man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit loshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein unge-

ſchlachtes niederſächſiſches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundſchaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiſs Herrn Menzel vor ſolchen Gefühlen bewahrt, ſonſt würde er die Herbheit der Voſſiſchen Schriften nur in den Thatſachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr ſein, daſs Voſs in ſeinem proteſtantiſchen Eifer die Bilderſtürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daſs die Kirche jetzt überall die Verbündete der Ariſtokratie iſt und ſogar hie und da von ihr beſoldet wird. Die Kirche, einſt die herrſchende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten und zu deren Ehren ſie mit dem ganzen Orient turnierten, jene Kirche iſt ſchwach und alt geworden, ſie möchte ſich jetzt eben dieſen Rittern als dienende Amme verdingen und verſpricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter feſſeln und ſcheren könne.

Unter der Rubrik „Kunſt" häufen ſich die meiſten Ausfälle gegen Voſs. Dieſe Rubrik umfaſſt beinahe den ganzen zweiten Theil des Menzel'ſchen Werks. Die Urtheile über unſere nächſten Zeitgenoſſen laſſen wir unbeſprochen. Die Bewunderung, die der Verfaſſer für Jean Paul hegt, macht ſeinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeiſterung für Schiller.

Auch wir nehmen daran Antheil; doch gehören wir nicht zu Denen, die durch Vergleichung Schiller's mit Goethe den Werth des Letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter sind vom ersten Range, Beide sind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daſs wir glauben, Goethe wäre im Stande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen Dessen Räubern, Piccolominis, Louisen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in seinen Werken bedurft hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Goethe gesprochen oder vielmehr abgesprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zu Muthe wie vorigen Sommer, als ein Bankier in London uns der Kuriosität wegen einige falsche Banknoten zeigte; wir konnten diese Papiere nicht schnell genug wieder aus Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor Old Bailey

aufhängen. Erst nachdem wir an den Menzel'schen Blättern über Goethe unsre schaurige Neugier befriedigt, erwachte der Unmuth. Wir beabsichtigen keineswegs eine Vertheidigung Goethe's; wir glauben, die Menzel'sche Lehre: „Goethe sei kein Genie, sondern ein Talent", wird nur bei Wenigen Eingang finden, und selbst diese Wenigen werden doch zugeben, dass Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu sein. Aber selbst wenn Menzel Recht hätte, würde es sich nicht geziemt haben, sein hartes Urtheil so hart hinzustellen. Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Recensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch eben so viel Kourtoisie besitzen wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat.

Woher aber kommt diese Härte gegen Goethe, wie sie uns hie und da sogar bei den ausgezeichnetsten Geistern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares sein sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannis gelangt ist, betrachten ihn viele große Geister mit geheimem Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geistigen Tiers état, die liebe

Nachtigallen-Gehölze u. ſ. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meiſtens gut iſt, und dicke, mürriſche Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Induſtrie giebt es hier faſt keine Spur. Den traurigſten Anblick geben die polniſchen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binſen bedeckt. In dieſen lebt der polniſche Bauer mit ſeinem Vieh und ſeiner übrigen Familie, erfreut ſich ſeines Daſeins und denkt an Nichts weniger, als an die — äſthetiſchen Puſtkuchen. Leugnen läſſt es ſich indeſſen nicht, daſs der polniſche Bauer oft mehr Verſtand und Gefühl hat, als der deutſche Bauer in manchen Ländern. Nicht ſelten fand ich bei dem geringſten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemüthswitz, Humor), der bei jedem Anlaſs mit wunderlichem Farbenſpiel hervorſprudelt, und jenen ſchwärmeriſch-ſentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Oſſianiſchen Naturgefühls, deſſen plötzliches Hervorbrechen bei leidenſchaftlichen Anläſſen eben ſo unwillkürlich iſt, wie das Insgeſichtſteigen des Blutes. Der polniſche Bauer trägt noch ſeine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock, mit hellen Schnüren beſetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, iſt das grobe Original jener feinen

Polenröcke unſerer Eleganz. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel ſpitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandſchleifen oder mit einigen Pfauenfedern geſchmückt. In dieſem Koſtüm ſieht man den polniſchen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geſchäft zu verrichten: erſtens, ſich raſieren zu laſſen; zweitens, die Meſſe zu hören; und drittens, ſich voll zu ſaufen. Den, durch das dritte Geſchäft gewiſs Seliggewordenen ſieht man des Sonntags, alle Viere ausgeſtreckt, in einer Straßengoſſe liegen, ſinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die in wehmüthiger Gruppierung die Betrachtung zu machen ſcheinen, daſs der Menſch hienieden ſo wenig vertragen kann! Was iſt der Menſch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenſchlich weit gebracht. — Der Bauer iſt von gutem Körperbau, ſtarkſtämmig, ſoldatiſchen Anſehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die Meiſten laſſen daſſelbe lang herunter wallen. Dadurch haben ſo viele Bauern die Plica polonica (Weichſelzopf), eine ſehr anmuthige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einſt geſegnet werden, wenn das Langehaarthum in den deutſchen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des

polnischen Bauers gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und spricht die Formel: „Ich küsse die Füße.“ Wer den Gehorsam personificiert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, dass ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, dass ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und dass ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigenthümer gemacht werden? so müsste ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichsein in seiner Relativität auffasst und sich wohl merkt, dass es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den

ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muſs man gestehen, daſs der polnische Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich ist; um so mehr, da er gar Nichts hat, und folglich in der großen Sorglosigkeit, die ja von Vielen als das höchste Glück geschildert wird, sein Leben dahinlebt. Aber es ist keine Ironie, wenn ich sage, daſs, im Fall man jetzt die polnischen Bauern plötzlich zu selbständigen Eigenthümern machte, sie sich gewiſs bald in der unbehaglichsten Lage von der Welt befinden und manche gewiſs dadurch in größeres Elend gerathen würden. Bei seiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorglosigkeit würde der Bauer sein Eigenthum schlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wäre er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Miſswachs ist, so muſs der Edelmann dem Bauer von seinem eigenen Getreide schicken; es wäre ja auch sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muſs ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepiert ist. Er giebt ihm Holz im Winter, er schickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder Einer von der Familie krank ist; kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund Desselben. Ich habe mich überzeugt, daſs diese Vormundschaft von

den meiſten Edelleuten ſehr gewiſſenhaft und lieb-reich ausgeübt wird, und überhaupt gefunden, daſs die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln; wenigſtens ſind die Reſte der alten Strenge ſelten. Viele Edelleute wünſchen ſogar die Selbſtſtändigkeit der Bauern — der größte Menſch, den Polen hervorgebracht hat, und deſſen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thaddäus Kosciusko, war eifriger Beförderer der Bauern-Emancipation, und die Grundſätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüther. Außerdem iſt der Einfluſs franzöſiſcher Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zuſtand der Bauern. Sie ſehen, daſs es mit Letzteren nicht mehr ſo ſchlimm ſteht, und daſs ein allmähliches Selbſtändigwerden derſelben wohl zu hoffen iſt. Auch die preußiſche Regierung ſcheint Dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge dieſe begütigende Allmählichkeit gedeihen; ſie iſt gewiſſer, zeitlich nützlicher, als die zerſtörungsſüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche iſt zuweilen gut, wie ſehr man dagegen eifere. —

Zwiſchen dem Bauer und dem Edelmann ſtehen in Polen die Juden. Dieſe betragen faſt mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unſere Statiſtik-Kompendienmacher, die an Alles den deutſchen, wenigſtens den franzöſiſchen Maßſtab legen, ſchreiben alſo mit Unrecht, daſs Polen keinen tiers état habe, weil dort dieſer Stand von den übrigen ſchroffer abgeſondert iſt, weil ſeine Glieder am Miſsverſtändnis des alten Teſtaments — — Gefallen finden - - - — und weil Dieſelben vom Ideal gemüthlicher Bürgerlichkeit, wie daſſelbe in einem Nürnberger Frauen-Taſchenbuche, unter dem Bilde reichsſtädtiſcher Philiſtröſität, ſo niedlich und ſonntäglich ſchmuck dargeſtellt wird, äußerlich noch ſehr entfernt ſind. Sie ſehen alſo, daſs die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer ſtaatswirthſchaftlicher Wichtigkeit ſind, als bei uns in Deutſchland, und daſs, um Gediegenes über Dieſelben zu ſagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anſchauung gefühlvoller Romanenſchreiber des Nordens, oder der naturphiloſophiſche Tiefſinn geiſtreicher Ladendiener des Südens. Man ſagte mir, daſs die Juden des Großherzogthums auf einer niedrigeren Humanitätsſtufe ſtänden, als ihre öſtlicheren Glaubensgenoſſen;

ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen, und verweise Sie lieber auf David Friedländer's: „Über die Verbesserung der Israeliten (Juden) im Königreich Polen; Berlin 1819." Seit dem Erscheinen dieses Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer seltenen Wahrheit- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogthum sollen sie einst, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausschließlich getrieben haben; jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, dass der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Walischei, einer Vorstadt Posen's, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacher-Schilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakspeare's „Flurschütz von Wakefield". Im preußischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen; im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält.

Übrigens iſt der Arſenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philoſophie ſublimiert, und die Wölfe in den altpolniſchen Wäldern ſind noch nicht darauf abgerichtet, mit hiſtoriſchen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünſchen, daſs unſere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogthums mehr Liebe zum Ackerbaue einzuflößen ſuchte; denn jüdiſche Ackerbauer ſoll es hier nur ſehr wenige geben. Im ruſſiſchen Polen ſind ſie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug ſoll bei den polniſchen Juden daher entſtanden ſein, weil ſie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich ſo ſehr traurigen Zuſtande ſahen. Hebt ſich jetzt der Bauerſtand aus ſeiner Erniedrigung, ſo werden auch die Juden zum Pflug greifen. Bis auf wenige Ausnahmen ſind alle Wirthshäuſer Polens in den Händen der Juden, und ihre vielen Branntweinbrennereien werden dem Lande ſehr ſchädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja ſchon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle ſeine Kommiſſionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. ſ. w. ausführt. Eine originelle

Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Äußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W—ckische Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgestalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Tertianers hätte nicht so zerreißend meine Ohren martern können, als der polnische Juden-Jargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete, und die schweinestallartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und — elend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes und mit Polnisch façonniertes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige riethen, die polnischen Protestanten zum Katholicismus zurück zu zwingen, antwortete Derselbe: „Sum rex populorum, sed non conscientiarum!“ — Die Juden

brachten zuerſt Gewerbe und Handel [illegible] und wurden unter Kaſimir dem Großen mit [illegible] tenden Privilegien begnadigt. [illegible] weit näher geſtanden [illegible] denn nach einem alten Geſetze wurde [illegible] ſeinen Übertritt zum Chriſtenthum [illegible] Adelſtand erhoben. Ich weiß nicht [illegible] dieſes Geſetz untergegangen und man [illegible] Beſtimmtheit im Werke geſetzt [illegible] frühern Zeiten ſtanden [illegible] und Geiſtesausbildung [illegible] mann, der nur [illegible] und noch den [illegible] aber beſchäftigten ſich [illegible] hebräiſchen Wiſſenſchaften [illegible] derentwillen eben [illegible] lichkeit verlaſſen. [illegible] europäiſchen [illegible] Geiſteswelt [illegible] glauben, den [illegible] derlei wunderliche [illegible] bedeckt, und der nach barbariſcheren Ideen, die denſelben füllen, ſchätze ich den polniſchen Juden weit höher als ſo manchen deutſchen Juden, der ſeinen Bolivar auf dem Kopf und ſeinen Jean Paul im

Kopfe trägt. In der ſchroffen Abgeſchloſſenheit wurde der Charakter des polniſchen Juden ein Ganzes; durch das Einathmen toleranter Luft bekam dieſer Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Menſch wurde kein quodlibetartiges Kompoſitum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaſsmauern, hochweiſer Stadtverordnungen und liebreicher Geſetzbeſchränkungen. Der polniſche Jude mit ſeinem ſchmutzigen Pelze, mit ſeinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauſchel iſt mir noch immer lieber, als Mancher in all ſeiner ſtaatspapierenen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in dieſem Briefe keine Schilderungen reizender Naturſcenen, herrlicher Kunſtwerke u. ſ. w. erwarten; nur die Menſchen, und zwar beſonders die nobelſte Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerkſamkeit des Reiſenden. Und wahrlich, ich ſollte denken, wenn man einen kräftigen, echten polniſchen Edelmann, oder eine ſchöne edle Polin in ihrem wahren Glanze ſieht, ſo könnte Dieſes die Seele ebenſo erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantiſchen Felſenburg oder einer marmornen Mediceerin. Ich lieferte Ihnen ſehr gerne eine Charakterſchilderung der polniſchen Edelleute, und Das gäbe eine ſehr

koſtbare Moſaikarbeit von den Adjektiven: gaſtfrei, ſtolz, muthig, geſchmeidig, falſch (dieſes gelbe Steinchen darf nicht fehlen), reizbar, enthuſiaſtiſch, ſpielſüchtig, lebensluſtig, edelmüthig und übermüthig. Aber ich ſelbſt habe zu oft geeifert gegen unſre Broſchürenſtribler, die, wenn ſie einen Pariſer Tanzmeiſter hüpfen ſehen, aus dem Stegreif die Charakteriſtik eines Volkes ſchreiben, — — — — — — — — — — — — und die, wenn ſie einen dicken Liverpooler Baumwollenhändler gähnen ſahen, auf der Stelle eine Beurtheilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — — — Dieſe allgemeinen Charakteriſtiken ſind die Quelle aller Übel. Es gehört mehr als ein Menſchenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menſchen zu begreifen, und aus Millionen einzelnen Menſchen beſteht eine Nation. Nur wenn wir die Geſchichte eines Menſchen, die Geſchichte ſeiner Erziehung und ſeines Lebens betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge ſeines Charakters aufzufaſſen. — Bei Menſchenklaſſen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müſſen ſich indeſſen einige hervortretende Charakterzüge bemerken laſſen; Dies iſt bei den polniſchen Edelleuten der Fall, und nur von dieſem Standpunkte aus läſſt ſich etwas Allgemeines über ihren

Charakter ausmitteln. Die Erziehung selbst wird überall und immer bedingt durch das Lokale und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politische Geschichte. In Polen ist Ersteres weit mehr der Fall, als irgendwo. Polen liegt zwischen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen, da ein großer Theil der Polen es ungerechter Weise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinsten fabriciert werden. Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarei von Osten durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Überkultur von Westen durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich — daher jene seltsamen Mischungen von Kultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich sage just nicht, daß alle Barbarei von Osten eingedrungen, ein sehr beträchtlicher Theil mag im Lande selbst vorräthig gewesen sein; aber in der neueren Zeit war dieses Eindrängen sehr sichtbar. Einen Haupteinfluß übt das Landleben auf den Charakter der polnischen Edelleute. Nur wenige Derselben werden in den Städten erzogen; die meisten Knaben bleiben auf

den Landgütern ihrer Angehörigen, bis sie erwachsen sind und durch die nicht gar zu großen Bemühungen eines Hofmeisters, oder durch einen nicht gar zu langen Schulbesuch, oder durch das bloße Walten der lieben Natur in den Stand gesetzt sind, Kriegsdienste zu nehmen, oder eine Universität zu beziehen, oder von der bärenleckenden Lutetia die Weihe der höchsten Ausbildung zu empfangen. Da nicht Allen hierzu dieselben Mittel zu Gebote stehen, so ist es einleuchtend, daſs man einen Unterschied machen muſs zwischen armen Edelleuten, reichen Edelleuten und Magnaten. Erstere leben oft höchst jämmerlich, fast wie der Bauer, und machen keine besonderen Ansprüche an Kultur. Bei den reichen Edelleuten und den Magnaten ist die Unterscheidung nicht schroff, dem Fremden ist sie sogar sehr wenig bemerkbar. An und für sich selbst ist die Würde eines polnischen Edelmanns (civis polonus) bei dem Ärmsten wie bei dem Reichsten von demselben Umfange und demselben innern Werthe. Aber an die Namen gewisser Familien, die sich immer durch groſsen Güterbesitz und durch Verdienste um den Staat ausgezeichnet, hat sich die Idee einer höhern Würde geknüpft, und man bezeichnet sie gemeiniglich mit dem Namen Magnaten. Die Czartoryskis, die Radziwills, die Zamoyskis, die Sapiehas, die Poniatows-

kis, die Potockis u. ſ. w. werden zwar eben ſo gut als bloße polniſche Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht; dennoch ſind ſie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Anſehen iſt ſogar feſter begründet als das von unſerm hohen Adel, weil ſie ſelbſt ſich ihre Würde gegeben, und weil nicht bloß manches geſchnürte alte Fräulein, ſondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung „Staroſt" findet man jetzt ſelten, und ſie iſt ein bloßer Titel geworden. Der Name „Graf" iſt ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es ſind nur von Preußen und Öſterreich einige derſelben vertheilt. Von Adelſtolz gegen Bürgerliche wiſſen die Polen Nichts, und er kann ſich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger und mit Anſprüchen hervortretender Bürgerſtand ſich erhebt. Erſt dann, wenn der polniſche Bauer Güter kaufen wird und der polniſche Jude ſich nicht mehr dem Edelmann zuvorkommend erzeigt, möchte ſich bei Dieſem der Adelſtolz regen, der alſo das Emporkommen des Landes beweiſen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern geſtellt ſind, müſſen ſie zuerſt mit dieſem Adelſtolze kollidieren; aber die Sache wird gewiſs alsdann einen religiöſeren Namen annehmen.

Dieſes hier nur flüchtig angedeutete Weſen des polniſchen Adels hat, wie man ſich denken kann, am meiſten beigetragen zu der höchſt wunderlichen Geſtaltung von Polens politiſcher Geſchichte, und die Einflüſſe dieſer letztern auf die Erziehung der Polen, und alſo auf ihren Nationalcharakter, waren faſt noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüſſe des Bodens. Durch die Idee der Gleichheit entwickelte ſich bei den polniſchen Edelleuten jener Nationalſtolz, der uns oft ſo ſehr überraſcht durch ſeine Herrlichkeit, der uns oft auch ſo ſehr ärgert durch ſeine Geringſchätzung des Deutſchen, und der ſo ſehr kontraſtiert mit eingeknuteter Beſcheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte ſich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringſten wie den Höchſten beſeelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht ſtrebte, da Polen meiſtens ein Wahlreich war. Herrſchen hieß die ſüße Frucht, nach der es jedem Polen gelüſtete. Nicht durch Geiſteswaffen wollte der Pole ſie erbeuten, dieſe führen nur langſam zum Ziele; ein kühner Schwerthieb ſollte die ſüße Frucht zum raſchen Genuſs herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärſtand, wozu ihr heftiger und ſtreitluſtiger Charakter ſie hinzog; daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige ſeidene Staatsmänner, noch viel weniger

zu Anſehen geſtiegene Gelehrte. Die Vaterlandsliebe iſt bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer, zuſammen fließen; und dennoch trägt dieſes Vaterland kein ſonderlich reizendes Äußere. Ein Franzoſe, der dieſe Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübſelige polniſche Sumpfgegend, ſtampfte ein Stück aus dem Boden, und ſprach pfiffig und kopfſchüttelnd: „Und Das nennen die Kerls ein Vaterland!“ Aber nicht aus dem Boden ſelbſt, nur aus dem Kampfe um Selbſtändigkeit, aus hiſtoriſchen Erinnerungen und aus dem Unglück iſt bei den Polen dieſe Vaterlandsliebe entſproſſen. Sie flammt jetzt noch immer ſo glühend wie in den Tagen Kosciusko's, vielleicht noch glühender. Faſt bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen Alles, was vaterländiſch iſt. Wie ein Sterbender, der ſich in krampfhafter Angſt gegen den Tod ſträubt, ſo empört und ſträubt ſich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieſes Todeszucken des polniſchen Volkskörpers iſt ein entſetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden dieſen Todeskampf überſtehen müſſen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidniſchen Nationalität die chriſtliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben ſchöner Beſonderheiten, worin ſich die Liebe

am sichtbarsten abspiegelt, sondern jene von [illegible]
am meisten erstrebte und von [illegible]
sprachern Lessing, Herder, [illegible]
schönsten ausgesprochene allgemeine [illegible]
derung, das Urchristenthum. [illegible]
polnischen Edelleute, eben so [illegible]
entfernt. Ein großer Theil lebt [illegible]
des Katholicismus, ohne [illegible]
dieser Formen und ihren [illegible]
Weltgeschichtlichen zu ahnen; [illegible]
bekennt sich zur französischen [illegible]
hier diese gewiss nicht verunglimpfen, [illegible]
den, wo ich sie verehre, und sehe verehrt, ich selbst
bin gewissermaßen ein Kind derselben. Aber ich glaube
doch, es fehlt ihr die Hauptsache — die Liebe. Wo
dieser Stern nicht leuchtet, da ist es Nacht, und
wenn auch alle Lichter der Encyklopadie ihr Brillant-
feuer umhersprühen. — Wenn Vaterland das erste
Wort des Polen ist, so ist Freiheit das zweite.
Ein schönes Wort! Nächst der Liebe gewiss das
schönste. Aber es ist auch nächst der Liebe das Wort,
das am meisten missverstanden wird und ganz ent-
gegengesetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muss.
Hier ist Das der Fall. Die Freiheit der meisten
Polen ist nicht die göttliche, die Washington'sche;
nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kosciusko

haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt, ihre Bauern zu emancipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlspruch des Adels, der dem Könige so viel' Rechte als möglich abzuzwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst Nichts anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte; und ein Reich musste untergehen, dessen Vogt auf seinem Stuhle festgebunden war, und endlich nur ein Holzschwert in der Hand trug. In der That, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands; nur dass in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbständig gemacht hatten, wie bei uns, und dass durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangsamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharina's, vor einem Krakauer Reichstage gestanden, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig wie in Augsburg aussprechen lassen. Jener Grundsatz von der stür-

miſchen Freiheit, die beſſer ſein mag als ruhige Knechtſchaft, hat dennoch trotz ſeiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben geſtürzt. Aber es iſt auch erſtaunlich, wenn man ſieht, welche Macht ſchon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüther ausübt; ſie glühen und flammen, wenn ſie hören, daſs irgend für die Freiheit geſtritten wird; ihre Augen ſchauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen ſelbſt aber wird, wie ich oben ſchon geſagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beſchränkung der Adelsrechte verſtanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wiſſen Das beſſer; die Freiheiten müſſen untergehen, wo die allgemeine geſetzliche Freiheit gedeihen ſoll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigſtens ziehen Sie den Hut ab — ich ſpreche von Polens Weibern. Mein Geiſt ſchweift an den Ufern des Ganges und ſucht die zarteſten und lieblichſten Blumen, um ſie damit zu vergleichen. Aber was ſind gegen dieſe Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaya, der Oſchaddi, der Nagakeſarblüthen, der heiligen Lotosblumen, und wie ſie alle heißen mögen — Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Siriſcha u. ſ. w.!! Hätte ich den Pinſel Raphael's, die Melodien Mozart's und die Sprache Calderon's, ſo gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die

Brust zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichsel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leibhaftig erschiene. Aber was sind Raphael'sche Farbenkleckse gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was sind Mozart'sche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Rosenlippen dieser Süßen hervorquellen! Was sind alle Calderon'schen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Holden, die ich ebenfalls auf gut Calderonisch Engel der Erde benamse, weil ich die Engel selbst Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellenaugen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigste Anhänger des Baron Holbach war; — Wenn ich über den Charakter der Polinnen sprechen soll, so bemerke ich bloß: sie sind Weiber. Wer will sich anheischig machen, den Charakter dieser Letztern zu zeichnen!

Ein sehr werther Weltweiser, der zehn Oktavbände „Weibliche Charaktere" geschrieben, hat endlich seine eigene Frau in militärischen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht sagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Bei Leibe nicht! Sie haben

vielmehr jeden Tag einen andern. Dieſen immerwährenden Wechſel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es iſt ſogar ein Vorzug. Ein Charakter entſteht durch ein Syſtem ſtereotyper Grundſätze. Sind letztere irrig, ſo wird das ganze Leben desjenigen Menſchen, der ſie ſyſtematiſch in ſeinem Geiſte aufgeſtellt, nur ein großer, langer Irrthum ſein. Wir loben Das, und nennen es „Charakter haben", wenn ein Menſch nach feſten Grundſätzen handelt, und bedenken nicht, daſs in einem ſolchen Menſchen die Willensfreiheit untergegangen, daſs ſein Geiſt nicht fortſchreitet, und daſs er ſelbſt ein blinder Knecht ſeiner verjährten Gedanken iſt. Wir nennen Das auch Konſequenz, wenn Jemand dabei bleibt, was er ein für alle Mal in ſich aufgeſtellt und ausgeſprochen hat, und wir ſind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Böſewichter zu entſchuldigen, wenn ſich nur von ihnen ſagen läſſt, daſs ſie konſequent gehandelt. Dieſe moraliſche Selbſtunterjochung findet ſich aber faſt nur bei Männern; im Geiſte der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechſeln ſie ihre Weltanſichten, meiſtens ohne ſich Deſſen bewuſſt zu ſein. Sie ſtehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankenſyſtem,

können; ferner viele mit Scharfſinn und Umſicht entworfene Zuſammenſtellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Überſchriften den meiſten und wichtigſten Lebensverhältniſſen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten dieſe Bände rein geſchichtliche Urkunden, worunter eine in den Haupttheilen vollſtändige Abſchrift der Gedenkbücher des Kaiſers Maximilian's I. von 1494—1508, drei ſtarke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden aus ſpäterer Zeit am wichtigſten ſind, weil erſtere das Leben des großen Kaiſers und den Geiſt ſeiner Zeit ſo treu beleuchten, und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeſchrieben ſind, über viele Familienverhältniſſe des öſterreichiſchen Hauſes Licht verbreiten und nicht Jedem zugänglich ſind, dem nicht, wie dem Profeſſor Schottky, aus beſonderer Gunſt die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten dieſe Bände über anderthalbtauſend Lieder aus alten verſchollenen Sammlungen, aus ſeltenen fliegenden Blättern und aus dem Munde des Volkes niedergeſchrieben, — Materialien zur Geſchichte der öſterreichiſchen Dichtkunſt, dahin einſchlagende Lieder und größere Gedichte, Auszüge ſeltener Werke, intereſſante mündliche Sagen, Volksſprüche, durchgezeichnete Schriftzüge der öſterreichiſchen Fürſten, eine Menge

Hexenproceſſe in Originalakten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feſte und Gebräuche in Öſterreich, und eine Menge anderer ſehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntnis des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem Geiſte desſelben zeugen die oben erwähnten ſinnreichen Zuſammenſtellungen unter verſchiedene Rubriken; aber dieſes Verfahren entſtammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Profeſſor Schottky angehört. Nach meiner Anſicht geht die Erkenntnis des ganzen geiſtigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man ſeine einzelnen Momente in ein beſtimmtes Fachwerk einregiſtriert; wie ſehr ſchön und bequem es auch für das größere Publikum ſein mag, wenn man, wie in Schottky's Zuſammenſtellungen meiſtens der Fall iſt, z. B. unter der Rubrik Ritterthum gleich Alles beiſammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Feſtſpiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauenrubrik alle möglichen Dichterfragmente und Notizen beiſammen findet, die ſich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn Dieſes ebenſo der Fall iſt bei Jagd, Liebe, Glaube u. ſ. w. Über den Glauben im Mittelalter giebt Profeſſor Schottky (bei Max in Breslau) nächſtens ein Werk heraus, betitelt:

„Gott, Christus und Maria.“ In der „Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart“, welche Professor Schottky nächstes Jahr (bei Munk in Posen) herausgiebt, werden wir von ihm gewiss viele der schätzbarsten Aufsätze über das Mittelalter und herrliche Resultate seiner Forschungen erhalten, obschon diese Zeitschrift auch einen großen Theil der allergegenwärtigsten Gegenwart umfassen, und zunächst eine literarische Verbindung Ostdeutschlands mit Süd- und Westdeutschland bezwecken soll. Es ist dennoch sehr zu bedauern, dass dieser Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hilfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe seiner reichen Materialiensammlung. In Posen ist keine Bibliothek; wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählich versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottky'schen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größeren Publikum unzugänglich bleiben müssten. Außerdem muss man im wirklichen Deutschlande leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzliches Versenken in deutschen Geist und deutsches Wesen nothwendig erfordert. Den deutschen Alterthums-

forſcher müſſen deutſche Eichen umrauſchen. Es iſt zu befürchten, daſs der heiße Enthuſiasmus für das Deutſche ſich in der ſarmatiſchen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackre Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft dieſe eine unſerer heiligſten und wichtigſten Angelegenheiten, unſere Geſchichte. Das Intereſſe für dieſelbe iſt zwar jetzt nicht ſonderlich rege im Volke. Es iſt ſogar der Fall, daſs gegenwärtig das Studium altdeutſcher Kunſt- und Geſchichtsdenkmale im Allgemeinen übel accreditiert iſt; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneiderpatriotismus ſich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geſchadet, als die bitterſten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter ſein Recht widerfahren läſſt, wo kein alberner Apoſtel ſeichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenparticen des großen Gemäldes verfertigt, um ſeiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwiſchen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwiſchen dem Nibelungenlied und der Odyſſee, wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organiſchen Zu-

ſammenhange erkennt, und nur mit ſich ſelbſt vergleicht, und das Nibelungenlied einen verſificierten Dom und den Kölner Dom ein ſteinernes Nibelungenlied nennt.

Der Thee.

Humoreske.

(1830.)

Der Schauplatz der Geſchichte, die ich jetzt erzählen will, ſind wieder die Bäder von Lucca.

Fürchte dich nicht, deutſcher Leſer; es iſt gar keine Politik darin, ſondern bloß Philoſophie, oder vielmehr eine philoſophiſche Moral, wie du es gern haſt. Es iſt wirklich ſehr politiſch von dir, wenn du von Politik Nichts wiſſen willſt, du erführeſt doch nur Unangenehmes oder Demüthigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daſs ich mich die letzten Jahre faſt nur mit Politik beſchäftigt und ſogar politiſche Bücher herausgab. „Wir leſen ſie zwar nicht," ſagten ſie, „aber es macht uns ſchon ängſtlich, daſs ſo Etwas in Deutſchland gedruckt wird, in dem Lande der Philoſophie und der Poeſie. Willſt du nicht mit uns träumen, ſo wecke uns wenigſtens nicht aus dem ſüßen

Schlafe. Laſs du die Politik, verſchwende nicht daran deine ſchöne Zeit, vernachläſſige nicht dein ſchönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunſtanſichten oder irgend eine gute philoſophiſche Moral."

Wohlan, ich will mich ruhig wie die Andern aufs träumeriſche Polſter hinſtrecken und meine Geſchichte erzählen. Die philoſophiſche Moral, die darin enthalten ſein ſoll, beſteht in dem Satze: daſs wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im Geringſten ſelbſt daran Schuld zu ſein. Eigentlich ſollte ich bei dieſem Satze in der erſten Perſon des Singularis ſprechen — nun ja, ich will es, lieber Leſer, aber ich bitte dich, ſtimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verſchuldet. Denn iſt es meine Schuld, daſs ich einen guten Geſchmack habe, und daſs guter Thee mir gut ſchmeckt? Und ich bin ein dankbarer Menſch, und als ich in den Bädern von Lucca war, lobte ich meinen Hauswirth, der mir dort ſo guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken.

Dieſes Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demſelben Hauſe wohnte, ſehr oft angeſtimmt, und dieſe Dame wunderte ſich darüber um ſo mehr, da ſie, wie ſie klagte, trotz allen Bitten von unſerem Hauswirthe keinen guten Thee

erhalten konnte und deſshalb genöthigt war, ihren Thee per Eſtafette aus Livorno kommen zu laſſen.

„Der iſt aber himmliſch!“ ſetzte ſie hinzu und lächelte göttlich.

Milady, erwiderte ich, ich wette, der meinige iſt noch viel beſſer.

Die Damen, die zufällig gegenwärtig, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und ſie verſprachen, des anderen Tages um ſechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erſcheinen, wo man ſo traulich beiſammen ſitzen und ins Thal hinabſchauen kann.

Die Stunde kam, Tiſchchen gedeckt, Butterbrötchen geſchnitten, Dämchen vergnügt ſchwatzend — aber es kam kein Thee.

Es war Sechs, es wurde halb Sieben, die Abendſchatten ringelten ſich wie ſchwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer ſehnſüchtiger, die Vögel zwitſcherten immer dringender — aber es kam kein Thee. Die Sonnenſtrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerkſam, daſs die Sonne verzögernd ſcheide, und ſichtbar ungern die Geſellſchaft ihrer Mitſonnen verlaſſe.

Das war gut geſagt — aber der Thee kam nicht.

Endlich, endlich, mit ſeufzendem Geſicht, kam mein Hauswirth und frug: ob wir nicht Sorbett ſtatt des Thees genießen wollten?

„Thee! Thee!“ riefen wir Alle einſtimmig.

Und zwar denſelben — ſetzte ich hinzu — den ich täglich trinke.

„Von demſelben, Excellenzen? Es iſt nicht möglich!“

Weßhalb nicht möglich? rief ich verdrießlich.

Immer verlegener wurde mein Hauswirth, er ſtammelte, er ſtockte; nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geſtändnis — und es löſte ſich das ſchreckliche Räthſel.

Mein Herr Hauswirth verſtand nämlich die bekannte Kunſt, den Theetopf, woraus ſchon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Waſſer zu füllen, und der Thee, der mir ſo gut geſchmeckt, und wovon ich ſo viel geprahlt, war Nichts anders, als der jedesmalige Aufguſs von demſelben Thee, den meine Hausgenoſſin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um die Wälder von Lucca haben ein ganz außerordentliches Echo, und wiſſen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

Recenſionen.

Rheiniſch-weſtfäliſcher Muſen-Almanach

auf das Jahr 1821.

Herausgegeben von Friedrich Raßmann.

Hamm, bei Schulz und Wundermann.

(1821.)

„Was lange wird, wird gut" — „Eile mit Weile" — „Rom iſt nicht in einem Tag gebaut" — „Kommſt du heute nicht, kommſt du morgen" und noch viele hundert ähnliche Sprichwörter führt der Deutſche beſtändig im Munde, dienen ihm als Krücken bei jeder Handlung, und ſollten mit Recht der ganzen deutſchen Geſchichte als Motto vorangeſetzt werden. — Nur unſere Almanachs-Herausgeber haben ſich von jenen ledigen Sprichwörtern losgeſagt, und ihre poetiſchen Blumenſträußchen, die dem Publikum in winterlicher Zeit ein Surrogat für wirkliche Sommerblumen ſein ſollen, pflegen ſchon im Frühherbſte zu erſcheinen. Es iſt daher befremdend, daſs vorliegender poetiſche Blu-

menſtrauß ſo ſpät, nämlich im April 1821, zum Vorſchein gekommen. Lag die Schuld an den Blumenlieferanten, den Einſendern? oder am Straußbinder, dem Herausgeber? oder an der Blumenhändlerin, der Verlagshandlung? Doch es iſt ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetiſches Taſchenbuch oder ähnliches Duodezbüchlein, das als ein niedliches Neujahrsgeſchenk in die Sammet-Ridikül holder Damen geſchmeidig hineingleiten ſoll, oder beſtimmt iſt, mit der feingeglätteten Vignettenkapſel und dem hervorblitzenden Goldſchnitt auf duftender Toilette neben der Pomadenbüchſe zu prangen; nein — Herr Raſsmann giebt uns einen Muſen-Almanach. In einem ſolchen darf nämlich gar keine Proſa (und, wenn es thunlich iſt, auch gar nichts Proſaiſches) enthalten ſein; aus dem einfachen Grunde: weil die Muſen nie in Proſa ſprechen. Dieſer Satz, der durch hiſtoriſche Erinnerungen an die Muſen-Almanache von Voſs, Tieck, Schlegel u. ſ. w. entſtanden iſt, hat des Referenten ſelige Großmutter einſt veranlaſſt, zu behaupten, daſs es eigentlich gar keine Poeſie giebt, wo keine Reime klingen oder Hexameter ſpringen. Nach dieſem Grundſatz kann man dreiſt behaupten, daſs viele unſerer berühmten, viele unſerer ſehr geleſenen Autoren, wie z. B. Jean Paul, Hoffmann, Clauren,

Karoline Fouqué u. ſ. w. Nichts von der Poeſie verſtehen, weil ſie nie oder höchſt ſelten Verſe machen. Doch viele Leute, worunter Referent ſo halb und halb auch gehört, wollen dieſen Grundſatz beſtreiten. Sollte Herr Raſsmann nicht auch zu dieſen Leuten gehören? Warum aber dieſe engbrüſtige Laune, bei einer poetiſchen Kunſtausſtellung — was doch der Muſen-Almanach eigentlich ſein ſoll — gar keine Proſa einzulaſſen? — Indeſſen, abgeſehen von allem Zufälligen und zur Form Gehörigen, muſs Referent geſtehen, daſs ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und innig angeſprochen hat, daſs ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen, und daſs ihm bei der Lektüre des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanachs" ſo wohlig, heimiſch und behaglich zu Muthe war, als ob er ſein Leibgericht äße, rohen weſtfäliſchen Schinken nebſt einem Glaſe Rheinwein. Durchaus ſoll hier nicht angedeutet ſein, als ob die im Almanach enthaltenen weſtfäliſchen Dichter mit weſtfäliſchem Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheiniſchen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, echtwackern Sinn des Kernweſtfalen, um nicht zu wiſſen, daſs er in keinem Zweige der Literatur ſeinen Nachbaren nachzuſtehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt iſt, mit den

literariſchen Kaſtagnetten ſich durchzuklappern und äſthetiſche Maulhelden niederzuſchwatzen.

Von den ſiebenunddreißig Dichtern, die der Muſen-Almanach vorführt und worunter auch einige neue Namen hervorgrüßen, muſs zuerſt der Herausgeber erwähnt werden. Raſsmann gehört der Form nach der neuern Schule zu; doch ſein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutſchlands gleichſam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenſtände der literariſchen Thätigkeit Raſsmann's wird man innig gerührt durch ſeine Liebe für fremde Arbeiten und ſein emſiges Hervorſuchen des fremden Verdienſtes (lauter altfränkiſche Eigenſchaften, die längſt aus der Mode gekommen!) In den Gedichten Raſsmann's, die der Muſen-Almanach enthält, beſonders in „Einzwängung des Frühlings", „Der Töpfer nach der Heirath" und im „Armen Heinrich" finden ſich ganz ausgeſprochen jene grundehrliche Geſinnung, liebreiche Betriebſamkeit und faſt Hans-Sachſiſche Ausmalerei. E. M. Arndt's Gedicht „Die Burg des echten Wächters" iſt herzlich und jugendlich friſch. In W. v. Blomberg's „Elegie auf die Herzogin von Weimar" ſind recht ſchöne und anmuthige Stellen. Bueren's Nachtſtück „Die Hexen" iſt ſehr anziehend; der Verfaſſer fühlt

gar wohl, wie Viel durch metriſche Kunſtgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, beſonders der ſpondeiſchen Reime; doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derſelben beobachtet werden muſs, iſt ihm bis jetzt noch unbekannt. In J. B. Rouſſeau's Gedicht „Verluſt" weht ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich ſüße Wehmuth. Heilmann's Gedicht „Geiſt der Liebe" wäre ſehr gut, wenn mehr Geiſt und weniger (das Wort) Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobald's „Schelm von Bergen" iſt wunderſchön, faſt unübertrefflich; doch der Verfaſſer iſt auf falſchem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verſe und Sprachplumpheit nachzuahmen ſucht. Der gemüthliche Gebauer giebt uns hier vier Gedichte, recht herzig, recht hübſch. Wilhelm Smets giebt ebenfalls eine Reihe ſchöner Dichtungen, wovon einige gewiſs ſeelenerquickend genannt werden dürfen. Zu dieſen gehören das Sonett „An Ernſt von Laſſaulx" und das Gedicht „An Eliſabeth's Namenstage." Nikolaus Meyer's Gedichte ſind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerſchönſten iſt das Gedicht „Liebesweben." „Der Klausner" von Freifrau Eliſe von Hohenhauſen iſt ein ſinniges, heiteres, blühendes Ge-

mälde, von deſſen Anmuth und Lieblichkeit das Gemüth des Leſers angenehm bewegt wird. Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, von Sophie George und von v. Kurowski-Eichen. — Der Druck des Büchleins iſt recht anſprechend, das Äußere desſelben faſt zu beſcheiden und einfach. Doch der goldne Inhalt läſſt bald den Mangel des Goldſchnitts überſehen.

Gedichte

von Johann Baptiſt Rouſſeau.

Crefeld, bei Funke. 1823.

Poeſien für Liebe und Freundſchaft.

Von Demſelben.

Hamm, bei Schulz und Wundermann. 1823.

(1823.)

Die Gefühle, Geſinnungen und Anſichten des Jünglingsalters ſind das Thema dieſer zwei Bücher. Ob der Verfaſſer die Bedeutung dieſes Alters völlig begriffen hat, iſt uns nicht bekannt; doch iſt es unverkennbar, daſs ihm die Darſtellung desſelben nicht miſslungen iſt. — Was will ein Jüngling? Was will dieſe wunderliche Aufregung in ſeinem Gemüthe? Was wollen jene verſchwindenden Geſtalten, die ihn jetzt ins Menſchengewühle, und nachher wieder in die Einſamkeit locken? Was wollen jene unbeſtimmten Wünſche, Ahnungen und Neigungen, die ſich ins Unendliche ziehen, und verſchwinden, und wieder auftauchen und den Jüngling zu einer beſtändigen Be-

wegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigne Weise, und da auch wir das Recht haben, unseren eignen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geschichte haben.“ Das ist die Bedeutung unseres Treibens in der Jugend; wir wollen Was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerstört, genossen und gelitten haben; im Mannesalter ist schon manches Dergleichen erlangt, und jener brausende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft selbst sein mag, ist schon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erst der Greis, der im Kreise seiner Enkel unter der selbstgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen seiner Lieben auf den Trümmern seines Hauses sitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geschichte, in seinem Herzen gänzlich befriedigt und erloschen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugsam andeuten, wenn wir sagen, dass der Verfasser in dem ersten sein Streben, eine Geschichte zu haben, und in dem andern die ersten Anfänge seiner Geschichte dargestellt hat. Wir nannten die Darstellung gelungen, weil der Verfasser uns nicht Reflexionen über seine Gefühle, Gesinnungen und Ansichten, sondern diese letzteren selbst gegeben hat in den von ihnen nothwendig hervorgerufenen Aussprüchen, Thätigkeiten und anderen

Äußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf sich einwirken lassen, und frei und schlicht, oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv ausgesprochen, wie sie sich in seinem bewegten Gemüthe abgespiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantikerschule befolgt, und hat, statt nach der bekannten falschen Idealität zu streben, die besonderstten Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, ist: dass in jenen Besonderheiten sich wieder das Allgemeine zeigt, und dass sogar in jenen niederländischen Gemälden, wie sie uns der Verfasser in den Sonetten manchmal darbietet, das Idealische selbst uns sichtbar entgegen tritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, dass sein Auge auf eine eigenthümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffasst und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüth zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammen zu setzen, dass sie sich zu einem schönen, echt poetischen

Gedichte gestalten. Deßhalb hat jedes echte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rheingegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volkscharakters mit all seiner Lebensfreude, Anmuth, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewussten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erste, obschon dieses mehr Ansprechendes und Kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber Jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — dass die Leidenschaft eben so gut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkelästhetiker, die

vielleicht einen zärtlichen Kutſcher oder eine zürnende Köchin in poetiſche Redensarten ausbrechen ſahen, zu dem Wahne gelangt: die Poeſie ſei gar nichts Anderes, als die Sprache der Leidenſchaft. Sichtbar hat unſer Verfaſſer in dem erſten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenſchaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches läſſt ſich ſagen, daſs ſie zum Theil Erzeugniſſe des Genius ſind. Schwerer iſt es, das Maß der Kraft Desſelben zu beſtimmen, und der Raum dieſer Blätter erlaubt nicht eine ſolche Unterſuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erſte enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verſchiedenen Vers- und Tonarten. Der Verfaſſer gefällt ſich darin, die meiſten ſüdlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die ſchlichtdeutſche Spruchweiſe und das Volkslied ſind nicht vergeſſen. Seiner Kürze halber ſei folgender Spruch erwähnt:

Mir iſt zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutſchen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei,
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder ſind zwar im rechten Volkstone, aber nach unſerm Bedünken etwas zu maſſiv geſchrie-

ben. Es kömmt darauf an, den Geiſt der Volksliedformen zu erfaſſen, und mit der Kenntnis desſelben nach unſerem Bedürfnis gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeſchmackt klingen daher die Titulatur-Volkslieder jener Herren, die den heutigſten Stoff aus der gebildeten Geſellſchaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksburſche vor zweihundert Jahren für den Erguſs ſeiner Gefühle paſſend gefunden. Der Buchſtabe tödtet, doch der Geiſt macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erſte Hälfte, „Tempel der Liebe" überſchrieben, aus poetiſchen Apologien befreundeter Geiſter beſteht. Unter den Liebesſonetten halten wir am gelungenſten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundſchaft" zeichnen wir aus die Sonette an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuſer, Rückert, Blomberg, Löben, Immermann, Arndt und Heine. Unter dieſen hat uns das Sonett an J. Kreuſer am meiſten angeſprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfaſſer nicht, wie ſo manche zahme Leute, aus bekannten Gründen ſich ſcheut, von dieſem ehrenwerthen Manne öffentlich zu ſprechen. In dieſem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verſtehen; Babel liegt nicht an der Seine,

Das ist ein widerwärtiger geographischer Irrthum von 1814. Im Ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem „Tempel der Freundschaft" zu wohnen, und es mag hie und da das versificierte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist Dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verfasser auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorberzweige geschmückt, daſs Herr Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muſs, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen; wenn Solches nicht geschieht, so ist es Jammerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.

Tasso's Tod.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von Wilhelm Smets.

Coblenz, bei Hölscher.

(1821.)

Diese Dichtung hat uns beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt und gemüthlich angesprochen, dass es uns wahrlich schwer ankömmt, sie mit der nothwendigen Kälte nach den Vorschriften und Anforderungen der dramatischen Kunst kritisch zu beurtheilen, ihren innern Werth mit Unterdrückung individueller Anregungen gewissenhaft genau zu bestimmen, und ihre Mängel und Gebrechen mit strenger Hand aufzudecken. — Ehrlich gestanden, will es uns freilich bedünken, als ob wir bei diesem Geschäft nicht ganz unähnlich sind jenem unzufriedenen Grämlinge, der in der Mittagsschwüle unter einem laubigen Apfelbaume ein kühlendes Obdach fand, den lechzenden

Gaumen mit den Früchten desselben labte, sich weidlich ergötzte an dem Gezwitscher der Vöglein, die von Zweig zu Zweig flatterten, aber endlich gegen Abend sich verdrießlich auf die Beine macht, und über den Baum räsonniert und in sich murmelt: „Das war ein erbärmliches Lager, Das waren ja herbe Holzäpfel, Das war ein unausstehliches Spatzengepiepse u. s. w." Indessen, das Recensieren hat doch auch sein Gutes. Es giebt heuer so viele wunderliche Bäume auf dem Parnass, dass es Noth thut, wie in botanischen Gärten Gebrauch ist, bei jedem ein weißes Täfelchen zu stellen, worauf der Wanderer lesen kann: „Unter diesem Baume lässt sich's angenehm ruhen, auf diesem wachsen treffliche Früchte, in diesem singen Nachtigallen"; — so wie auch: „Auf diesem Baume wachsen unreife, unerquickliche und giftige Früchte, unter diesem Baume duftet sinnebetäubender Weihrauch, unter diesem spuken des Nachts alte Rittergeister, in diesem pfeift ein sauberer Vogel, unter diesem Baume kann man gut — einschlafen."

Wir haben oben bemerkt, dass wir vorliegende Tragödie nach den Kunstvorschriften der Dramaturgie beurtheilen wollen. Doch, da in Betreff derselben auch unsere größten Ästhetiker nicht mit einander übereinstimmen, da es Anmaßung wäre, wenn

wir unſere eigene Meinung als die allein richtige annehmen wollten, und da wir nicht durch ſubjektive Anſicht das Verdienſt des Dichters unbewuſſt beeinträchtigen möchten, ſo wollen wir nie unbedingt ein Urtheil über die Leiſtungen Desſelben fällen, ohne erſt mit wenigen Worten angedeutet zu haben, von welchen äſthetiſchen Grundſätzen wir ausgehn. Wir werden demnach vorliegende Tragödie aus drei Geſichtspunkten beurtheilen: aus dem dramatiſchen, aus dem poetiſchen und aus dem ethiſchen Geſichtspunkte.

Lyrik iſt die erſte und älteſte Poeſie. Sowohl bei ganzen Völkern, als bei einzelnen Menſchen, ſind die erſten poetiſchen Ausbrüche lyriſcher Art. Die gebräuchlichen Konvenienzmetaphern ſcheinen hier dem Dichter zu abgedroſchen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen, impoſanteren Bildern und Vergleichen, um ſowohl ſeine ſubjektiven Gefühle als auch die Eindrücke, welche äußere Gegenſtände auf ſeine Subjektivität ausüben, lebendig darzuſtellen. Es giebt Individuen und ganze Völker, die es in der Poeſie nie weiter als bis zu dieſer Dichtart gebracht haben. Bei Beiden deutet Solches auf einen Zuſtand der Geiſteskindheit oder der flachen Einſeitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewiſſe Verſtandesreife eingetreten iſt, ſobald

ſein geiſtiges Auge das innere Getreibe der äußern Gegenſtände und Begebenheiten beſſer durchſchaut, und ſein Geiſt die Geſammtanſchauung dieſer Außenwelt in ſich aufnimmt, ſo wird es auch ein neues Beſtreben des Dichters ſein, dieſe äußern Gegenſtände in ihrer objektiven Klarheit, ohne Beimiſchung von ſubjektiven Gefühlen und Anſichten, poetiſch ſchön darzuſtellen. So entſteht die epiſche und die dramatiſche Dichtung.

Gewiſſe Talente, wie man ſieht, werden von der einen dieſer Dichtungsarten eben ſo gut wie von der andern erfordert, nämlich: allgemeine Naturanſchauung, Heraustreten aus der Subjektivität, treue, lebendige Schilderung von Begebenheiten, Situationen, Leidenſchaften, Charakteren u. ſ. w. Doch machen wir die vielbeſtätigte Bemerkung: daſs Dichter, die in der einen dieſer Dichtungsarten Meiſter ſind, oft in der andern nichts Erträgliches zu Stande bringen können. Dieſe Beobachtung führt uns zur Unterſuchung, ob jenes Miſslingen nicht dadurch entſteht, weil etwa bei der einen Dichtungsart die oben angedeuteten Talente in minderm Grade erforderlich ſind, als bei der andern, und weil vielleicht das Weſen beider Dichtungsarten ſo erſtaunlich von einander verſchieden iſt?

Wenn wir den epischen und den dramatischen Dichter, jeden in seiner Werkstätte, belauschen und hier sein Verfahren beobachten, so ist uns Nichts leichter, als die Lösung dieser Frage. Der Epiker trägt freilich im Geiste die lebendigste Anschauung seines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, sein Erzählen ist zwar meistens ein Nacheinander, aber auch oft ein Nebeneinander, und nicht selten ein Voreinander (Vorausſagen der Katastrophe). Er schildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Kostüm seiner Helden, er läſst sie zwar sprechen, aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen, und zuweilen gar schießt ein Blitzstrahl aus seinem eigenen Gemüthe, aus seiner Subjektivität, und beleuchtet mit schnellem Lichte das Lokal und die Helden seines Gedichtes. Dieses subjektive Aufblitzen, wovon unsere zwei besten epischen Gedichte, die Odyssee und die Nibelungen, nicht frei sind, und welches vielleicht zum Charakter des Epos gehört, zeigt schon, daſs das Talent des gänzlichen Heraustretens aus der Subjektivität beim Epos nicht in so hohem Grade erforderlich ist, als beim Drama. In dieser Dichtart muſs jenes Talent vollkommen sein. Aber Das ist noch lange nicht das Hauptsächlichste. Das Drama setzt eine Bühne voraus, wo sich nicht Jemand hinstellt und das Gedicht

vordeklamiert, sondern wo die Helden des Gedichts selbst lebendig auftreten, in ihrem Charakter mitsammen sprechen und handeln. Hierbei hat der Dichter nur nothwendig aufzuzeichnen, was sie sprechen und wie sie handeln. Wehe dem Dichter aber, der es da vergisst, dass diese lebendigen Heldenvorsteller das Recht haben, nach eigener Willkür sich zu gruppieren und Grimassen zu schneiden, dass der Theaterschneider für hübsche Kleider, der Dekorationsmaler für hübsche Umgebungen, der Kapellmeister für dämmernde Gefühle, und der Lampenputzer für klare Beleuchtung Sorge trägt. Das will dem epischen Dichter gar nicht in den Kopf, und wenn er sich im Drama versucht, verwickelt er sich in schöne Gegendbeschreibungen, Charakterschilderungen und zu feine Nüancierungen. Endlich leidet das Drama keinen Stillstand, kein Nebeneinander, noch viel weniger ein Voreinander, wie das Epos. Der Hauptcharakter des Dramas ist also lebendiges und immer lebendigeres Fortschreiten und Ineinandergreifen des Dialogs und der Handlung.

Wir haben hier das Charakteristische im Wesen des Epos und des Dramas leicht hingezeichnet, und Jedem ist es durchaus erklärbar, warum so viele Dichter mit Erfolg aus dem Gebiete der Lyrik in das Gebiet des Epischen übergehen, weil sie hier

ihre Subjektivität nicht ganz und gar zu verleugnen brauchen, und durch etwanige Versuche in der Romanze, in der Elegie, im Roman und in dergleichen Dichtungsarten, welche aus einer Vermischung des Epischen und des Lyrischen bestehen, sich an jene Verleugnung der Subjektivität allmählich gewöhnen können, oder einen leichten Übergang zum Reinepischen finden, statt dass bei der dramatischen Dichtung keine solche Übergangsform vorhanden ist, und gleich die allerstrengste Unterdrückung der hervorquellenden Subjektivität verlangt wird. Zugleich ist es sichtbar, dass es die Gewohnheit, welche den erprobtesten epischen Dichter, der immer an Lokal- und Kostümschilderungen u. Dgl. denkt, zum schlechten Dramatiker macht, und dass es daher gut ist, wenn der Dichter, der im Dramatischen sich hervorthun will, aus dem Gebiete der Lyrik gleich in das Gebiet des Dramas übergeht.

Mit Vergnügen bemerken wir, dass dieses Letztere der Fall ist beim Verfasser der vorliegenden Tragödie, dessen lyrische Gedichte sowohl durch äußern Glanz als lebendige Innigkeit uns so oft entzückt haben. Indessen, wie schwer, wie äußerst schwer der Übergang vom Lyrischen zum Dramatischen ist, hat unser Herr Verfasser selbst erfahren, da ihm seine erste, dem „Tasso" vorangehende Tra-

gödie gänzlich mißlungen iſt. Doch das ehrliche Geſtändnis, womit der Verfaſſer in der Vorrede zum „Taſſo“ über dieſes Mißlingen ſich äußert, ſo wie auch der überraſchende Eindruck, den letztere Tragödie auf Denjenigen macht, der das Unglück gehabt hat, die frühere zu leſen, das Alles berechtigt uns, viele Mängel des „Taſſo“ zu überſehen, das rüſtige Fortſchreiten des Verfaſſers zu bewundern, ſein ſchon errungenes Talent anzuerkennen und ihm in einiger Ferne den Kranz zu zeigen, der ihm auf ſolchem Wege und bei ſolchem Streben nimmermehr vorenthalten werden kann.

Die beſcheidene Erklärung in der Vorrede zum „Taſſo“ macht es uns gleichſam zur Pflicht, jeder Vergleichung desſelben mit dem Goethe'ſchen Drama desſelben Namens gehörig auszuweichen. Doch können wir nicht umhin, zu bemerken, daſs die Begebenheit, welche Letzterm zur Kataſtrophe dient, auch von unſerm Verfaſſer benutzt worden iſt, nämlich: der in Liebesverzückung taumelnde Taſſo umarmt Leonore von Eſte. Als hiſtoriſch müſſen wir dieſe Begebenheit leugnen. Taſſo's Hauptbiographen, ſowohl Seraſſi, als auch (wenn wir nicht irren) Manſo, verwerfen ſie. Nur Muratori erzählt uns ein ſolches Märchen. Wir zweifeln ſogar, ob je eine Liebe zwiſchen der zehn Jahr'

ältern Prinzessin Leonore und Tasso existiert habe. Überhaupt, wir können auch nicht unbedingt annehmen die allgemein verbreitete Meinung, als habe Herzog Alphons aus bloßem Egoismus, aus Furcht, seinen eigenen Ruhm geschmälert zu sehn, den armen Dichter ins Narrenhospital einsperren lassen. Ist es denn so etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches, daß ein Poet verrückt geworden sei? Warum wollen wir uns dieses Verrücktwerden nicht vernünftig erklären? Warum nicht wenigstens annehmen, daß die Ursache jener Einsperrung sowohl im Hirne des Dichters, als im Herzen des Fürsten gelegen habe? Doch wir wollen von allem historischen Vergleichen lieber gleich abgehen, setzen die Fabel des Stücks, wie sie allgemein gäng und gebe ist, als bekannt voraus, und sehen zu, wie unser Verfasser seinen Stoff behandelt hat.

Das Erste, was wir hier erblicken, ist, daß der Verfasser eine von Manso erwähnte und von Serassi durchaus geleugnete Leonore ins Spiel zieht. Durch diesen glücklichen Griff gewinnt das Stück an interessanter, intrigenartiger, dramatischer Verwickelung. Diese Leonore No. 3, genannt Leonore von Giselle, ist Gesellschafterin der Gräfin Leonore von Sanvitale. Mit dem Zweigespräch

dieſer Beiden im Schloſspark zu Ferrara beginnt das Stück.

Leonore von Giſello geſteht, daſs ſie Taſſo liebe, und erzählt, daſs ſie einen Beweis ſeiner Gegenliebe habe. Die Gräfin entgegnet ihr, daſs dieſer Beweis, der darin beſtehe, daſs ſo oft in Taſſo's Liedern der Name Leonore gefeiert werde, ſehr zweideutig ſei, da noch zwei andere Damen des Hofes, ſie ſelbſt und die Prinzeſſin, denſelben Namen führen. Es wäre ſogar wahrſcheinlich, daſs die Prinzeſſin die Gefeierte ſei. Die Gräfin erinnert an jenen Tag, wo Taſſo dem Herzog ſein vollendetes Gedicht, das befreite Jeruſalem, überreichte, und die Prinzeſſin

— — mit ſchnell gewandten Händen griff
Zum Lorberkranz, der Virgil's Marmor ſchmückte,
Und ihn dem Sänger auf die Stirne drückte,
Der niederbog ſein Knie, ſein lockicht Haupt,
Das eine Fürſtin liebend ihm umlaubt!
Da zittert' er; ſo tief er ſich auch beugte,
Hob ſich ſein Auge doch zu ihr empor,
Ich ſah's, wie es hinauf, heiß funkelnd, ſtrebte;
Das war das Höchſte, was ihm konnt' begegnen,
Und gegen tauſendfachen Lorberkranz
Des Kapitols hätt' er nicht den vertauſcht,

Den er ſeit jener Stund' mit Eitelkeit
Am Ruhbett aufhing über ſeine Scheitel.
Unwillig ſieht Alfonſo dieſes Treiben,
Er ſieht des Standes Majeſtät verletzt,
Und was zurück noch iſt, wer ſagt Das gern?!

Die Prinzeſſin erſcheint, ſie neckt die Gräfin wegen des Vielgefeiertwerdens des Namens Leonore. In dem folgenden Monolog zeigt die Prinzeſſin ihre Liebe für Taſſo. Letzterer tritt auf, ſpricht von ſeiner Liebe zu ihr.

Prinzeſſin.

O ſchweiget, Taſſo, ſchweigt, ich bitt' Euch drum,
Um meinetwegen ſchweigt, ich weiß das Alles.

Taſſo.

Ihr könnt nicht wiſſen, wie ich mich zerquäle,
Wie ich, um nicht verrathen mich zu ſehn,
Um Euch nicht zu verrathen, hin und wieder
Als ein Verſtellter um drei Weſen ſchmachte,
So einem, wie dem andern mich zu zeigen.

Er verſinkt in Liebesſchwärmerei und entfernt ſich, wie der Herzog naht. Dieſer macht bittere Anſpielungen auf Beider Liebe; die Prinzeſſin weint,

Alphons entfernt ſich, Taſſo kehrt zurück. „Ihr weint, Eleonore?“ Er lodert auf in ſtolzer Kraft, verwirrt ſich in ein ſchmachtendes Sonett, und in Liebeswahnſinn umarmt er die Prinzeſſin. Der Herzog, in Begleitung des Grafen Tirabo und einiger Nobili, iſt unterdeſſen im Hintergrunde erſchienen und tritt ſchnell auf Taſſo los. Ende des erſten Akts.

Die Prinzeſſin in Liebeswehmuth verſunken. Die Gräfin kommt und erzählt ihr:

Nach jenem Überfall im Parke ließ
Der Herzog unſern Dichter ruhig gehn,
Ihr wiſſt's, und konntet ſelbſt Euch nicht die Miene
Erklären, die der Bruder angenommen.

Hierauf ſei Graf Tirabo zu Taſſo gekommen, und habe ihn verhöhnt mit erkünſteltem Mitleid. Taſſo ſchlägt ihn —

Doch er beſann ſich, fordert ihn zum Kampf,
Und zieht den Degen im Palaſt Ferrara's.
— — — —
Der Graf ſchützt vor des Ortes Majeſtät,
Und harret ſein auf dem Lenardo-Wall.

Dort wird Taſſo von Tirabo's Brüdern, drei heimtückiſchen Buben, überfallen, doch er wehrt ſich brav, wird aber endlich gefangen genommen. Man hört den Jubel des Volkes über Taſſo's Sieg. Der Herzog erſcheint, verwundet die Schweſter durch neue Bitterkeiten, und verweiſt ſie auf ihre Zimmer. In folgendem Monolog zeigt er ſich in ſeiner wahren Geſtalt:

Sie geht — es ſei! Verlier' ich ihre Gunſt,
Soll der Verluſt die Andern mir gewinnen.
Ich bin der Herrſcher hier, der Herr des Hofs,
Der Ehre Gaben ſpend' ich aus, verſammle
Der Künſte Kreis großmüthig, Luſt und Glanz
Vor ganz Italien meinem Haus zu geben;
Von fernher zieht der Fürſt und Edelmann
Und will der Frauen Schönheit hier bewundern,
Wovon der Ruf in allen Ländern ſprach;
Und ich allein, am eignen Hofe bin ich
Der Letzte, unbemerkt läſſt man mich gehn,
Erwärmt ſich an der Fürſtenwürde Strahl,
In meiner Größe Schatten ruht ſich's gut,
Doch eines Irrlichts Glänzen ſchaut man nach,
Und einem Echo hört man ſeufzend zu.
Das iſt der Dichter, den ich herberufen,
Der müßig durch das rege Leben ſchlendert,

Der Jagdluſt Mordluſt nennt, und ſtatt der Erde,
Worauf er wächſt und lebt, den Mond beſieht —
Er ſeh' ſich vor, in meinem Herzogsmantel
Hüllt' ich ihn gnädig ein, er reißt ſich los,
Zum Falle wird die Schleppe ſeinem Fuß!

Graf Tirabo erſcheint, und zeigt dem Herzog das Mittel, wie er wieder allein glänzen könne. Dies iſt die Entfernung Taſſo's. Man gebe ihn frei, bedeute ihm, daſs die Prinzeſſin ſich von ihm gewendet habe, und er wird ſich von ſelbſt entfernen. — Taſſo iſt befreit, und ergeht ſich im Garten. Er hört Guitarrentöne, und eine Stimme ſingt ein ſchmelzend üppiges Lied aus ſeinem „Aminta". Es iſt die Sängerin Juſtina, ſie will den frommen Dichter mit ſüßen Klängen in die Netze der Sinnenluſt verlocken. Taſſo beſchämt ſie mit ernſter Rede, ſpricht mit losbrechender Bitterkeit und Verachtung von den Großen des Hofs, vom Fürſten ſelbſt. — Da erſcheinen der Herzog und der Graf. Weil er den Fürſten geläſtert habe und wahnſinnig ſcheine, wird Taſſo nach St. Annen geſchleppt. Ende des zweiten Akts.

Garten zu Ferrara. Zweigeſpräch des Herzogs und des Grafen. Letzterer bemerkt, man müſſe Taſſo ſtreng hüten laſſen. Der Herzog will ihn

nur unſchädlich wiſſen, nämlich wegen ſeiner Liebe zur Prinzeſſin. Dieſe erſcheint und bittet ihren Bruder um Loslaſſung des Dichters. Der Herzog iſt dazu geneigt, wenn ſie ſich nach Palanto entfernen wolle. Sie entſchließt ſich dazu, ſie überträgt der Gräfin Sanvitale die Sorge für Taſſo in ihrer Abweſenheit. Tiefer Liebesſchmerz der Prinzeſſin. Ende des dritten Akts.

Garten des Hoſpitals zu St. Annen. Der Beichtvater des Hoſpitals und Leonore von Giſello; Letztere als Pilger gekleidet. Sie erbittet ſich von ihm die Erlaubnis, den als wahnſinnig eingeſperrten Taſſo zu ſprechen. Schwärmeriſches Geſpräch zwiſchen Dieſem und Leonore; ſie ſagt ihm, daſs ſie nach dem heiligen Lande pilgre, und giebt ihm einen Schlüſſel, um ſich durch die Pforte der Erkerſtiege zu befreien. Taſſo glaubt, er habe eine Engelserſcheinung gehabt. — Graf Tirabo kommt zum Beichtvater und meldet ihm, daſs Taſſo freigelaſſen werden ſolle. — Nacht. Erker von Taſſo's Gemach unweit der Brücke, die über den Fluſs führt. Leonore von Giſello, im Begriff, ihre Wallfahrt anzutreten, ſinkt hin auf eine Bank unter dem Erker. Die Prinzeſſin nebſt ihrer Hofdame geht über die Brücke, um ſich nach Palanto zu begeben. Taſſo erſcheint am Erkerfenſter. Unendlich

wehmüthiges Liebesgespräch zwischen ihm und der Prinzessin. Sie wankt fort mit ihrer Hofdame. Leonore von Gisello erhebt sich von ihrem Sitze, fühlt sich durch das angehörte Gespräch gestärkt zur langen Wallfahrt, grüßt Tasso nochmals mit mildem Worte, und geht schnell ab. Tasso ruft verhallend: „O weile, weile, verklärter Geist!“

Die Ketten fallen, und Tasso ist frei!

Er streckt die Arme aus nach der Enteilenden — Ende des vierten Akts.

Sprechzimmer im Kloster St. Ambrogio zu Rom. Der Beichtvater und Manso, Tasso's Jugendfreund (?). Dieser ist eben in Rom angekommen und erfährt, dass Tasso den folgenden Tag auf dem Kapitol gekrönt werden solle. Er will zu ihm, der Beichtvater bemerkt ihm, dass Tasso im Nebenzimmer schlafe, aber sehr krank sei, und schon von ihm das Abendmahl und die letzte Ölung empfangen habe. Er erzählt ihm, dass Tasso eigenmächtig seiner Haft entsprungen sei, just an dem Tage, wo der Herzog ihm die Freiheit schenkte, dass ein Pilger ihm heimlich den nothwendigen Schlüssel gegeben habe, dass dieser Pilger wahrscheinlich Leonore von Gisello gewesen sei, dass aber Tasso ihn noch immer für einen gottgesandten Boten

halte. Er schildert den Zustand, wie er Tasso wiedergefunden:

Wie ich ihn sah im dürftigen Gewande
Hinwanken auf der Straße, ausgesetzt
Des frühen Lenzes wechselvollem Treiben.
Auf Hagelschlossen folgte milder Regen,
Drauf blickte wieder hell die Sonne durch,
Bis frost'ger Hauch die Wolken vor sich trieb. —
So wankt' er hin mit unbedecktem Haupte,
Wild flatterten die Haare durch die Luft,
Und tief in Stirn und Scheitel eingedrückt,
Trug er verdorrten Lorbers heil'gen Schmuck,
Den ihm Prinzessin Leonore einst
Aufs Haar gesetzet für sein heilig Lied.

Tasso sollte noch heute nach St. Onuphrius gebracht werden, weil dieser Platz dem Kapitole näher liegt. — Tasso erscheint, den Lorberkranz der Prinzessin in der Hand. Er spricht wie ein schon Verklärter, und empfängt liebevoll seinen Manso. Der Prior von Onuphrius und zwei Mönche kommen, Tasso abzuholen. Volk drängt sich hinzu; Jubel und Musik. Begeisterung ergreift Tasso, er spricht von einer überirdischen Krönung, er hebt den Lorber der Prinzessin in die Höhe:

Mit dieſem ward ich hier auf Erden groß,
Dort wird der ſchöne Engel mich umzweigen,
Von meinem ird'ſchen Ruhm ſoll dieſer zeugen!

Er legt den Lorber in die Hände des Beichtvaters. Matt und ſchwankend wird er in Triumph und unter rauſchender Muſik fortgeführt. —

Säulenhalle in der Akademie zu St. Onuphrius. In der Mitte die Bildſäule des Arioſt. Im Hintergrunde Ausſicht auf das Kapitol. Conſtantini und Kardinal Cinthio treten hervor. Erſterer erzählt den Tod der Prinzeſſin Leonore.

Da herrſchte tiefe Trauer in Ferrara,
Und Taſſo's Lieder tönen dort nicht mehr;
Er war verſchwunden und die Fürſtin todt.
Die Gräfin Sanvitale drang in mich,
Ferrara zu verlaſſen, und nach Rom
Mich zu begeben auf der Eile Schwingen,
Daß nicht die Nachrichten von der Fürſtin Tod
Voreilig Taſſo's hohe Qualen ſteigre.

Taſſo wird in Triumph hereingebracht. Da er vor Mattigkeit zuſammenſinken will, laſſen ihn ſeine Führer auf eine der Stufen von Arioſt's Bildſäule nieder. Jauchzen des hereindringenden Volks. Kar-

dinäle, Prälaten, Nobili und Officiere füllen die Halle. Musikwirbel. Tasso erhebt sich mit Anstrengung. Constantini zu seinen Füßen, und begrüßt so den verherrlichten Freund. Tasso blickt erschrocken auf ihn nieder:

Tasso.

So ist es wahr, und nicht hat mir's geträumt,
Ich sah dich früher schon auf meinem Wege.
Mit schwarzem Flore war dein Kleid umsäumt,
Mein Ohr vernahm der Glocken Trauerschläge,
Und geisterähnlich sprach dein Mund dies Wort:
„Torquato findet Leonoren — dort!"

Tasso stirbt sichtbar ab, spricht verzückt von Gott und Geisterliebe, sinkt hin, und sitzt als Leiche auf dem Piedestal der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers Ariosto. Der Beichtvater nimmt den ihm überlieferten Lorberkranz, setzt ihn auf das heilige Haupt des Erblichenen. Verhallende Musik. Der Vorhang fällt.

Nach unsern vorangeschickten Erklärungen müssen wir jetzt gestehen, daſs der Verfasser in der Behandlung seines Stoffs nur sehr unbedeutendes dramatisches Verdienst gezeigt hat. Die meisten seiner Personen sprechen im selben Tone, fast wie in einem Marionettentheater, wo ein Einzelner den verschie-

denen Puppen ſeine Stimme leiht. Faſt alle führen dieſelbe lyriſche Sprache. Da nun der Verfaſſer ein Lyriker iſt, ſo können wir behaupten, daſs es ihm nicht gelungen iſt, aus ſeiner Subjektivität gänzlich herauszutreten. Nur hie und da, beſonders wenn der Herzog ſpricht, bemerkt man ein Beſtreben darnach. Das iſt ein Fehler, dem faſt kein lyriſcher Dichter in ſeinen dramatiſchen Erſtlingen entging. Hingegen das lebendige Ineinandergreifen des Dialogs iſt dem Verfaſſer recht oft gelungen. Nur hie und da treffen wir Stellen, wo Alles feſtgefroren ſcheint, und wo oft Frage und Antwort an den Haaren herbeigeriſſen ſind. Die erſte Expoſitionsſcene iſt ganz nach der leidigen franzöſiſchen Art, nämlich Unterredung der Vertrauten. Wie anders iſt Das bei unſerm großen Muſter, bei Shakſpeare, wo die Expoſition ſchon eine hinreichend motivierte Handlung iſt. Ein beſtändiges Fortſchreiten der Handlung fehlt ganz. Nur bis zu gewiſſen Punkten ſieht man ein ſolches Fortſchreiten. Dergleichen Punkte ſind das Ende des erſten und des vierten Akts; jedesmal nimmt alsdann der Verfaſſer gleichſam einen neuen Anlauf.

Wir gehen über zur Unterſuchung des poetiſchen Werthes des „Taſſo.“

Es wird Manchen Wunder nehmen, daſs wir unter dieſer Rubrik den theatraliſchen Effekt erwähnen. In unſerer letzten Zeit, wo meiſtens junge Dichter auf Koſten des Dramatiſchen nach dem theatraliſchen Effekt ſtreben, iſt beider Unterſchied genugſam zur Sprache gekommen und erörtert worden. Dies ſündhafte Streben lag in der Natur der Sache. Der Dichter will Eindruck auf ſein Publikum machen, und dieſer Eindruck wird leichter durch das Theatraliſche, als durch das Dramatiſche eines Stückes hervorgebracht. Goethe's Taſſo geht ſtill und klanglos über die Bühne; und oft das jämmerlichſte Machwerk, worin Dialog und Handlung hölzern, und zwar vom ſchlechteſten Holze ſind, worin aber recht viele theatraliſche Knallerbſen zur rechten Zeit losplatzen, wird von der Galerie applaudiert, vom Parterre bewundert und von den Logen huldreichſt aufgenommen. — Wir können nicht laut genug und nicht oft genug den jungen Dichtern ins Ohr ſagen, daſs, jemehr in einem Drama das Streben nach ſolchem Knalleffekt ſichtbar wird, deſto miſerabeler iſt es. Doch bekennen wir: wo natürlich und nothwendig der theatraliſche Effekt angebracht iſt, da gehört er zu den poetiſchen Schönheiten eines Dramas. Dies iſt der Fall in vorliegender Tragödie. Nur ſparſam ſind theatraliſche

Effekte darin eingewebt, doch wo sie sind, besonders am Ende des Stücks, sind sie von höchst poetischer Wirkung.

Noch mehr wird es befremden, daſs wir die Beobachtung der drei dramatischen Einheiten zu den poetischen Schönheiten eines Stücks rechnen. Einheit der Handlung nennen wir zwar durchaus nothwendig zum Wesen der Tragödie. Doch, wie wir unten sehen werden, giebt es eine dramatische Gattung, wo Mangel an Einheit der Handlung entschuldigt werden kann. Was aber die Einheit des Ortes und der Zeit betrifft, so werden wir zwar die Beobachtung dieser beiden Einheiten dringend empfehlen, jedoch nicht, als ob sie zum Wesen eines Drama's durchaus nothwendig wären, sondern weil sie letzterm einen herrlichen Schmuck verleihen und gleichsam das Siegel der höchsten Vollendung auf die Stirne drücken. Wo aber dieser Schmuck auf Kosten größerer poetischer Schönheiten erkauft werden soll, da möchten wir ihn weit lieber entbehren. Nichts ist daher lächerlicher, als einseitige strenge Beobachtung dieser zwei Einheiten und einseitiges strenges Verwerfen derselben. — Unser Herr Verfasser hat keine einzige von allen drei Einheiten beobachtet. — Nach obiger Ansicht können wir ihn nur wegen Mangel an Einheit der Handlung zur

Verantwortung ziehn. Doch auch hier glauben wir eine Entschuldigung für ihn zu finden.

Wir theilen die Tragödien ein in solche, wo der Hauptzweck des Dichters ist, dass eine merkwürdige Begebenheit sich vor unsern Augen entfalte; in solche, wo er das Spiel bestimmter Leidenschaften uns durchschauen lassen will, und in solche, wo er strebt, gewisse Charaktere uns lebendig zu schildern. Die beiden erstern Zwecke hatten die griechischen Dichter. Es war ihnen meistens darum zu thun, Handlungen und Leidenschaften zu entwickeln. Der Charakterzeichnungen konnten sie füglich entbehren, da ihre Helden meistens bekannte Heroen, Götter und dergleichen stehende Charaktere waren. Dies ging hervor aus der Entstehung ihres Theaters. Priester und Epiker hatten lange schon voraus die Kontouren der Heldencharaktere dem Dramatiker vorgezeichnet. Anders ist es bei unserm modernen Theater. Charakterschilderung ist da eine Hauptsache. Ob nicht auch die Ursache davon in der Entstehungsart unseres Theaters liegt, wenn wir annehmen, dass dasselbe hauptsächlich entstanden ist durch Fastnachtsposſen? Es war da der Hauptzweck, bestimmte Charaktere lebendig, oft grell hervortreten zu lassen, nicht eine Handlung, noch viel weniger eine Leidenschaft zu entwickeln. Beim

großen William Shakſpeare finden wir zuerſt obige drei Zwecke vereinigt. Er kann daher als Gründer des modernen Theaters angeſehen werden, und bleibt unſer großes, freilich unerreichbares Muſter. Johann Gotthold Ephraim Leſſing, der Mann mit dem klarſten Kopfe und mit dem ſchönſten Herzen, war in Deutſchland der Erſte, welcher die Schilderungen von Handlungen, Leidenſchaften und Charakteren am ſchönſten und am gleichmäßigſten in ſeinen Dramen verwebte, und zu einem Ganzen zuſammenſchmelzte. So blieb es bis auf die neueſte Zeit, wo mehrere Dichter anfingen, jene drei Gegenſtände der dramatiſchen Schilderung nicht mehr zuſammen, ſondern einzeln zum Hauptzweck ihrer Tragödien zu machen. Goethe war der Erſte, der das Signal zu bloßen Charakterſchilderungen gab. Er gab ſogar auch das Signal zu Charakterſchilderung einer beſtimmten Klaſſe Menſchen, nämlich der Künſtler. Auf ſeinen Taſſo folgte Oehlenſchläger's „Correggio," und Dieſem wieder eine Anzahl ähnlicher Tragödien. Auch der „Taſſo" unſeres Verfaſſers gehört zu dieſer Gattung. Wir können daher bei dieſer Tragödie Mangel an Einheit der Handlung füglich entſchuldigen, und wollen ſehen, ob die Charakter- und nebenbei die Leidenſchafts-Schilderungen treu und wahr ſind.

Den Charakter des Haupthelden finden wir trefflich und treu gehalten. Hier scheint dem Verfasser ein glücklicher Umstand zu Statten gekommen zu sein. Nämlich, Tasso ist ein Dichter, oft ein lyrischer und immer ein religiös schwärmerischer Dichter. Hier konnte nun unser Verfasser, der alles Dieses ebenfalls ist, mit seiner ganzen Individualität hervortreten, und dem Charakter seines Helden eine überraschende Wahrheit geben. Dieses ist das Schönste, das Beste in der ganzen Tragödie. Etwas minder treffend gezeichnet ist der Charakter der Prinzessin; er ist zu weich, zu wächsern, zu zerfließend, es fehlt ihm an Gehalt. Die Gräfin Sanvitale ist vom Verfasser gleichgültig behandelt; nur ganz schwach lässt er ihr Wohlwollen für Tasso hervorschimmern. Der Herzog ist in mehreren Scenen sehr wahr gezeichnet, doch widerspricht er sich oft. Z. B. am Ende des zweiten Akts lässt er Tasso einsperren, damit er seinen Namen nicht mehr verlästre, und in der ersten Scene des dritten Akts sagt er, es sei geschehen aus Besorgnis, dass nicht aus Tasso's Liebeshandel mit seiner Schwester Schlimmes entstehe. Graf Tirabo ist nicht allein ein jämmerlicher Mensch, sondern auch, was der Verfasser nicht wollte, ein inkonsequenter Mensch. Leonore von Gisello ist ein

hübſches Veſperglöcklein, das in dieſem Gewirre heimlich und lieblich klinget, und leiſer und immer leiſer verhallet.

Schön und herrlich iſt die Diktion des Verfaſſers. Wie trefflich, ergreifend und hinreißend iſt z. B. das Nachtgeſpräch zwiſchen der Prinzeſſin und Taſſo. Dieſe wehmüthig weichen, ſchmelzend ſüßen Klänge ziehn uns unwiderſtehlich hinab in die Traumwelt der Poeſie, das Herz blutet uns aus tief geheimen Wunden — aber dieſes Verbluten iſt eine unendliche Wolluſt, und aus den rothen Tropfen ſproſſen leuchtende Roſen.

Taſſo.

Mit tauſend Augen ſchaut auf mich die Nacht,
Und mich erfaſſen Zweifel: will ſie leuchten,
Vielleicht auch lauſchen? Hat mit ſolcher Pracht
Sie ſich geſchmückt, und fällt des Thaues Feuchten,
Daß ſich dem Schlafe meine Glieder ſenken?

Prinzeſſin.

Hört' ich nicht Töne, die hinab ſich neigten,
Als wollten ſie zu meinem Herzen lenken?

Hofdame.

Fürwahr, Prinzeſſin, bleich verworrner Miene,

Als wollt' mit Schierlingsthau die Nacht ihn tränken,
Täuſcht mich's, wenn ſo nicht Taſſo dort erſchiene.

Taſſo.

Welch Bild erglänzet auf der Brücke Bogen?
Mit Majeſtät, als ob's der Hohen diene,
Kommt nebenher ein anderes gezogen.
Schneeweiß umfließt, wie Silbernebels Schleier,
Ein Strahlenkleid die Glieder, hell umflogen
Das Haupt vom Sternenchor, wie Demantfeuer.

Prinzeſſin.

Doch Thränenthau ſinkt von dem Mond hernieder,
Und trübet meiner Sterne helle Feier.

Taſſo.

Dem Thau entblühen neue Blumen wieder,
Und neue Kränze wird die Nacht uns winden. — —

Ebenfalls wunderſchön ſind die Verſe S. 77; ſo wie auch die Stanzen S. 82, wo Taſſo zur Giſello, die ihn als Pilger beſucht, ſagt:

Wie ſich die Blume wendet zu der Sonne,
Und wie der Thau ſich wiegt im Morgenſchein,
Wie Engel flehn zur himmliſchen Madonne,

Und Schar an Schar ſich um die Hohe reihn:
So ſtill und feierlich, voll ſel'ger Wonne,
Schließt mich das Zauberland der Liebe ein;
Klar ſeh' ich die Verklärte vor mir ſchweben,
Frei und in Banden ihr allein zu leben. — —

Ob aber überhaupt der Reim in der Tragödie zweckmäßig iſt? Wir ſind ganz dagegen, würden ihn nur bei reinlyriſchen Ergüſſen tolerieren, und wollen ihn in vorliegender Tragödie nur da entſchuldigen, wo Taſſo ſelbſt ſpricht. Im Munde des Dichters, der ſo viel in ſeinem Leben gereimt hat, klingt der Reim wenigſtens nicht ganz unnatürlich. Dem ſchlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hilfreiche Krücke ſein, dem guten Dichter wird er zur läſtigen Feſſel. Auf keinen Fall findet Derſelbe Erſatz dafür, daſs er ſich in dieſe Feſſel ſchmiegt. Denn unſre Schauſpieler, beſonders Schauſpielerinnen, haben noch immer den leidigen Grundſatz, daſs die Reime für das Auge ſeien, und daſs man ſich ja hüten müſſe, ſie hörbar klingen zu laſſen. Wofür hat ſich nun der arme Dichter abgeplagt? — So wohlklingend auch die Verſe unſeres Verfaſſers ſind, ſo fehlt es denſelben doch an Rhythmus. Es fehlt ihm die Kunſt des Enjambements, die beim fünffüßigen Jambus

von so unendlicher Wirkung ist, und wodurch so viele metrische Mannigfaltigkeit hervorgebracht wird. Manchmal hat sich der Verfasser einen Sechsfüßer entschlüpfen lassen. Schon S. 1.

Die deine Schönheit rühmen nach Verliebter Art.

Ob vorsätzlich? — Unbegreiflich ist uns, wie sich der Verfasser die Skansion „Virgil" S. 7 und 22 erlauben konnte. So wie auch S. 4 „Und vielleicht darum, weil sie's nöth'ger haben." — S. 14. Der Daktylus „Hörenden" am Ende des Verses füllt das Ohr nicht. Obschon unsere besten alten Dichter sich solche Fehler zu Schulden kommen lassen, sollten doch die jüngern sie zu vermeiden suchen.

Wir gehn jetzt über zur Frage: welchen Werth hat vorliegende Tragödie in ethischer Hinsicht?

Ethisch? Ethisch? hören wir fragen. Um Gotteswillen, gelehrte Herren, halten Sie sich nicht an der Schuldefinition. Ethisch soll hier nur ein Rubrikname sein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieser Rubrik befasst haben wollen. Hören Sie, ist es Ihnen noch nie begegnet, dass Sie innerlich missvergnügt, verstimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obschon das Stück, das Sie eben sahen, recht dra-

matiſch, theatraliſch, kurz voller Poeſie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das iſt es. Warum muſſte der Tugendhafte untergehn durch Liſt der Schelme? Warum muſſte die gute Abſicht verderblich wirken? Warum muſſte die Unſchuld leiden? Das ſind die Fragen, die uns marternd die Bruſt beklemmen, wenn wir nach der Vorſtellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Nothwendigkeit, dieſes qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und ſie erſannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Bruſt ein ſchweres Warum hervorſtieg, kam gleich der ernſte Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urrathſchluſs der Nothwendigkeit, dem ſich ſogar die Götter beugen. So war die geiſtige Ergänzungsſucht des Menſchen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unſichtbare Einheit: — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unſerer Zeit haben Dasſelbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und ſo entſtanden unſere heutigen Schickſalstragödien. Ob dieſe Nachbildung glücklich war, ob ſie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechiſchen Urbild hatte, laſſen wir dahingeſtellt. Genug, ſo löblich auch das Streben nach Hervorbringung

der Gefühlseinheit war, so war doch jene Schicksalsidee eine sehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, schädliches Surrogat. Ganz widersprechend ist jene Schicksalsidee mit dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christenthum ausgebildet worden. Dieses grause, blinde, unerbittliche Schicksalswalten verträgt sich nicht mit der Idee eines himmlischen Vaters, der voller Milde und Liebe ist, der die Unschuld sorgsam schützet, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirksamer handelten jene neuere Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den dunkeln Himmelsvorhang lüften, und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Überirdischen, wo wir im Anschaun so vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, diese Qualen vergessen oder in Freuden verwandelt fühlen. Das ist die Ursache, warum oft die traurigsten Dramen dem gefühlvollsten Herzen einen unendlichen Genuss verschaffen. — Nach letzterer löblichen Art hat sich auch unser

Verfaſſer beſtrebt, die Gefühleinheit hervorzubringen. Er hat ebenfalls die Begebenheiten aus ihren natürlichen Gründen entwickelt. In den Worten der Prinzeſſin:

Ihr Dichter wollt euch nicht zu Menſchen ſchicken,
Verſtehet anders, was die Andern ſagen,
Und was ihr ſelbſt ſagt, habt ihr nicht bedacht;
Das iſt der ſchwarze Faden, den ihr ſelbſt
Euch in das heitre Dichterleben ſpinnet —

in dieſen Worten erkennen wir das Fatum, das den unglücklichen Taſſo verfolgte. Auch unſer Verfaſſer wuſſte mit vieler Geſchicklichkeit den Himmelsvorhang vor unſern Augen leiſe aufzuheben, und uns zu zeigen, wie Taſſo's Seele ſchon ſchwelget im Reiche der Liebe. Alle unſere Qualen des Mitleids löſen ſich auf in ſtille Seelenfreude, wenn wir im fünften Akt den bleichen Taſſo langſam hereintreten ſehen mit den Worten:

Vom heil'gen Öle triefen meine Glieder,
Und meine Lippen, die manch eitles Lied
Von ſchnödem Weſen dieſer Welt geſungen,
Unwürdig haben ſie berührt den Leib des Herrn. —

Freilich, wir müssen hier von einem historischen Standpunkt die Gefühle betrachten, die in unserm religiösen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, welche von Männern ersonnen worden sind, die das menschliche Herz, seine Wunden und den heilsamen beseligenden Eindruck passender Symbole genau kannten. Wir sehn hier unsern Tasso schon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore musste ihm schon vorangegangen sein, und heilige Ahnung musste ihm die Zusicherung gegeben haben, dass er sie bereits findet. Dieser Blick hinter die Himmelsdecke versüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Kapitol schon in der Ferne erblicken, und der Langgeprüfte in dem Augenblick, als er den höchsten Preis erhalten soll, todt niedersinkt bei der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers. Der Priester greift den Schlussaccord, indem er den Lorberkranz Eleonorens der Leiche aufs Haupt setzt. — Wer fühlt hier nicht die tiefe Bedeutung dieses Lorbers, der Torquato's Leid und Freud' ist, in Leid und Freud' ihn nicht verlässt, oft wie glühende Kohlen seine Stirn versengt, oft die arme brennende Stirn wie Balsam kühlet, und endlich, ein mühsam errungenes Siegeszeichen, sein Haupt auf ewig verherrlicht.

Sollte nicht vielleicht unser Verfasser eben wegen jener Gefühlseinheit die Einheit der Handlung verworfen haben? Sollte ihm nicht etwas Ähnliches vorgeschwebt haben, was bei den Alten die Trilogien hervorbrachte? Fast möchten wir Dieses glauben, und wir können nicht umhin, den Verfasser zu bitten, die fünf Akte seiner Tragödie in drei zusammen zu schmelzen, deren jeder einzelne alsdann das Glied einer Trilogie sein würde. Der erste und zweite Akt wäre zusammengeschmolzen, und hieße: „Tasso's Hofleben"; der dritte und vierte Akt wäre ebenfalls vereinigt, und hieße: „Tasso's Gefangenschaft"; und der fünfte Akt, womit sich die Trilogie schlösse, hieße: „Tasso's Tod."

Wir haben oben gezeigt, dass Einheit des Gefühls zum Ethischen einer Tragödie gehört, und dass unser Verfasser dieselbe vollkommen und musterhaft beobachtet hat. Er hat aber auch noch einer zweiten ethischen Anforderung Genüge geleistet. Nämlich, seine Tragödie trägt den Charakter der Milde und Versöhnung.

Unter dieser Versöhnung verstehen wir nicht allein die Aristotelische Leidenschaftsreinigung, sondern auch die weise Beobachtung der Grenzen des Reinmenschlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenschaften

und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakspeare, und doch geschieht es nie, dass unser Inneres, unser Gemüth durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist Das bei vielen unserer neuern Tragödien, bei deren Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefeln eingeklemmt wird, der Athem uns in der Kehle stocken bleibt, und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigene Gemüth soll dem Dichter ein sicherer Maßstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräßliche ergrübeln, mosaikähnlich zusammenwürfeln und in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandora's Büchse ist leer, und der Boden derselben, wo noch ein Übel kleben konnte, von den Poeten kahl abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muss im Schweiße seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Übel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, dass unser heutiges Theaterpublikum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Incest u. s. w. Dass am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord

begeht, cela se fait sans dire. Das ist ein Kreuz, Das ist ein Jammer. In der That, wenn Das so fortgeht, werden die Poeten des zwanzigsten Jahrhunderts ihre dramatischen Stoffe aus der japanischen Geschichte nehmen müssen, und alle dortigen Exekutionsarten und Selbstmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufschlitzen u. s. w. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es ist empörend, wenn man sieht, wie in unsern neuern Tragödien, statt des wahrhaft Tragischen, ein Abschlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen ist, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf seinem Armensünderbänkchen sitzt, wie es moralisch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unsere Dichter ganz und gar vergessen, welchen ungeheuren Einfluss das Theater auf die Volkssitten ausübt? Haben sie vergessen, dass sie diese Sitten milder, und nicht wilder machen sollen? Haben sie vergessen, dass das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat, und die Leidenschaften versöhnen, nicht aufwiegeln, menschlicher machen und nicht entmenschen soll? Haben unsere Poeten ganz und gar vergessen, dass die Poesie in sich selbst genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgestumpfteste Publikum

zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt?

Es iſt doch Jammerſchade, daſs unſer großes Publikum ſo wenig verſteht von der Poeſie, faſt eben ſo wenig wie unſere Poeten.

Struensee.

Trauerspiel in fünf Aufzügen,

von Michael Beer.

(Geschrieben zu München, Anfangs April 1828.)

Den 27. März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: „Struensee", Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurtheilendes Wort aussprechen, so muss es uns erlaubt sein, zuvor auf Beer's frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten, und dann die Stelle, die er in der dramatischen Literatur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, womit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers, war „Klytämneſtra“; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserleſenen, die Grillparzer's „Sappho“ als das höchſte Muſter dieſer griechiſchen Gattung anſtaunen, ihre Tadler gehörten theils zu Solchen, die nur tadeln wollten, theils zu Solchen, die wirklich Recht hatten. Es iſt nicht zu leugnen, in den Geſtalten dieſer Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls Nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, ſondern nur ein herkömmlich theatraliſches Aufblähen, kein begeiſtertes Wort, ſondern nur ſtelzenhafte Komödiantenhofſprache, und bis auf einige echte Veilchen war Alles nur ausgeſchnitzeltes Papierblumenwerk. Das Einzige, was ſich nicht verkennen ließ, war ein dramatiſches Talent, das ſich unabweisbar kund gab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdigen Miſsleitung.

Daſs der Verfaſſer Dergleichen ſelbſt ahnte, bewies ſein zweites Trauerſpiel: „Die Bräute von Arragonien.“ Hie und da glänzt darin ſchon eine echte Flamme, echte Leidenſchaft bricht hie und da hervor, etwas Poeſie ließ ſich nicht abweiſen, aber, obgleich ſchon die papiernen Putzmacherblumen beſeitigt ſind und echte, organiſche Blumen zum Vorſcheine kommen, ſo verrathen dieſe doch immer noch

ihren Boden, nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, daſs sie an keinem freien Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent läſst sich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eignen Irrthums, oder war es unbewuſster Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die bravste und richtigste Bahn versetzte? Sein „Paria“ erschien. Dieser Gestalt hatte kein Theatersouffleur seinen kümmerlichen Athem eingehaucht. Die Gluth dieser Seele war kein gewöhnliches Kolophoniumfeuer, und keine auswendig gelernte Schmerzen zuckten durch diese Gluth. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er lieſt, daſs wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, daſs er in diesem Stücke wahre, unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja daſs wir eben durch dieses Erzeugnis bestimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzusprechen, und ihn nicht

mehr zu jenen homöopathiſchen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntauſendtheil Poeſie in ihre Waſſertragödien ſchütten, aber wir müſſen doch den Stoff des „Paria“ als die Haupturſache ſeines Gelingens bezeichnen. Iſt es doch nie die Poeſie an und für ſich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verſchafft. Betrachten wir nur den Goethe'ſchen „Werther.“ Sein erſtes Publikum fühlte nimmermehr ſeine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erſchütternde, das Intereſſante des Faktums, was die große Menge anzog und abſtieß. Man las das Buch wegen des Todtſchießens, und Nicolaiten ſchrieben dagegen wegen des Todtſchießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther“, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Geſellſchaft höflichſt hinausgewieſen wird. Wäre der „Werther“ in unſeren Tagen erſchienen, ſo hätte dieſe Partie des Buches weit bedeutſamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Piſtolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Geſellſchaftlichkeit, der neueuropäiſchen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menſchenklaſſen gekränkt werden, Abſcheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückge-

bliebenen häßlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwiſſenheit, noch immer ihre Menſchenopfer verlangen, und denen noch immer viele ſchöne und gute Menſchen hingeſchlachtet werden. Die Idee der Menſchengleichheit durchſchwärmt unſere Zeit, und die Dichter, die als Hoheprieſter dieſer göttlichen Sonne huldigen, können ſicher ſein, daſs Tauſende mit ihnen niederknien, und Tauſende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauſchender Beifall allen ſolchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's „Werther" war Ludwig Robert der Erſte, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältniſſe" ein wahrhaft bürgerliches Trauerſpiel zum Beſten gab, als er mit kundiger Hand die proſaiſchen, kalten Umſchläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menſchheit plötzlich abriſs. Mit gleichem Erfolge haben ſpätere Autoren dasſelbe Thema, wir möchten faſt ſagen dieſelbe Wunde, behandelt. Dieſelbe Macht der Verhältniſſe erſchüttert uns in „Urika" und „Eduard", der „Herzogin von Duras", und in „Iſidor und Olga" von Raupach. Frankreich und Deutſchland fanden ſogar dasſelbe Gewand für denſelben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen „Paria."

Wir wollen nicht unterſuchen, welcher von den beiden Dichtern den beſten Lorber verdiente; genug wir wiſſen, daſs Beider Lorber von den edelſten Thränen benetzt worden. Nur ſei es uns erlaubt, anzudeuten, daſs die Sprache im Beer'ſchen „Paria" obgleich getränkt in Poeſie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an ſich trägt und hie und da merken läſſt, daſs der „Paria" mehr unter Berliniſchen Kouliſſenbäumen als unter indiſchen Banianen aufgewachſen, und in direkter Linie mit der guten „Klytämneſtra" und den beſſern „Bräuten von Arragonien" verwandt iſt.

Wir haben dieſe Anſichten über M. Beer's frühere Dichtungen voranſchicken müſſen, um uns deſto kürzer und faſslicher über ſein neueſtes Trauerſpiel, „Struenſee", ausſprechen zu können.

Zuvörderſt bekennen wir, daſs der Tadel, womit wir noch eben den „Paria" nicht verſchonen konnten, nimmermehr den „Struenſee" treffen wird, deſſen Sprache rein und klar dahin fließt, und als ein Muſter guter Diktion gelten kann. Hier müſſen wir die Segel des Lobes mit vollem Athem anſchwellen, hier erſcheint uns Michael Beer am meiſten hervorragend aus dem Troſſe unſerer ſogenannten Theaterdichter, jener Schwulſtlinge, deren bildreiche Jamben ſich wie Blumenkränze oder wie Band-

würmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Labequell hervorspringen zu sehen.

Was den Stoff betrifft, so ist Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, fast möchten wir sagen, glücklichen Instinkte, geleitet worden. Die Geschichte Struensee's ist ein zu modernes Ereignis, als dass wir sie herzuerzählen und in gewohnter Weise die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht errathen mag, der Stoff desselben besteht eines Theils in dem Kampfe eines bürgerlichen Ministers mit einer hochmüthigen Aristokratie, andern Theils in Struensee's Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Über dieses zweite Hauptthema der Beer'schen Tragödie wollen wir keine weitläufigen Betrachtungen anstellen, obgleich dasselbe dem Dichter so wichtig dünkte, dass er im vierten und fünften Akte fast das erste Hauptthema darüber vergaß, und vielleicht dieses zweite Hauptthema auch andern Leuten so wichtig erscheinen mag, dass deshalb der Darstellung dieses Trauerspiels an manchen Orten die allerhöchsten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig ist, den dramatischen Darstellungen

beurkundeter Wahrheiten ſich entgegen zu ſetzen, iſt eine Frage, die wir ſeiner Zeit erörtern wollen. Unſer Volksſchauſpiel, über deſſen Verfall ſo trübſelig geklagt wird, müſſte ganz untergehen ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter iſt als die Preſsfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatiſche Kunſt geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Ariſtophanes, in England während der Regierung der Königin Eliſabeth, die es erlaubt hatte, ſogar die Greuelgeſchichten ihrer eigenen Familie, ſelbſt die Schreckniſſe ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzuſtellen. Hier in Baiern, wo wir ein freies Volk und, was noch ſeltener iſt, einen freien König finden, treffen wir auch eine eben ſo großartige Geſinnung, und dürfen daher auch ſchöne Kunſtfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem erſten Hauptthema des „Struenſee," dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Ariſtokratie. Daſs dieſes Thema mit dem des „Paria" verwandt iſt, ſoll nicht geleugnet werden. Es muſſte naturgemäß aus demſelben hervorgehen, und wir rühmen um ſo mehr die innere Entwicklung des Dichters und ſein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptſtreitfragen unſerer Zeit hinleitet. Im „Paria" ſahen wir den Unterdrückten zu Tode geſtampft unter dem eiſernen Fußtritte

des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Nothschrei der beleidigten Menschheit. Im „Struensee“ hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern, Diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Ranzau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrechteten, jene Karyatiden des Thrones, die wie dessen nothwendige Stützen aussehen möchten, und treffend schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

— — — Es theilten
Die höchsten Stellen Übermuth und Dünkel.
Die Bessern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Ämter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt;
Voreilig flog der Edlen junge Schar
Der Ehrenstellen vielgestufte Leiter

zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt?

Es iſt doch Jammerſchade, daſs unſer großes Publikum ſo wenig verſteht von der Poeſie, faſt eben ſo wenig wie unſere Poeten.

Struensee.

Trauerspiel in fünf Aufzügen,

von Michael Beer.

(Geschrieben zu München, Anfangs April 1828.)

Den 27. März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: „Struensee", Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurtheilendes Wort aussprechen, so muss es uns erlaubt sein, zuvor auf Beer's frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten, und dann die Stelle, die er in der dramatischen Literatur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, womit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt?

Es iſt doch Jammerſchade, daſs unſer großes Publikum ſo wenig verſteht von der Poeſie, faſt eben ſo wenig wie unſere Poeten.

Struensee.

Trauerspiel in fünf Aufzügen,

von Michael Beer.

(Geschrieben zu München, Anfangs April 1828.)

Den 27. März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: „Struensee", Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurtheilendes Wort aussprechen, so muss es uns erlaubt sein, zuvor auf Beer's frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten, und dann die Stelle, die er in der dramatischen Literatur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, womit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers, war „Klytämneſtra“; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserleſenen, die Grillparzer's „Sappho“ als das höchſte Muſter dieſer griechiſchen Gattung anſtaunen, ihre Tadler gehörten theils zu Solchen, die nur tadeln wollten, theils zu Solchen, die wirklich Recht hatten. Es iſt nicht zu leugnen, in den Geſtalten dieſer Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls Nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, ſondern nur ein herkömmlich theatraliſches Aufblähen, kein begeiſtertes Wort, ſondern nur ſtelzenhafte Komödiantenhofſprache, und bis auf einige echte Veilchen war Alles nur ausgeſchnitzeltes Papierblumenwerk. Das Einzige, was ſich nicht verkennen ließ, war ein dramatiſches Talent, das ſich unabweisbar kund gab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdigen Miſsleitung.

Daſs der Verfaſſer Dergleichen ſelbſt ahnte, bewies ſein zweites Trauerſpiel: „Die Bräute von Arragonien.“ Hie und da glänzt darin ſchon eine echte Flamme, echte Leidenſchaft bricht hie und da hervor, etwas Poeſie ließ ſich nicht abweiſen, aber, obgleich ſchon die papiernen Putzmacherblumen beſeitigt ſind und echte, organiſche Blumen zum Vorſcheine kommen, ſo verrathen dieſe doch immer noch

ihren Boden, nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, dass sie an keinem freien Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent lässt sich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eignen Irrthums, oder war es unbewusster Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die bravste und richtigste Bahn versetzte? Sein „Paria" erschien. Dieser Gestalt hatte kein Theatersouffleur seinen kümmerlichen Athem eingehaucht. Die Gluth dieser Seele war kein gewöhnliches Kolophoniumfeuer, und keine auswendig gelernte Schmerzen zuckten durch diese Gluth. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er liest, dass wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, dass er in diesem Stücke wahre, unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja dass wir eben durch dieses Erzeugnis bestimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzusprechen, und ihn nicht

mehr zu jenen homöopathiſchen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntauſendtheil Poeſie in ihre Waſſertragödien ſchütten, aber wir müſſen doch den Stoff des „Paria“ als die Haupturſache ſeines Gelingens bezeichnen. Iſt es doch nie die Poeſie an und für ſich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verſchafft. Betrachten wir nur den Goethe'ſchen „Werther.“ Sein erſtes Publikum fühlte nimmermehr ſeine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erſchütternde, das Intereſſante des Faktums, was die große Menge anzog und abſtieß. Man las das Buch wegen des Todtſchießens, und Nicolaiten ſchrieben dagegen wegen des Todtſchießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther“, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Geſellſchaft höflichſt hinausgewieſen wird. Wäre der „Werther“ in unſeren Tagen erſchienen, ſo hätte dieſe Partie des Buches weit bedeutſamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Piſtolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Geſellſchaftlichkeit, der neueuropäiſchen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menſchenklaſſen gekränkt werden, Abſcheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückge-

bliebenen häßlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwiſſenheit, noch immer ihre Menſchenopfer verlangen, und denen noch immer viele ſchöne und gute Menſchen hingeſchlachtet werden. Die Idee der Menſchengleichheit durchſchwärmt unſere Zeit, und die Dichter, die als Hoheprieſter dieſer göttlichen Sonne huldigen, können ſicher ſein, daſs Tauſende mit ihnen niederknien, und Tauſende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauſchender Beifall allen ſolchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's „Werther" war Ludwig Robert der Erſte, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältniſſe" ein wahrhaft bürgerliches Trauerſpiel zum Beſten gab, als er mit kundiger Hand die proſaiſchen, kalten Umſchläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menſchheit plötzlich abriſs. Mit gleichem Erfolge haben ſpätere Autoren dasſelbe Thema, wir möchten faſt ſagen dieſelbe Wunde, behandelt. Dieſelbe Macht der Verhältniſſe erſchüttert uns in „Urika" und „Eduard", der „Herzogin von Duras", und in „Iſidor und Olga" von Raupach. Frankreich und Deutſchland fanden ſogar dasſelbe Gewand für denſelben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen „Paria."

Wir wollen nicht unterſuchen, welcher von den beiden Dichtern den beſten Lorber verdiente; genug wir wiſſen, daſs Beider Lorber von den edelſten Thränen benetzt worden. Nur ſei es uns erlaubt, anzudeuten, daſs die Sprache im Beer'ſchen „Paria" obgleich getränkt in Poeſie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an ſich trägt und hie und da merken läſſt, daſs der „Paria" mehr unter Berliniſchen Kouliſſenbäumen als unter indiſchen Banianen aufgewachſen, und in direkter Linie mit der guten „Klytämneſtra" und den beſſern „Bräuten von Arragonien" verwandt iſt.

Wir haben dieſe Anſichten über M. Beer's frühere Dichtungen voranſchicken müſſen, um uns deſto kürzer und faſslicher über ſein neueſtes Trauerſpiel, „Struenſee", ausſprechen zu können.

Zuvörderſt bekennen wir, daſs der Tadel, womit wir noch eben den „Paria" nicht verſchonen konnten, nimmermehr den „Struenſee" treffen wird, deſſen Sprache rein und klar dahin fließt, und als ein Muſter guter Diktion gelten kann. Hier müſſen wir die Segel des Lobes mit vollem Athem anſchwellen, hier erſcheint uns Michael Beer am meiſten hervorragend aus dem Troſſe unſerer ſogenannten Theaterdichter, jener Schwulſtlinge, deren bildreiche Jamben ſich wie Blumenkränze oder wie Band-

würmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Labequell hervorspringen zu sehen.

Was den Stoff betrifft, so ist Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, fast möchten wir sagen, glücklichen Instinkte, geleitet worden. Die Geschichte Struensee's ist ein zu modernes Ereignis, als dass wir sie herzuerzählen und in gewohnter Weise die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht errathen mag, der Stoff desselben besteht eines Theils in dem Kampfe eines bürgerlichen Ministers mit einer hochmüthigen Aristokratie, andern Theils in Struensee's Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Über dieses zweite Hauptthema der Beer'schen Tragödie wollen wir keine weitläufigen Betrachtungen anstellen, obgleich dasselbe dem Dichter so wichtig dünkte, dass er im vierten und fünften Akte fast das erste Hauptthema darüber vergaß, und vielleicht dieses zweite Hauptthema auch andern Leuten so wichtig erscheinen mag, dass deshalb der Darstellung dieses Trauerspiels an manchen Orten die allerhöchsten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig ist, den dramatischen Darstellungen

beurkundeter Wahrheiten ſich entgegen zu ſetzen, iſt eine Frage, die wir ſeiner Zeit erörtern wollen. Unſer Volksſchauſpiel, über deſſen Verfall ſo trübſelig geklagt wird, müſſte ganz untergehen ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter iſt als die Preſsfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatiſche Kunſt geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Ariſtophanes, in England während der Regierung der Königin Eliſabeth, die es erlaubt hatte, ſogar die Greuelgeſchichten ihrer eigenen Familie, ſelbſt die Schreckniſſe ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzuſtellen. Hier in Baiern, wo wir ein freies Volk und, was noch ſeltener iſt, einen freien König finden, treffen wir auch eine eben ſo großartige Geſinnung, und dürfen daher auch ſchöne Kunſtfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem erſten Hauptthema des „Struenſee," dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Ariſtokratie. Daſs dieſes Thema mit dem des „Paria" verwandt iſt, ſoll nicht geleugnet werden. Es muſſte naturgemäß aus demſelben hervorgehen, und wir rühmen um ſo mehr die innere Entwicklung des Dichters und ſein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptſtreitfragen unſerer Zeit hinleitet. Im „Paria" ſahen wir den Unterdrückten zu Tode geſtampft unter dem eiſernen Fußtritte

des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Nothschrei der beleidigten Menschheit. Im „Struensee“ hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern, Diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Ranzau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrechteten, jene Karyatiden des Thrones, die wie dessen nothwendige Stützen aussehen möchten, und treffend schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

— — — Es theilten
Die höchsten Stellen Übermuth und Dünkel.
Die Bessern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Ämter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt;
Voreilig flog der Edlen junge Schar
Der Ehrenstellen vielgestufte Leiter

Mit raſchen Sätzen an, und, flücht'gen Fußes
Die niedern Sproſſen überſpringend, drängten
Sie keck ſich zu des Staates ſchmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So ſah das Land mit wachſendem Entſetzen
Von edlen Knaben ſeine beſten Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Ranzau (lächelnd).

Wohl möglich, daſs die Brut des Adlers ſich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt,
Als der gemeinen Spatzen niedrer Flug.

Struenſee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieſer Adlerbrut zu ſtutzen,
Mit kräftigem Geſetz unbärt'ger Kühnheit
Gewehrt, daſs uns kein neuer Phaethon
Das Flammenroſs der Staatenherrſchaft lenke. —

Wie ſich von ſelbſt verſteht, hat es einer Tragödie, deren Held ſolche Verſe deklamiert, nicht an gehöriger Miſsdeutung gefehlt; man war nicht damit zufrieden, daſs der Sünder, der ſich ſolchermaßen zu äußern gewagt, am Ende geköpft wird, ſondern man hat den Unmuth ſogar durch Kunſturtheile kundgegeben,

man hat äſthetiſche Grundſätze aufgeſtellt, wonach man die Fehler des Stücks haarklein demonſtriert. Man will unter Anderm dem Dichter vorwerfen, in ſeinen Tragödien ſeien keine tiefen und prächtigen Reflexionen, und er gebe Nichts als Handlung und Geſtalten. Dieſe Kritiker kennen gewiſs nicht die obenerwähnte „Klytämneſtra" und „Die Bräute von Arragonien," die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes, der, wie man ſagte, noch nicht ganz der Geſchichte anheimgefallen ſei, und deſſen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unſtatthaft, dabei noch gar die Intereſſen der heutigſten Parteien auszuſprechen, die Leidenſchaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzuſtellen, und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Gegenwart am gefährlichſten und wildeſten bewegt iſt. Wir aber ſind anderer Meinung. Die Greuelgeſchichten der Höfe können nicht ſchnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier ſoll man, wie einſt in Ägypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den ſie etwa ſtiften könnte, beurtheilt,

so sind wir gewiss sehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer solchen Theorie würde die Beer'sche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild jener Kastenbevorrechtung in all seiner grausamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, so ist Das vielleicht heilsamer, als man glaubt.

Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sei das furchtbarste und festeste Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, bestände darin, dass Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Häßlichkeit, dass es zusammenstürzt und stirbt. Der „Struensee," eben so wie „Der Paria," war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Basilisken unserer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst.

Die Kunstgesetze, die ästhetischen Plebiscita, die der große Haufe bei Gelegenheit der Beer'schen Tragödie zu Tage förderte, wollen wir nicht beleuchten. Es sei genug, wenn wir sagen, dass Herr Beer vor diesem Richterstuhle gut bestanden hat. Wir wollen Dieses nicht lobend gesagt haben, sondern es versteckt sich vielmehr in diese Worte der geheime

Tadel, daſs der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publikum zu gewinnen wuſste. Wir deuten hier auf das theatraliſche Reizmittel einer aufs höchſte geſpannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein ſo gedrängt volles Haus, wie wir bei der Aufführung des „Struenſee" ſahen, faſt fünfthalb Stunden, ſage vier und eine halbe Stunde lang, ausdauern zu machen, ſo daſs am Ende doch noch der ungeſchwächteſte Enthuſiasmus übrig bleiben und allgemeiner Beifall ausbrechen konnte, ja daſs der größte Theil des Publikums noch Luſt hatte, lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man ſtürmiſch hervorrief, erſcheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern Unrecht gethan, die Herrn Beer einen Mangel an ſchönen Reflexionen vorwarfen; Dergleichen war vielleicht nur ein ironiſcher Tadel, der hinter ſich das feinſte Lob verſtecken wollte. War es indeſſen ernſtlich gemeint (wir ſind alle ſchwache Menſchen), ſo bedauern wir, daſs jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht geſehn haben. Sie ſahen, wie ſie ſagen, Nichts als Handlung und Geſtalten, und merkten nicht, daſs ſolche die allerſchönſten Reflexionen repräſentierten, ja daſs das Ganze Nichts als eine einzige große Reflexion ausſprach. Wir bewundern die dra-

matiſche Weisheit und die Bühnenkenntnis des Dichters, wodurch er ſo Großes bewirkt. Er hat nicht bloß jede Scene genau motiviert, vorbereitet und ausgeführt, ſondern jede Scene iſt auch an und für ſich aus organiſcher Nothwendigkeit und aus der Hauptidee des Stücks hervorgegangen; z. B. jene Volksſcene, die den vierten Akt eröffnet und die einem kurzſichtigen Zuſchauer als überflüſſiges Füllwerk erſcheinen möchte und Manchem wirklich ſo erſchienen iſt, bedingt dermaßen die ganze Kataſtrophe, daſs ſie ohne dieſelbe nur zur Hälfte motiviert wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daſs das Gemüth des Zuſchauers von den Schmerzen der drei erſten Akte ſo tief bewegt iſt, daſs es durchaus zu ſeiner Erholung einer komiſchen Scene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung iſt dennoch tragiſcher Natur, aus der lachenden Komödienmaſke ſchauen Melpomene's geiſterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch dieſe Scene erkennen wir, wie „Struenſee," der ſchon allein durch ſeine majeſtätsverbrecheriſche Liebe untergehen konnte, noch obendrein dadurch ſeinem Untergange entgegeneilte, daſs ſeine neuen Inſtitutionen auch antinational waren, daſs das Volk ſie haſſte, daſs das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen ſeines liberalen Herzens. Es ſei uns erlaubt, einige Reden aus jener Volks-

ſcene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daſs er auch Talent für das Luſtſpiel hat. Die Bauern ſitzen in der Schenke und politiſieren.

Schulmeiſter.

Meinetwegen, der Struenſee iſt's nicht werth, daſs wir uns um ihn zanken. Der iſt zu unſerer Aller Unglück ins Land gekommen. Er bringt überall Hader und Zwiſtigkeit. Miſcht er ſich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbeſtallten Schulmeiſtern, daſs ſie lehren ſollen, was durchaus nicht für die Köpfe eurer lieben Jugend paſſt? Wenn's geſchieht wie er's haben will, ſo werden eure Buben und Mädchen bald klüger ſein, als ihr. Aber dazu ſoll es nicht kommen, dafür will ich ſorgen.

Hooge (ein Bauer).

Ja, er will überall Licht anzünden, wo man's auslöſchen ſollte; darf nicht jetzt Jeder drucken laſſen, was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeiſter nicht mehr einen Schluck über den Durſt trinken, ſo kann morgen der Küſter drucken laſſen: „Geſtern war der Schulmeiſter betrunken.“

Schulmeiſter.

Das ſollt' er ſich unterſtehen! Ich möchte doch ſehen. —

Hooge.

Das würdet ihr ſehen, und könntet's nicht hindern, Sie nennen's Preßfreiheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer nach dem Schnürchen lebt, kann dabei gewaltig in die Preſſe kommen.

Babe
(Chirurgus).

Lebt nach dem Schnürchen, ſo ſchadet's Keinem was. Dürft ihr doch auf dieſe Weiſe eure Herzensmeinung dem Andern ſagen, und dürft euch, wenn's euch beliebt, gegen den Struenſee und die Regierung ausſprechen.

Hooge.

Ei was, ausſprechen! ich will mich nicht ausſprechen, ich will das Maul halten, aber die Andern ſollen's auch. Jeder kümmre ſich um die Töpfe auf ſeinem Herd.

Schulmeiſter.

Führt nicht ſo freventliche Redensarten, Gevatter Babe! Wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen die Regierung ausſprechen wollen? Eine gute Regierung ſoll Alles regieren, Herz und Geldbeutel und Mund und Feder. In einem guten Staate iſt ein Hauptgrundſatz, daſs man, wie Hooge ſich auf ſeine

herzliche, einfache Weise ausdrückt, das Maul halte, denn wer redet und druckt, Der muss auch zuweilen denken, und getreuen Unterthanen ist Nichts gefährlicher, als die Gedanken.

Babe.

Die Gedanken könnt Ihr aber nicht hindern.

Flyns (Bauer).

Nein, die kann Keiner hindern, und ich denke mir Vieles.

Schulmeister.

Nun, lasst doch hören, Flynschen, was denkt Ihr denn?

(Zu Swenne leise.)

Das ist der größte Einfaltspinsel im Dorfe.

Flyns.

Ich denke, dass mir Alles recht ist, wenn's nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den sich der Struensee, wie sie sagen, vorgenommen habe.

Babe.

Das wäre?

Flyns.

Dass er sich vorgenommen, uns Bauern in Dänemark und in den Herzogthümern zu freien Leuten

zu machen. Ich will nicht frei und unabhängig sein. Was ist's denn Großes, dass ich für den Edelmann meinen Acker bestellen muss? dafür ernährt er mich und sorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich so mit. Wenn wir frei wären, müssten wir uns plagen und quälen, wären unsere eignen Herrn und müssten Abgaben geben.

Babe.

Und für dein Eigenthum, für die Freude, Das, was du besitzest, dein nennen zu können, möchtest du nicht sorgen?

Flyns.

Ei was! wenn ein Anderer für mich sorgt, ist mir's bequemer.

Schulmeister.

Das ist der erste vernünftige Gedanke, Flyns, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freiheit käm' auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift — euer Tod.

Außer den trefflichen Andeutungen, dass die Pressfreiheit eben so große Gegner hat unter den niedern wie unter den hohen Ständen, und dass die Abschaffung der Leibeigenschaft den Leibeigenen selbst

am meiſten verhaſſt iſt, außer dergleichen wahren Zügen, deren in jener Scene noch manche andere vorkommen, ſehen wir deutlich, wie Struenſee auf den hohen Iſolirſchemeln ſeiner Ideen tragiſch allein ſtand, und im Kampfe des Einzelnen mit der Maſſe rettungslos untergehen muſſte. Der feine Sinn unſeres Dichters hat indeſſen die Nothwendigkeit gefühlt, den allzu großen Schmerz des Helden bei einem ſolchen Untergang einigermaßen zu mäßigen; er läſſt ihn im Geiſte die Zeit vorausſehen, wo die Wohlthäter des Volkes mit dem Volke ſelbſt einig ſein werden; ſterbend ſieht er das Morgenroth dieſer Zeit und ſpricht die ſchönen Worte:

„Der Tag geht auf! demüthig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'ſcher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn ſteigt blühend auf;
Hier, wo ich wirkte, reift manch' edle Saat.
So hab' ich nicht umſonſt gelebt, ſo hab' ich
Mit falſchen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt; die Tyrannei erkennt,
Daſs ſich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich ſeh' ein Blutgerüſt ſich nach dem andern

Erbaun, ein raſend Volk entfeſſelt ſich,
Trifft ſeinen König in verruchter Wuth,
Und dann ſich ſelbſt mit immer neuen Schlägen.
Geſchäftigt mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emſ'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine ſtarke Hand die ehrne Wuth.
Der Henker ruht, doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu ſegnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet ſie die Völker,
Bis auch der Kampf erliſcht, ein brauſend Meer
Schlägt an ein einſam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge ſchließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig iſt die Zeit, ſie muß erſcheinen,
Sie iſt gewiß, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge ſind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker ſind die Kön'ge groß."

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beer'ſchen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Geſtalten, die wir darin handeln ſehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieſer Blätter geſtattet uns kein ſo kritiſches Geſchäft, und erlaubt uns kaum über die Hauptperſonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorſätzlich das Wort „Geſtalten", ſtatt

Charaktere, mit dem erstern Ausdrucke das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Verseufzende, Überweiche, was wir an ihm erblicken, soll vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bei Graf Ranzau, der, mehr edel als adlig, ebenso wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beer'scher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, sehen wir, daſs er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Haſs gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündnis gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; Dieser, den Einer unserer Freunde, gewiſs mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigne'schen „Paria" halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Eßlair's in einer solchen Rolle, nämlich als reformierter Pfarrer, erschien uns wie

ein koloſſaler altkatholiſcher Dom, der zum proteſtantiſchen Gottesdienſte eingerichtet worden; an den Wänden ſind die hübſchen Bilder theils abgebrochen, theils mit friſchem Kalk überſtrichen, die Pfeiler ſtehen nackt und kalt, und die Worte, die ſo öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erſchallen, ſind dennoch das Wort Gottes. So erſchien uns Eßlair beſonders in der Scene, wo der Pfarrer Struenſee faſt im liturgiſchen Tone ſeinen Sohn ſegnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Marie Antoinette vorgeſchwebt, wie denn auch die Bedrängnisſcene, wo die rebellierenden Truppen gegen das königliche Schloſs marſchieren, uns bedeutungsvoll den Tuilerienſturm ins Gedächtnis rief. An Geſtalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darſtellerin, Demoiſelle Hagen, die am Anfang des zweiten Aktes, auf dem rothen, goldumränderten Seſſel ſitzend, ganz ſo freundlich ausſah, wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngſt im Ausſtellungsſaale des hieſigen Kunſtvereins ſo ſehr bewundert haben.

Wir beſitzen nicht das Talent, ſchönen Damen etwas Bitteres zu ſagen, es ſei denn, daſs wir ſie liebten, und wir enthalten uns unſeres Urtheils über

das Spiel der Demoiſelle Hagen als Königin Karoline Mathilde um ſo mehr, da man der Meinung iſt, ſie habe in dieſer Rolle beſſer als jemals geſpielt, und da überhaupt unſer etwaiger Tadel jene ganze Unnaturſchule betrifft, woraus ſo viele Meiſterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf, der Stich, der Schröder, der Peche, der Müller und noch einiger andern Damen, haben ſich unſere Schauſpielerinnen immer jenes geſpreizten, ſingenden, gleißenden, heuchleriſchen Tones befleißigt, der ſeines Gleichen nur auf lutheriſchen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodiert. Die natürlichſten, unverwöhnteſten Mädchen glauben, ſobald ſie die Bretter betreten, dieſen Ton anſtimmen zu müſſen, und ſobald ſie ſich dieſe traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen ſie ſich Künſtlerinnen. Wenn wir in dieſer Hinſicht unſere Königin Karoline Mathilde noch keine vollendete Künſtlerin nennen, haben wir das größte Lob ausgeſprochen, welches ſie von uns erwarten kann. Da ſie noch jung iſt, und hoffentlich auf wohlgemeinten Wink achtet, vermag ſie vielleicht einſt dem Streben nach jenem fatalen Künſtlerthume zu entſagen, und ſie ſoll uns freundlich geneigt finden, ſie dafür vollauf zu loben. Heute aber müſſen wir die Krone einer beſſern Königin zuſprechen, und trotz unſerer antiariſtokrati-

schen Gesinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Diese ist eine Gestalt, Diese ist ein Charakter, hier ist Nichts auszusetzen an Zeichnung und Farbe, hier ist etwas Neues, etwas ganz Eigenthümliches, und hier bekundet der Dichter seine höchste, göttlichste Vollmacht, seine Vollmacht, Menschen zu schaffen. Hier scheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr ist, als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir fast Genie nennen möchten, wenn wir mit diesem allzu kostbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, schleichend kräftige, entzückend schauderhafte Königin ist eine eigenthümliche Schöpfung des Dichters, die sich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen lässt. Madame Frieß hat diese Rolle gespielt, wie sie gespielt werden muss, sie hat den rauschenden Beifall, der ihr zu Theil wurde, rechtmäßig verdient, und seit jenem Abende zählen wir sie zu dem Häuflein besserer Schauspielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre seltsame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Madame Georges. Ihre Kostümierung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Wesen erfüllte uns mit geheimen Grauen; absonderlich in der Scene, wo sie den Verschworenen die Nachtbefehle austheilt, ward uns so tief unheimlich zu Muthe, wie damals

in unserer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die schaurige Geschichte erzählte von dem nächtlichen Schlosse, wo die verwünschte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreise ihrer Hofkater und Hofkatzen sitzt und, halb mit menschlicher Stimme und halb miauend, Unheil berathet.

Wir schließen diese Betrachtungen mit dem Bedauern, daſs der Raum dieser Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläufiger über Herrn Beer's neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen selbst, daſs wir zumeist nur eine Seite derselben, die politische, beleuchtet haben. Wir denken, daſs andere Berichterstatter, wie gewöhnlich, einseitig die andere Seite, die romantische, die verliebte, besprechen werden. Indem wir solche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unsern Dank aussprechen für den hohen Genuſs, den uns der Dichter bereitet. An der freimüthigen Beurtheilung, die sein Werk bei uns gefunden, möge er unsere neidlose, liebreiche Gesinnung erkennen, und es sollte uns freuen, wenn unser Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der schönen Bahn, die er so ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter sind ein unstätes Volk, man kann sich nicht auf sie verlassen, und die besten haben oft ihre besseren Meinungen gewechselt aus eitel Veränderungssucht. In dieser Hinsicht sind

die Philoſophen weit ſicherer, weit mehr als die Dichter lieben ſie die Wahrheiten, die ſie einmal ausgeſprochen, man ſieht ſie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn ſie haben ſelbſt mühſam dieſe Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während ſie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geſchenk zugekommen ſind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenſo wie der „Paria“ und der „Struenſee“, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer iſt, als der große Apollo und all' die andern mediatiſierten Götter des Olymps; wir ſprechen vom Gotte der Freiheit.

Die deutsche Literatur.

Von Wolfgang Menzel.

Zwei Theile. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1828.

(1828.)

„Wisse, dass jedes Werk, das da werth war, zu erscheinen, sogleich bei seiner Erscheinung gar keinen Richter finden kann; es soll sich erst sein Publikum erziehen, und einen Richterstuhl für sich bilden. — — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen, ehe ein treffendes Wort über ihn gesagt wurde; über Leibnitz ist vielleicht das erste treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiss. Findet ein Buch sogleich bei seiner Erscheinung seinen kompetenten Richter, so ist Dies der treffende Beweis, dass dieses Buch eben so wohl auch ungeschrieben hätte bleiben können."

Diese Worte sind von Johann Gottlieb Fichte, und wir setzten sie als Motto vor unsere Recension

des Menzel'schen Werks, theils um anzudeuten, daſs wir Nichts weniger als eine Recension liefern, theils auch um den Verfasser zu trösten, wenn über den eigentlichen Inhalt seines Buches nichts Ergründendes gesagt wird, sondern nur dessen Verhältnis zu anderen Büchern der Art, dessen Äußerlichkeiten und besonders hervorstehende Gedankenspitzen besprochen werden.

Indem wir nun zuvörderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend zusammengestellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegel's Vorlesungen über Literatur fast ausschließlich in Erinnerung. Auch dieses Buch hat nicht seinen kompetenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch Keiner im Stande, beurtheilend sich über den großen Beurtheiler zu erheben; und wenn wir auch eingestehen müssen, daſs ihm an kritischem Scharfblick sein Bruder August Wilhelm und einige neuere Kritiker, z. B. Willibald Alexis, Zimmermann, Varnhagen v. Ense und Immermann, ziemlich überlegen sind, so haben uns Diese bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geistigen Bestre-

bungen erfaſſte, die Erſcheinungen derſelben gleichſam wieder zurückſchuf in das urſprüngliche Schöpfungswort, woraus ſie hervorgegangen, ſo daſs ſein Buch einem ſchaffenden Geiſterliede gleicht.

Die religiöſen Privatmarotten, die Schlegel's ſpätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu ſchreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorleſungen über Literatur iſt, vielleicht mehr als er ſelbſt weiß, die Idee der Kunſt noch immer der herrſchende Mittelpunkt, der mit ſeinen goldenen Radien das ganze Buch umſpinnt. Iſt doch die Idee der Kunſt zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, die mit dem Erſcheinen Goethe's anfängt und erſt jetzt ihr Ende erreicht hat, iſt ſie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe ſelbſt, dem großen Repräſentanten dieſer Periode — und wenn Friedrich Schlegel in ſeiner Beurtheilung Goethe's Demſelben allen Mittelpunkt abſpricht, ſo hat dieſer Irrthum vielleicht ſeine Wurzel in einem verzeihlichen Unmuth. Wir ſagen „verzeihlich," um nicht das Wort „menſchlich" zu gebrauchen; die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunſt, erkannten die Objektivität als das höchſte Erforderniſs eines Kunſtwerks, und da ſie dieſe im höchſten Grade bei Goethe fanden, hoben ſie ihn auf den Schild, die neue Schule huldigte ihm als

König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem er die Schlegel kränkend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.

Menzel's „deutsche Literatur" ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werke von Friedrich Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrthums. Beide Werke werden den späteren Literatoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht bloß die schönsten Geistesschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisiert, worin es geschrieben ist. Dieser letztere Umstand gewährt auch uns das meiste Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegel'schen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesammte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'schen Vorlesungen solchermaßen ein Literaturepos, so erscheint uns hingegen das Menzel'sche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser lässt allen ihr Recht widerfahren, als echter

Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, dass er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'schen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegenwart. Nur so Viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'schen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küsst jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen, und schaut dabei so klug, dass wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen.

Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine

Tendenz unſerer neueſten Zeit iſt, eine jener Tendenzen, wodurch ſie ſich von der früheren Kunſtperiode unterſcheidet. Wir haben große geiſtige Eroberungen gemacht, und die Wiſſenſchaft ſoll ſie als unſer Eigenthum ſichern. Dieſe Bedeutung derſelben hat ſogar die Regierung in einigen deutſchen Staaten anerkannt, abſonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in ſolcher Hinſicht am ſchönſten glänzen. Dasſelbe Streben hat ſich, zumeiſt durch Einwirkung ſolcher deutſchen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daſs alles Wiſſen einen Werth an und für ſich hat, daſs es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden ſoll, ſondern damit es ſeinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir, als das beſte Erbtheil, den folgenden Geſchlechtern überliefern werden.

Herr Menzel iſt mehr ein encyklopädiſcher Kopf als ein ſynthetiſch wiſſenſchaftlicher. Da ihn aber ſein Wille zur Wiſſenſchaftlichkeit drängt, ſo finden wir in ſeinem Buche eine ſeltſame Vereinigung ſeiner Naturanlage mit ſeinem vorgefaſſten Streben. Die Gegenſtände entſteigen daher nicht aus einem einzigen innerſten Princip, ſie werden vielmehr nach einem geiſtreichen Schematismus einzeln abgehandelt, aber

doch ergänzend, so daſs das Buch ein schönes, gerundetes Ganze bildet.

In dieser Hinsicht gewinnt vielleicht das Buch für das große Publikum, dem die Übersicht erleichtert wird, und das auf jeder Seite etwas Geistreiches, Tiefgedachtes und Anziehendes findet, welches nicht erst auf ein letztes Princip bezogen werden muſs, sondern an und für sich schon seinen vollgültigen Werth hat. Der Witz, den man in Menzel'schen Geistesprodukten zu suchen berechtigt ist, wird durchaus nicht vermisst, er erscheint um so würdiger, da er nicht mit sich selbst kokettiert, sondern nur der Sache wegen hervortritt — obgleich sich nicht leugnen lässt, daſs er Herrn Menzel oft dazu dienen muſs, die Lücken seines Wissens zu stopfen. Herr Menzel ist unstreitig einer der witzigsten Schriftsteller Deutschlands, er kann seine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnend, in einem steifen Perückentone docieren, so überrascht ihn wenigstens der Ideenwitz, und diese Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwischen Scherz und Weisheit, ist vorherrschend in dem Menzel'schen Werke. Nochmal rühmen wir des Verfassers Witz, um so mehr, da es viele trockene Leute in der Welt giebt, die den Witz gern proskribieren

möchten, und man täglich hören kann, wie Pantalon sich gegen diese niedrigste Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß, und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigsten Seelenkräften gehören, so glauben wir doch, dass er sein Gutes hat. Wir wenigstens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, dass man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so übellaunig sein, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzusehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuthe des Reichthums und der Gewalt schützt euch Nichts — als der Tod und die Satire.

„Universalität ist der Charakter unserer Zeit", sagt Herr Menzel im zweiten Theile, S. 63, seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens, und zwar unter folgenden Rubriken: „Die Masse der Literatur, Nationalität, Einfluss der Schulgelehrsamkeit, Einfluss der fremden Literatur, der literarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik." Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disciplinen so tief eingeweiht sein kann, dass wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Konstruktion zu helfen gewusst. Im Divinieren ist er oft sehr glücklich, im Konstruieren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkürlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt kombinatorisch und konciliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend, wollen wir als eine Probe der Menzel'schen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat" mittheilen:

„Bevor wir die Literatur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Übermuthe oder aus zufälligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks selbst und nur in so fern eines Volks wider das andere, als bei dem einen diese, bei dem anderen jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch geworden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zu Schanden geworden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Principien. Das vorige Jahrhundert war reicher an vorausfichtigen Spekulationen, das gegenwärtige ist reicher an Rück-

sichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird Alles erklärt, was geschehen ist.

„Es gibt nur zwei Principe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achse haben die Parteien sich gelagert, und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen Manche kaum, dass sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei untereinander selbst, sofern sie aus ein und demselben Principe verschiedene Folgerungen ziehen; im Allgemeinen aber muss der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nüancen sein mögen, jenes Clair-obscur und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehen, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik, und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiet das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

„Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestiert, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählich immer mehr die starren Kryſtallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden."

Unter der Rubrik „Philosophie“ bekennt sich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik „Natur“ hat er Dessen Lehre, wie sich gebührt, gefeiert. Wir stimmen überein in Dem, was er über diesen allgemeinen Weltdenker ausspricht. Görres und Steffens finden als Schelling'sche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Ersterer ist mit Vorliebe gewürdigt, seine Mystik etwas allzu poetisch gerühmt. Doch sehen wir diesen hohen Geist immer lieber überschätzt, als parteiisch verkleinert. Steffens wird als Repräsentant des Pietismus dargestellt, und die Ansichten, die der Verfasser von Mystik und Pietismus hegt, sind, wenn auch irrig, doch immer tiefsinnig, schöpferisch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel sich abmüht, das Beste von ihm zu prophezeien. Wir theilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: „Unter hundert Pietisten sind neunundneunzig Schurken und ein Esel.“ Von frömmelnden Heuchlern ist kein Heil zu erwarten, und durch Eselsmilch wird unsere schwache Zeit auch nicht sehr erstarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Mysticismus erwarten. In seiner jetzigen Erscheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich sein; in seinen Resultaten kann er heilsam wirken. Dadurch, dass der Mystiker sich in die Traumwelt

seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt, dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüthe die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mysticismus immer tief gefühlt; daher im Mittelalter beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus; und zeigt sie sich heut zu Tage sehr freundlich gegen

also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechtswegen sich nicht beklagen, dass die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht."

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voss, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht bestimmt genug unseren Tadel aussprechen. Wenn der Verfasser unseren seligen Voss einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer" nennt, sollten wir fast auf den Argwohn gerathen, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voss so wacker gekämpft hat. Jene Partei ist zu mächtig, als dass man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit loshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein unge-

ſchlachtes niederſächſiſches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundſchaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiſs Herrn Menzel vor ſolchen Gefühlen bewahrt, ſonſt würde er die Herbheit der Voſſiſchen Schriften nur in den Thatſachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr ſein, daſs Voſs in ſeinem proteſtantiſchen Eifer die Bilderſtürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daſs die Kirche jetzt überall die Verbündete der Ariſtokratie iſt und ſogar hie und da von ihr beſoldet wird. Die Kirche, einſt die herrſchende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten und zu deren Ehren ſie mit dem ganzen Orient turnierten, jene Kirche iſt ſchwach und alt geworden, ſie möchte ſich jetzt eben dieſen Rittern als dienende Amme verdingen und verſpricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter feſſeln und ſcheren könne.

Unter der Rubrik „Kunſt" häufen ſich die meiſten Ausfälle gegen Voſs. Dieſe Rubrik umfaſſt beinahe den ganzen zweiten Theil des Menzel'ſchen Werks. Die Urtheile über unſere nächſten Zeitgenoſſen laſſen wir unbeſprochen. Die Bewunderung, die der Verfaſſer für Jean Paul hegt, macht ſeinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeiſterung für Schiller.

möchten, und man täglich hören kann, wie Pantalon sich gegen diese niedrigste Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß, und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigsten Seelenkräften gehören, so glauben wir doch, dass er sein Gutes hat. Wir wenigstens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, dass man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so übellaunig sein, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzusehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuthe des Reichthums und der Gewalt schützt euch Nichts — als der Tod und die Satire.

„Universalität ist der Charakter unserer Zeit", sagt Herr Menzel im zweiten Theile, S. 63, seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens, und zwar unter folgenden Rubriken: „Die Masse der Literatur, Nationalität, Einfluss der Schulgelehrsamkeit, Einfluss der fremden Literatur, der literarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik." Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disciplinen so tief eingeweiht sein kann, dass wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Konstruktion zu helfen gewusst. Im Divinieren ist er oft sehr glücklich, im Konstruieren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkürlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt kombinatorisch und konciliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend, wollen wir als eine Probe der Menzel'schen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat" mittheilen:

„Bevor wir die Literatur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Übermuthe oder aus zufälligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks selbst und nur in so fern eines Volks wider das andere, als bei dem einen diese, bei dem anderen jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch geworden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zu Schanden geworden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Principien. Das vorige Jahrhundert war reicher an voraussichtigen Spekulationen, das gegenwärtige ist reicher an Rück-

sichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird Alles erklärt, was geschehen ist.

„Es gibt nur zwei Principe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achse haben die Parteien sich gelagert, und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen Manche kaum, daſs sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei untereinander selbst, sofern sie aus ein und demselben Principe verschiedene Folgerungen ziehen; im Allgemeinen aber muſs der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nüancen sein mögen, jenes Clair-obscur und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehen, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik, und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiet das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

„Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestiert, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählich immer mehr die starren Kryſtallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden."

Unter der Rubrik „Philosophie“ bekennt sich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik „Natur“ hat er Dessen Lehre, wie sich gebührt, gefeiert. Wir stimmen überein in Dem, was er über diesen allgemeinen Weltdenker ausspricht. Görres und Steffens finden als Schelling'sche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Ersterer ist mit Vorliebe gewürdigt, seine Mystik etwas allzu poetisch gerühmt. Doch sehen wir diesen hohen Geist immer lieber überschätzt, als parteiisch verkleinert. Steffens wird als Repräsentant des Pietismus dargestellt, und die Ansichten, die der Verfasser von Mystik und Pietismus hegt, sind, wenn auch irrig, doch immer tiefsinnig, schöpferisch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel sich abmüht, das Beste von ihm zu prophezeien. Wir theilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: „Unter hundert Pietisten sind neunundneunzig Schurken und ein Esel.“ Von frömmelnden Heuchlern ist kein Heil zu erwarten, und durch Eselsmilch wird unsere schwache Zeit auch nicht sehr erstarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Mysticismus erwarten. In seiner jetzigen Erscheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich sein; in seinen Resultaten kann er heilsam wirken. Dadurch, dass der Mystiker sich in die Traumwelt

seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt, dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüthe die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mysticismus immer tief gefühlt; daher im Mittelalter beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus; und zeigt sie sich heut zu Tage sehr freundlich gegen

Männer wie Schlegel, Görres, Haller, Müller ꝛc., so betrachtet sie Solche doch nur wie Guerillas, die man in schlimmen Kriegszeiten, wo die stehenden Glaubensarmeen etwas zusammengeschmolzen sind, gut gebrauchen kann, und späterhin in Friedenszeit gehörig unterdrücken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten, wie auch im Oriente der Mysticismus den Autoritätsglauben sprengt, wie z. B. aus dem Sufismus in der neuesten Zeit Sekten entstanden, deren Religionsbegriffe von der erhabensten Art sind.

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfsinne Herr Menzel vom Protestantismus und Katholicismus spricht, in diesem das Princip der Stabilität, in jenem das Princip der Evolution erkennend. In dieser Hinsicht bemerkt er sehr richtig unter der Rubrik „Religion“:

„Der Erstarrung muss die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwickelung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht, und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten

also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechtswegen sich nicht beklagen, dass die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht."

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voss, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht bestimmt genug unseren Tadel aussprechen. Wenn der Verfasser unseren seligen Voss einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer" nennt, sollten wir fast auf den Argwohn gerathen, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voss so wacker gekämpft hat. Jene Partei ist zu mächtig, als dass man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit loshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein unge-

schlachtes niedersächsisches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundschaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiss Herrn Menzel vor solchen Gefühlen bewahrt, sonst würde er die Herbheit der Vossischen Schriften nur in den Thatsachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr sein, dass Voss in seinem protestantischen Eifer die Bilderstürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, dass die Kirche jetzt überall die Verbündete der Aristokratie ist und sogar hie und da von ihr besoldet wird. Die Kirche, einst die herrschende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten und zu deren Ehren sie mit dem ganzen Orient turnierten, jene Kirche ist schwach und alt geworden, sie möchte sich jetzt eben diesen Rittern als dienende Amme verdingen und verspricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter fesseln und scheren könne.

Unter der Rubrik „Kunst" häufen sich die meisten Ausfälle gegen Voss. Diese Rubrik umfasst beinahe den ganzen zweiten Theil des Menzel'schen Werks. Die Urtheile über unsere nächsten Zeitgenossen lassen wir unbesprochen. Die Bewunderung, die der Verfasser für Jean Paul hegt, macht seinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeisterung für Schiller.

Auch wir nehmen daran Antheil; doch gehören wir nicht zu Denen, die durch Vergleichung Schiller's mit Goethe den Werth des Letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter sind vom ersten Range, Beide sind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daſs wir glauben, Goethe wäre im Stande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen Dessen Räubern, Piccolominis, Louisen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in seinen Werken bedurft hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Goethe gesprochen oder vielmehr abgesprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zu Muthe wie vorigen Sommer, als ein Bankier in London uns der Kuriosität wegen einige falsche Banknoten zeigte; wir konnten diese Papiere nicht schnell genug wieder aus Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor Old Bailey

aufhängen. Erſt nachdem wir an den Menzel'ſchen Blättern über Goethe unſre ſchaurige Neugier befriedigt, erwachte der Unmuth. Wir beabſichtigen keineswegs eine Vertheidigung Goethe's; wir glauben, die Menzel'ſche Lehre: „Goethe ſei kein Genie, ſondern ein Talent", wird nur bei Wenigen Eingang finden, und ſelbſt dieſe Wenigen werden doch zugeben, daſs Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu ſein. Aber ſelbſt wenn Menzel Recht hätte, würde es ſich nicht geziemt haben, ſein hartes Urtheil ſo hart hinzuſtellen. Es iſt doch immer Goethe, der König, und ein Recenſent, der an einen ſolchen Dichterkönig ſein Meſſer legt, ſollte doch eben ſo viel Kourtoiſie beſitzen wie jener engliſche Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieſes kritiſche Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und ſeine Verzeihung erbat.

Woher aber kommt dieſe Härte gegen Goethe, wie ſie uns hie und da ſogar bei den ausgezeichnetſten Geiſtern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares ſein ſollte, in der Republik der Geiſter zur Tyrannis gelangt iſt, betrachten ihn viele große Geiſter mit geheimem Groll. Sie ſehen in ihm ſogar einen Ludwig XI., der den geiſtigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geiſtigen Tiers état, die liebe

Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie ſehen, er ſchmeichelt den reſpektiven Korporationen der Städte, er ſendet gnädige Handſchreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen", und erſchafft einen Papieradel von Hochbelobten, die ſich ſchon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben ſo gut wie der König ſelbſt, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggiſch zu ſprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag Dieſes geſchehen. Sahen wir doch jüngſt in den Fürſtengrüften von Weſtminſter, daſs jene Großen, die, als ſie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und ſo wird auch Goethe nicht verhindern können, daſs jene großen Geiſter, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zuſammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden in Weſtminſter der deutſchen Literatur.

Die brütende Stimmung unzufriedener Großen iſt anſteckend, und die Luft wird ſchwül. Das Princip der Goethe'ſchen Zeit, die Kunſtidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Principe ſteigt auf, und, ſeltſam! wie das Menzel'ſche Buch merken läſſt, ſie beginnt mit Inſurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe ſelbſt, daſs die ſchöne objektive Welt, die er durch Wort und Beiſpiel geſtiftet hat, noth-

wendiger Weise zusammensinkt, so wie die Kunstidee allmählich ihre Herrschaft verliert, und dass neue frische Geister von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civilisierte Goethenthum über den Haufen werfen und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjektivität begründen. Daher das Bestreben, eine Goethe'sche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garnisonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitscharen, werden zu regulären Truppen zugestutzt, müssen ihre Kessel abliefern, müssen die Goethe'sche Uniform anziehen, müssen täglich exercieren. Die Rekruten lärmen und trinken und schreien Vivat; die Trompeter blasen —

Wird Kunst und Alterthum im Stande sein, Natur und Jugend zurückzudrängen?

Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, dass wir unter „Goethenthum" nicht Goethe's Werke verstehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist und das geknutete Deutschland in slavischer Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verstehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'sche Denkweise, diese Blume, die im

Miſte unſerer Zeit immer blühender gedeihen wird, und ſollte auch ein glühendes Enthuſiaſtenherz ſich über ihre kalte Behaglichkeit noch ſo ſehr ärgern; mit dem Worte „Goethenthum" deuteten wir oben vielmehr auf Goethe'ſche Formen, wie wir ſie bei der blöden Jüngerſchar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepſen jener Weiſen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepſen gewährt, erregte unſere Klage. Der Alte! wie zahm und milde iſt er geworden! Wie ſehr hat er ſich gebeſſert! würde ein Nicolait, ſagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den ſchwülen „Werther" und den „Götz mit der eiſernen Hand" ſchrieb! Wie hübſch manierlich iſt er geworden, wie iſt ihm alle Rohheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere ſeniale himmelſtürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar Andere, in ſeine alten Fußſtapfen tretend, mit demſelben Übermuthe ihre Titanenflegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieſer Hinſicht ein geiſtreicher Ausländer unſeren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der ſich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provincialſtädtchens ein ehrſam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichſte alle Philiſtertugen-

den zu erfüllen ſtrebt, und in die peinlichſte Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüſter Waldgeſell aus Kalabrien mit ihm zuſammentrifft und alte Kameradſchaft nachſuchen möchte.

Vorbemerkung

zu Lautenbacher's

Paraphraſe einer Stelle des Tacitus.

(1828.)

Anno 1794 lieferte der Vieux cordelier eine Paraphraſe jenes Kapitels des Tacitus, wo Dieſer den Zuſtand Rom's unter Nero ſchildert. Ganz Paris fand darin auch das Bild ſeiner eigenen Schreckenszeit, und wenn es auch dem furchtbaren Robespierre gelang, den Verfaſſer jener Paraphraſe, den edlen Camille Desmoulins, hinrichten zu laſſen, ſo blieb doch Deſſen Wort am Leben; gleich geheimnisvoller Saat wucherte es im Herzen des Volkes, getränkt von Märtyrerblut ſchoſs dieſe Saat um ſo üppiger empor, und ihre Frucht war der neunte Thermidor.

Paraphraſen des Tacitus gehören alſo nicht bloß ins Gebiet der Schulſtube, und dürften wohl in „politiſchen Annalen" ihre Stelle finden.

Nachträge.

(Zu Band XI., S. 311.)

Die erste Aufführung von

Meyerbeer's „Hugenotten".

Paris, den 1. März 1836.

Für die schöne Welt von Paris war gestern ein merkwürdiger Tag: — die erste Vorstellung von Meyerbeer's langersehnten „Hugenotten" gab man in der Oper, und Rothschild gab seinen ersten großen Ball in seinem neuen Hotel. Ich wollte von beiden Herrlichkeiten an demselben Abend genießen, und habe mich so übernommen, dass ich noch wie berauscht bin, dass mir Gedanken und Bilder im Kopfe taumeln, und dass ich vor lauter Betäubnis und Ermüdung fast nicht schreiben kann. Von Beurtheilung kann gar nicht die Rede sein. „Robert-le-Diable" musste man ein Dutzendmal hören, ehe man in die ganze Schönheit dieses Meisterwerks eindringen konnte. Und wie Kunstrichter versichern, soll Meyerbeer in den „Hugenotten" noch größere Vollendung der Form, noch geistreichere Ausführung der Details

gezeigt haben. Er ist wohl der größte jetzt lebende Kontrapunktist, der größte Künstler in der Musik; er tritt diesmal mit ganz neuen Formschöpfungen hervor, er schafft neue Formen im Reiche der Töne, und auch neue Melodien gibt er, ganz außerordentliche, aber nicht in anarchischer Fülle, sondern wo er will und wann er will, an der Stelle, wo sie nöthig sind. Hierdurch eben unterscheidet er sich von andern genialen Musikern, deren Melodienreichthum eigentlich ihren Mangel an Kunst verräth, indem sie von der Strömung ihrer Melodien sich selber hinreißen lassen, und der Musik mehr gehorchen als gebieten. Ganz richtig hat man gestern im Foyer der Oper den Kunstsinn von Meyerbeer mit dem Goethe'schen verglichen. Nur hat, im Gegensatz gegen Goethe, bei unserm großen Maëstro die Liebe für seine Kunst, für die Musik, einen so leidenschaftlichen Charakter angenommen, daſs seine Verehrer oft für seine Gesundheit besorgt sind. Von diesem Manne gilt wahrhaftig das orientalische Gleichnis von der Kerze, die, während sie Andern leuchtet, sich selber verzehrt. Auch ist er der abgesagte Feind von aller Unmusik, allen Misstönen, allem Gegröhle, allem Gequieke, und man erzählt die spaßhaftesten Dinge von seiner Antipathie gegen Katzen und Katzenmusik. Schon die Nähe einer Katze kann ihn aus

dem Zimmer treiben, ſogar ihm eine Ohnmacht zuziehen. Ich bin überzeugt, Meyerbeer ſtürbe, wenn es nöthig wäre, für einen muſikaliſchen Satz, wie Andere etwa für einen Glaubensſatz. Ja, ich bin der Meinung, wenn am jüngſten Tage ein Poſaunenengel ſchlecht bliese, ſo wäre Meyerbeer kapabel, im Grabe ruhig liegen zu bleiben und an der allgemeinen Auferſtehung gar keinen Theil zu nehmen. Durch ſeinen Enthuſiasmus für die Sache, ſo wie auch durch ſeine perſönliche Beſcheidenheit, ſein edles, gütiges Weſen, beſiegt er gewiſs auch jede kleine Oppoſition, die, hervorgerufen durch den koloſſalen Erfolg von „Robert-le-Diable," ſeitdem hinlängliche Muße hatte, ſich zu vereinigen, und die gewiſs dieſesmal bei dem neuen Triumphzug ihre bösmäuligſten Lieder ertönen läſſt. Es darf Sie daher nicht befremden, wenn vielleicht einige grelle Miſslaute in dem allgemeinen Beifallsrufe vernehmbar werden. Ein Muſikhändler, welcher nicht der Verleger der neuen Oper, wird wohl das Mittelpünktchen dieſer Oppoſition bilden, und an Dieſen lehnen ſich einige muſikaliſche Renommeen, die längſt erloſchen oder noch nie geleuchtet.

Es war geſtern Abend ein wunderbarer Anblick, das eleganteſte Publikum von Paris, feſtlich geſchmückt, in dem großen Opernſaale verſammelt zu ſehen, mit

zitternder Erwartung, mit ernſthafter Ehrfurcht, faſt mit Andacht. Alle Herzen ſchienen erſchüttert. Das war Muſik. — Und darauf der Rothſchild'ſche Ball. Da ich ihn erſt um vier Uhr dieſen Morgen verlaſſen und noch nicht geſchlafen habe, bin ich zu ſehr ermüdet, als daſs ich Ihnen von dem Schauplatze dieſes Feſtes, dem neuen, ganz im Geſchmack der Renaiſſance erbauten Pallaſte, und von dem Publikum, das mit Erſtaunen darin umherwandelte, einen Bericht abſtatten könnte. Dieſes Publikum beſtand, wie bei allen Rothſchild'ſchen Soiréen, in einer ſtrengen Auswahl ariſtokratiſcher Illuſtrationen, die durch große Namen oder hohen Rang, die Frauen aber mehr durch Schönheit und Putz, imponieren könnten. Was jenen Pallaſt mit ſeinen Dekorationen betrifft, ſo iſt hier Alles vereinigt, was nur der Geiſt des 16. Jahrhunderts erſinnen und das Geld des 19. Jahrhunderts bezahlen konnte; hier wetteiferte der Genius der bildenden Kunſt mit dem Genius von Rothſchild. Seit zwei Jahren ward an dieſem Pallaſt und ſeiner Dekoration beſtändig gearbeitet, und die Summen, die daran verwendet worden, ſollen ungeheuer ſein. Herr von Rothſchild lächelt, wenn man ihn darüber befragt. Es iſt das Verſailles der abſoluten Geldherrſchaft. Indeſſen muſs man den Geſchmack, womit Alles ausgeführt iſt

eben ſo ſehr wie die Koſtbarkeit der Ausführung bewundern. Die Leitung der Verzierungen hatte Herr Duponchel übernommen, und Alles zeugt von ſeinem guten Geſchmack. Im Ganzen, ſo wie in Einzelheiten, erkennt man auch den feinen Kunſtſinn der Dame des Hauſes, die nicht bloß eine der hübſcheſten Frauen von Paris iſt, ſondern ausgezeichnet durch Geiſt und Kenntniſſe, ſich auch praktiſch mit bildender Kunſt, nämlich Malerei, beſchäftigt. — Die Renaiſſance, wie man das Zeitalter Franz I. benannt, iſt jetzt Mode in Paris. Alles möbliert und koſtümiert man jetzt im Geſchmacke dieſer Zeit; ja, Manche treiben Dieſes bis zur Wuth. Was bedeutet dieſe plötzlich erwachte Leidenſchaft für jene Epoche der erwachten Kunſt, der erwachten Lebensheiterkeit, der erwachten Liebe für das Geiſtreiche in der Form der Schönheit? Vielleicht liegen in unſerer Zeit einige Tendenzen, die ſich durch dieſe Sympathie beurkunden.

(Zu Band X., S. 45.)

Der Hamburger Brand.

Paris, den 20. Mai 1842.

In dieſem Augenblick freilich ſind die meiſten Völker noch darauf hingewieſen, ihr Nationalgefühl auszubilden oder vielmehr auszubeuten, um zur innern Einheit, zur Centraliſation ihrer Kräfte zu gelangen, und ſomit auch nach außen den bedrohlichen Nachbarn gegenüber zu erſtarken. Aber das Nationalgefühl iſt nur Mittel zum Zweck, es wird wieder erlöſchen, ſobald dieſer erreicht iſt, und es hat keine ſo große Zukunft wie jenes Bewuſſtſein des Weltbürgerthums, das von den edelſten Geiſtern des 18. Jahrhunders proklamiert worden, und früh oder ſpät, aber auf immer, auf ewig, zur Herrſchaft gelangen muſs. Wie tief dieſer Kosmopolitismus in den Herzen der Franzoſen wurzelt, Das beurkundete ſich recht ſichtbar bei Gelegenheit des Hamburger Brandes. Die Partei der Menſchheit hat da einen

großen Triumph gefeiert. Es übersteigt alle Begriffe, wie gewaltig das Mitgefühl hier alle Volksklassen erfasste, als sie von dem Unglück hörten, das jene ferne deutsche Stadt betroffen, deren geographische Lage vielleicht den Wenigsten bekannt war. Ja, bei solchen Anlässen zeigt es sich, dass die Völker dieser Erde inniger verbunden sind, als man da und dort ahnen oder wünschen mag, und dass bei aller Verschiedenheit der Interessen dennoch eine glühende Bruderliebe in Europa auflodern kann, wenn die rechte Stunde kommt. Hatte aber die Nachricht von jenem furchtbaren Brande bei den Franzosen, die gleichzeitig im eignen Hause ein schmerzliches Schreckнis erlebten, die rührendste Sympathie hervorgerufen, so musste die Theilnahme in noch stärkerem Grade stattfinden bei den hier wohnenden Deutschen, die ihre Freunde und Verwandten in Hamburg besitzen. Unter den Landsleuten, die sich bei dieser Gelegenheit durch mildthätigen Eifer auszeichneten, muss Herr James von Rothschild ganz besonders genannt werden, wie denn überhaupt der Name dieses Hauses immer hervortritt, wo ein Werk der Menschenliebe zu verrichten ist. Und mein armes Hamburg liegt in Trümmern, und die Orte, die mir so wohl bekannt, mit welchen alle Erinnerungen meiner Jugend so innig verwachsen, sie sind ein rauchender Schutt-

haufen! Am meiſten beklage ich den Verluſt jenes Petrithurmes — er war über die Kleinlichkeit ſeiner Umgebung ſo erhaben! Die Stadt wird bald wieder aufgebaut ſein mit neuen gradlinigen Häuſern und nach der Schnur gezogenen Straßen, aber es wird doch nicht mehr mein altes Hamburg ſein, mein altes, ſchiefwinklichtes, ſchlabbriges Hamburg. Der Breitengiebel, wo mein Schuſter wohnte und wo ich Auſtern aß, bei Unbeſcheiden — ein Raub der Flammen! Der „Hamburger Korreſpondent" meldet zwar, daſs der Dreckwall ſich bald wie ein Phönix aus der Aſche erheben werde — aber ach, es wird doch der alte Dreckwall nicht mehr ſein! Und das Rathhaus — wie oft ergötzte ich mich an den Kaiſerbildern, die, aus Hamburger Rauchfleiſch gemeißelt, die Façade zierten! Sind die hoch- und wohlgepuderten Perücken gerettet, die dort den Häuptern der Republik ihr majeſtätiſches Anſehen gaben? Der Himmel bewahre mich, in einem Momente wie der jetzige an dieſen alten Perücken ein Weniges zu zupfen. Im Gegentheil, ich möchte bei dieſer Gelegenheit vielmehr bezeugen, daſs die Regierung zu Hamburg immer die Regierten übertraf an gutem Willen für geſellſchaftlichen Fortſchritt. Das Volk ſtand hier immer tiefer, als ſeine Stellvertreter, worunter Männer von der bedeutendſten Bildung und Ver-

nünftigkeit. Aber es ſteht zu hoffen, daſs der große Brand auch die unteren Intelligenzen ein bischen erleuchtet haben wird und die ganze hamburgiſche Bevölkerung jetzt einſieht, daſs der Zeitgeiſt, der ihr im Unglück ſeine Wohlthat angedeihen ließ, ſpäterhin nicht mehr durch kleinlichen Krämerſinn beleidigt werden darf. Namentlich die bürgerliche Gleichſtellung der verſchiedenen Konfeſſionen wird gewiſs jetzt nicht mehr in Hamburg vertagt werden können. — Wir wollen das Beſte von der Zukunft erwarten; der Himmel ſchickt nicht umſonſt die großen Prüfungen.

Gedanken und Einfälle.

I. Persönliches.

Um meine Wiege spielten die letzten Mondlichter des achtzehnten und das erste Morgenroth des neunzehnten Jahrhunderts.

*

Die Mutter erzählt, sie habe während ihrer Schwangerschaft im fremden Garten einen Apfel hängen sehen, ihn aber nicht abbrechen wollen, damit ihr Kind kein Dieb werde. Mein Leben hindurch behielt ich ein geheimes Gelüste nach schönen Äpfeln, aber verbunden mit Respekt vor fremdem Eigenthum und Abscheu vor Diebstahl.

*

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Thür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, lässt er mich die Freude

erleben, daſs an dieſen Bäumen etwa ſechs bis ſieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die ſie mir im Leben zugefügt — Ja, man muſs ſeinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis ſie gehenkt worden.

*

Ich bin nicht vindikativ — ich möchte gern meine Feinde lieben; aber ich kann ſie nicht lieben, ehe ich mich an ihnen gerächt habe — dann erſt öffnet ſich ihnen mein Herz. So lange man ſich nicht gerächt, bleibt immer eine Bitterkeit im Herzen zurück.

*

Daſs ich Chriſt ward, iſt die Schuld jener Sachſen, die bei Leipzig plötzlich umſattelten, oder Napoleon's, der doch nicht nöthig hatte, nach Ruſsland zu gehn, oder ſeines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht geſagt hat, daſs es zu Moskau im Winter ſehr kalt iſt.

*

Wenn Montalembert Miniſter wird und mich von Paris fortjagen wollte, würde ich katholiſch werden — Paris vaut bien une messe!

*

Ich ließ mich nicht naturaliſiren, aus Furcht, daſs ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie man

für eine Maitreſſe kühler wird, ſobald man bei der Mairie ihr legal angetraut worden. Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe fortleben.

*

Mein Geiſt fühlt ſich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt.

*

Gott wird mir die Thorheiten verzeihen, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Thorheiten verzeihe, die ſie gegen mich geſchrieben, obgleich ſie geiſtig ſo tief unter mir ſtanden, wie ich unter dir ſtehe, o mein Gott!

II. Religion und Philoſophie.

Die Erde iſt der große Felſen, woran die Menſchheit, der eigentliche Prometheus, gefeſſelt iſt und vom Geier des Zweifels zerfleiſcht wird. Sie hat das Licht geſtohlen und leidet nun Martern dafür.

*

Kunſt und Philoſophie, das Bild und der Begriff, wurden erſt durch die Griechen von einander getrennt.

Die Verschmelzung derselben in der Religion ging beiden voran.

*

Der Gedanke der Persönlichkeit Gottes als Geist ist eben so absurd wie der rohe Anthropomorphismus, denn die geistigen Attribute bedeuten Nichts und sind lächerlich ohne die körperlichen.

*

Der Gott der besten Spiritualisten ist eine Art von luftleerem Raume im Reich des Gedankens, angestrahlt von der Liebe, die wieder ein Abglanz der Sinnlichkeit.

*

Der Engel, der Karrikaturen malt, ist ein Bild des Phantheisten, der seinen Gott in der Brust trägt.

*

Der Gedanke ist die unsichtbare Natur, die Natur der sichtbare Gedanke.

*

Im Alterthume gab es keinen Gespensterglauben. Die Leiche wurde verbrannt, der Mensch entschwand als Rauch in die Höhe, er ging auf in dem reinsten, geistigsten Element, im Feuer. Bei den Christen wird der Leib (aus Hohn oder Verachtung?) der Erde zurück gegeben — er ist wie das Korn, und sprosst wieder hervor als Gespenst (ein körperlicher Leib wird gesäet,

ein geiſtiger entſproſſt) — er behält die Schauer der Verweſung.

*

Gott hat Nichts manifeſtirt, was auf eine Fortdauer nach dem Tode hinwieſe; auch Moſes redet nicht davon. Es iſt Gott vielleicht gar nicht Recht, daſs die Frommen die Fortdauer ſo feſt annehmen. — In ſeiner väterlichen Güte will er uns vielleicht damit eine Surpriſe machen.

*

Bei keinem Volke iſt der Glaube an Unſterblichkeit ſtärker geweſen, wie bei den Celten; man konnte Geld bei ihnen geliehen bekommen, um es in der anderen Welt wieder zu geben. Fromme chriſtliche Wucherer ſollten ſich daran ſpiegeln!

*

Irdiſches gewährte und verhieß das Heidenthum, und darum pflegten die Glücklichen, welchen die Erfüllung ihrer Wünſche und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunſt derſelben zeugte, frömmere Götterdiener als die Unglücklichen zu ſein. Vgl. Ariſtoteles' Rhetoric., Lib. II, cap. 17, p. 240. Tom. IV, ed. Bipont.

*

Der verzweiflungsvolle Zuſtand der Menſchheit zur Zeit der Cäſaren erklärt den Succeſs des Chriſten-

thums. Der Selbſtmord der ſtolzen Römer, welche auf einmal die Welt aufgaben, war ſo häufig in jener Zeit. Wer den Muth nicht hatte, auf einmal von der Welt Abſchied zu nehmen, ergriff den langſamen Selbſtmord der Entſagungsreligion. (Chriſti Paſſion war ja ebenfalls eine Art Selbſtmord.) Sklaven und unglückliches Volk waren die erſten Chriſten; durch ihre Menge und den neuen Fanatismus wurden ſie eine Macht, die Konſtantin begriff, und der römiſche Weltherrſchaftsgeiſt bemächtigte ſich bald derſelben, und disciplinierte ſie durch Dogma und Kultus.

*

Bei der Polemik zwiſchen Chriſten und heidniſchen Philoſophen vertauſchen die Gegner oft im Kampfgetümmel die Waffen: hier ſehen wir einen chriſtlichen Vorſehungshelm auf dem Haupte des Griechen, dort ein griechiſches Götterſchwert in der Hand des Chriſten. Ketzereien entſpringen, Glaubenshelden verfallen in Irrthum und Zweifel.

*

Die Apologeten des Chriſtenthums muſſten in ihrem Kampfe gegen das Heidenthum um ſo eher ſich auf das Feld der Philoſophen hinaus wagen, da die Philoſophie damals (von Marc Aurel bis Julian)

auf dem Throne ſaß — durch Polemik arbeitet ſich das Dogma aus.

*

Unterſchied des Heidenthums (der Inder, Perſer) vom Judenthum: Sie haben Alle ein unendliches, ewiges Urweſen, aber dieſes iſt bei Jenen in der Welt, mit welcher es identiſch, und es entfaltet ſich mit dieſer aus dem Geſetze der Nothwendigkeit — der Gott der Juden iſt außer der Welt und erſchafft ſie durch einen Akt des freien Willens.

*

Judenthum — Ariſtokratie: Ein Gott hat die Welt erſchaffen und regiert ſie; alle Menſchen ſind ſeine Kinder, aber die Juden ſind ſeine Lieblinge und ihr Land iſt ſein auserwähltes Dominium. Er iſt ein Monarch, die Juden ſind der Adel, und Paläſtina iſt das Exarchat Gottes.

Chriſtenthum — Demokratie: Ein Gott, der Alles erſchaffen und regiert, aber alle Menſchen gleich liebt und alle Reiche gleich beſchützt. Er iſt kein Nationalgott mehr, ſondern ein univerſeller.

*

Das Chriſtenthum tritt auf zur Tröſtung: Die, welche in dieſem Leben viel Glück genoſſen, werden im künftigen davon eine Indigeſtion haben — Die, welche zu wenig gegeſſen, werden nachträglich

das beste Gastmahl aufgetischt finden; die irdischen Prügelflecken werden von den Engeln gestreichelt werden.

*

Die, welche den Kelch der Freuden hienieden getrunken, bekommen dort oben den Katzenjammer.

*

Im Christenthume kommt der Mensch zum Selbstbewusstsein des Geistes durch den Schmerz — Krankheit vergeistigt selbst die Thiere.

*

Das Christenthum wusste die blaue Luft der Provence zu erheitern und erfüllte sie mit seinem Glockengeläute.

*

Beim Anblick eines Domes.

Sechshundert Jahr' wurde dran gebaut, und du genießest in einem Augenblick die Ruhe nach einer sechshundertjährigen Arbeit. Wie Meereswellen sind die Generationen daran vorbei gewogt, und noch kein Stein ist bewegt worden. Das Mausoleum des Katholicismus, das er sich noch bei Lebzeiten bauen lassen, ist die steinerne Hülle eines erloschenen Gefühls — (ironisch droben die Uhr). — Drinnen in diesem Steinhause blühte einst ein lebendiges Wort, drinnen

ist es todt und lebt nur noch in der äußeren Steinrinde. (Hohler Baum.)

*

In der Kirche.

Wehmüthiger Orgelton, die letzten Sterbeseufzer des Christenthums.

*

Verehrung für Rom.

Wie Mancher ging aus, die Kirche zu schmähen, zu befeinden, und änderte plötzlich seinen Sinn und kniete nieder und betete an. Es ging Manchem wie Bileam, dem Sohne Boer's, der Israel zu fluchen auszog und gegen seine Absicht es segnete. Warum? Und doch hatte er nur die Stimme seines Esels gehört.

*

Die Thoren meinen, um das Kapitol zu erobern, müsse man zuerst die Gänse angreifen.

*

Die katholischen Schriftsteller haben gute Kriegswerkzeuge, wissen sie aber nicht zu gebrauchen. Wie die Chinesen haben sie gute Kanonen, auch Pulver und Kugeln, aber schießen ist eine andere Sache. Sie sind Kinder mit großen Säbeln, die sie nicht aufheben können; mit Helmen, die ihnen den Kopf

eindrücken. Und gar die Kanonen wiſſen ſie erſt recht nicht zu handhaben.

*

Die römiſche Kirche miſstraut ihren modernen Seïden — ſie fürchtet, daſs ſo ein Eiferer, ſtatt den Pantoffel zu küſſen, ihr in den Fuß beiße mit raſender Inbrunſt.

*

Die römiſche Kirche ſtirbt an jener Krankheit, wovon Niemand geneſt: Erſchöpfung durch die Macht der Zeit. Weiſe, wie ſie iſt, lehnt ſie alle Ärzte ab: ſie hat in ihrer langen Praxis ſo manchen Greis ſchneller als nöthig ſterben ſehen, weil ein energiſcher Arzt ihn kurieren wollte. Doch wird ihre Agonie noch lange dauern. Sie wird uns Alle überleben, den Schreiber dieſes Artikels, den Drucker, der ihn ſetzt, ſelbſt den kleinen Lehrjungen, der die Druckbogen abholt.

*

Die Juden waren die Einzigen, die bei der Chriſtlichwerdung Europa's ſich ihre Glaubensfreiheit behaupteten.

*

Judäa, dieſes proteſtantiſche Ägypten.

*

Die Germanen ergriffen das Christenthum aus Wahlverwandtschaft mit dem jüdischen Moralprincip, überhaupt dem Judaismus. Die Juden waren die Deutschen des Orients, und jetzt sind die Protestanten in den germanischen Ländern (in Schottland, Amerika, Deutschland, Holland) nichts Anderes als altorientalische Juden.

*

Der Judenhaß beginnt erst mit der romantischen Schule, mit der Freude am Mittelalter, Katholicismus, Adel, gesteigert durch die Teutomanen (Rühs).

*

Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!

*

Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch, und schrieb man über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht — Das ist das Allertragischste.

*

Es ist charakteristisch für den Hamburger Judenkrawall (im September 1830), daß die Revolutionäre

erst ihr Tagesgeschäft vollendeten und eine Abendrevolution machten.

Ich war bei Van Aken während des Tumults: Der Löwe war am ruhigsten, vornehm indigniert, die Affen freuten sich, die Schlangen wanden sich, die Hyäne war unruhig gierig, der Eisbär streckte sich bequem hin und wartete, das Chamäleon veränderte jeden Augenblick die Farbe, roth, blau, weiß, endlich sogar dreifarbig — die Thiere sahen menschlich vernünftig aus, im Gegensatz zu den Menschen, die thierisch wild ras'ten.

Ein Jude sagte zum andern: „Ich war zu schwach." Dies Wort empfiehlt sich als Motto zu einer Geschichte des Judenthums.

Eine Phryne, welche am Dammthor stand, sagte: „Wenn heute die Juden beleidigt werden, so geht's bald gegen den Senat, und endlich gegen uns." Kassandra der Drehbahn, wie bald gingen deine Worte in Erfüllung!

*

Seid ganz tolerant oder gar nicht, geht den guten Weg oder den bösen; um am Scheidewege zagend stehen zu bleiben, dazu seid ihr zu schwach — Dies vermochte kein Herkules, und er musste sich für einen der Wege bald entscheiden.

*

Der Taufzettel ist das Entréebillett zur europäischen Kultur.

*

Niemals von jüdischen Verhältnissen sprechen! Der Spanier, welcher sich im Traume mit der Mutter Gottes allnächtlich unterhält, berührt nie ihr Verhältnis zu Gott-Vater aus Delikatesse: die unmakulierteste Empfängnis sei doch immer eine Empfängnis.

*

Ich liebe sie (die Juden) persönlich.

*

B. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich Dessen eher rühmen, als schämen.

A. Ach, Das thät' ich auch, wenn unser Heiland der Einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen — aber es ist demselben so viel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daſs diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich ward.

*

Die Juden, wenn sie gut, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer als die Christen.

*

Für das Porcellan, das die Juden einst in Sachsen kaufen mussten, bekommen Die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Werth bezahlt. — Am Ende

wird Israel für seine Opfer entschädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe.

*

Die Juden — dieses Volk-Gespenst, das bei seinem Schatze, der Bibel, unabweisbar wachte! Vergebens war der Exorcismus — Deutsche hoben ihn.

*

Ist die Mission der Juden geendigt? Ich glaube: wenn der weltliche Heiland kommt: Industrie, Arbeit, Freude. Der weltliche Heiland kommt auf einer Eisenbahn, Michel bahnt ihm den Weg, Rosen werden gestreut auf seinen Pfaden.

*

Wie viel hat Gott schon gethan, um das Weltübel zu heilen! Zu Mosis Zeit that er Wunder über Wunder, später in der Gestalt Christi ließ er sich sogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Gestalt Enfantin's that er das Ungeheuerste, um die Welt zu retten: er machte sich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfasst ihn vielleicht der Wahnsinn der Verzweiflung, und er zerschellt sein Haupt an der Welt, und er und die Welt zertrümmern.

*

Das Heidenthum endigt, sobald die Götter von den Philosophen als Mythen rehabilitiert werden.

Das Chriſtenthum iſt auf denſelben Punkt gelangt, Strauß iſt der Porphyrius unſerer Zeit.

*

Es ſind in Deutſchland die Theologen, die dem lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais trahi que par les siens.

*

In Deutſchland wird das Chriſtenthum gleichzeitig in der Theorie geſtürzt und in den Thatſachen: Ausbildung der Induſtrie und des Wohlſtandes.

*

Die Philoſophen zerſtörten in ihrem Kampfe gegen die Religion die heidniſche, aber eine neue, die chriſtliche, ſtieg hervor. Auch dieſe iſt bald abgefertigt, doch es kommt gewiſs eine neue, und die Philoſophen werden wieder neue Arbeit bekommen, jedoch wieder vergeblich: die Welt iſt ein großer Viehſtall, der nicht ſo leicht wie der des Augias gereinigt werden kann, weil, während gefegt wird, die Ochſen drin bleiben und immer neuen Miſt anhäufen.

*

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am beſten durch die Religion geleitet, wie in ſtockfinſtrer Nacht ein Blinder unſer beſter Wegweiſer iſt; er kennt Wege und Stege beſſer, als ein Sehender — Es iſt

aber thöricht, sobald es Tag ist, noch immer die alten Blinden als Wegweiser zu gebrauchen.

*

Wie die Männer der Wissenschaft während der mittelalterlich christlichen Periode aus der Bibel heraus die wissenschaftlichen Wahrheiten zu entdecken suchten, so suchen jetzt die Männer der Religion die theologischen Wahrheiten in der Wissenschaft zu entdecken, in der Geschichte, in der Philosophie, in der Physik: die Dreieinigkeit in der indischen Mythologie, die Inkarnationslehre in der Logik, die Sündfluth in der Geologie u. s. w.

*

Bei den früheren Religionen wurde der Geist der Zeit durch Einzelne ausgesprochen und durch Mirakel bestätigt. Bei den jetzigen Religionen wird der Geist der Zeit durch Viele ausgesprochen und bestätigt durch die Vernunft. Jetzt giebt es keine Mirakel mehr, nachdem die Physik ausgebildet worden; Oken sieht dem lieben Gott auf die Finger, und Dieser will nicht mit Bosko rivalisiren.

*

Jede Religion gewährt auf ihre Art Trost im Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: „Wir sind in der Gefangenschaft, Jehovah zürnt uns, aber er schickt einen Retter.“ Bei den Mohamedanern Fata-

lismus: „Keiner entgeht seinem Schicksal, es steht oben geschrieben auf Steintafeln, tragen wir das Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!" Bei den Christen spiritualistische Verachtung des Angenehmen und der Freude, schmerzsüchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Versuchung des Bösen, dort oben Belohnung. — Was bietet der neue Glauben?

*

Die Herrlichkeit der Welt ist immer adäquat der Herrlichkeit des Geistes, der sie betrachtet. Der Gute findet hier sein Paradies, der Schlechte genießt schon hier seine Hölle.

*

Unsere Moralbegriffe schweben keineswegs in der Luft: die Veredlung des Menschen, Recht und Unsterblichkeit haben Realität in der Natur. Was wir Heiliges denken, hat Realität, ist kein Hirngespinnst.

*

Heilige wie der Stylit sind jetzt unmöglich, da die Philanthropie sie gleich in einer Irrenanstalt unterbringen würde.

*

Giebt's in der Geschichte auch Tag und Nacht wie in der Natur? — Mit dem dritten Jahrhundert des Christenthums beginnt die Dämmerung, weh-

müthiges Abendroth der Neoplatoniker, das Mittelalter war dicke Nacht, jetzt steigt das Morgenlicht herauf — ich grüße dich, Phöbus Apollo! Welche Träume in jener Nacht, welche Gespenster, welche Nachwandler, welcher Straßenlärm, Mord und Todtschlag — ich werde davon erzählen.

*

Ich sehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein rosenfarbiger, und hindurch schimmern goldene Säulen und Geschmeide und klingt es süß.

III. Kunst und Literatur.

Ein Buch will seine Zeit, wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebenen Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurtheil gegen den Verfasser. Eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt.

*

Dem Dichter wird während des Dichtens zu Muthe, als habe er, nach der Seelenwanderungslehre der Pythagoräer, in den verschiedensten Ge-

ſtalten ein Vorleben geführt — ſeine Intuition iſt wie Erinnerung.

*

Eine Philoſophie der Geſchichte war im Alterthum unmöglich. Erſt die Jetztzeit hat Materialien dazu: Herder, Boſſuet ꝛc. — Ich glaube, die Philoſophen müſſen noch tauſend Jahr' warten, ehe ſie den Organismus der Geſchichte nachweiſen können; bis dahin glaube ich, nur Folgendes iſt anzunehmen. Für Hauptſache halte ich: die menſchliche Natur und die Verhältniſſe (Boden, Klima, überlieferte Geſetzgebung, Krieg, unvorhergeſehene und unberechenbare Bedürfniſſe), beide in ihrem Konflikt oder in ihrer Allianz geben den Fond der Geſchichte, ſie finden aber immer ihre Signatur im Geiſte, und die Idee, von welcher ſie ſich repräſentieren laſſen, wirkt wieder als Drittes auf ſie ein; Das iſt hauptſächlich in unſeren Tagen der Fall, auch im Mittelalter. Shakſpeare zeigt uns in der Geſchichte nur die Wechſelwirkung von der menſchlichen Natur und den äußern Verhältniſſen — die Idee, das Dritte, tritt nie auf in ſeinen Tragödien; daher eine viel klarere Geſtaltung und etwas Ewiges, Unwandelbares in ſeinen Entwickelungen, da das Menſchliche immer Dasſelbe bleibt zu allen Zeiten. Das iſt auch der Fall bei Homer. Beider Dichter Werke ſind unvergänglich.

Ich glaube nicht, daſs ſie ſo gut ausgefallen wären, wenn ſie eine Zeit darzuſtellen gehabt hätten, wo eine Idee ſich geltend machte, z. B. im Beginne des aufkommenden Chriſtenthums, zur Zeit der Reformation, zur Zeit der Revolution.

*

Bei den Griechen herrſchte Identität des Lebens und der Poeſie. Sie hatten daher keine ſo großen Dichter wie wir, wo das Leben oft den Gegenſatz der Poeſie bildet. Shakſpeare's große Zehe enthält mehr Poeſie, als alle griechiſchen Poeten, mit Ausnahme des Ariſtophanes. Die Griechen waren große Künſtler, nicht Dichter; ſie hatten mehr Kunſtſinn, als Poeſie. In der Plaſtik leiſteten ſie ſo Bedeutendes, eben weil ſie hier nur die Wirklichkeit zu kopieren brauchten, welche Poeſie war und ihnen die beſten Modelle bot.

*

Wie die Griechen das Leben blühend und heiter darſtellten und zur Ausſicht gaben die trübe Schattenwelt des Todes, ſo hingegen iſt nach chriſtlichen Begriffen das jetzige Leben trüb und ſchattenhaft, und erſt nach dem Tode kommt das heitre Blüthenleben. Das mag Troſt im Unglück geben, aber taugt nicht für den plaſtiſchen Dichter. Darum iſt die Ilias ſo heiter jauchzend, das Leben wird um ſo heiterer

erfaſſt, je näher unſre Abfahrt zur zweiten Schattenwelt, z. B. von Achilles.

*

Die Griechen gaben dem Chriſtenthum die Kunſt: — Kunſt des Wortes (Dogmatik und Mythologie) und Kunſt der Sinne (Malerei und Baukunſt). Die gothiſche iſt Nichts als kranke Kunſt. Als ich im Dom von Toulouſe (St. Sernin) doppelt ſah, ſah ich das Centrum gebrochen in der Mitte, und begriff die Entſtehung des gothiſchen Spitzbogens aus dem römiſchen Kreisbogen.

*

Kunſtwerk.

Das ſichbare Werk ſpricht harmoniſch den unſichtbaren Gedanken aus; daher iſt auch Lebekunſt die Harmonie des Handelns und unſrer Geſinnung.

Schön iſt das Kunſtwerk, wenn das Göttliche ſich dem Menſchlichen freundlich zuneigt — Diana küſſt Endymion; erhaben, wenn das Menſchliche ſich zum Göttlichen gewaltſam emporhebt — Prometheus trotzt dem Jupiter, Agamemnon opfert ſein Kind. Die Chriſtusmythe iſt ſchön und erhaben zugleich.

*

In der Kunſt iſt die Form Alles, der Stoff gilt

Nichts. Staub berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denſelben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er laſſe ſich nur die Façon bezahlen, und den Stoff ſchenke er.

*

In Bezug auf die Frage von den eingeborenen Ideen möchte folgende Löſung richtig ſein: Es giebt Menſchen, denen Alles von außen kommt, die ſogenannten Talente, wie Leſſing, erinnernd an Affen, wo die äußere Nachahmung waltet — Nichts iſt in ihrem Geiſte, was ſie nicht durch die Sinne aufgenommen. Es giebt aber auch Menſchen, denen Alles aus der Seele kommt, Genien, wie Rafael, Mozart, Shakſpeare, denen das Gebären aber ſchwerer wird, wie dem ſogenannten Talente. Bei Jenen ein Machen ohne Leben, ohne Innerlichkeit, Mechanismus — bei Dieſen iſt ein organiſches Entſtehen.

*

Das Genie trägt im Geiſte ein Abbild der Natur, und durch dieſe erinnert gebiert es dies Abbild; das Talent bildet die Natur nach, und ſchafft analytiſch, was das Genie ſynthetiſch ſchafft. Es giebt aber auch Charaktere, welche zwiſchen beiden ſchweben.

*

Die Daguerreotypie iſt ein Zeugnis gegen die irrige Anſicht, daſs die Kunſt eine Nachahmung der

Natur sei — die Natur hat selbst den Beweis geliefert, wie wenig sie von der Kunst versteht, wie kläglich es ausfällt, wenn sie sich mit Kunst abgiebt.

*

Philaréte Chasles ordnet als Literarhistoriker die Schriftsteller nicht nach Äußerlichkeiten (Nationalität), Zeitalter, Gattung der Werke [Epos, Drama, Lyrik], sondern nach dem inneren geistigen Princip, nach Wahlverwandtschaft. So will Paracelsus die Blumen nach dem Geruch klassificieren — wie viel sinnreicher, als Linné nach Staubfäden! Wäre es gar so sonderbar, wenn man auch die Literaten nach ihrem Geruch klassificierte? Die, welche nach Tabak, Die, welche nach Zwiebeln riechen u. s. w.

*

Die Sage von dem Bildhauer, dem die Augen ausgestochen wurden, damit er nicht eine ähnliche Statue anfertige, beruht auf demselben Grunde wie die Sitte, nach welcher das Glas, woraus eine hohe Gesundheit getrunken wurde, zerbrochen wird.

*

Ein Skulptor, der zugleich Napoleon und Wellington meißelt, kommt mir vor wie ein Priester, der um zehn Uhr Messe lesen und um zwölf Uhr in der Synagoge singen will — Warum nicht? Er kann es;

aber wo es geschieht, wird man bald weder die Messe noch die Synagoge besuchen.

Den Dichtern wird es noch schwerer, zwei Sprachen zu reden — ach! die meisten können kaum eine Sprache reden.

*

Man preist den dramatischen Dichter, der es versteht, Thränen zu entlocken — Dies Talent hat auch die kümmerlichste Zwiebel, mit dieser theilt er seinen Ruhm.

*

Das Theater ist nicht günstig für Poeten.

*

Eine neue Periode ist in der Kunst angebrochen: Man entdeckt in der Natur dieselben Gesetze, die auch in unserem Menschengeiste walten, man vermenschlicht sie (Novalis), man entdeckt in dem Menschengeiste die Gesetze der Natur, Magnetismus, Elektricität, anziehende und abstoßende Pole (Heinrich von Kleist). Goethe zeigt das Wechselverhältnis zwischen Natur und Mensch; Schiller ist ganz Spiritualist, er abstrahiert von der Natur, er huldigt der kantischen Ästhetik.

*

Goethe's Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch. Solche

Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord; sie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht sich zu konsumieren. Die großmüthige Flamme, die Seele Schiller's loderte mit Aufopfrung — Jede Flamme opfert sich selbst; je schöner sie brennt, desto mehr nähert sie sich der Vernichtung, dem Erlöschen. Ich beneide nicht die stillen Nachtlichtchen, die so bescheiden ihr Dasein fristen.

*

Bei Schiller feiert der Gedanke seine Orgien — nüchterne Begriffe, weinlaubumkränzt, schwingen den Thyrsus, tanzen wie Bacchanten — besoffene Reflexionen.

*

Jacobi, diese greinende, keifende Natur, diese klebrigte Seele, dieser religiöse Wurm, der an der Frucht der Erkenntnis nagte, um uns solche zu verleiden.

*

Die wehmüthig niedergedrückte Zeit, der alles Laute untersagt war und die sich auch vor dem Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüsterte, fand in dieser gedämpften Poesie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtete die alten gebrochenen Thürme mit Wehmuth, und lächelte über das Heimchen, das darin melancholisch zirpte.

*

In den altdäniſchen Romanzen ſind alle Gräber der Liebe Heldengräber, große Felsmaſſen ſind darauf gethürmt mit ſchmerzwilder Rieſenhand. In den Uhland'ſchen Gedichten ſind die Gräber der Liebe mit hübſchen Blümchen, Immortellen und Kreuzchen verziert, wie von Händen gefühlvoller Predigerstöchter.

Die Helden der „Kämpeviſer" ſind Normannen, die Helden des Uhland ſind immer Schwaben, und zwar Gelbfüßler.

*

Die Sonettenwuth graſſirt ſo in Deutſchland, daſs man eine Sonettenſteuer einrichten ſollte.

*

Clauren iſt jetzt in Deutſchland ſo berühmt, daſs man in keinem Bordell eingelaſſen wird, wenn man ihn nicht geleſen hat.

*

Auffenberg hab' ich nicht geleſen — ich denke: er iſt ungefähr wie Arlincourt, den ich auch nicht geleſen habe.

*

Wir haben das körperliche Indien geſucht, und haben Amerika gefunden; wir ſuchen jetzt das geiſtige Indien — was werden wir finden?

*

Es iſt zu wünſchen, daſs ſich das Genie des Sans-

kritſtudiums bemächtige; thut es der Notizengelehrte, ſo bekommen wir blos ein gutes Kompendium.

*

Die epiſchen Gedichte der Indier ſind ihre Geſchichte; doch können wir ſie erſt dann zur Geſchichte benutzen, wenn wir die Geſetze entdeckt haben, nach welchen die Indier das Geſchehene ins phantaſtiſch Poetiſche umwandelten. Dies iſt uns noch nicht bei der Mythologie der Griechen gelungen, doch mag es bei Dieſen ſchwerer ſein, weil Dieſe das Geſchehene beſtändig zur Fabel ausbildeten in immer beſtimmterer Plaſtik. Bei den Indiern hingegen bleibt die phantaſtiſche Umbildung immer noch Symbol, das das Unendliche bedeutet und nicht nach Dichterlaune in beſtimmtern Formen ausgemeißelt wird.

*

Die Mahabaratas, Ramayanas und ähnliche Rieſenfragmente ſind geiſtige Mammuthsknochen, die auf dem Himalaya zurückgeblieben.

*

Der Indier konnte nur ungeheuer große Gedichte liefern, weil er Nichts aus dem Weltzuſammenhang ſchneiden konnte, wie überhaupt der Anſchauungsmenſch. Die ganze Welt iſt ihm ein Gedicht, wovon der Mahabarata nur ein Kapitel. — Vergleich der indiſchen mit unſerer Myſtik: dieſe übt den Scharf-

ſinn an Zertheilung und Zuſammenſetzung der Materie, bringt es aber nicht zum Begriff. — Anſchauungsideen ſind Etwas, das wir gar nicht kennen. Die indiſche Muſe iſt die träumende Prinzeſſin der Märchen.

*

Goethe, im Anfang des „Fauſts", benutzt die „Sakontala."

*

Wie überhaupt jeder einen beſtimmten Gegenſtand in der Sinnenwelt auf eine andere Weiſe ſieht, ſo ſieht auch Jeder in einem beſtimmten Buche etwas Anderes, als der Andere. Folglich muß auch der Überſetzer ein geiſtig begabter Menſch ſein, denn er muſs im Buche das Bedeutendſte und Beſte ſehen, um Dasſelbe wieder zu geben. Den Wortverſtand, den körperlichen Sinn kann Jeder überſetzen, der eine Grammatik geleſen und ein Wörterbuch ſich angeſchafft hat. Nicht kann aber der Geiſt von Jedem überſetzt werden. Möchte Dies nur bedenken jener nüchterne, proſaiſche Überſetzer Scott'ſcher Romane, der ſo ſehr prahlt mit ſeiner Überſetzungstreue! Wie es auf den Geiſt ankommt, beweiſe zunächſt Forſter's Wiederüberſetzung der „Sakontala."

*

In der Zeit der Romantiker liebte man in der

Blume nur den Duft — in unsrer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktischen, zur Prosa, zum Hausbackenen.

*

Der Hauptzug der jetzigen Dichter ist Gesundheit — westfälische, östreichische, ja ungarische Gesundheit.

*

Die höchsten Blüthen des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blüthezeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe; Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte Welt stürzt die rohe Thatsache, der Dampfwagen der Eisenbahn giebt uns eine zittrige Gemüthserschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht.

*

Unsre Lyrik ist ein Produkt des Spiritualismus, obgleich der Stoff sensualistisch: die Sehnsucht des isolierten Geistes nach Verschmelzung mit der Erscheinungswelt, to mingle with nature. Mit dem Sieg des Sensualismus muss diese Lyrik aufhören, es entsteht Sehnsucht nach dem Geist: Sentimentalität, die immer dünner verdämmert, nihilistische

Pimperlichkeit, hohler Phraſennebel, eine Mittelſtation zwiſchen Geweſen und Werden, Tendenzpoeſie.

*

Der harmloſe Dichter, der plötzlich politiſch wird, erinnert mich an das Kind in der Wiege: „Vater iſs nicht, was die Mutter gekocht!“

*

So wie die Demokratie wirklich zur Herrſchaft gelangt, hat alle Poeſie ein Ende. Der Übergang zu dieſem Ende iſt die Tendenzpoeſie. Deſshalb — nicht bloß, weil ſie ihrer Tendenz dient — wird die Tendenzpoeſie von der Demokratie begünſtigt. Sie wiſſen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poeſie ein Ende.

*

In der Poetenwelt iſt der tiers état nicht nützlich, ſondern ſchädlich.

*

Die Demokratie führt das Ende der Literatur herbei: Freiheit und Gleichheit des Stils. Jedem ſei er erlaubt, nach Willkür, alſo ſo ſchlecht er wolle, zu ſchreiben, und doch ſoll kein Andrer ihn ſtiliſtiſch überragen und beſſer ſchreiben dürfen.

*

Demokratiſcher Haſs gegen die Poeſie — der Parnaſs ſoll geebnet werden, nivellirt, macadamiſirt,

und wo einſt der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauſcht, wird bald eine platte Landſtraße ſein, eine Eiſenbahn, wo der Dampfkeſſel wiehert und der geſchäftigen Geſellſchaft vorüber eilt.

Demokratiſche Wuth gegen das Beſingen der Liebe — Warum die Roſe beſingen, Ariſtokrat! beſing die demokratiſche Kartoffel, die das Volk nährt!

*

In einer vorwiegend politiſchen Zeit wird ſelten ein reines Kunſtwerk entſtehen. Der Dichter in ſolcher Zeit gleicht dem Schiffer auf ſtürmiſchem Meere, welcher fern am Strande ein Kloſter auf einer Felsklippe ragen ſieht; die weißen Nonnen ſtehen dort ſingend, aber der Sturm überſchrillt ihren Geſang.

*

Die Werke gewiſſer Lieblingsſchriftſteller des Tages ſind ein Steckbrief der Natur, keine Beſchreibung.

*

Es iſt nicht der arme Unger Nimbſch oder der Handlungsbefliſſene aus Lippe-Detmold, welcher das ſchöne Gedicht hervorgebracht, ſondern der Weltgeiſt. Nur dieſem gebührt der Ruhm und es iſt lächerlich, wenn Jene ſich etwas darauf einbilden, etwa wie der Père Rachel auf den Succeſs ſeiner Töchter — da ſteht ein alter Jude im Parterre des Théâtre français

und glaubt, er sei Iphigenie oder Andromache, es sei seine Deklamation, welche alle Herzen rühre, und applaudiert man, so verbeugt er sich mit erröthendem Antlitz.

*

Savigny ein Römer? Nein, ein Bedienter des römischen Geistes, un valet du romanisme.

*

Savigny's Eleganz des Stils gleicht dem klebrigten Silberschleim, den die Insekten auf dem Boden zurücklassen, worüber sie hingekrochen.

*

Mit den Werken Johannes von Müller's geht es wie mit Klopstock — Keiner liest ihn, Jeder spricht mit Respekt von ihm. Es ist unser großer Historiker wie Jener unser großer Epiker war, den wir dem Auslande mit Stolz entgegensetzten. Er ist steiflangweilig — Alpen und keine Idee darauf. Wir glaubten ein Epos und einen Historiker zu haben.

*

Raumer ist das raisonnierende Leder, — der literarische Laufbursche der Brockhausischen Buchhandlung — wenn er älter, wird er ein Ladenhüter.

*

Gervinus' Literaturgeschichte.

Die Aufgabe war: was H. Heine in einem kleinen

Büchlein voll Geist gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geist zu geben — die Aufgabe ist gut gelöst.

*

Historiker, welche selbst alle Geschichte machen wollen, gleichen den Komödianten in Deutschland, welche die Wuth hatten, selbst Stücke zu schreiben. Haller bemerkt, daſs man desto besser spiele, je schlechter das Stück — schrieben sie schlecht, um sich als gute Schauspieler zu zeigen? oder spielten sie schlecht, um als gute Schriftsteller zu scheinen? Dasselbe könnte man bei unsern Historikern fragen.

*

Hütet euch vor Hengstenberg — Der stellt sich nur so dumm, Das ist ein Brutus, der einst die Maske fallen läſst, sich vernunftgläubig zeigt und euer Reich stürzt.

*

Ruge ist der Philister, welcher sich mal unparteiisch im Spiegel betrachtet und gestanden hat, daſs der Apoll vom Belvedere doch schöner sei. — Er hat die Freiheit schon im Geiste, sie will ihm aber noch nicht in die Glieder, und wie sehr er auch für hellenische Nacktheit schwärmt, kann er sich doch nicht entschließen, die barbarisch modernen Beinkleider, oder gar die christlich germanischen Unterhosen der Sittlichkeit auszuziehen. Die Grazien sehen lächelnd diesem inneren Kampfe zu.

*

Jakob Venedey.

Die Natur erſchuf dich zum Abtrittsfeger — Schäme dich Deſſen nicht, deutſcher Patriot! es ſind die Latrinen eines deutſchen Vaterlands, die du fegſt.

*

Ich werde von ihm ſchweigen, kann ihn als komiſche Figur nicht gebrauchen, wie Maßmann. Der Spaß war, daß dieſer Latein verſtand — Venedey aber verſteht's nicht; Langweiligkeit iſt nicht komiſch.

*

König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in ſeiner Walhalla. Man darf's ihm nicht verübeln, er fühlt im Herzen, daß wenn Luther eine Walhalla gebaut, er ihn als Dichter nicht darin aufgenommen hätte.

*

Die Eſte, Medicis, Gonzagas, Scalas ſind berühmt als Mäcene. Unſre Fürſten haben gewiß eben ſo guten Willen, aber es fehlt ihnen die Bildung, die wahren Talente und Genies heraus zu ſuchen — denn Dieſe melden ſich nicht bei ihren Kammerdienern — Sie protegieren nur Solche, die mit ihnen ſelbſt auf gleicher Bildungsſtufe ſtehen, und wie man die italiäniſchen Fürſten kennt, indem man bloß zu nennen braucht, wer ihre Protegés waren, ſo wird man einſt die unſern gleich kennen, wenn man die Männer

nennt, denen ſie Doſen, Becher, Penſionen und Orden verliehen. Man ſagt, es ſei von großen Schriftſtellern unklug, die obskuren — und ſei es auch durch bittere Schilderung — auf die Nachwelt zu bringen; aber wir thun es zur Schande ihrer Mäcene.

*

Dieſe Menſchen müſſen Stockſchläge im Leben haben; denn nach ihrem Tode kann man ſie nicht beſtrafen, man kann ihren Namen nicht ſchmähen, nicht fletrieren, nicht brandmarken — denn ſie hinterlaſſen keinen Namen.

*

Wolfgang Menzel iſt der witzigſte Kopf — es wird intereſſant und wichtig für die Wiſſenſchaft ſein, wenn man an ſeinem Schädel einſt phrenologiſche Unterſuchungen machen kann. Ich wünſche, daſs man ihm den Kopf ſchone, wenn man ihn prügelt, damit die Beulen, die neu ſind, nicht für Witz und Poeſie gehalten werden.

*

Und dieſer unwiſſende Haſe gebärdet ſich als der Champion des deutſchen Volks, des tapferſten und gelehrteſten Volks, eines Volks, das auf tauſend Schlachtfeldern ſeinen Muth und in hunderttauſend Büchern ſeinen Tiefſinn bewieſen hat, ein Volk, deſſen breite Bruſt mit glorreichen Narben bedeckt

iſt und über deſſen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahin gezogen und die ehrwürdigſten Furchen hinterlaſſen haben!

*

Gutzkow.

Die Natur war ſehr beſcheiden, als ſie ihn ſchuf, ihn, den Unbeſcheidenſten.

Er hat Heine nachahmen wollen, aber es fehlte ihm an aller Poeſie, und er brachte es nur bis zur Nachahmung Börne's. Seine Darſtellung und Sprache hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig auf der Lauer, um die Tagesſchwächen des Publikums zu erſpähen, ſie in ſeinem Privatintereſſe auszubeuten. Jenen Schwächen huldigend und ſchmeichelnd, darf er immerhin Talent, Kenntniſſe und Charakter entbehren, er weiß es. Er giebt dem Publikum keine eignen Impulſionen, ſondern er empfängt ſie von demſelben; er zieht die Livree der Tagesidee an, er iſt ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er katzenbuckelt und verlangt ſein Trinkgeld.

*

Gisquet erzählt im dritten Theil ſeiner Memoiren von dem Polizeiagenten, welcher den Dieb erräth, der die Medaillen geſtohlen, wegen der feinen Arbeit des Erbrechens: das gut geflochtene Seil, das Stück

Wachslicht in der Diebslaterne ſtatt des Talgs — So errathe ich Herrn** in dem anonymen Artikel.

*

Warum ſollte ich jetzt widerſprechen? In wenigen Jahren bin ich todt, und dann muſs ich mir alle Lügen doch gefallen laſſen. ** hat nicht zu fürchten, daſs man nach ſeinem Tode Lügen von ihm ſagt.

*

Grabbe's „Gothland."

Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häſslicher Gedanken, wie ein Zug Galeerenſklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt ſie an der Kette in das Bagno der Poeſie.

*

Freiligrath.

Das Weſen der neueren Poeſie ſpricht ſich vor Allem in ihrem paraboliſchen Charakter aus. Ahnung und Erinnerung ſind ihr hauptſächlicher Inhalt. Mit dieſen Gefühlen korreſpondiert der Reim, deſſen muſikaliſche Bedeutung beſonders wichtig iſt. Seltſame, fremdgrelle Reime ſind gleichſam eine reichere Inſtrumentation, die aus der wiegenden Weiſe ein Gefühl beſonders hervortreten laſſen ſoll, wie ſanfte Waldhornlaute durch plötzliche Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhn-

lichen Reime zu benutzen zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei Letzterem zeigt sich schon der Übergang in den komischen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beständiger Janitscharenmusik, die aus einem Fabrikantenirrthume entspringt. Seine schönen Reime sind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath ist ein Uneingeweihter in das Geheimnis, er besitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entspringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke ist Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eignen Gemüthes, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied — Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich so nennen; halb episch, halb lyrisch) participiert mehr oder minder vom Liede, selbst in den breitesten Rhythmen — nicht so bei Freiligrath; sein Wohllaut ist meistens rhetorischer Art.

Es existirt eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Freiligrath und Platen. Dieser hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt musikalischer, aber ihm fehlt die Cäsur, die Freiligrath besser hat, weil er gesunder fühlt — Cäsur ist der

Herzſchlag des dichtenden Geiſtes und läſſt ſich nicht nachahmen, wie Wohllaut.

Freiligrath ahmt Victor Hugo nach. Er iſt Genremaler, er giebt Genrebilder des Meeres, nicht Hiſtorienbilder des lebendigen Oceans. Seine morgenländiſchen Genrebilder ſind türkiſche Holländerei.

Sein Charakter iſt die Sehnſucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in ſüdliche Zuſtände. Aber der Orient iſt ihm nicht aufgegangen in ſeiner Poeſie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorſchwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tauſend und eine Nacht" uns zuſammengeträumt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poeſie-Orient — Nein, er iſt exakt wie Burkhardt und Niebuhr, ſeine Gedichte ſind ein Appendix zum Cotta'ſchen „Ausland", und die Verlagshandlung hat ſeine Kenntnis der Geographie und Völkerkunde ſehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher ſein Werth für die große Maſſe, die nach realiſtiſcher Koſt verlangt; ſeine Anerkennung iſt ein bedenkliches Zeichen einreißender Proſa.

*

Die deutſche Sprache an ſich iſt reich, aber in der deutſchen Konverſation gebrauchen wir nur den zehnten Theil dieſes Reichthums, faktiſch ſind wir alſo ſprucharm.

Pimperlichkeit, hohler Phrasennebel, eine Mittelstation zwischen Gewesen und Werden, Tendenzpoesie.

*

Der harmlose Dichter, der plötzlich politisch wird, erinnert mich an das Kind in der Wiege: „Vater iss nicht, was die Mutter gekocht!"

*

So wie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat alle Poesie ein Ende. Der Übergang zu diesem Ende ist die Tendenzpoesie. Deshalb — nicht bloß, weil sie ihrer Tendenz dient — wird die Tendenzpoesie von der Demokratie begünstigt. Sie wissen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poesie ein Ende.

*

In der Poetenwelt ist der tiers état nicht nützlich, sondern schädlich.

*

Die Demokratie führt das Ende der Literatur herbei: Freiheit und Gleichheit des Stils. Jedem sei er erlaubt, nach Willkür, also so schlecht er wolle, zu schreiben, und doch soll kein Andrer ihn stilistisch überragen und besser schreiben dürfen.

*

Demokratischer Hass gegen die Poesie — der Parnass soll geebnet werden, nivellirt, macadamisirt,

und wo einſt der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauſcht, wird bald eine platte Landſtraße ſein, eine Eiſenbahn, wo der Dampfkeſſel wiehert und der geſchäftigen Geſellſchaft vorüber eilt.

Demokratiſche Wuth gegen das Beſingen der Liebe — Warum die Roſe beſingen, Ariſtokrat! beſing die demokratiſche Kartoffel, die das Volk nährt!

*

In einer vorwiegend politiſchen Zeit wird ſelten ein reines Kunſtwerk entſtehen. Der Dichter in ſolcher Zeit gleicht dem Schiffer auf ſtürmiſchem Meere, welcher fern am Strande ein Kloſter auf einer Felsklippe ragen ſieht; die weißen Nonnen ſtehen dort ſingend, aber der Sturm überſchrillt ihren Geſang.

*

Die Werke gewiſſer Lieblingsſchriftſteller des Tages ſind ein Steckbrief der Natur, keine Beſchreibung.

*

Es iſt nicht der arme Unger Nimbſch oder der Handlungsbefliſſene aus Lippe-Detmold, welcher das ſchöne Gedicht hervorgebracht, ſondern der Weltgeiſt. Nur dieſem gebührt der Ruhm und es iſt lächerlich, wenn Jene ſich etwas darauf einbilden, etwa wie der Père Rachel auf den Succeſs ſeiner Tochter — da ſteht ein alter Jude im Parterre des Theatre français

und glaubt, er sei Iphigenie oder Andromache, es sei seine Deklamation, welche alle Herzen rühre, und applaudiert man, so verbeugt er sich mit erröthendem Antlitz.

*

Savigny ein Römer? Nein, ein Bedienter des römischen Geistes, un valet du romanisme.

*

Savigny's Eleganz des Stils gleicht dem klebrigten Silberschleim, den die Insekten auf dem Boden zurücklassen, worüber sie hingekrochen.

*

Mit den Werken Johannes von Müller's geht es wie mit Klopstock — Keiner liest ihn, Jeder spricht mit Respekt von ihm. Es ist unser großer Historiker wie Jener unser großer Epiker war, den wir dem Auslande mit Stolz entgegensetzten. Er ist steiflangweilig — Alpen und keine Idee darauf. Wir glaubten ein Epos und einen Historiker zu haben.

*

Raumer ist das raisonnierende Leder, — der literarische Laufbursche der Brockhausischen Buchhandlung — wenn er älter, wird er ein Ladenhüter.

*

Gervinus' Literaturgeschichte.

Die Aufgabe war: was H. Heine in einem kleinen

Büchlein voll Geist gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geist zu geben — die Aufgabe ist gut gelöst.

*

Historiker, welche selbst alle Geschichte machen wollen, gleichen den Komödianten in Deutschland, welche die Wuth hatten, selbst Stücke zu schreiben. Haller bemerkt, daſs man desto besser spiele, je schlechter das Stück — schrieben sie schlecht, um sich als gute Schauspieler zu zeigen? oder spielten sie schlecht, um als gute Schriftsteller zu scheinen? Dasselbe könnte man bei unsern Historikern fragen.

*

Hütet euch vor Hengstenberg — Der stellt sich nur so dumm, Das ist ein Brutus, der einst die Maske fallen läſst, sich vernunftgläubig zeigt und euer Reich stürzt.

*

Ruge ist der Philister, welcher sich mal unparteiisch im Spiegel betrachtet und gestanden hat, daſs der Apoll vom Belvedere doch schöner sei. — Er hat die Freiheit schon im Geiste, sie will ihm aber noch nicht in die Glieder, und wie sehr er auch für hellenische Nacktheit schwärmt, kann er sich doch nicht entschließen, die barbarisch modernen Beinkleider, oder gar die christlich germanischen Unterhosen der Sittlichkeit auszuziehen. Die Grazien sehen lächelnd diesem inneren Kampfe zu.

*

Jakob Venedey.

Die Natur erſchuf dich zum Abtrittsfeger — Schäme dich Deſſen nicht, deutſcher Patriot! es ſind die Latrinen eines deutſchen Vaterlands, die du fegſt.

*

Ich werde von ihm ſchweigen, kann ihn als komiſche Figur nicht gebrauchen, wie Maſsmann. Der Spaß war, daſs dieſer Latein verſtand — Venedey aber verſteht's nicht; Langweiligkeit iſt nicht komiſch.

*

König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in ſeiner Walhalla. Man darf's ihm nicht verübeln, er fühlt im Herzen, daſs wenn Luther eine Walhalla gebaut, er ihn als Dichter nicht darin aufgenommen hätte.

*

Die Eſte, Medicis, Gonzagas, Scalas ſind berühmt als Mäcene. Unſre Fürſten haben gewiſs eben ſo guten Willen, aber es fehlt ihnen die Bildung, die wahren Talente und Genies heraus zu ſuchen — denn Dieſe melden ſich nicht bei ihren Kammerdienern — Sie protegieren nur Solche, die mit ihnen ſelbſt auf gleicher Bildungsſtufe ſtehen, und wie man die italiäniſchen Fürſten kennt, indem man bloß zu nennen braucht, wer ihre Protegés waren, ſo wird man einſt die unſern gleich kennen, wenn man die Männer

nennt, denen ſie Doſen, Becher, Penſionen und Orden verliehen. Man ſagt, es ſei von großen Schriftſtellern unklug, die obskuren — und ſei es auch durch bittere Schilderung — auf die Nachwelt zu bringen; aber wir thun es zur Schande ihrer Mäcene.

*

Dieſe Menſchen müſſen Stockſchläge im Leben haben; denn nach ihrem Tode kann man ſie nicht beſtrafen, man kann ihren Namen nicht ſchmähen, nicht fletrieren, nicht brandmarken — denn ſie hinterlaſſen keinen Namen.

*

Wolfgang Menzel iſt der witzigſte Kopf — es wird intereſſant und wichtig für die Wiſſenſchaft ſein, wenn man an ſeinem Schädel einſt phrenologiſche Unterſuchungen machen kann. Ich wünſche, daſs man ihm den Kopf ſchone, wenn man ihn prügelt, damit die Beulen, die neu ſind, nicht für Witz und Poeſie gehalten werden.

*

Und dieſer unwiſſende Haſe gebärdet ſich als der Champion des deutſchen Volks, des tapferſten und gelehrteſten Volks, eines Volks, das auf tauſend Schlachtfeldern ſeinen Muth und in hunderttauſend Büchern ſeinen Tiefſinn bewieſen hat, ein Volk, deſſen breite Bruſt mit glorreichen Narben bedeckt

iſt und über deſſen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahin gezogen und die ehrwürdigſten Furchen hinterlaſſen haben!

*

Gutzkow.

Die Natur war ſehr beſcheiden, als ſie ihn ſchuf, ihn, den Unbeſcheidenſten.

Er hat Heine nachahmen wollen, aber es fehlte ihm an aller Poeſie, und er brachte es nur bis zur Nachahmung Börne's. Seine Darſtellung und Sprache hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig auf der Lauer, um die Tagesſchwächen des Publikums zu erſpähen, ſie in ſeinem Privatintereſſe auszubeuten. Jenen Schwächen huldigend und ſchmeichelnd, darf er immerhin Talent, Kenntniſſe und Charakter entbehren, er weiß es. Er giebt dem Publikum keine eignen Impulſionen, ſondern er empfängt ſie von demſelben; er zieht die Livree der Tagesidee an, er iſt ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er katzenbuckelt und verlangt ſein Trinkgeld.

*

Gisquet erzählt im dritten Theil ſeiner Memoiren von dem Polizeiagenten, welcher den Dieb erräth, der die Medaillen geſtohlen, wegen der feinen Arbeit des Erbrechens: das gut geflochtene Seil, das Stück

Wachslicht in der Diebslaterne ſtatt des Talgs — So errathe ich Herrn** in dem anonymen Artikel.

*

Warum ſollte ich jetzt widerſprechen? In wenigen Jahren bin ich todt, und dann muſs ich mir alle Lügen doch gefallen laſſen. ** hat nicht zu fürchten, daſs man nach ſeinem Tode Lügen von ihm ſagt.

*

Grabbe's „Gothland."

Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häſslicher Gedanken, wie ein Zug Galeerenſklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt ſie an der Kette in das Bagno der Poeſie.

*

Freiligrath.

Das Weſen der neueren Poeſie ſpricht ſich vor Allem in ihrem paraboliſchen Charakter aus. Ahnung und Erinnerung ſind ihr hauptſächlicher Inhalt. Mit dieſen Gefühlen korreſpondiert der Reim, deſſen muſikaliſche Bedeutung beſonders wichtig iſt. Seltſame, fremdgrelle Reime ſind gleichſam eine reichere Inſtrumentation, die aus der wiegenden Weiſe ein Gefühl beſonders hervortreten laſſen ſoll, wie ſanfte Waldhornlaute durch plötzliche Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhn-

lichen Reime zu benutzen zu grell barocken Effekten; auch Schlegel und Byron — bei Letzterem zeigt sich schon der Übergang in den komischen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beständiger Janitscharenmusik, die aus einem Fabrikantenirrthume entspringt. Seine schönen Reime sind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath ist ein Uneingeweihter in das Geheimnis, er besitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entspringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke ist Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eignen Gemüthes, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied — Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich so nennen; halb episch, halb lyrisch) participiert mehr oder minder vom Liede, selbst in den breitesten Rhythmen — nicht so bei Freiligrath; sein Wohllaut ist meistens rhetorischer Art.

Es existirt eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Freiligrath und Platen. Dieser hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt musikalischer, aber ihm fehlt die Cäsur, die Freiligrath besser hat, weil er gesunder fühlt — Cäsur ist der

Herzschlag des dichtenden Geistes und lässt sich nicht nachahmen, wie Wohllaut.

Freiligrath ahmt Victor Hugo nach. Er ist Genremaler, er giebt Genrebilder des Meeres, nicht Historienbilder des lebendigen Oceans. Seine morgenländischen Genrebilder sind türkische Holländerei.

Sein Charakter ist die Sehnsucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in südliche Zustände. Aber der Orient ist ihm nicht aufgegangen in seiner Poesie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorschwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tausend und eine Nacht" uns zusammengeträumt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poesie-Orient — Nein, er ist exakt wie Burkhardt und Niebuhr, seine Gedichte sind ein Appendix zum Cotta'schen „Ausland", und die Verlagshandlung hat seine Kenntnis der Geographie und Völkerkunde sehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher sein Werth für die große Masse, die nach realistischer Kost verlangt; seine Anerkennung ist ein bedenkliches Zeichen einreißender Prosa.

*

Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Konversation gebrauchen wir nur den zehnten Theil dieses Reichthums, faktisch sind wir also sprucharm.

Die französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen Alles, was sie enthält, in der Konversation auszubeuten, und sie sind daher sprachreich in der That.

Nur in der Literatur zeigen die Deutschen ihren ganzen Sprachschatz, und die Franzosen, davon geblendet, denken, Wunders wie glänzend wir zu Hause — sie haben auch keinen Begriff davon, wie wenig Gedanken bei uns im Umlauf zu Hause. Bei den Franzosen just das Gegentheil: mehr Ideen in der Gesellschaft, als in den Büchern, und die Geistreichsten schreiben gar nicht oder bloß zufällig.

*

Voltair hebt sich kühn empor, ein vornehmer Adler, der in die Sonne schaut — Rousseau ist ein edler Stern, der aus der Höhe niederblickt; er liebt die Menschen von oben herab.

*

Voltaire huldigt (man lese seine Dedikation des „Mahomed") dem Papste ironisch und freiwillig.

Rousseau konnte nicht dazu gebracht werden, sich dem Könige präsentieren zu lassen — sein Instinkt leitete ihn richtig; er war der Enthusiasmus, der sich nicht abfinden kann.

*

Die älteren französischen Schriftsteller hatten

einen beſtimmten Standpunkt: Licht und Schatten ſind immer richtig, nach den Geſetzen des Standpunkts. Die neueren Schriftſteller ſpringen von einem Standpunkt auf den anderen, und in ihren Gemälden iſt eine widerwärtige Konfuſion von Licht und Schatten — hier eine Bemerkung, die der pantheiſtiſchen Weltanſicht angehört, dort ein Gefühl, das aus dem Materialismus hervorgeht, Zweifel und Glaube ſich kreuzend, — eine Harlekinsjacke.

*

In der franzöſiſchen Literatur herrſcht jetzt ein ausgebildeter Plagiatismus. Hier hat ein Geiſt die Hand in der Taſche des andern, und Das giebt ihnen einen gewiſſen Zuſammenhang. Bei dieſem Talent des Gedankendiebſtahls, wo Einer dem Andern den Gedanken ſtiehlt, ehe er noch ganz gedacht, wird der Geiſt Gemeingut — In der république des lettres iſt Gedankengütergemeinſchaft.

*

Die neufranzöſiſche Literatur gleicht den Reſtaurants des Palais-royal — Wenn man in der Küche gelauſcht, die Ingredienzen der Gerichte und ihre Zubereitung geſehen, würde man den Appetit verlieren — der ſchmutzige Koch zieht Handſchuh an, wenn er auf blanker Schüſſel ſein Gemätſch aufträgt.

*

Die französischen Autoren der Gegenwart gleichen den Restaurants, wo man für zwei Franks zu Mittag speist. Anfangs munden ihre Gerichte, später entdeckt man, daſs sie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und schon alt oder verfault bezogen.

*

Die neufranzösischen Romantiker sind Dilettanten des Christenthums, sie schwärmen für die Kirche, ohne ihrem Symbol gehorsam anzuhängen, sie sind catholiques marrons.

*

Sollte es wahr sein, daſs Frankreich zum Christenthume zurückverlangt? Ist Frankreich so krank? Es lässt sich Märchen erzählen — Will es sich auf dem Sterbebett bekehren? Verlangt es die Sakramente? Gebrechlichkeit, dein Name ist Mensch!

*

Chateaubriand will das Christenthum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt, predigen. Er befindet sich im umgekehrten Falle wie der neapolitanische Kapuziner, der den Leuten das Kreuz vorhält: „Ecco il vero policinello!“ Chateaubriand ist ein Polichinell, der seine Marotte den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“

*

Chateaubriand ist ein Faselhans, Royalist durch

Princip, Republikaner durch Inklination, ein Ritter, der eine Lanze bricht für die Keuschheit jeder Lilje, und statt Mambrin's Helm eine rothe Mütze trägt mit einer weißen Kokarde.

*

Büffon sagt, der Stil sei der Mensch selbst. Vilemain ist eine lebende Widerlegung dieses Axioms, sein Stil ist schön, wohlgewachsen und reinlich.

*

Wenn man, wie Charles Nodier, in seiner Jugend mehrmals guillotiniert worden, ist es sehr natürlich, daß man im Alter keinen Kopf mehr hat.

*

Blaze de Bury beobachtet die kleinen Schriftsteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas.

*

Amaury ist der Patron der Schriftstellerinnen, er hilft den Dürftigen, er ist ihr petit mandeau blanc, ihr Beichtiger, seine Artikel sind eine kleine Sakristei, wo sie verschleiert hinein schleichen, sogar die Todten beichten ihm ihre Sünden, Eva gesteht ihm Dinge, die ihr die Schlange gesagt und wovon wir Nichts erfuhren, weil sie solche dem Adam verschwieg.

Er ist kein Kritiker für große, aber für kleine

Schriftsteller — Walfische haben keinen Platz unter seiner Lupe, wohl aber interessante Flöhe.

*

Bei Léon Gozlan tödtet nicht der Buchstabe, sondern der Geist.

*

Michel Chevalier ist Konservateur und Progressivster zugleich — mit der einen Hand stützt er das alte Gebäude, damit es nicht den Leuten auf den Kopf stürze, mit der andern zeichnet er den Riss für das neue, größere Gesellschaftsgebäude der Zukunft.

*

Man könnte Thierry mit Merlin vergleichen: Er liegt wie lebendig begraben, der Leib existiert nicht mehr, nur die Stimme ist geblieben — Der Historiker ist immer ein Merlin, er ist die Stimme einer begrabenen Zeit, man befragt ihn und er giebt Antwort, der rückwärts schauende Prophet.

*

Die französische Kunst ist eine Nachbildung des Realen. Da aber die Franzosen seit fünfzig Jahren so viel erleben und sehen konnten, so sind ihre Kunstwerke durch die Nachbildung des Erlebten und Gesehenen viel bedeutender, als die Werke deutscher Künstler, die nur durch Seelentraum zu ihren Anschauungen gelangten.

Nur in der Architektur, wo die Natur nicht nachgebildet werden kann, sind die Franzosen zurück.

In der Musik geben sie den Ton ihrer Nationalität: Verstand und Sentimentalität, Geist und Grazie; — im Drama: Passion. Der Eklekticismus in der Musik wurde durch Meyerbeer eingeführt.

*

Meyerbeer ist der musikalische maître de plaisir der Aristokratie.

*

Meyerbeer ist ganz Jude geworden. Wenn er wieder nach Berlin in seine früheren Verhältnisse zurücktreten will, muss er sich erst taufen lassen.

*

Rossini's „Othello" ist ein Vesuv, der strahlende Blumen speit.

Der Schwan von Pesaro hat das Gänsegeschnatter nicht mehr ertragen können.

Aufhören der Poesie im Künstler — der Kranz schwindet ihm vom Haupte.

Sein Pasticcio hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der spanischen Galerie, der als Leiche die Psalmen schreibt. Es fröstelt Einen, wie beim Anfühlen einer Statue.

*

Alle Bilder Ary Scheffer's zeigen ein Herausſehnen aus dem Diesſeits, ohne an ein Jenſeits recht zu glauben — vaporöſe Skepſis.

*

Leſſing ſagt: „Hätte man Rafael die Hände abgeſchnitten, ſo wär' er doch ein Maler geweſen.“ In derſelben Weiſe können wir ſagen: Schnitte man Herrn ** den Kopf ab, er bliebe doch ein Maler, er würde weiter malen, ohne Kopf, und ohne daß man merkte, daß er keinen Kopf hätte.

*

Shakſpeare hat die dramatiſche Form von den Zeitgenoſſen; Unterſcheidung dieſer Form von der franzöſiſchen.

Den Stoff ſeiner Dramen hat er immer bis ins Detail entlehnt; ſogar die rohen Umriſſe, wie die erſten Ausmeißelungen des Bildhauers, behält er.

Iſt die Theilung der Arbeit auch im geiſtigen Producieren vortheilhaft? Das Höchſte wird nur dadurch erreicht.

Wie Homer nicht allein die Ilias gemacht, hat auch Shakſpeare nicht allein ſeine Tragödien geliefert — er gab nur den Geiſt, der die Vorarbeiten beſeelte.

Bei Goethe ſehen wir Ähnliches — ſeine Plagiate.

*

Junius ist der Ritter der Freiheit, der mit geschlossenem Visier gekämpft.

*

Dante ist der öffentliche Ankläger der Poesie.

IV. Staat und Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist immer Republik — die Einzelnen streben immer empor und die Gesammtheit drängt sie zurück.

*

Bei den Alten rühmen sich die Patrioten beständig, z. B. Cicero. Auch die Neueren machen es zur Zeit der höchsten Freiheit eben so, z. B. Robespierre, Camille Desmoulins ꝛc. Kommt bei uns diese Zeit, so werden wir uns gleichfalls rühmen. Die Ruhmlosen haben gewiſs Recht, wenn sie die Bescheidenheit predigen. Es wird ihnen so leicht, diese Tugend auszuüben, sie kostet ihnen keine Überwindung, und durch ihre Allgemeinheit bemerkt man nicht ihre Thatenlosigkeit.

*

Man muſs ganz Deutschland kennen, ein Stück ist

[illegible]

*

[illegible]

*

[illegible]

*

[illegible]

*

[illegible]

*

Bediente, die keinen Herrn haben, sind darum doch keine freie Menschen — die Dienstbarkeit ist in ihrer Seele.

*

Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht, ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das

bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtſchaft iſt in ihm ſelbſt, in ſeiner Seele; ſchlimmer als die materielle Sklaverei iſt die ſpiritualiſierte. Man muſs die Deutſchen von innen befreien, von außen hilft Nichts.

*

Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegt, bellt mit dem H.....n — Das Denken auf Umweg äußert ſich noch miſsduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks.

*

Die Deutſchen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität, kommen aber damit zu ſpät. Wenn ſie dieſelbe fertig haben, wird das Nationalitätsweſen in der Welt aufgehört haben und ſie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müſſen, ohne wie Franzoſen oder Britten Nutzen davon gezogen zu haben.

*

Ich betrachtete den Dombau immer als ein Spielzeug; ich dachte: ein Rieſenkind, wie das deutſche Volk, bedarf ebenfalls eines ſo koloſſalen Spielzeugs wie der Kölner Dom iſt — aber jetzt denk' ich anders. Ich glaube nicht mehr, daſs das deutſche Volk ein Rieſenkind: jedenfalls iſt es kein Kind mehr, es iſt ein großer Junge, der viel natürliche Anlagen hat, aus dem aber doch nichts Ordentliches wird, wenn er

nicht ernſthaft die Gegenwart benutzt und die Zukunft ins Auge faſſt. Wir haben keine Zeit mehr zum Spielen, oder die Träume der Vergangenheit auszubauen.

*

Politiſche Wetterfahnen.

Sie beſchwören Stürme und verlaſſen ſich auf ihre Beweglichkeit — ſie vergeſſen, daſs ihnen ihre Beweglichkeit Nichts helfen wird, wenn mal der Sturmwind den Thurm ſtürzt, worauf ſie ſtehen.

*

Demagogie, die heilige Allianz der Völker.

*

Wenn ich von Pöbel ſpreche, nehme ich davon aus: erſtens Alle, die im Adreſsbuch ſtehen, und zweitens Alle, die nicht drin ſtehen.

*

Die neubürgerliche Geſellſchaft will im Taumel der Vergnügungen haſtig den letzten Becher leeren, wie die altadlige vor 1789 — auch ſie hört ſchon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Feſtſaal eintreten werden und die Tiſche umſtürzen.

*

Der junge Schweinehirt will als Reicher ſeine Schweine zu Pferde hüten. — Dieſe Bankiers haben

ſich aufs hohe Pferd geſetzt und treiben noch immer das alte ſchmutzige Handwerk.

*

** liebt die Juden nicht. Als ich ihn darüber befragte, ſagte er: „Sie ſind ſchlecht ohne Grazie, flößen Abſcheu ein gegen die Schlechtigkeit und ſchaden mir mehr als ſie nutzen.“

*

Auch Rothſchild könnte eine Walhalla bauen — ein Pantheon aller Fürſten, die bei ihm Anlehen gemacht.

*

Die Hauptarmee der Feinde Rothſchild's beſteht aus Allen, die Nichts haben; ſie denken Alle: was wir nicht haben, hat Rothſchild. Hinzu fließt die Maſſe Derer, die ihr Vermögen verlieren; ſtatt ihrer Dummheit dieſen Verluſt zuzuſchreiben, glauben ſie die Pfiffigkeit Derer, die ihr Vermögen behalten, ſei daran Schuld. So wie Einer kein Geld mehr hat, wird er Rothſchild's Feind.

*

Der Kommuniſt, welcher mit Rothſchild ſeine 300 Millionen theilen will; Dieſer ſchickt ihm ſeinen Theil, 9 Sous — „Nun laß mich zufrieden!“

*

Die französischen Autoren der Gegenwart gleichen den Restaurants, wo man für zwei Franks zu Mittag speist. Anfangs munden ihre Gerichte, später entdeckt man, daſs sie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und schon alt oder verfault bezogen.

*

Die neufranzösischen Romantiker sind Dilettanten des Christenthums, sie schwärmen für die Kirche, ohne ihrem Symbol gehorsam anzuhängen, sie sind catholiques marrons.

*

Sollte es wahr sein, daſs Frankreich zum Christenthume zurückverlangt? Ist Frankreich so krank? Es lässt sich Märchen erzählen — Will es sich auf dem Sterbebett bekehren? Verlangt es die Sakramente? Gebrechlichkeit, dein Name ist Mensch!

*

Chateaubriand will das Christenthum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt, predigen. Er befindet sich im umgekehrten Falle wie der neapolitanische Kapuziner, der den Leuten das Kreuz vorhält: „Ecco il vero policinello!“ Chateaubriand ist ein Polichinell, der seine Marotte den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“

*

Chateaubriand ist ein Faselhans, Royalist durch

Princip, Republikaner durch Inklination, ein Ritter, der eine Lanze bricht für die Keuschheit jeder Lilie, und statt Mambrin's Helm eine rothe Mütze trägt mit einer weißen Kokarde.

*

Büffon sagt, der Stil sei der Mensch selbst. Vilemain ist eine lebende Widerlegung dieses Axioms, sein Stil ist schön, wohlgewachsen und reinlich.

*

Wenn man, wie Charles Nodier, in seiner Jugend mehrmals guillotiniert worden, ist es sehr natürlich, daß man im Alter keinen Kopf mehr hat.

*

Blaze de Bury beobachtet die kleinen Schriftsteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas.

*

Amaury ist der Patron der Schriftstellerinnen, er hilft den Dürftigen, er ist ihr petit mandeau blanc, ihr Beichtiger, seine Artikel sind eine kleine Sakristei, wo sie verschleiert hinein schleichen, sogar die Todten beichten ihm ihre Sünden, Eva gesteht ihm Dinge, die ihr die Schlange gesagt und wovon wir Nichts erfuhren, weil sie solche dem Adam verschwieg.

Er ist kein Kritiker für große, aber für kleine

Schriftsteller — Walfische haben keinen Platz unter seiner Lupe, wohl aber interessante Flöhe.

*

Bei Léon Gozlan tödtet nicht der Buchstabe, sondern der Geist.

*

Michel Chevalier ist Konservateur und Progressivster zugleich — mit der einen Hand stützt er das alte Gebäude, damit es nicht den Leuten auf den Kopf stürze, mit der andern zeichnet er den Riß für das neue, größere Gesellschaftsgebäude der Zukunft.

*

Man könnte Thierry mit Merlin vergleichen: Er liegt wie lebendig begraben, der Leib existiert nicht mehr, nur die Stimme ist geblieben — Der Historiker ist immer ein Merlin, er ist die Stimme einer begrabenen Zeit, man befragt ihn und er giebt Antwort, der rückwärts schauende Prophet.

*

Die französische Kunst ist eine Nachbildung des Realen. Da aber die Franzosen seit fünfzig Jahren so viel erleben und sehen konnten, so sind ihre Kunstwerke durch die Nachbildung des Erlebten und Gesehenen viel bedeutender, als die Werke deutscher Künstler, die nur durch Seelentraum zu ihren Anschauungen gelangten.

Nur in der Architektur, wo die Natur nicht nachgebildet werden kann, ſind die Franzoſen zurück.

In der Muſik geben ſie den Ton ihrer Nationalität: Verſtand und Sentimentalität, Geiſt und Grazie; — im Drama: Paſſion. Der Eklekticismus in der Muſik wurde durch Meyerbeer eingeführt.

*

Meyerbeer iſt der muſikaliſche maître de plaisir der Ariſtokratie.

*

Meyerbeer iſt ganz Jude geworden. Wenn er wieder nach Berlin in ſeine früheren Verhältniſſe zurücktreten will, muſs er ſich erſt taufen laſſen.

*

Roſſini's „Othello" iſt ein Veſuv, der ſtrahlende Blumen ſpeit.

Der Schwan von Peſaro hat das Gänſegeſchnatter nicht mehr ertragen können.

Aufhören der Poeſie im Künſtler — der Kranz ſchwindet ihm vom Haupte.

Sein Paſticcio hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der ſpaniſchen Galerie, der als Leiche die Pſalmen ſchreibt. Es fröſtelt Einen, wie beim Anfühlen einer Statue.

*

Alle Bilder Ary Scheffer's zeigen ein Heraussehnen aus dem Diesseits, ohne an ein Jenseits recht zu glauben — vaporöse Skepsis.

*

Lessing sagt: „Hätte man Rafael die Hände abgeschnitten, so wär' er doch ein Maler gewesen." In derselben Weise können wir sagen: Schnitte man Herrn ** den Kopf ab, er bliebe doch ein Maler, er würde weiter malen, ohne Kopf, und ohne dass man merkte, dass er keinen Kopf hätte.

*

Shakspeare hat die dramatische Form von den Zeitgenossen; Unterscheidung dieser Form von der französischen.

Den Stoff seiner Dramen hat er immer bis ins Detail entlehnt; sogar die rohen Umrisse, wie die ersten Ausmeißelungen des Bildhauers, behält er.

Ist die Theilung der Arbeit auch im geistigen Producieren vortheilhaft? Das Höchste wird nur dadurch erreicht.

Wie Homer nicht allein die Ilias gemacht, hat auch Shakspeare nicht allein seine Tragödien geliefert — er gab nur den Geist, der die Vorarbeiten beseelte.

Bei Goethe sehen wir Ähnliches — seine Plagiate.

*

Junius ist der Ritter der Freiheit, der mit geschlossenem Visier gekämpft.

*

Dante ist der öffentliche Ankläger der Poesie.

IV. Staat und Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist immer Republik — die Einzelnen streben immer empor und die Gesammtheit drängt sie zurück.

*

Bei den Alten rühmen sich die Patrioten beständig, z. B. Cicero. Auch die Neueren machen es zur Zeit der höchsten Freiheit eben so, z. B. Robespierre, Camille Desmoulins ꝛc. Kommt bei uns diese Zeit, so werden wir uns gleichfalls rühmen. Die Ruhmlosen haben gewiss Recht, wenn sie die Bescheidenheit predigen. Es wird ihnen so leicht, diese Tugend auszuüben, sie kostet ihnen keine Überwindung, und durch ihre Allgemeinheit bemerkt man nicht ihre Thatenlosigkeit.

*

Man muss ganz Deutschland kennen, ein Stück ist

gefährlich. Es ist die Geschichte vom Baume, dessen Blätter und Früchte wechselseitiges Gegengift sind.

*

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte uns wieder: er gab uns die Kartoffel.

*

Das Öl, das auf die Köpfe der Könige gegossen wird, stillt es die Gedankenstürme?

*

Es giebt kein deutsches Volk: Adel, Bürgerstand, Bauern sind heterogener, als bei den Franzosen vor der Revolution.

*

Der preußische Adel ist etwas Abstraktes, er bezieht sich rein auf den Begriff der Geburt, nicht auf Eigenthum. Die preußischen Junker haben kein Geld.

*

Die hannövrischen Junker sind Esel, die nur von Pferden sprechen.

*

Bediente, die keinen Herrn haben, sind darum doch keine freie Menschen — die Dienstbarkeit ist in ihrer Seele.

*

Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht, ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das

bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtſchaft iſt in ihm ſelbſt, in ſeiner Seele; ſchlimmer als die materielle Sklaverei iſt die ſpiritualiſierte. Man muſs die Deutſchen von innen befreien, von außen hilft Nichts.

*

Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegt, bellt mit dem H.....n — Das Denken auf Umweg äußert ſich noch miſsduftiger, durch Perfidie des Ausdrucks.

*

Die Deutſchen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität, kommen aber damit zu ſpät. Wenn ſie dieſelbe fertig haben, wird das Nationalitätsweſen in der Welt aufgehört haben und ſie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müſſen, ohne wie Franzoſen oder Britten Nutzen davon gezogen zu haben.

*

Ich betrachtete den Dombau immer als ein Spielzeug; ich dachte: ein Rieſenkind, wie das deutſche Volk, bedarf ebenfalls eines ſo koloſſalen Spielzeugs wie der Kölner Dom iſt — aber jetzt denk' ich anders. Ich glaube nicht mehr, daſs das deutſche Volk ein Rieſenkind: jedenfalls iſt es kein Kind mehr, es iſt ein großer Junge, der viel natürliche Anlagen hat, aus dem aber doch nichts Ordentliches wird, wenn er

nicht ernſthaft die Gegenwart benutzt und die Zukunft ins Auge faſſt. Wir haben keine Zeit mehr zum Spielen, oder die Träume der Vergangenheit auszubauen.

*

Politiſche Wetterfahnen.

Sie beſchwören Stürme und verlaſſen ſich auf ihre Beweglichkeit — ſie vergeſſen, daſs ihnen ihre Beweglichkeit Nichts helfen wird, wenn mal der Sturmwind den Thurm ſtürzt, worauf ſie ſtehen.

*

Demagogie, die heilige Allianz der Völker.

*

Wenn ich von Pöbel ſpreche, nehme ich davon aus: erſtens Alle, die im Adreſsbuch ſtehen, und zweitens Alle, die nicht drin ſtehen.

*

Die neubürgerliche Geſellſchaft will im Taumel der Vergnügungen haſtig den letzten Becher leeren, wie die altadlige vor 1789 — auch ſie hört ſchon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Feſtſaal eintreten werden und die Tiſche umſtürzen.

*

Der junge Schweinehirt will als Reicher ſeine Schweine zu Pferde hüten. — Dieſe Bankiers haben

ſich aufs hohe Pferd geſetzt und treiben noch immer das alte ſchmutzige Handwerk.

*

** liebt die Juden nicht. Als ich ihn darüber befragte, ſagte er: „Sie ſind ſchlecht ohne Grazie, flößen Abſcheu ein gegen die Schlechtigkeit und ſchaden mir mehr als ſie nutzen."

*

Auch Rothſchild könnte eine Walhalla bauen — ein Pantheon aller Fürſten, die bei ihm Anlehen gemacht.

*

Die Hauptarmee der Feinde Rothſchild's beſteht aus Allen, die Nichts haben; ſie denken Alle: was wir nicht haben, hat Rothſchild. Hinzu fließt die Maſſe Derer, die ihr Vermögen verlieren; ſtatt ihrer Dummheit dieſen Verluſt zuzuſchreiben, glauben ſie die Pfiffigkeit Derer, die ihr Vermögen behalten, ſei daran Schuld. So wie Einer kein Geld mehr hat, wird er Rothſchild's Feind.

*

Der Kommuniſt, welcher mit Rothſchild ſeine 300 Millionen theilen will; Dieſer ſchickt ihm ſeinen Theil, 9 Sous — „Nun laß mich zufrieden!"

*

Die Kommuniſten hegen einen achſelzuckenden Widerwillen gegen Patriotismus, Ruhm und Krieg.

*

Nach den fetten Kühen kommen die magern, nach den magern gar kein Fleiſch.

*

Ich will prophezeien: Ihr werdet einmal im Winter eine Revolution erleben, die wird ſchrecklicher als alle früheren ſein! Wenn das Blut im Schnee rinnt ....

*

Der Volksſtrom gleicht dem empörten Meere: die Wolken darüber geben ihm nur die Färbung, weiße Wellen (Müller und Brauer) dazwiſchen; Schriftſteller färben mit dem Wort die vorhandenen Empörungselemente.

*

Eine Aſſociation der Ideen, in dem Sinne, wie Aſſociation in der Induſtrie, z. B. Verbindung philoſophiſcher Gedanken mit ſtaatswirthſchaftlichen, würde überraſchende neue Reſultate ergeben.

*

Das alte Märchen der drei Brüder realiſirt ſich. Der eine läuft hundert Meilen in einigen Stunden, der andere ſieht hundert Meilen weit, der dritte ſchießt

ſo weit, der vierte bläſt Armeen fort — Eiſenbahn, Fernrohr, Kanonen, Pulver oder Preſſe.

*

Place de la concorde.

Ich möchte wiſſen, wenn man auf dieſen Ort ſäet, ob Korn wachſen wird?

*

Die Hinrichtungen in Maſſe auf dem Grèveplatze und dem Platze Ludwig's XV. waren ein argumentum ad hominem: Jeder konnte hier ſehen, daſs das adlige Blut nicht ſchöner war, als das Bürgerlicher. Der wahnſinnige Bürger, der jeder Exekution beiwohnt, wie einem praktiſchen Experimente zum Beweis der idealen Theorie.

*

Viſion.

Der Platz Ludwig's XIV. — Eine Leiche, der Kopf dabei, der Arzt macht Verſuche, ob er wieder zuſammen zu heilen, ſchüttelt das Haupt: „Unmöglich!“ und geht ſeufzend fort — Höflinge verſuchen das todte Haupt feſt zu binden, es fällt aber immer herunter.

Wenn ein König den Kopf verloren, iſt ihm nicht mehr zu helfen.

*

Der Wahnſinnige will nicht in den Tuilerien ſpazieren gehn; er ſieht die Bäume zwar ſchön grün, aber die Wurzeln in der Erde blutroth.

*

Je näher die Leute bei Napoleon ſtanden, deſto mehr bewunderten ſie ihn — bei ſonſtigen Helden iſt das Umgekehrte der Fall.

*

Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man die Könige macht — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht.

*

Napoleon haſſt die Boutiquiers und die Advokaten — er mitrailliert Jene und jagt Dieſe zum Tempel hinaus. Sie unterwerfen ſich, aber ſie haſſen ihn (ſie glauben die Revolution für ſich gemacht zu haben, und Napoleon benutzt ſie für ſich und für das Volk). Sie ſehen die Reſtauration mit Vergnügen.

*

Der Kaiſer war keuſch wie Eiſen.

Seine Feinde die Nebelgeſpenſter, die des Nachts die Vendomeſäule umtanzen und hinein beißen.

*

Sie ſchimpfen auf ihn, aber doch immer mit einem gewiſſen Reſpekt — während ſie mit der rechten

Hand Koth auf ihn werfen, halten ſie in der linken den Hut.

*

Die Verfertiger des Code Napoléon hatten glücklicherweiſe in Revolutionszeiten gelebt, wo ſie die Leidenſchaften und höchſten Lebensfragen mitfühlen lernten.

*

Eine Nation kann nicht regeneriert werden, wenn ihre Regierung keine hohe moraliſche Kraft zeigt. Dieſe Kraft regeneriert. Daher war die fünfzehnjährige Regierung Napoleon's nothwendig — er heilte durch Feuer und Eiſen die kranke Nation, ſeine Regierung war eine Kurzeit. Er war der Moſes der Franzoſen; wie Dieſer ſein Volk durch die Wüſte herumzieht, um es durch dieſe Kurzeit zu heilen, ſo trieb er die Franzoſen durch Europa. — Dieſer Regierung ſteht die Partei der Pourris gegenüber als Oppoſition, und zu ihr gehörte Frau von Staël. Ihre Koterie iſt geiſtreich, witzig, liebenswürdig — aber faul: Talleyrand, der Doyen der Putrifikation, der Neſtor der Lüge, le parjure des deux siècles. Chateaubriand — wir ehren, wir lieben ihn, aber er iſt le grand inconséquent, ein unſterblicher Dupe, ein Dichter, ein Pilger mit einer Flaſche

Jordanwaſſer, eine wandelnde Elegie, un ésprit d'outre tombe, aber kein Mann. Ihre andern Freunde einige Edelleute des edlen Faubourg, ritterliche Schatten, liebenswürdig, aber krank, leidend, ohnmächtig. Benjamin Conſtant war der Beſte, und Der hat noch auf dem Todbette Geld genommen von Ludwig Philipp!

*

Le style c'est l'homme — c'est aussi la femme! Frau von Staël's Unwahrheit: ein ganzes Ratelier unwahrer Gedanken und Redeblumen, welche böſen Dünſten gleichen. — Sie rühmt Wellington, ce héros de cuir avec un coeur de bois et un cerveau de papier-maché!

Frau von Staël war eine Schweizerin. Die Schweizer haben Gefühle, ſo erhaben wie ihre Berge, aber ihre Anſichten der Geſellſchaft ſind ſo eng wie ihre Thäler.

Ihr Verhältnis zu Napoleon: ſie wollte dem Cäſar geben, was des Cäſars war; als Dieſer aber Deſſen nicht wollte, frondierte ſie ihn, gab ſie Gott das Doppelte.

Sie hatte keinen Witz, ſie beging den Unſinn, Napoleon einen Robespierre zu Pferde zu nennen. Robespierre war nur ein aktiver Rouſſeau, wie Frau von Staël ein paſſiver Rouſſeau, und man könnte

ſie ſelber viel eher einen Robespierre in Weibskleidern nennen.

Überall ſpricht ſie Religion und Moral — nirgends aber ſagt ſie, was ſie darunter verſteht.

Sie ſpricht von unſerer Ehrlichkeit und unſerer Tugend und unſerer Geiſtesbildung — ſie hat unſere Zuchthäuſer, unſere Bordelle und unſere Kaſernen nicht geſehen, ſie ſah nicht unſere Buchhändler, unſere Clauren, unſere Leutnants.

*

Pozzo di Borgo und Stein — ſaubere Helden! Der Eine ein Renegat, der für ein paar Rubel ſein Vaterland, ſeine Freunde und ſein eignes Herz verkaufte, der Andere ein hochnaſiger Krautjunker, der unter dem Mantel des Patriotismus den Wappenrock der Vergangenheit verbarg — Verrath und Haſs.

*

Man weiß nicht, warum unſere Fürſten ſo alt werden — ſie fürchten ſich zu ſterben, ſie fürchten in der anderen Welt den Napoleon wieder zu finden.

*

Wie im Homer die Helden auf dem Schlachtfeld ihre Rüſtungen, ſo tauſchten die Völker dort ihre Haut: die Franzoſen zogen unſre Bärenhaut, wir ihre Affenhaut an. Jene thun nun gravitätiſch, wir klettern auf Bäume. Jene ſchelten uns Voltairianer

— ſeid ruhig, wir haben nur eure Haut an, wir ſind doch Bären im Herzen.

*

Was man nicht erlebt in unſerer Wunderzeit! ſogar die Bourbonen werden Eroberer!

*

Das Volk von Paris hat die Welt befreit, und nicht mal ein Trinkgeld dafür angenommen.

*

Ja, wieder errang ſich Paris den höchſten Ruhm. Aber die Götter, neidiſch ob der Größe der Menſchen, ſuchen ſie herabzudrücken, demüthigen ſie, durch erbärmliche Ereigniſſe zum Beiſpiel.

*

Die Preſſe gleicht jenem fabelhaften Baume: genießt man die Frucht, ſo erkrankt man; genießt man die Blätter, ſo geneſt man von dieſer Krankheit, und umgekehrt. So iſt es mit der Lektüre der legitimiſtiſchen und der republikaniſchen Blätter in Frankreich.

*

Die franzöſiſchen Journale tragen ſämmtlich eine ganz beſtimmte Parteifarbe; ſie weiſen jeden Artikel zurück, der ſich nicht mit den augenblicklichen Tagesintereſſen, den ſogenannten Aktualitäten, beſchäftigt. — In Deutſchland iſt juſt das Gegentheil der Fall,

nd wenn ich auch zuweilen darüber lächeln muſs, daſs ie deutſchen Blätter ſo viele Gegenſtände, die mit en zeitlichen Landesfragen in keiner entfernteſten Be- ührung ſtehen, ſo gründlich behandeln, z. B. die hineſiſchen oder oſtindiſchen Kulturbezüge: ſo muſs ch dennoch mich freuen über dieſen Kosmopolitismus er deutſchen Preſſe, die ſich ſelbſt für die abenteuer- ichſten Nöthen auf dieſer Erde intereſſiert und alle nenſchenthümlichen Beſprechungen ſo gaſtlich auf- immt! (Vgl. H. Heine's Werke, Bd. IX, S. 100.)

*

Lafayette.

Die Welt wundert ſich, daſs einmal ein ehrlicher Mann gelebt — die Stelle bleibt vakant.

*

Der Engländer, welcher van Amburgh nachſtreift, llen ſeinen Vorſtellungen beiwohnt, überzeugt, daſs er Löwe ihn doch am Ende zerreißt, und dieſes Schauſpiel durchaus betrachten will, gleicht dem Hiſto- iker, der in Paris darauf wartet, bis das franzöſiſche Volk endlich den Ludwig Philipp zerreißt, und der un dieſen Löwen inzwiſchen täglich beobachtet.

*

Wenn ein Prix Monthyon für Könige geſtiftet ürde, ſo wäre Ludwig Philipp der beſte Kandidat!

Unter ihm herrſchte Glück und Freiheit — er war der Roi d'Yvetot der Freiheit.

*

Guizot iſt kein Engländer, ſondern ein Schotte, er iſt Puritaner, aber für ſich, weil's ſein Naturell. Da er aber die entgegengeſetzteſten Naturen begreift, iſt er tolerant ſelbſt gegen die Frivolität.

Die hervorragendſte Eigenſchaft iſt ſein Stolz: Wenn er in den Himmel zum lieben Gott kömmt, wird er Dieſem ein Kompliment darüber machen, daſs er ihn ſo gut geſchaffen.

*

Durch die Eiſenbahnen werden plötzliche Vermögenswechſel herbeigeführt. Dieſes iſt in Frankreich gefährlicher, als in Deutſchland. Deshalb geht die Regierung mit Scheu an die Eiſenbahnen.

*

Nicht der Vortrefflichkeit ihrer Lehre wegen, ſondern wegen der Vulgarität derſelben, und weil die große Menge unfähig iſt eine höhere Doktrin zu faſſen, glaube ich, daſs die Republikaner, zunächſt in Frankreich, allmählich die Oberhand gewinnen und für einige Zeit ihr Regiment befeſtigen werden. Ich ſage: für einige Zeit, denn jene plebejiſchen Republiken, wie unſere Radikalen ſie träumen, können ſie nicht lange halten. . . . Indem wir mit Gewiſsheit ihre

kurze Dauer voraus ſehen, tröſten wir uns ob der Fortſchritte des Republikanismus. Er iſt vielleicht eine nothwendige Übergangsform, und wir wollen ihm gern den verdrießlich eingepuppten Raupenzuſtand verzeihen, in der Hoffnung, daſs der Schmetterling, der einſt daraus hervorbricht, deſto farbenreicher beflügelt ſeine Schwingen entfalten und im ſüßen Sonnenlichte mit allen Lebensblumen ſpielen wird! — Wir ſollten euch eigentlich wie griesgrämige Väter behandeln, deren zugeknöpft pedantiſches Weſen zwar unbequem für weltluſtige Söhne, aber dennoch nützlich iſt für deren künftiges Etabliſſement. Aus Pietät, wenn nicht ſchon aus Politik, ſollten wir daher nur mit einer gewiſſen Zurückhaltung über jene trüben Käuze unſere Gloſſen ausſprechen. Wir wollen euch ſogar ehren, wo nicht gar unterſtützen, nur verlangt nicht zu Viel, und werdet keine Brutuſſe an uns, wenn etwa eure allzu einfache Suppen uns nicht munden und wenn wir manchmal zurück ſchmachten nach der Küche der Tarquinier!

Sonderbar! wir wiegen und tröſten uns mit dieſer Hypotheſe von einer kurzen Dauer des republikaniſchen Regimentes in derſelben Weiſe, wie jene greiſen Anhänger des alten Regimes, die aus Verzweiflung über die Gegenwart nur in dem Siege der Republikaner ihr Heil ſehen, und um Heinrich V. auf

den Thron zu bringen, mit Todesverachtung die Marſeillaiſe anſtimmen . . .

Où allez vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez!

(Vgl. Heine's Werke, Bd. XII, S. 259.)

*

Für die Güte der Republik könnte man denſelben Beweis anführen, den Boccaccio für die Religion anführt: ſie beſteht trotz ihrer Beamten.

*

Der geheime Haſs der höchſten Republikbeamten gegen die Republik gleicht dem geheimen Haſſe der vornehmen Römer, die als Biſchöfe und Prälaten ihre alte Auctoritas fortſetzen mussten.

*

Die Franzoſen ſind ſicherer im Umgang, eben weil ſie poſitiv und traumlos — der träumende Deutſche ſchneidet dir eines Morgens ein finſteres Geſicht, weil ihm geträumt, du hätteſt ihn beleidigt, oder ſein Großvater hätte von dem deinigen einen Fußtritt bekommen.

*

Die Franzoſen ſind allem Traumweſen ſo entgegen geſetzt, daſs man ſelbſt von ihnen nie träumt, ſondern nur von Deutſchen.

*

Die Deutſchen werden nicht beſſer im Ausland, ɔie das exportierte Bier.

*

Unter den hier lebenden kleinen Propheten ſind ɔenige Deutſche — die meiſten kommen nach Frank- eich, um zu zeigen, daſs ſie auch in der Fremde keine ɔropheten ſind.

*

Das junge Mädchen ſagte: „Der Herr muſs ſehr eich ſein, denn er iſt ſehr häßlich.“ Das Publikum ırtheilt in derſelben Weiſe: „Der Mann muſs ſehr elehrt ſein, denn er iſt ſehr langweilig.“ Daher der Succeſs vieler Deutſchen in Paris.

*

Es ſcheint die Miſſion der Deutſchen in Paris zu ɛin, mich vor Heimweh zu bewahren.

*

Wie im Schattenſpiel ziehen die durchreiſenden ɔeutſchen mir hier vorbei, Keiner entwickelt ſich.

*

Gefährliche Deutſche! Sie ziehen plötzlich ein ɔedicht aus der Taſche oder beginnen ein Geſpräch ber Philoſophie.

*

Deutſche und franzöſiſche Frauen.

Die deutſchen Öfen wärmen beſſer als die fran- öſiſchen Kamine, aber daſs man hier das Feuer lodern ieht, iſt angenehmer; ein freudiger Anblick, aber

Froſt im Rücken — Deutſcher Ofen, wie wärmſt du treu und ſcheinlos!

*

Eine Allianz zwiſchen Frankreich und Rußland hätte, bei der Affinität beider Länder, nichts ſo gar Unnatürliches. In beiden Ländern herrſcht der Geiſt der Revolution: hier in der Maſſe, dort koncentriert in einer Perſon; hier in republikaniſchen, dort in abſolutiſtiſchen Formen; hier die Freiheit, dort die Civiliſation im Auge haltend; hier idealen Principien, dort der praktiſchen Nothwendigkeit huldigend, an beiden Orten aber revolutionär agierend gegen die Vergangenheit, die ſie verachten, ja haſſen. Die Schere, welche die Bärte der Juden in Polen abſchneidet, iſt dieſelbe, womit in der Konciergerie dem Ludwig Capet die Haare abgeſchnitten wurden, es iſt die Schere der Revolution, ihre Cenſurſchere, womit ſie nicht einzelne Phraſen oder Artikel, ſondern den ganzen Menſchen, ganze Zünfte, ja ganze Völker aus dem Buche des Lebens ſchneidet. Niklas war gegen Frankreich, weil dieſes ſeiner Regierungsform, dem Abſolutismus, propagandiſtiſch gefährlich war, nicht ſeinen Regierungsprincipien; ihm miſsfiel an Ludwig Philipp das beſchränkt Bürgerkönigliche, das ihm eine Parodie der wahren Königsherrlichkeit dünkte, aber dieſer Unmuth weicht in Kriegsfällen vor der

Nothwendigkeit, die ihm das höchſte Geſetz — die Zaren unterwerfen ſich demſelben immer, und müſſen ſie dabei auch ihre perſönlichen Sympathien opfern. Das iſt ihre Force, ſie ſind deshalb immer ſo ſtark, und iſt Einer ſchwach, ſo ſtirbt er bald an der Familienkrankheit und macht einem Stärkeren Platz.

Richtig beobachtete Cuſtine ihre Gleichgültigkeit gegen die Vergangenheit, gegen das Alterthümliche. Er bemerkte auch richtig den Zug der Raillerie bei den Vornehmen; dieſe muß auch im Zar ihre Spitze finden: von ſeiner Höhe ſieht er den Kontraſt der kleinen Verhältniſſe mit den großen Phraſen, und im Bewuſſtſein ſeiner koloſſalen Macht muſs er jede Phraſeologie bis zur Perſifflage verachten. (Der Marquis verſtand Das nicht.) Wie kläglich müſſen ihm die chevalereſken Polen erſcheinen, dieſe Leichen des Mittelalters mit modernen Phraſen im Munde, die ſie nicht verſtehen; er will ſie zu Ruſſen machen, zu etwas Lebendigem: auch die Mumien, die Juden, will er beleben; und was ſind die gemeinen Ruſſen, als zweieiniges Vieh, das er zu Menſchen heran knutet? Sein Wille iſt edel, wie ſchrecklich immer ſeine Mittel ſind.

*

In Rußland zeigt ſich die Tendenz, die Einheit der Autorität durch politiſche, nationale und ſogar religiöſe Gleichheit zu ſtärken. Die Autorität, geübt

durch die höchste Intelligenz, verfährt terroristisch gegen sich selbst, jede Schwäche von sich ausscheidend: Peter III. stirbt, Paul stirbt, Konstantin tritt ab, und eine Reihe der ausgezeichnetsten Herrscher tritt auf seit Peter I., z. B. Katharina II., Alexander, Nikolaus. Die Revolution trägt hier eine Krone und ist gegen sich selbst so unerbittlich, wie es das Comité du salut public nur jemals sein konnte.

*

Nikolaus ist, so zu sagen, ein Erbdiktator. Er zeigt die vollständige Gleichgiltigkeit gegen das Herkömmliche, das Verjährte, das Geschichtliche.

*

Es war grausam von den Russen, den polnischen Juden das Schubbez zu nehmen — sie brauchten kein Hemd darunter zu tragen, es war so bequem zum Kratzen! — und die Bärte — die Hauptsache war: er selber ging so hinterher! — und die Prajes, die heiligen Schlaflocken, ihren einzigen Stolz!

*

Wir sollen uns jetzt auf Rußland stützen, auf den Stock, womit wir einst geprügelt worden!

V. Frauen, Liebe und Ehe.

Wo das Weib aufhört, fängt der schlechte Mann an.

*

Wenn ich Weltgeschichte lese, und irgend eine That oder Erscheinung mich frappiert, so möchte ich manchmal das Weib sehen, das als geheime Triebfeder dahinter steckt (als Agens mittel- oder unmittelbar) — Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur" nur Männernamen verzeichnet — sie machen Geschichte, obgleich der Historiker nur Männernamen nennt — Herodot's Anfang ist ingenios.

*

Bei der Erklärung der Liebe muss ein physikalisches Phänomen, oder ein historisches Faktum angenommen werden. Ist es Sympathie, wie der dumme Magnet das rohe Eisen anzieht? Oder ist eine Vorgeschichte vorhanden, deren dunkles Bewusstsein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abstoßung sich ausspricht?

*

In der Jugend ist die Liebe stürmischer, aber nicht so stark, so allmächtig wie später. Auch ist sie in der

Jugend nicht so dauernd, denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe, und leiht der Seele allen Ungestüm seines Blutes, die Überfülle seiner Sehnenkraft. Später, wo diese aufhört, wo das Blut langsamer in den Adern sintert, wo der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht, da sie nicht so gebrechlich ist, wie der Leib, nimmt sie sich Zeit und liebt nicht mehr so stürmisch, aber dauernder, noch abgrundtiefer, noch übermenschlicher.

*

Daſs der Gatte Xanthippe's ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht, Das war unmöglich: Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

*

Wie viel höher steht die Frau bei Moses, als bei den anderen Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mahomedanern! Diese sagen bestimmt, daſs die Frau nicht einmal ins Paradies kommt; Mahomed hat sie davon ausgeschlossen. Glaubte er etwa, daſs das Paradies kein Paradies mehr sei, wenn Jeder seine Frau dort wiederfände?

*

Jeder, wer heirathet, ist wie der Doge, der sich mit dem adriatischen Meere vermählt — er weiß

nicht, was drin, was er heirathet: Schätze, Perlen, Ungethüme, unbekannte Stürme.

*

Die Musik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Musik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

*

Die deutschen Frauen sind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

*

Die deutsche Ehe ist keine wahre Ehe. Der Ehemann hat keine Ehefrau, sondern eine Magd, und lebt sein isoliertes Hagestolzleben im Geiste fort, selbst im Kreis der Familie. Ich will darum nicht sagen, dass er der Herr sei, im Gegentheil er ist zuweilen nur der Bediente seiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hause nicht.

VI. Vermischte Einfälle.

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie.

*

Neben dem Denker ein prosaischer Mensch, der ruhig sein Geschäft treibt — neben jeder Krippe worin ein Heiland, eine welterlösende Idee, den Tag erblickt, steht auch ein Ochse, der ruhig frisst.

*

Kadmus bringt die phönicische Buchstabenschrift, die Schriftkunst, nach Griechenland — diese sind die Drachenzähne, die er gesäet; die avocierten gehar-nischten Männer zerstören sich wechselseitig.

*

Es giebt hohe Geister, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben sind und den Thron nur für einen Stuhl ansehen, der bedeckt mit rothem Sammet — Es giebt niedere Geister, denen alles Ideale unbe-deutend dünkt und denen der Pranger nur ein Hals-band von Eisen ist. Sie haben keine Scheu vor der eisernen Kravatte, wenn sie nur dadurch ein Publikum um sich versammeln können; diesem imponieren sie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt worden.

*

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unsre Gesinnung, durch beständige Beschäftigung mit dem Gegensatz Der Garde municipal, welcher den Kankan überwacht, findet denselben am Ende gar nicht mehr so unanständig und möchte wohl gar mittanzen. Der

Protestant sieht nach langer Polemik mit dem Katholicismus ihn nicht mehr für so greuelhaft an, und hörte vielleicht nicht ungern eine Messe.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir selbst Ruinen sind.

*

De mortuis nil nisi bene — man soll von den Lebenden nur Böses reden.

*

Kourtoisie.

Wenn man einen König prügelt, muss man zugleich aus Leibeskräften „Es lebe der König!" rufen.

*

Es giebt Leute, welche den Vogel ganz genau zu kennen glauben, weil sie das Ei gesehen, woraus er hervorgekrochen.

*

Der Giftbereiter muss gläserne Handschuh anziehen.

*

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifestation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraumes und beständiger Öffentlichkeit. „Vor seinem Tode",

ſagt Solon, „iſt Niemand glücklich zu ſchätzen" — und wir dürfen auch ſagen: Vor ſeinem Tode iſt Niemand als Charakter zu preiſen. Herr * * iſt noch jung und es bleibt ihm Zeit genug zu künftigen Schuftereien — wartet nur einige Jährchen, er tauft ſich in der * * kirche, er wird der Advokat für Schelmenſtreiche — vielleicht aber hat er ſchon die Muße dazu angewendet, und wir kennen nur ſeine Thaten nicht, wegen ſeiner obſkuren Weltſtellung.

*

Wie kommt es, daſs der Reichthum ſeinem Beſitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das furchtbarſte Verderben? Die uralten Mythen vom goldenen Flies und vom Niblungshort ſind ſehr bedeutungsvoll. Das Gold iſt ein Talisman, worin Dämonen hauſen, die alle unſre Wünſche erfüllen, aber uns dennoch gram ſind ob des knechtiſchen Gehorſams, womit ſie uns dienen müſſen, und dieſen Zwang tränken ſie uns ein durch geheime Tücke, indem ſie eben die Erfüllung unſerer Wünſche zu unſerem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöthen bereiten.

*

Wie die Theater mehrmals abbrennen müſſen, ehe ſie als ganz prachtvoll gebaut hervorſteigen, wie ein Phönix aus der Aſche, ſo gewiſſe Bankiers. Jetzt

glänzt das Haus * *, nachdem es drei bis vier Mal falliert, am glänzendſten. Nach jedem Brande erhob es ſich prunkvoller — die Gläubiger waren nicht verakkordiert.

*

„Gebe Gotte, was Gottes, dem Cäſar, was des Cäſars iſt!“ — Aber das gilt nur vom Geben, nicht vom Nehmen.

*

Wie vernünftige Menſchen oft ſehr dumm ſind, ſo ſind die Dummen manchmal ſehr geſcheit.

*

Ich las das langweilige Buch, ſchlief drüber ein, im Schlafe träumte ich weiter zu leſen, erwachte vor Langeweile, und Das dreimal.

*

Fräulein * * bemerkt, daſs der Anfang der Bücher immer ſo langweilig, erſt in der Mitte amüſiere man ſich, man ſollte Jemand dafür haben, der für uns die Bücher zu leſen anfängt, wie man Stickerinnen dafür bezahlt, daſs ſie die Teppiche anfangen zu brodieren.

*

Die ſchöne junge * * heirathet den alten A. Der Hunger trieb ſie dazu — ſie hatte zu wählen zwiſchen ihm und dem Tod, der noch magerer und noch grauen-

haster. A., sei stolz darauf, daſs sie deinem Skelett den Vorzug gab!

*

Wenn das Laster so großartig, wird es minder empörend. Die Engländerin, die sonst eine Scheu vor nackten Statuen hatte, war beim Anblick eines ungeheuren Herkules minder chokiert: „Bei solchen Dimensionen scheint mir die Sache nicht mehr so unanständig."

*

In Hamburg hat man die Steuern erhöht wegen der Entfestigung und der Promenaden, die sehr schön sind, wie sich denn Hamburg überhaupt gern ein schönes Äußere geben will, und Promenaden anlegt, damit Der, welcher im Innern der Stadt Nichts mehr zu essen hat, während der Mittagsstunden eine Promenade um die Stadt machen kann; — auch Bänke zum Lesen, z. B. eines Kochbuchs, und elegische Trauerweiden.

*

Philologie in Handelsstädten.

Handwerker oder Philologe soll man werden — man wird zu allen Zeiten Hosen brauchen, und es wird immer Schulknaben geben, welche Deklinationen und Konjugationen gebrauchen.

*

Die Brittinnen tanzen, als wenn sie auf Eseln ritten.

*

Die Affen sehen auf die Menschen herab, wie auf eine Entartung ihrer Race, so wie die Holländer das Deutsche für verdorbenes Holländisch erklären.

*

E. ist mehr ein Freund der Gedanken als der Menschen. Er hat Etwas von Abelard — hat er seine Heloise gefunden.

*

** gehört zu jenen Engeln, die Jakob im Traume gesehen und die eine Leiter nöthig hatten, um vom Himmel auf die Erde herab zu steigen — ihre Flügel sind nicht stark genug.

*

Ehe ** Mystiker wurde, war er ein schlichter verständiger Mensch.

*

Wie Mahomed nur ein Kameeltreiber war, ehe ihn der Engel zum Propheten erleuchtete, so war ** zwar nicht ein Kameeltreiber, aber ein Kameel selbst, ehe ihm das neue Licht gekommen.

*

Der Autor hält sich ängstlich in dem Kreis des Kirchenglaubens, er kennt die Schrecknisse, die außer-

halb desſelben die begabteſten Geiſter überwältigt. Er gleicht dem Zauberer, der nicht den Kreis zu überſchreiten wagt, wo er ſich ſelbſtwillig gebannt und ſicher iſt.

*

Man nennt ** einen zweiten Duprez — man wird bald Herrn Duprez einen zweiten ** nennen, ſo ſchlecht ſingt er ſchon.

*

Ob ſie tugendhaft war, weiß ich nicht; aber ſie war immer häßlich, und Häßlichkeit bei einem Weibe iſt ſchon der halbe Weg zur Tugend.

*

Im Dorfe war ein Ochs, der ſo alt war, daß er endlich kindiſch ward, und als man ihn ſchlachtete, ſchmeckte ſein Fleiſch wie bejahrtes Kalbfleiſch.

*

Sonne und Mond ſind die Fußſchemel Gottes, ihm die alternden Füße zu wärmen. Der Himmel iſt ſeine grauwollene Jacke, mit Sternen geſtickt.

*

Mr. Colombe, entdecken Sie uns noch eine neue Welt!

Mlle. Thais, ſtecken Sie noch ein Perſepolis in Brand!

Mr. Jeſus Chriſt, laſſen Sie ſich nochmals kreuzigen!

*

Gefährlicher Gedanke.

Ich hatte ihn out-side of a stage-coach.

*

Da und da hatte ich einen großen Gedanken, hab' ihn aber vergeſſen. Was mag es wohl ſein? Ich plage mich mit Errathen.

*

Der Diamant könnte ſich Etwas drauf einbilden, wenn ihn ein Dichter mit einem Menſchenherzen vergliche.

*

Nach der Erzählung einer edlen That, der Ausruf: Größer als alle Pyramiden, als der Himalaya, als alle Wälder und Meere, iſt das menſchliche Herz — es iſt herrlicher als die Sonne und der Mond und alle Sterne, ſtrahlender und blühender — es iſt unendlich in ſeiner Liebe, unendlich wie die Gottheit, es iſt die Gottheit ſelbſt.

VII. Bilder und Farbenstriche.

Die alte Harfe liegt im hohen Gras. Der Harfner ist gestorben. Die talentvollen Affen kommen herab von den Bäumen und klimpern drauf — die Eule sitzt mürrisch recensirend — die Nachtigall singt der Rose ihr Lied; sobald es ganz dunkel wird, überwältigt sie die Liebe und sie stürzt auf den Rosenstrauch und zerrissen von den Dornen verblutet sie — Der Mond geht auf — der Nachtwind säuselt in den Saiten der Harfe — die Affen glauben, es sei der todte Harfner, und entfliehen.

(Vrgl. Heine's Werke, Bd. II, S. 33.)

*

Traum Metternich's: Er sieht sich im Sarg mit einer rothen Jakobinermütze.

Traum Rothschild's: Er träumt, er habe 100,000 Franks den Armen gegeben und wird krank davon.

*

Bild.

Haushalt Joseph's und Maria's. Ersterer sitzt an der Wiege des Kindes und schaukelt es, singt auch

Epopeia — Prosa. Maria sitzt am Fenster zwischen Blumen und streichelt ihre Taube.

*

Zur „Himmelfahrt."

Der Direktor zeigt mir sein Kuriositätenkabinett, z. B. der erste Zahn von Ahasverus.

Die kleinen Engel, welche rauchen.

*

Ein blinder Charlatan auf dem Markte verkauft Augenwasser, das gegen Blindheit schützt. Er hat selbst nicht dran geglaubt und ist blind geworden. Tragische Schilderung der Blindheit.

*

Die wahnsinnige Jüdin, die das Jahrzeitlämpchen des Kindes wiegt.

*

Eindruck bei der Rückkehr nach Deutschland.

Zuerst das weiße Haar — Weiß giebt immer die Idee des Märchenhaften, Gespenstischen, des Visionären: weiße Schatten, Puder, Todtenlaken.

Die Korpulenz — dicke Gespenster, weit unheimlicher als dünne.

Kirchhof, wo geliebte Gräber.

Bei dem ersten „Werda!" ruf' ich: Alle guten Geister loben Gott.

*

In den Flaſchen ſehe ich Greuel, die ihr Inhalt erzeugen wird — ich glaube im Naturalienkabinett Flaſchen mit Miſsgeburten, Schlangen und Embryos zu ſehen.

*

Der Engländer, der mit ſeiner Miſs immer an den Badeſtrand geht, damit der Anblick der nackten Männer ſie gegen Sinnlichkeit abſtumpfe.

*

Die Parabel vom Schauſpieler. Der Hund, der Eſel: „Du ſollſt bellen, du ſollſt Stroh freſſen!“ — Der arme * *, er bellt ſchon!

*

Calmonius.

Seine Sucht nach Ordensbändern, dieſer nagende Bandwurm ſeiner Seele. Sein Leib laboriert an einem minder lächerlichen Bandwurme.

*

Wenn * * wiederkommt, die Griſetten werden ihn zerreißen, wie die thrakiſchen Weiber ſeinen Kollegen, den Orpheus.

*

Fanny Elsler, die Tänzerin beider Welten.

*

Tragödienkritik, wo angenommen wird, der Held
olle ganz etwas Anderes, als er ſagt. Durch-
hrung des Verſchweigens.

*

Die Hoffnung iſt eine ſchöne Jungfrau mit kind-
jem Geſicht, aber welken Brüſten, woran ....

*

Ich finde in einem einſamen Gärtchen eine Roſe,
allerlei Erinnerungen weckt — ihr Mund en
ur, ihr ganzes graciöſes Weſen, ihr Leichtſinn,
e Innigkeit.

*

Ihr Lächeln, wie ein ſtrahlendes Netz, ſie warf
aus und meine Seele verfing ſich darin, und zap-
in den holden Maſchen, wie ein Fiſch, ſeit Jahren.

*

Ein gefühlvoll, helles Auge, ruhige ſinnreiche
en — eine ſchöne, lächelnde Blume, eine — tief-
ige Stimme.

*

Ein ſüßlich, zerquetſchtes, eingemachtes Geſicht
ängſtlich kleinlichen Augen.

*

Ein lächelnder Gang.

*

Er ſprudelte von Dummheit.

*

Ein Geſicht wie ein Fötus im Weingeiſt.

*

Eine Dame, welche ſchon anfing, nicht mehr jung zu ſein.

*

Sie blinzelte mit den Augen wie eine Schildwache, der die Sonne ins Geſicht ſcheint.

*

Sie ſchrieb anonyme Briefe, unterſchrieben: „Eine ſchöne Seele.“

*

Er lobt ſich ſo ſtark, das die Räucherkerzchen im Preiſe ſteigen.

*

Er hat es in der Ignoranz am weiteſten gebracht.

*

Was * * betrifft, ſo ſagt man, das er von mehreren Juden abſtamme.

*

Ein fetter Maſtbritte.

*

Schön gekämmte, friſierte Gedanken.

*

Es ſteigt herab die große Nacht mit ihren kühnen Sternen.

*

Ich ſah einen Wolf, der leckte an einem gelben Stern, bis ſeine Zunge blutete.

*

Den Mond, deſſen Glanz bleich und fahl war, umgab eine Maſſe gelblicher Wolken, ähnlich dem leifarbenen Ringe, welcher Augen, die viel von Thränen benetzt werden, zu umſäumen pflegt.

*

Die Felſen, minder hart als Menſchenherzen, die ihn vergebens anflehte, öffnen ſich und der ſchmerzlindernde Quell rieſelt hervor.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Vierzehnter Band.
Vermiſchte Schriften. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1876.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Vermischte Schriften.

Einleitung zu „Kahldorf über den Adel“ 3
Vorrede zum ersten Bande des „Salon“ 31
Ueber den Denuncianten 49
Der Schwabenspiegel 81
Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote“ . 109
Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben“ 147
Thomas Reynolds 155
Ludwig Markus. Denkworte 179
Geständnisse 207

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Vermiſchte Schriften.

Einleitung zu „Kahldorf über den Adel" 3
Vorrede zum erſten Bande des „Salon" 31
Ueber den Denuncianten 49
Der Schwabenſpiegel 81
Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote" . 109
Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elſäſſiſchen Volksleben" 147
Thomas Reynolds 155
Ludwig Markus. Denkworte 179
Geſtändniſſe 207

Vorwort des Herausgebers.

Die von Robert Weſſelhöft verfaſſte Schrift: „Kahlborf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke; herausgegeben von H. Heine“ ward im Jahre 1831 (Nürnberg, bei Hoffmann und Campe) publiciert. Da nur die Einleitung von Heine geſchrieben ward, iſt auch nur dieſe hier abgedruckt. Aus dem Originalmanuſkript, das ſich in Händen des Herrn Wilhelm Künzel in Leipzig befindet, ergänzte ich, außer der Anmerkung auf S. 12—13, folgende Cenſurlücken:

S. 23 Während des Friedens — das wohlbekannte Siegellack,

S. 23, Z. 11—12 Metternich

S. 23 kaiſerlichen Blondine — Habsburg befleckt hatte,

S. 24 und er hat ſeitdem — Eſelin des Papſtes

S. 24 Staberle zieht nicht gern — ſagt Staberle.

S. 25 Aber die Pairskammer — ebenfalls fortſchafft —

S. 27 Ukaſuiſten und Knutologen

Die Vorrede zum erſten Bande des „Salon“ ward zuerſt in dem genannten Buche 1834 abgedruckt, und findet ſich in der franzöſiſchen Ausgabe unter dem Titel „Explication“ am Schluſſe des erſten Bandes der „Reiſebilder.“ Von den übrigen Beiträgen dieſes und des vorhergehenden Bandes ſind nur die „Geſtändniſſe“ und die erſten drei Seiten der Einleitung zu „Kahlborf über den Adel“ auch in franzöſiſcher Verſion veröffentlicht worden.

Die kleine Schrift „Über den Denuncianten,“ urſprünglich als Vorwort zum dritten Bande des „Salon“ geſchrieben, muſſte 1837 als beſondere Broſchüre erſcheinen, da ihr vom Cenſor jenes Bandes das Imprimatur verweigert ward.

Nach Aufhebung der Censur wurde dieselbe den späteren Ausgaben des genannten Bandes vorgedruckt. Die auf S. 53 erwähnte Bittschrift Heine's an den Bundestag findet sich im letzten Bande der vorliegenden Gesammtausgabe.

Der „Schwabenspiegel" war seither nur 1839 im „Jahrbuch der Literatur" abgedruckt, und zwar in so verstümmelter Form, daſs Heine in der „Zeitung für die elegante Welt," Nr. 28 vom 8. Februar 1839, die Autorschaft dieses Aufsatzes ablehnte. Da trotz aller Nachforschungen das Originalmanuskript nicht herbeizuschaffen war, vermochte ich zu meinem Bedauern auch bei gegenwärtigem Abdruck den Urtext nicht herzustellen.

Die Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote" schrieb Heine 1837 auf Ansuchen des Stuttgarter Verlegers jener Ausgabe.

Das Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben" ward 1847 im zweiten Bande jener Dorfnovellen abgedruckt.

Der Aufsatz über Thomas Reynolds ist seither nur in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Nr. 332 und 333 vom 28. und 29. November 1841, mitgetheilt worden.

Die Denkworte zur Erinnerung an Ludwig Marcus wurden gleichfalls zuerst in ebengenannter Zeitung, Nr. 123 und 124 vom 2. und 3. Mai 1844, abgedruckt, und später (1854) vom Verfasser dem ersten Bande seiner „Vermischten Schriften" eingereiht.

Die „Geständnisse" bilden in der französischen Ausgabe den Schluss des Buches „De l'Allemagne," und wurden zuerst in der „Revue des deux mondes" vom 15. September 1854 veröffentlicht. Im Übrigen auf das „Vorwort des Herausgebers" zum fünften Bande der vorliegenden Gesammtausgabe verweisend, gebe ich nachstehend das Verzeichnis der Stellen, welche ich aus der französischen Version ergänzte:

S. 241 Die Flitterwochen vergehen so schnell!

S. 244 Der gute und treffliche Ballanche — S. 245 durch eine Amputation.

S. 245 Eben so wenig sah ich Herrn Villemain — S. 258 war der berühmte Chicard,

S. 262, Z. 15 ephemere

S. 262 und mit Freuden begrüßte ich — S. 263 sie zu vervollständigen,

S. 274 Seltsame Widersprüche — auch erfahren mag.

S. 275 den Chartisten Englands und

S. 275 Die englischen Chartisten — S. 276 und ich rede die Wahrheit.

S. 287 wie einst mein Freund Kitzler bei ähnlichem Anlasse gethan;

S. 327 an jene gelehrten Widersacher — viele Bücher veröffentlicht.

Vermiſchte Schriften.

Einleitung

zu

„Kahldorf über den Adel,

in Briefen an den Grafen M. von Moltke."

(1831.)

Der galliſche Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutſchland wird es Tag. In entlegene Klöſter, Schlöſſer, Hanſeſtädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten ſich die unheimlichen Schatten und Geſpenſter, die Sonnenſtrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauſcht uns, wir ſind erſtaunt, wir befragen einander: — Was thaten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten in unſerer deutſchen Weiſe, d. h. wir philoſophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächſt betrafen oder zunächſt paſſierten, ſondern wir philoſophierten über die Realität der Dinge an und für ſich, über die letzten Gründe der Dinge und ähnliche metaphyſiſche

und transcendentale Träume, wobei uns der Mordſpektakel der weſtlichen Nachbarſchaft zuweilen recht ſtörſam wurde, ja ſogar recht verdrießlich, da nicht ſelten die franzöſiſchen Flintenkugeln in unſere philoſophiſchen Syſteme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltſam iſt es, daſs das praktiſche Treiben unſerer Nachbaren jenſeits des Rheins dennoch eine eigene Wahlverwandtſchaft hatte mit unſerem philoſophiſchen Träumen im geruhſamen Deutſchland. Man vergleiche nur die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution mit der Geſchichte der deutſchen Philoſophie, und man ſollte glauben: die Franzoſen, denen ſo viel' wirkliche Geſchäfte oblagen, wobei ſie durchaus wach bleiben muſſten, hätten uns Deutſche erſucht, unterdeſſen für ſie zu ſchlafen und zu träumen, und unſere deutſche Philoſophie ſei nichts Anders, als der Traum der franzöſiſchen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Beſtehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, eben ſo wie die Franzoſen im Gebiete der Geſellſchaft, um die Kritik der reinen Vernunft ſammelten ſich unſere philoſophiſchen Jakobiner, die Nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unſer Robespierre. — Nachher kam Fichte mit ſeinem Ich, der Napoleon der Philoſophie, die höchſte

Liebe und der höchſte Egoismus, die Alleinherrſchaft des Gedankens, der ſouveräne Wille, der ein ſchnelles Univerſalreich improviſierte, das eben ſo ſchnell wieder verſchwand, der deſpotiſche, ſchauerlich einſame Idealismus. — Unter ſeinem konſequenten Tritte erſeufzten die geheimen Blumen, die von der Kantiſchen Guillotine noch verſchont geblieben oder ſeitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeiſter regten ſich, der Boden zitterte, die Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Intereſſen wieder Anerkenntnis, ſogar Entſchädigung, und in der neuen Reſtauration, in der Naturphiloſophie, wirthſchafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrſchaft der Vernunft und der Idee beſtändig intriguiert, der Myſticismus, der Pietismus, der Jeſuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutſchthümelei, die Gemüthlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philoſophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektiſches Regiment, worin er freilich ſelber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze geſtellt iſt, und worin er den alten Kantiſchen Jakobinern, den Fichte'ſchen Bonapartiſten, den Schelling'ſchen Pairs und ſeinen eignen Kreaturen eine feſte, verfaſſungsmäßige Stellung anweiſt.

In der Philoſophie hätten wir alſo den großen Kreislauf glücklich beſchloſſen, und es iſt natürlich, daſs wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieſelbe Methode beobachten? Werden wir mit dem Syſtem des Comité de salut publique, oder mit dem Syſtem des Ordre légal den Kurſus eröffnen?*) Dieſe Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und ſei es auch nur den eigenen Kopf, flüſtert bedenklich: Wird die deutſche Revolution eine trockne ſein oder eine naſsrothe — —?

Ariſtokraten und Pfaffen drohen beſtändig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humaniſten verſprechen uns dagegen die ſchönen Scenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuſchen ſich oder wollen Andere täuſchen. Denn nicht weil die franzöſiſche Revolution in den neunziger Jahren ſo blutig und entſetzlich, vorigen Juli aber ſo menſchlich und ſchonend war, läſſt ſich folgern, daſs eine Revolution in Deutſchland eben ſo den einen oder den andern Charakter annehmen müſſe.

---

*) Bis hieher iſt dieſe Vorrede in dem „Avertissement de l'éditeur“ zur älteſten Auflage des Buches „De la France“ abgedruckt.

Der Herausgeber.

Wer wenn [illegible] Erfahrungen [illegible]
lassen sich [illegible] Erscheinungen [illegible]
Charakter der [illegible] Revolution [illegible]
zu jeder Zeit [illegible] [illegible]
stande des Volks und besonders [illegible]
tischen Bildung. Vor der [illegible]
Revolution in Frankreich gab es [illegible]
schon fertige Civilisation über [illegible]
höheren Ständen und [illegible]
die unteren Klassen waren [illegible]
durch den engherzigsten [illegible]
edlen Emporstreben [illegible]
litische Bildung [illegible]
jenen unteren, [illegible]
Man wußte [illegible]
zwischen [illegible]
seitigen Schmutz [illegible]
der [illegible]
von Wahnsinn [illegible]
sere. Wenigstens [illegible]
geringe Anzahl Gebildeter [illegible]
einem historischen Standpunkte [illegible]
wenig Einfluß auf die Masse [illegible]
Volks, das am empfänglichsten ist für Gedanken,
die ursprünglich und frisch aus dem Herzen quellen,
wie in den Schriften Rousseau's. Aus dieser Tiefe,

der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geiſt erblickt und die argen Gemüther der gekrönter Giftmiſcher, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppiſche Lüge der Hofetikette und die gemeinſame Fäulnis durchſchaute und ſchmerzhaft ausrief: „Die Welt iſt aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daſs ich ſie wieder einrichten ſoll!“ als Jean Jacques Rouſſeau halb mit verſtelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnſinn ſeine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Lucian des Chriſtenthums, den römiſchen Prieſtertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Deſpotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Konſtitution, das goldene Fließ, mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyes definierte und Mirabeau redete, und die Donner der konſtituierenden Verſammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomiſche und ſtaatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporſchoſſen: — da muſſten die Franzoſen die große Wiſſenſchaft der Freiheit, die Politik, erſt erlernen, und die erſten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu ſtehen, und es koſtete ihnen ihr beſtes Blut.

Daſs aber die Franzoſen ſo theures Schul-
geld bezahlen muſſten, Das war die Schuld jener
blödſinnig lichtſcheuen Deſpotie, die, wie geſagt,
das Volk in geiſtiger Unmündigkeit zu erhalten ge-
ſucht, alle ſtaatswiſſenſchaftliche Belehrung hinter-
trieben, den Jeſuiten und Obſkuranten der Sor-
bonne die Büchercenſur übertragen, und gar die
periodiſche Preſſe, das mächtigſte Beförderungs-
mittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichſte unter-
drückt hatte. Man leſe nur in Mercier's Tableau
de Paris den Artikel über die Cenſur vor der Re-
volution, und man wundert ſich nicht mehr über
jene kraſſe politiſche Unwiſſenheit der Franzoſen,
die nachher zur Folge hatte, daſs ſie von den neuen
politiſchen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr
erhitzt als erwärmt wurden, daſs ſie jedem Pamphle-
tiſten und Journaliſten aufs Wort glaubten, und
daſs ſie von jedem Schwärmer, der ſich ſelbſt be-
trog, und jedem Intriganten, den Pitt beſoldete,
zu den ausſchweifendſten Handlungen verleitet wer-
den konnten. Das iſt ja eben der Segen der Preſſe-
freiheit, ſie raubt der kühnen Sprache des Neuen
gegen allen Zauber der Neuheit, das leidenſchaft-
lichſte Wort neutraliſiert ſie durch eben ſo leiden-
ſchaftliche Gegenrede, und ſie erſtickt in der Geburt
ſchon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bos-

heit geſäet, ſo tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldſümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preſsfreiheit iſt für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchſten Fußtritte hinnimmt, eben ſo fatal wie für den Deſpoten, der ſeine einſame Ohnmacht nicht gern beleuchtet ſieht. Es iſt wahr, daſs die Cenſur ſolchen Leuten ſehr angenehm iſt. Aber es iſt nicht weniger wahr, daſs die Cenſur, indem ſie einige Zeit dem Deſpotismus Vorſchub leiſtet, ihn am Ende mitſammt dem Deſpoten zu Grunde richtet, daſs dort, wo die Ideenguillotine gewirthſchaftet, auch bald die Menſchencenſur eingeführt wird, daſs derſelbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, ſpäterhin mit derſelben Gelaſſenheit*) ſeinen eigenen Herrn ausſtreicht aus dem Buche des Lebens.

*) Hier folgt im Originalmanuſcript die häufig bis zur Unleſerlichkeit durchſtrichene Stelle: „das Henkeramt auch an Menſchen verrichten werde, und daſs Monſieur Sanſon, als er Se. allerchriſtlichſte Majeſtät, den König von Frankreich, aus dem Buche des Lebens ausſtrich, nur als natürlicher Nachfolger den Cenſor von Paris im Handwerk ablöſte.

Ach! diese Geisteshenker machen uns selbst zu Verbrechern, und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnsinniger

---

Dieser Wahrheit bin ich jüngst in der grauenhaftesten Weise bewusst geworden, als die Unruhen, die Europa bewegen, auch bis in die Statt meines zufälligen Aufenthalts gedrungen waren und ich die heidnische Wildheit entzügelter Volksmassen in der Nähe betrachtete. Es blieb, Gottlob! nur bei Steinwürfen und Fenstergeklirre, und des andern Tags war schon Alles wieder beschwichtigt durch die — — — — — — — — — — — — — — — — — — unter dem: „Ein' feste Burg ist unser Gott" — gefunden hatten. Ich aber verbrachte sehr schlecht die Nacht, als jene Unruhen vorfielen, ich konnte nicht einschlafen vor lauter Revolutionsgreuelgedanken, und dachte beständig an Ludwig XVI., und dann auch an Karl I., und grübelte nach, wer wohl der verlarvte Scharfrichter gewesen sei, der ihn geköpft hat, und als ich einschlief, träumte mir, ich stände unter einer brausenden Volksmenge, die nach einem großen Hause emporgaffte, das ungefähr wie Whitehall aussah, und vor dessen Fenstern sich ein schwarzes Gerüste erhob, wo auf einer schwarzen — — — — ein weißes — — — — haupt lag, und siehe! als der verlarvte Scharfrichter zu einem Streiche auslangen wollte, entfiel ihm die Maske, und zum Vorschein kam eines wohlbekannten — — — — wohlbekanntes — — — — Gesicht."

Angſt vor dem Richtſchwerte des Cenſors. Ich ſelbſt unterdrücke in dieſem Augenblick einige neugeborene unſchuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute ſchon ſeit ſo vielen Jahren ein Geiſtermordgeſetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich ſpreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichſte eine ſtrenge Cenſur der Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entſetzen erfüllte — die friedlichſten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadierte die Gaſſen, man focht, man ſtürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todten Adlers, die École polytechnique, flatterte aus dem Neſte mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit ſtürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeiſterung der Jungen, zu Pferde ſtieg Lafayette, der Unvergleichliche, deſſen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erſchaffen könnte, und den ſie deſshalb in ihrer ökonomiſchen Weiſe für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benützen ſucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtſchaft zu Boden mit ihren rothen Schergen und ihren weißen Liljen; und die heilige Drei-

farbigkeit, umſtrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchthurm Unſerer lieben Frauen von Paris! Da geſchahen keine Greuel, da gab's kein muthwilliges Morden, da erhob ſich keine allerchriſtlichſte Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famoſen Rückkehr von Verſailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshuttes und von Varicourt voraustrug und in Sèvres ſtill hielt, um ſie dort von einem Citoyen-Perruquier abwaſchen und hübſch friſieren zu laſſen. — Nein, ſeit jener Zeit, ſchaurigen Angedenkens, hatte die franzöſiſche Preſſe das Volk von Paris für beſſere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, ſie hatte die Ignoranz ausgejätet aus den Herzen und Intelligenz hineingeſäet, die Frucht eines ſolchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menſchlichkeit des Pariſer Volks in der großen Woche — und, in der That! wenn Polignac ſpäterhin nicht auch phyſiſch den Kopf verlor, ſo verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derſelben Preſsfreiheit, die er thörichterweiſe unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit ſeinen lieblichſten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft ſeine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit dieſen flüchtigen Bemerkungen genugſam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutſchland annehmen möchte, ſich in eine Frage über den Zuſtand der Civiliſation und der politiſchen Bildung des deutſchen Volks verwandeln muſs, wie dieſe Bildung ganz abhängig iſt von der Preſsfreiheit, und wie es unſer ängſtlichſter Wunſch ſein muſs, daſs durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil ſtiftet als die Leidenſchaft, und Anſichten und Meinungen, je weniger ſie vorher erörtert und beſprochen worden, um ſo grauenhaft ſtürmiſcher auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Loſungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit“ könnte jetzt in Deutſchland, eben ſo wie einſt in Frankreich, das erſte Loſungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit verſäumen, wenn er dazu beitragen will, daſs die Streitfrage „über den Adel“ durch eine ruhige Erörterung geſchlichtet oder ausgeglichen werde, ehe ſich ungefüge Disputanten einmiſchen mit allzuſchlagenden Beweisthümern, wogegen weder die Kettenſchlüſſe der Polizei, noch die ſchärfſten Argumente der Infanterie und Kavallerie, nicht einmal die

Ultima ratio regis, die ſich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, Etwas auszurichten vermöchten. In dieſer trüben Hinſicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienſtliches Werk. Ich glaube, der Ton der Mäßigung, der darin herrſcht, entſpricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfaſſer bekämpft mit indiſcher Geduld eine Broſchüre, betitelt:

„Über den Adel und deſſen Verhältnis zum Bürgerſtande. Von dem Grafen M. v. Moltke, königl. däniſchem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg, bei Perthes und Beſſer. 1830.“

Doch wie in dieſer Broſchüre, ſo iſt auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erſchöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, ſo zu ſagen dogmatiſchen Theil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe ſitzt auf ſeinem Turnierroſs und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daſs durch adlige Zeugung ein beſſeres Blut entſtehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Geſandtſchafts- und Waffenämtern, womit man den Adligen dafür belohnen ſoll, daſs er ſich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und ſo weiter; — dagegen

erhebt ſich ein Streiter, der Stück vor Stück jene beſtialiſchen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Anſichten herunterſchlägt, und die Wahlſtätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadliger Inſolenz. Dieſer bürgerliche Ritter kämpft gleichſam mit geſchloſſenem Viſier, das Titelblatt dieſer Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht ſpäterhin ein braver Nom de guerre wird. Ich weiß ſelbſt Wenig mehr von ihm zu ſagen, als daſs ſein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daſs ich ſelbſt nicht der Verfaſſer dieſer Schrift bin, ſondern ſie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erſt ausführlich zu betheuern. Ich hätte nimmermehr mit ſolcher Mäßigung die adeligen Prätenſionen und Erblügen diskutieren können. Wie heftig wurde ich einſt, als ein niedliches Gräfchen, mein beſter Freund, während wir auf der Terraſſe eines Schloſſes ſpazieren gingen, die Beſſerblütigkeit des Adels zu beweiſen ſuchte! Indem wir noch disputierten, beging ſein Bedienter ein kleines Verſehen, und der hochgeborene Herr ſchlug dem niedriggeborenen Knechte ins Geſicht, daſs das unedle Blut hervorſchoſs, und ſtieß ihn noch obendrein die Terraſſe hinab. Ich war damals zehn

Jahr' jünger, und warf den edlen Grafen sogleich ebenfalls die Terrasse hinab — es war mein bester Freund, und er brach ein Bein. Als ich ihn nach seiner Genesung wiedersah — er hinkte nur noch ein bißchen — war er doch noch immer von seinem Adelstolze nicht kuriert und behauptete frischweg: der Adel sei als Vermittler zwischen Volk und König eingesetzt, nach dem Beispiele Gottes, der zwischen sich und den Menschen die Engel gesetzt hat, die seinem Throne zunächst stehen, gleichsam ein Adel des Himmels. Holder Engel, antwortete ich, gehe mal einige Schritte auf und ab — Er that es — und der Vergleich hinkte.

Eben so hinkend ist ein Vergleich, den der Graf Moltke in derselben Beziehung mittheilt. Um seine Weise durch ein Beispiel zu zeigen, will ich seine eignen Worte hersetzen: „Der Versuch, den Adel aufzuheben, in welchem sich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Gestalt verkörpert, würde den Menschen isolieren, würde ihn auf eine unsichere Höhe erheben, der es an den nöthigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen seiner Willkür umgeben, wodurch, wie sich Dieses im Oriente so oft gezeigt, die Existenz des Herrschers in eine gefahrvolle Lage geräth. Burke nennt den Adel das korinthische Ka-

pital wohlgeordneter Staaten, und daſs hierin nicht bloß eine redneriſche Figur zu ſuchen, dafür bürgt der erhabene Geiſt dieſes außerordentlichen Mannes, deſſen ganzes Leben dem Dienſte einer vernünftigen Freiheit gewidmet war."

Durch daſſelbe Beiſpiel ließe ſich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntniſſe getäuſcht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm ſpendet; denn ihm fehlt jene Consistency, welche die Engländer für die erſte Tugend eines Staatsmannes halten. Burke beſaß nur rhetoriſche Talente, womit er in der zweiten Hälfte ſeines Lebens die liberalen Grundſätze bekämpfte, denen er in der erſten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch dieſen Geſinnungswechſel die Gunſt der Großen erkriechen wollte, ob Sheridan's liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eiferſucht ihn beſtimmten, als Deſſen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantiſche Schilderungen und redneriſche Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, Das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daſs es immer verdächtig iſt, wenn man zu Gunſten der regierenden Gewalt ſeine Anſichten wechſelt, und daſs man dann immer ein ſchlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in dieſem Falle iſt,

ſagte einſt: „Die Adligen ſind nicht die Stützen, ſondern die Karyatiden des Thrones.“ Ich denke, dieſer Vergleich iſt richtiger, als der von dem Kapital einer korinthiſchen Säule. Überhaupt, wir wollen letzteren ſo viel als möglich abweiſen; es könnten ſonſt einige wohlbekannte Kapitaliſten den kapitalen Einfall bekommen, ſich anſtatt des Adels als korinthiſches Kapital der Staatsſäulen zu erheben. Und Das wäre gar der allerwiderwärtigſte Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erſt in einer ſpäteren Schrift beleuchtet werden ſoll; der beſondere, praktiſche Theil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls ſeine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich ſchon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaſſt ſich nur mit dem Grundſätzlichen, ſie beſtreitet Rechtsanſprüche, und ſie zeigt nur, wie der Adel im Widerſpruch iſt mit der Vernunft, der Zeit und mit ſich ſelbſt. Der beſondere, praktiſche Theil betrifft aber jene ſiegreichen Anmaßungen und faktiſchen Uſurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker ſo ſehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es ſcheint mir, als glaube der Adel ſelbſt nicht an ſeine eignen Prätenſionen, und ſchwatze ſie bloß hin als Köder für bürgerliche Polemik, die ſich

damit beschäftigen möge, damit ihre Aufmerksamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptsache. Diese besteht nicht in der Institution des Adels als solchen, nicht in bestimmten Privilegien, nicht in Frohn-, Handdienst-, Gerichts- und anderen Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptsache besteht vielmehr in dem unsichtbaren Bündnisse aller Derjenigen, die so und so viel' Ahnen aufzuweisen haben, und die stillschweigend die Übereinkunft getroffen haben, sich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem sie, gemeinschaftlich die bürgerlichen Rotüriers zurückdrängend, fast alle höhere Officierstellen und durchaus alle Gesandtschaftsposten an sich bringen. Solchermaßen können sie die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Respekt halten und durch diplomatische Verhetzungskünste zwingen, gegen einander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln oder zu diesem Zwecke fraternisierend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker, und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Princip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Adel, der durch Rechte und Besitzthümer der mächtigste war,

wurde Bannerführer der europäiſchen Ariſtokratie, und John Bull bezahlte dieſes Ehrenamt mit ſeinen beſten Guineen und ſiegte ſich bankerott. Während des Friedens, der nach jenem kläglichen Sieg erfolgte, führte Öſtreich das noble Banner, und beſorgte die Adelsintereſſen, und auf jedem feigen Verträglein, das gegen den Liberalismus geſchloſſen wurde, prangt obenan das wohlbekannte Siegellack, und, wie ihr unglücklicher Anführer, wurden auch die Völker ſelber in ſtrengem Gewahrſam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und Metternich war deſſen Hudſon Lowe. Aber nur an dem ſterblichen Leib der Revolution konnte man ſich rächen, nur jene menſchgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und beſpritzt mit Schlachtfeldblut zu einer kaiſerlichen Blondine ins Bett geſtiegen und die weißen Laken von Habsburg befleckt hatte, nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebſe ſterben laſſen; der Geiſt der Revolution iſt jedoch unſterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wochenbette des Ende Juli wurde die Revolution wiedergeboren, nicht als einzelner Menſch, ſondern als ganzes Volk, und in dieſer Volkwerdung ſpottet ſie des Kerkermeiſters, der vor Schrecken das Schlüſſelbund aus den Händen fal-

len läſſt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat ſich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anſtrengungen, und er hat ſeitdem als ſtärkende Kur täglich Eſelsmilch getrunken, und zwar von der Eſelin des Papſtes; doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der engliſche Bull kann jetzt am wenigſten den Feinden die Spitze bieten, wie früherhin; denn Der iſt am meiſten erſchöpft, und durch das beſtändige Miniſterwechſelfieber fühlt er ſich matt in allen Gliedern, und es iſt ihm eine Radikalkur, wo nicht gar die Hungerkur, verordnet, und das inficierte Irland ſoll ihm noch obendrein amputiert werden. Öſtreich fühlt ſich ebenfalls nicht heroiſch aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu ſpielen; Staberle zieht nicht gern die Kriegsuniform an und weiß ſehr gut, daſs ſeine Parapluies nicht gegen Kugelregen ſchützen, und dabei ſchrecken ihn auch jetzt die Ungarn mit ihren grimmigen Schnurrbärten, und in Italien muſs er vor jedem enthuſiaſtiſchen Citronenbaum eine Schildwache ſtellen, und zu Hauſe muſs er Erzherzoginnen zeugen, um im Nothfall das Ungethüm der Revolution damit abzuſpeiſen — „Das bringt ein Viech um," ſagt Staberle.

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen — Aber sie dringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kourtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit — Aber die Pairskammer betrachtet man schon als ein Lazareth für die Inkurablen des alten Regimes, die man nur noch aus Mitleiden toleriert und mit der Zeit ebenfalls fortschafft — Seltsame Umwandlung! in dieser Noth wendet sich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgsten Feind seiner Interessen betrachtet und gehasst, er wendet sich an Rußland. Der große Zar, der noch jüngst der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudalistischen Aristokratie feindseligst gegenüberstand und gezwungen schien, sie nächstens zu befehden, eben dieser Zar wird jetzt von eben jener Aristokratie zum Bannerführer erwählt, und er ist genöthigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der russische Staat auf dem antifeudalistischen Princip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, sondern das erworbene Staatsamt einen Rang ertheilt, so ist doch auf der andern Seite das absolute Zarenthum unverträglich mit den Ideen

einer konſtitutionellen Freiheit, die den geringſten Unterthan ſelbſt gegen eine wohlthätige fürſtliche Willkür ſchützen kann; — und wenn Kaiſer Nikolas I. wegen jenes Princips der bürgerlichen Gleichheit von den Feudaliſten gehaſſt wurde, und obendrein, als offner Feind Englands und heimlicher Feind Öſtreichs, mit all ſeiner Macht der faktiſche Vertreter der Liberalen war, ſo wurde doch er ſeit dem Ende Juli der größte Gegner derſelben, nachdem deren ſiegende Ideen von konſtitutioneller Freiheit ſeinen Abſolutismus bedrohen, und eben in ſeiner Eigenſchaft als Autokrat weiß ihn die europäiſche Ariſtokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der engliſche Bull hat ſich in einem ſolchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun ſoll der ruſſiſche Wolf ſeine Rolle übernehmen. Die hohe Nobleſſe von Europa weiß ſchlau genug das Schrecken der moskowitiſchen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gaſt ſchmeichelt es nicht wenig, daſs er die Würde des alten, von Gottes Genade eingeſetzten Königthums verfechten ſoll gegen Fürſtenläſtrer und Adelsleugner, mit Wohlgefallen läſſt er ſich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantiniſchen Verlaſſenſchaft um die Schulter hängen,

und er läſſt ſich vom ehemaligen deutſchen Kaiſer die abgetragenen heiligen römiſchen Reichshoſen verehren, und er ſetzt ſich aufs Haupt die altfränkiſche Diamantenmütze Caroli Magni. —

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt euch, arme Rothkäppchen der Freiheit!

Iſt es mir doch, während ich Dieſes ſchreibe, als ſpritzte das Blut von Warſchau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der Berliner Officiere und Diplomaten. Jubeln ſie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns Allen iſt ſo bang vor dem ruſſiſchen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutſchen Rothköpfchen fühlen bald Großmutters närriſch lange Hände und großes Maul. Dabei ſollen wir uns noch obendrein marſchfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! Gegen Frankreich? Ja, hurrah! Es geht gegen die Franzoſen, und die Berliner Ukaſuiſten und Knutologen behaupten, daſs wir noch dieſelben Gott-, König- und Vaterlandsretter ſind wie Anno 1813, und Körner's „Leier und Schwert“ ſoll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jeſuiten wieder abgekauft, um den „Rheiniſchen Mer-

kur“ fortzuſetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird „Sie“ tituliert und erhält nachher frei Theater oder ſoll wenigſtens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotiſche Extrabemühungen ſoll dem ganzen Volke noch extra eine Konſtitution verſprochen werden.

Frei Theater iſt immerhin eine ſchöne Sache, aber eine Konſtitution wäre auch ſo übel nicht. Ja, wir könnten zu Zeiten ordentlich ein Gelüſte danach bekommen. Nicht als ob wir der abſoluten Güte oder dem guten Abſolutismus unſerer Monarchen miſstrauten; im Gegentheil, wir wiſſen, es ſind lauter charmante Leute, und iſt auch mal Einer unter ihnen, der dem Stande Unehre macht, wie z. B. Se. Majeſtät der König Don Miguel, ſo bildet er doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchſten Kollegen nicht ſeinem blutigen Skandal ein Ende machen, wie ſie doch leicht könnten, ſo geſchieht es nur, um durch den Kontraſt mit ſolchem gekrönten Wichte noch menſchenfreundlich edler dazuſtehen und von ihren Unterthanen noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Konſtitution hat doch ihr Gutes, und es iſt den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn ſie ſogar von den

beſten Monarchen ſich etwas Schriftliches ausbitten, wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein vernünftiger Vater ſehr vernünftig, wenn er einige heilſame Schranken baut vor den Abgründen der ſouveränen Macht, damit ſeinen Kindern nicht einſt ein Unglück begegne, wenn ſie auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prahlendem Junkergefolge allzukeck galoppieren. Ich weiß ein Königskind, das in einer ſchlechten adligen Reitſchule ſchon im Voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für ſolche Königskinder muſs man doppelt hohe Schranken errichten, und man muſs ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muſs ihnen ein zahmeres Roſs und eine bürgerlich beſcheidnere Genoſſenſchaft zugetheilt werden. Ich weiß eine Jagdgeſchichte — bei Sankt Hubert! Und ich weiß auch Jemand, der tauſend Thaler Preußiſch Courant darum gäbe, wenn ſie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeſchichte iſt jetzt nur eine Jagdgeſchichte. Es iſt jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrſchaften ſind eifriger als je, und ihre uniformierten Jäger ſchießen auf jedes ehrliche Herz, worein ſich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als

Vorrede

zum

ersten Bande des „Salon.“

(1833.)

„Ich rathe Euch, Gevatter, lasst mich auf Euer Schild keinen goldenen Engel, sondern einen rothen Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und Ihr werdet sehen, wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, so wird er doch wie ein rother Löwe aussehn.“

Diese Worte eines ehrsamen Kunstgenossen soll gegenwärtiges Buch an der Stirne tragen, da sie jedem Vorwurf, der sich dagegen auffinden ließe, im Voraus und ganz eingeständig begegnen. Damit Alles gesagt sei, erwähne ich zugleich, dass dieses Buch, mit geringen Ausnahmen, im Sommer und Herbst 1831 geschrieben worden, zu einer Zeit, wo ich mich meistens mit den Kartons zu künftigen rothen Löwen beschäftigte. Um mich her war damals viel Gebrülle und Störnis jeder Art.

Bin ich nicht heute ſehr beſcheiden?

Ihr könnt euch darauf verlaſſen, die Beſcheidenheit der Leute hat immer ihre guten Gründe. Der liebe Gott hat gewöhnlich die Ausübung der Beſcheidenheit und ähnlicher Tugenden den Seinen ſehr erleichtert. Es iſt z. B. leicht, daſs man ſeinen Feinden verzeiht, wenn man zufällig nicht ſo viel Geiſt beſitzt, um ihnen ſchaden zu können, ſo wie es auch leicht iſt, keine Weiber zu verführen, wenn man mit einer allzuſchäbigen Naſe geſegnet iſt.

Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in dieſem Buche wieder ſehr tief ſeufzen — aber es kann ihnen Nichts mehr helfen. Ein zweites, „nachwachſendes Geſchlecht“ hat eingeſehen, daſs all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht beſſer, doch wenigſtens eben ſo reſpektabel iſt, wie jene triſte, modrige Aſchermittwochsidee, die unſer ſchönes Europa trübſelig entblumt und mit Geſpenſtern und Tartüffen bevölkert hat. Wogegen ich einſt mit leichten Waffen frondierte, wird jetzt ein offener ernſter Krieg geführt — ich ſtehe ſogar nicht mehr in den erſten Reihen.

Gottlob! die Revolution des Julius hat die Zungen gelöſt, die ſo lange ſtumm geſchienen; ja, da die plötzlich Erweckten Alles, was ſie bis dahin

verſchwiegen, auf einmal offenbaren wollten, ſo entſtand viel Geſchrei, welches mir mitunter gar unerfreulich die Ohren betäubte. Ich hatte manchmal nicht übel Luſt, das ganze Sprechamt aufzugeben; doch Das iſt nicht ſo leicht thulich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathſtelle, obgleich letztere mehr einbringt, als das beſte öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unſer Thun und Schaffen ſei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir ſprechen und wirken, ſtreiten und leiden wollten, wie etwa ſonſt ein Philolog ſich ſeinen Klaſſiker auswählte, mit deſſen Kommentierung er ſich ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, ſondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitſcht uns in die Arena hinein, daſs wir, wie gezwungene Gladiatoren, für ſie kämpfen. So iſt es mit jedem echten Tribunat oder Apoſtolat. Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn Amos ſprach zu König Amazia: „Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, ſondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieſet; aber der Herr nahm mich von der Schafherde und ſprach zu mir: Gehe hin und weiſſage!“ Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn der arme Mönch, der vor Kaiſer und Reich zu Worms angeklagt ſtand ob ſeiner

[illegible] jeder Bekenner sie unmöglich entbehren und mit den Worten schließ: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen!“

Wenn ihr diese heilige Zwingnis kennet, ihr würdet uns nicht mehr schelten, nicht mehr schmähen, nicht mehr verleumden — wahrlich, wir sind nicht die Herren, sondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geständnis, wenn Maximilian Robespierre sprach: „Ich bin ein Sklave der Freiheit.“

Und auch ich will jetzt Geständnisse machen. Es war nicht eitel Lust meines Herzens, daſs ich Alles verließ, was mir Theures im Vaterland blühte und lächelte — Mancher liebte mich dort, z. B. meine Mutter — aber ich ging, ohne zu wiſſen warum; ich ging, weil ich muſste. Nachher ward mir sehr müde zu Muthe; so lange vor den Juliustagen hatte ich das Prophetenamt getrieben, daſs das innere Feuer mich schier verzehrt, daſs mein Herz von den gewaltigen Worten, die daraus hervorgebrochen, so matt geworden wie der Leib einer Gebärerin . . .

Ich dachte: — Habt meiner nicht mehr nöthig, will auch einmal für mich selber leben, und schöne Gedichte schreiben, Komödien und Novellen, zärt-

liche und heitere Gedankenspiele, die sich in meinem Hirnkasten angesammelt, und will mich wieder ruhig zurückschleichen in das Land der Poesie, wo ich als Knabe so glücklich gelebt.

Und keinen Ort hätte ich wählen können, wo ich besser im Stande war, diesen Vorsatz in Ausführung zu bringen. Es war auf einer kleinen Villa dicht am Meer, nahe bei Havre-de-Grâce in der Normandie. Wunderbar schöne Aussicht auf die große Nordsee, ein ewig wechselnder und doch einfacher Anblick; heute grimmer Sturm, morgen schmeichelnde Stille; und drüberhin die weißen Wolkenzüge, riesenhaft und abenteuerlich, als wären es die spukenden Schatten jener Normannen, die einst auf diesen Gewässern ihr wildes Wesen getrieben. Unter meinem Fenster aber blühten die lieblichsten Blumen und Pflanzen: Rosen, die liebesüchtig mich anblickten, rothe Nelken mit verschämt bittenden Düften, und Lorberen, die an die Mauer zu mir heraufrankten, fast bis in mein Zimmer hereinwuchsen, wie jener Ruhm, der mich verfolgt. Ja, einst lief ich schmachtend hinter Daphne einher, jetzt läuft Daphne nach mir, wie eine Metze, und drängt sich in mein Schlafgemach. Was ich einst begehrte, ist mir jetzt unbequem, ich möchte Ruhe haben, und wünschte, dass kein Mensch von mir

ſprache, wenigſtens in Deutſchland*). Nur kleine Lieder wollte ich dichten, und nur für mich, oder allenfalls um ſie irgend einer verborgenen Nachtigall vorzuleſen. Es ging auch im Anfang; mein Gemüth ward wieder zufrieden von dem Geiſt der Dichtkunſt, wohlbekannte edle Gestalten und goldne Bilder dämmerten wieder empor in meinem Gedächtniſſe, ich ward wieder ſo traumvoll, ſo märchentrunken, ſo verzaubert wie ehemals, und ich brauchte nur mit ruhiger Feder Alles aufzuſchreiben, was ich eben fühlte und dachte — ich begann.

Nun aber weiß Jeder, daß man bei ſolcher Stimmung nicht immer ruhig im Zimmer ſitzen bleibt, und manchmal mit begeiſtertem Herzen und glühenden Wangen ins freie Feld läuft, ohne auf Weg und Steg zu achten. So erging's auch mir, und, ohne zu wiſſen wie, befand ich mich plötzlich auf der Landſtraße von Havre, und vor mir her zogen hoch und langſam mehre große Bauerwagen, bepackt mit allerlei ärmlichen Kiſten und Kaſten, altfränkiſchem Hausgeräthe, Weibern und Kindern. Nebenher gingen die Männer, und nicht gering war meine Überraſchung, als ich ſie ſprechen hörte —

*) Die Worte: „wenigſtens in Deutſchland.“ fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

ſie ſprachen Deutſch, in ſchwäbiſcher Mundart. Leicht begriff ich, daſs dieſe Leute Auswanderer waren, und als ich ſie näher betrachtete, durchzuckte mich ein jähes Gefühl, wie ich es noch nie in meinem Leben empfunden; alles Blut ſtieg mir plötzlich in die Herzkammern und klopfte gegen die Rippen, als müſſe es heraus aus der Bruſt, als müſſe es ſo ſchnell als möglich heraus, und der Athem ſtockte mir in der Kehle. Ja, es war das Vaterland ſelbſt, das mir begegnete, auf jenen Wagen ſaß das blonde Deutſchland, mit ſeinen ernſtblauen Augen, ſeinen traulichen, allzu bedächtigen Geſichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beſchränktheit, über die ich mich einſt ſo ſehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmüthig rührte — denn hatte ich einſt, in der blühenden Luſt der Jugend, gar oft die heimatlichen Verkehrtheiten und Philiſtereien verdrießlich durchgehechelt, hatte ich einſt mit dem glücklichen, bürgermeiſterlich gehäbigen, ſchneckenhaft trägen Vaterlande manchmal einen kleinen Haushader zu beſtehen, wie er in großen Familien wohl vorfallen kann: ſo war doch all dergleichen Erinnerung in meiner Seele erloſchen, als ich das Vaterland in Elend erblickte, in der Fremde, im Elend; ſelbſt ſeine Gebrechen wurden mir plötzlich theuer und werth, ſelbſt mit

ſeinen Krähwinkeleien war ich ausgeſöhnt, und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutſchen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland ſelber den Handſchlag eines erneuten Bündniſſes der Liebe, und wir ſprachen Deutſch. Die Menſchen waren ebenfalls ſehr froh, auf einer fremden Landſtraße dieſe Laute zu vernehmen; die beſorglichen Schatten ſchwanden von ihren Geſichtern, und ſie lächelten beinahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübſch, riefen mir ihr gemüthliches „Grieſch di Gott!“ vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten erröthend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an mit ihren zahnloſen lieben Mündchen. Und warum habt ihr denn Deutſchland verlaſſen? fragte ich dieſe armen Leute. „Das Land iſt gut und wären gern dageblieben,“ antworteten ſie, „aber wir konnten's nicht länger aushalten“ —

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenſchaft aufregen wollen, und ich will nicht Alles wiedererzählen, was ich auf jener Landſtraße bei Havre unter freiem Himmel gehört habe über den Unfug der hochnobeln und allerhöchſt nobeln Sippſchaften in der Heimat — auch lag die größere Klage nicht im Wort ſelbſt, ſondern im Ton, womit es ſchlicht und grad geſprochen, oder

vielmehr geſeufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlußrede ihrer Klage war immer: „Was ſollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?“

Ich ſchwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Theil von Dem, was jene Leute in Deutſchland erduldet haben, hätte in Frankreich ſechsunddreißig Revolutionen hervorgebracht und ſechsunddreißig Königen die Krone mitſammt dem Kopf gekoſtet.

„Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen,“ bemerkte ein achtzigjähriger, alſo doppelt vernünftiger Schwabe, „aber wir thaten es wegen der Kinder. Die ſind noch nicht ſo ſtark, wie wir, an Deutſchland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freilich, in Afrika werden ſie auch Manches ausſtehen müſſen.“

Dieſe Leute gingen nämlich nach Algier, wo man ihnen unter günſtigen Bedingungen eine Strecke Landes zur Koloniſierung verſprochen hatte. „Das Land ſoll gut ſein,“ ſagten ſie, „aber, wie wir hören, giebt es dort viel' giftige Schlangen, die ſehr gefährlich, und man hat dort Viel auszuſtehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naſchen oder gar die Kinder ſtehlen und mit ſich in die Wälder

ſchleppen. Das iſt grauſam. Aber zu Hauſe iſt der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird Einem von Wildſchaden und Jagd noch weit mehr ruiniert, und unſere Kinder wurden unter die Soldaten geſteckt — Was ſollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?“

Zur Ehre der Menſchheit muſs ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Ausſage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensſtationen durch ganz Frankreich zu Theil wurde. Die Franzoſen ſind nicht bloß das geiſtreichſte, ſondern auch das barmherzigſte Volk. Sogar die Ärmſten ſuchten dieſen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Keſſel zum Kochen, halfen ihnen Holz ſpalten, Waſſer tragen und waſchen. Habe mit eigenen Augen geſehen, wie ein franzöſiſch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brot gab, wofür ich mich auch herzlich bei ihr bedankte. Dabei iſt noch zu bemerken, daſs die Franzoſen nur das materielle Elend dieſer Leute kennen; Jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum dieſe Deutſchen ihr Vaterland verlaſſen. Denn wenn den Franzoſen die landesherrlichen Placke-

reien so ganz unerträglich werden, daß sie nur etwas allzu stark übertrieben fallen. Dann kommt man doch nie in den Sinn, die Fenster zu zerschlagen, sondern sie geben vielmehr ihren Leuten den Laufpaß, sie werfen sie zum Lande hinaus und schreiben hübsch selber im Lande, mit einem Wort, sie vergnügen eine Revolution an.

Was mich betrifft, so blieb mir durch jene Abgegnung ein tiefer Kummer, eine schwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagtheit im Herzen, welche ich nimmermehr mit Worten zu beschreiben vermag. Ich, der ich mich so unendlich als den Sieger fühlte, ich ganz jetzt so matt und traurig einher wie ein gebrochener Mensch. Es war dieses wahrhaftig nicht die Wirkung jener albernen aufgeregten Patriotismus, da fühlt man etwas Edleres, etwas Besseres. Dazu ist ein jeder Zeit Alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir auch jetzt selber einigermaßen verleiden, wenn ich die Mummenschanz jener schwarzen Bande, die aus dem Patriotismus ein Metier gemacht, und sich auch eine entsprechende Tracht zugelegt und sich mit Weibern, Gesellen und Lehrlinge eingetheilt, und ihre Grüße hatten, womit sie im

Ich sage „Fechten“ im schmutzigsten Knotensinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwerte gehörte nicht zu ihren Handwerksbräuchen. Vater Jahn, der Herbergvater Jahn, war im Kriege, wie männiglich bekannt, eben so feige wie albern. Gleich dem Meister, waren auch die meisten Gesellen nur gemeine Naturen, schmierige Heuchler, deren Grobheit nicht einmal echt war. Sie wusften sehr gut, dass deutsche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Kennzeichen des Muthes und der Ehrlichkeit ansieht, obgleich ein Blick in unsere Zuchthäuser hinlänglich belehrt, dass es auch grobe Schurken und grobe Memmen giebt. In Frankreich ist der Muth höflich und gesittet, und die Ehrlichkeit trägt Handschuh' und zieht den Hut ab. In Frankreich besteht auch der Patriotismus in der Liebe für ein Geburtsland, welches auch zugleich die Heimat der Civilisation und des humanen Fortschritts. Obgedachter deutscher Patriotismus hingegen bestand in einem Hasse gegen die Franzosen, in einem Hasse gegen Civilisation und Liberalismus. Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich lobe Frankreich?

Es ist eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann sein Vaterland lieben und achtzig Jahr' dabei alt

werden, und es nie gewusst haben; aber man muss dann auch zu Hause geblieben sein. Das Wesen des Frühlings erkennt man erst im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die besten Mailieder. Die Freiheitsliebe ist eine Kerkerblume, und erst im Gefängnisse fühlt man den Werth der Freiheit. So beginnt die deutsche Vaterlandsliebe erst an der deutschen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutschen Unglücks in der Fremde. In einem Buche, welches mir eben zur Hand liegt und die Briefe einer verstorbenen Freundin enthält, erschütterte mich gestern die Stelle, wo sie in der Fremde den Eindruck beschreibt, den der Anblick ihrer Landsleute im Kriege 1813 in ihr hervorbrachte. Ich will die lieben Worte hierhersetzen:

„Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittere Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O, ich habe es nie gewusst, dass ich mein Land so liebe! Wie Einer, der durch Physik den Werth des Blutes etwa nicht kennt; — wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen."

Das ist es. Deutschland, Das sind wir selber. Und darum wurde ich plötzlich so matt und krank beim Anblick jener Auswanderer, jener großen Blutströme, die aus den Wunden des Vaterlandes rinnen und sich in den afrikanischen Sand verlieren.

Das ist es; es war wie ein leiblicher Verlust, und ich fühlte in der Seele einen fast physischen Schmerz. Vergebens beschwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika ist auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht Viel von christlicher Liebe, und die Affen dort sind nicht so widerwärtig wie die deutschen Affen — und zur Zerstreuung summte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

„ . . . . . .
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.
„ . . . . . .
An Deutschlands Grenzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand,
Und küssen sie — Das sei dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!"

Nur diese Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtnis, und sie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutschlands Grenze kam. Von dem Verfasser weiß ich auch nur wenig, außer daß er ein armer deutscher Dichter war, und den größten

Theil seines Lebens auf der Festung saß und die Freiheit liebte. Er ist nun todt und längst vermodert, aber sein Lied lebt noch; denn das Wort kann man nicht auf die Festung setzen und vermodern lassen.

Ich versichere euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, so geschah es wegen des kleinen Mädchens. Es war schon gegen Abend, und ein kleines deutsches Mädchen, welches ich vorher schon unter den Auswanderern bemerkt, stand allein am Strande, wie versunken in Gedanken, und schaute hinaus ins weite Meer. Die Kleine mochte wohl acht Jahr' alt sein, trug zwei niedlich geflochtene Haarzöpfchen, ein schwäbisch kurzes Röckchen von wohlgestreiftem Flanell, hatte ein bleich kränkelndes Gesichtchen, groß ernsthafte Augen, und mit weich besorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug sie mich, ob Das das Weltmeer sei. — —

Bis tief in die Nacht stand ich am Meere und weinte. Ich schäme mich nicht dieser Thränen. Auch Achilles weinte am Meer, und die silberfüßige Mutter musste aus den Wellen emporsteigen, um ihn zu trösten. Auch ich hörte eine Stimme im Wasser, aber minder trostreich, vielmehr aufweckend, gebietend, und doch grundweise. Denn das Meer

spräche, wenigstens in Deutschland*). Und stille Lieder wollte ich dichten, und nur für mich, oder allenfalls um sie irgend einer verborgenen Nachtigall vorzulesen. Es ging auch im Anfang; mein Gemüth ward wieder umfriedet von dem Geist der Dichtkunst, wohlbekannte edle Gestalten und goldne Bilder dämmerten wieder empor in meinem Gedächtnisse, ich ward wieder so traumselig, so märchentrunken, so verzaubert wie ehemals, und ich brauchte nur mit ruhiger Feder Alles aufzuschreiben, was ich eben fühlte und dachte — ich begann.

Nun aber weiß Jeder, daſs man bei solcher Stimmung nicht immer ruhig im Zimmer sitzen bleibt, und manchmal mit begeistertem Herzen und glühenden Wangen ins freie Feld läuft, ohne auf Weg und Steg zu achten. So erging's auch mir, und, ohne zu wissen wie, befand ich mich plötzlich auf der Landstraße von Havre, und vor mir her zogen hoch und langsam mehre große Bauerwagen, bepackt mit allerlei ärmlichen Kisten und Kasten, altfränkischem Hausgeräthe, Weibern und Kindern. Nebenher gingen die Männer, und nicht gering war meine Überraschung, als ich sie sprechen hörte —

*) Die Worte: „wenigstens in Deutschland." fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

ſie ſprachen Deutſch, in ſchwäbiſcher Mundart. Leicht begriff ich, daſs dieſe Leute Auswanderer waren, und als ich ſie näher betrachtete, durchzuckte mich ein jähes Gefühl, wie ich es noch nie in meinem Leben empfunden; alles Blut ſtieg mir plötzlich in die Herzkammern und klopfte gegen die Rippen, als müſſe es heraus aus der Bruſt, als müſſe es ſo ſchnell als möglich heraus, und der Athem ſtockte mir in der Kehle. Ja, es war das Vaterland ſelbſt, das mir begegnete, auf jenen Wagen ſaß das blonde Deutſchland, mit ſeinen ernſtblauen Augen, ſeinen traulichen, allzu bedächtigen Geſichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beſchränktheit, über die ich mich einſt ſo ſehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmüthig rührte — denn hatte ich einſt, in der blühenden Luſt der Jugend, gar oft die heimatlichen Verkehrtheiten und Philiſtereien verdrießlich durchgehechelt, hatte ich einſt mit dem glücklichen, bürgermeiſterlich gehäbigen, ſchneckenhaft trägen Vaterlande manchmal einen kleinen Haushader zu beſtehen, wie er in großen Familien wohl vorfallen kann: ſo war doch all dergleichen Erinnerung in meiner Seele erloſchen, als ich das Vaterland in Elend erblickte, in der Fremde, im Elend; ſelbſt ſeine Gebrechen wurden mir plötzlich theuer und werth, ſelbſt mit

seinen Krähwinkeleien war ich ausgesöhnt, und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutschen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland selber den Handschlag eines erneuten Bündnisses der Liebe, und wir sprachen Deutsch. Die Menschen waren ebenfalls sehr froh, auf einer fremden Landstraße diese Laute zu vernehmen; die besorglichen Schatten schwanden von ihren Gesichtern, und sie lächelten beinahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübsch, riefen mir ihr gemüthliches „Grieſch di Gott!“ vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten erröthend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an mit ihren zahnlosen lieben Mündchen. Und warum habt ihr denn Deutschland verlassen? fragte ich diese armen Leute. „Das Land ist gut und wären gern dageblieben,“ antworteten sie, „aber wir konnten's nicht länger aushalten“ —

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenschaft aufregen wollen, und ich will nicht Alles wiedererzählen, was ich auf jener Landstraße bei Havre unter freiem Himmel gehört habe über den Unfug der hochnobeln und allerhöchst nobeln Sippschaften in der Heimat — auch lag die größere Klage nicht im Wort selbst, sondern im Ton, womit es schlicht und grad gesprochen, oder

vielmehr geſeufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlußrede ihrer Klage war immer: „Was ſollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?“

Ich ſchwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Theil von Dem, was jene Leute in Deutſchland erduldet haben, hätte in Frankreich ſechsunddreißig Revolutionen hervorgebracht und ſechsunddreißig Königen die Krone mitſammt dem Kopf gekoſtet.

„Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen,“ bemerkte ein achtzigjähriger, alſo doppelt vernünftiger Schwabe, „aber wir thaten es wegen der Kinder. Die ſind noch nicht ſo ſtark, wie wir, an Deutſchland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freilich, in Afrika werden ſie auch Manches ausſtehen müſſen.“

Dieſe Leute gingen nämlich nach Algier, wo man ihnen unter günſtigen Bedingungen eine Strecke Landes zur Koloniſierung verſprochen hatte. „Das Land ſoll gut ſein,“ ſagten ſie, „aber, wie wir hören, giebt es dort viel' giftige Schlangen, die ſehr gefährlich, und man hat dort Viel auszuſtehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naſchen oder gar die Kinder ſtehlen und mit ſich in die Wälder

schleppen. Das ist grausam. Aber zu Hause ist der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird Einem von Wildschaden und Jagd noch weit mehr ruiniert, und unsere Kinder wurden unter die Soldaten gesteckt — Was sollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?"

Zur Ehre der Menschheit muss ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Aussage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensstationen durch ganz Frankreich zu Theil wurde. Die Franzosen sind nicht bloß das geistreichste, sondern auch das barmherzigste Volk. Sogar die Ärmsten suchten diesen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Kessel zum Kochen, halfen ihnen Holz spalten, Wasser tragen und waschen. Habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein französisch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brot gab, wofür ich mich auch herzlich bei ihr bedankte. Dabei ist noch zu bemerken, dass die Franzosen nur das materielle Elend dieser Leute kennen; Jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum diese Deutschen ihr Vaterland verlassen. Denn wenn den Franzosen die landesherrlichen Plack-

reien so ganz unerträglich werden, oder auch nur etwas allzu stark beschwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn, die Flucht zu ergreifen, sondern sie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaſs, sie werfen sie zum Lande hinaus und bleiben hübsch selber im Lande, mit einem Wort: sie fangen eine Revolution an.

Was mich betrifft, so blieb mir durch jene Begegnung ein tiefer Kummer, eine schwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagnis im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beschreiben vermag. Ich, der eben noch so übermüthig wie ein Sieger taumelte, ich ging jetzt so matt und krank einher wie ein gebrochener Mensch. Es war Dieſes wahrhaftig nicht die Wirkung eines plötzlich aufgeregten Patriotismus. Ich fühlte, es war etwas Edleres, etwas Beſſeres. Dazu ist mir seit langer Zeit Alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir einst sogar die Sache selber einigermaßen verleidet werden, als ich den Mummenschanz jener schwarzen Narren erblickte, die aus dem Patriotismus ordentlich ihr Handwerk gemacht, und sich auch eine angemeſſene Handwerkstracht zugelegt und sich wirklich in Meister, Geſellen und Lehrlinge eingetheilt, und ihre Zunftgrüße hatten, womit sie im Lande fechten gingen.

Ich sage „Fechten“ im schmutzigsten Knotensinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwerte gehörte nicht zu ihren Handwerksbräuchen. Vater Jahn, der Herbergvater Jahn, war im Kriege, wie männiglich bekannt, eben so feige wie albern. Gleich dem Meister, waren auch die meisten Gesellen nur gemeine Naturen, schmierige Heuchler, deren Grobheit nicht einmal echt war. Sie wussten sehr gut, dass deutsche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Kennzeichen des Muthes und der Ehrlichkeit ansieht, obgleich ein Blick in unsere Zuchthäuser hinlänglich belehrt, dass es auch grobe Schurken und grobe Memmen giebt. In Frankreich ist der Muth höflich und gesittet, und die Ehrlichkeit trägt Handschuh' und zieht den Hut ab. In Frankreich besteht auch der Patriotismus in der Liebe für ein Geburtsland, welches auch zugleich die Heimat der Civilisation und des humanen Fortschritts. Obgedachter deutscher Patriotismus hingegen bestand in einem Hasse gegen die Franzosen, in einem Hasse gegen Civilisation und Liberalismus. Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich lobe Frankreich?

Es ist eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann sein Vaterland lieben und achtzig Jahr' dabei alt

werden, und es nie gewusst haben; aber man muss dann auch zu Hause geblieben sein. Das Wesen des Frühlings erkennt man erst im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die besten Mailieder. Die Freiheitsliebe ist eine Kerkerblume, und erst im Gefängnisse fühlt man den Werth der Freiheit. So beginnt die deutsche Vaterlandsliebe erst an der deutschen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutschen Unglücks in der Fremde. In einem Buche, welches mir eben zur Hand liegt und die Briefe einer verstorbenen Freundin enthält, erschütterte mich gestern die Stelle, wo sie in der Fremde den Eindruck beschreibt, den der Anblick ihrer Landsleute im Kriege 1813 in ihr hervorbrachte. Ich will die lieben Worte hierhersetzen:

„Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittere Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O, ich habe es nie gewusst, dass ich mein Land so liebe! Wie Einer, der durch Physik den Werth des Blutes etwa nicht kennt; — wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen."

Das ist es. Deutschland, Das sind wir selber. Und darum wurde ich plötzlich so matt und krank beim Anblick jener Auswanderer, jener großen Blutströme, die aus den Wunden des Vaterlandes rinnen und sich in den afrikanischen Sand verlieren.

Das iſt es; es war wie ein leiblicher Verluſt, und ich fühlte in der Seele einen faſt phyſiſchen Schmerz. Vergebens beſchwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika iſt auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht Viel von chriſtlicher Liebe, und die Affen dort ſind nicht ſo widerwärtig wie die deutſchen Affen — und zur Zerſtreuung ſummte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

„ . . . . . .
Wir ſollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.
„ . . . . . .
An Deutſchlands Grenzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand,
Und küſſen ſie — Das ſei dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speiſ' und Trank,
Du liebes Vaterland!"

Nur dieſe Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtnis, und ſie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutſchlands Grenze kam. Von dem Verfaſſer weiß ich auch nur wenig, außer daſs er ein armer deutſcher Dichter war, und den größten

Theil ſeines Lebens auf der Feſtung ſaß und die Freiheit liebte. Er iſt nun todt und längſt vermodert, aber ſein Lied lebt noch; denn das Wort kann man nicht auf die Feſtung ſetzen und vermodern laſſen.

Ich verſichere euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, ſo geſchah es wegen des kleinen Mädchens. Es war ſchon gegen Abend, und ein kleines deutſches Mädchen, welches ich vorher ſchon unter den Auswanderern bemerkt, ſtand allein am Strande, wie verſunken in Gedanken, und ſchaute hinaus ins weite Meer. Die Kleine mochte wohl acht Jahr' alt ſein, trug zwei niedlich geflochtene Haarzöpfchen, ein ſchwäbiſch kurzes Röckchen von wohlgeſtreiftem Flanell, hatte ein bleich kränkelndes Geſichtchen, groß ernſthafte Augen, und mit weich beſorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug ſie mich, ob Das das Weltmeer ſei. — —

Bis tief in die Nacht ſtand ich am Meere und weinte. Ich ſchäme mich nicht dieſer Thränen. Auch Achilles weinte am Meer, und die ſilberfüßige Mutter muſſte aus den Wellen emporſteigen, um ihn zu tröſten. Auch ich hörte eine Stimme im Waſſer, aber minder troſtreich, vielmehr aufweckend, gebietend, und doch grundweiſe. Denn das Meer

weiß Alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgensten Räthsel des Himmels, in seiner Tiefe liegen mit den fabelhaft versunkenen Reichen auch die uralten, längst verschollenen Sagen der Erde, an allen Küsten lauscht es mit tausend neugierigen Wellenohren, und die Flüsse, die zu ihm hinabströmen, bringen ihm alle Nachrichten, die sie in den entferntesten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geschwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben — Wenn Einem aber das Meer seine Geheimnisse offenbart und Einem das große Welterlösungswort ins Herz geflüstert, dann ade, Ruhe! Ade, stille Träume! Ade, Novellen und Komödien, die ich schon so hübsch begonnen, und die nun schwerlich so bald fortgesetzt werden!

Die goldenen Engelsfarben sind seitdem auf meiner Palette fast eingetrocknet, und flüssig blieb darauf nur ein schreiendes Roth, das wie Blut aussieht, und womit man nur rothe Löwen malt. Ja, mein nächstes Buch wird wohl ganz und gar ein rother Löwe werden, welches ein verehrungswürdiges Publikum nach obigem Geständnisse gefälligst entschuldigen möge. —

Paris, den 17. Oktober 1833.

Heinrich Heine.

Über den Denuncianten.

Vorwort

zum dritten Theile des „Salon.“

(1837.)

Ich habe dieſem Buche einige ſehr unerfreuliche Bemerkungen voranzuſchicken, und vielmehr über Das, was es nicht enthält, als über den Inhalt ſelbſt mich auszuſprechen. Was letzteren betrifft, ſo ſteht zu berichten, daſs ich von den „Florentiniſchen Nächten“ die Fortſetzung, worin mancherlei Tagesintereſſen ihr Echo fanden, nicht mittheilen konnte. Die „Elementargeiſter“ ſind nur die deutſche Bearbeitung eines Kapitels aus meinem Buche „De l'Allemagne;“ Alles, was ins Gebiet der Politik und der Staatsreligion hinüberſpielte, ward gewiſſenhaft ausgemerzt, und Nichts blieb übrig, als eine Reihe harmloſer Märchen, die, gleich den Novellen des Decamerone, dazu dienen könnten, jene peſtilenzielle Wirklichkeit, die uns dermalen umgiebt, für einige Stunden zu vergeſſen.

Das Gedicht, welches am Schluſſe des Buches*), habe ich ſelber verfaſſt, und ich denke, es wird meinen Feinden viel Vergnügen machen; ich habe kein beſſeres geben können. Die Zeit der Gedichte iſt überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern, und die Kleindichter in Schwaben, ſtatt mir zu grollen, ſollten ſie mich vielmehr brüderlichſt in ihre Schule aufnehmen . . . Das wird auch wohl das Ende des Spaßes ſein, daſs ich in der ſchwäbiſchen Dichterſchule, mit Fallhütchen auf dem Kopf, neben den Andern auf das kleine Bänkchen zu ſitzen komme und das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne die Maienwonne, die Gelbveiglein und die Quetſchenbäume. Ich hatte längſt eingeſehen, daſs es mit den Verſen nicht mehr recht vorwärts ging, und deſshalb verlegte ich mich auf gute Proſa. Da man aber in der Proſa nicht ausreicht mit dem ſchönen Wetter, Frühlingsſonne, Maienwonne, Gelbveiglein und Quetſchenbäumen, ſo muſſte ich auch für die neue Form einen neuen Stoff ſuchen; dadurch gerieth ich auf die unglückliche Idee, mich mit Ideen zu beſchäftigen, und ich dachte nach über

*) Das Tannhäuſerlied, abgedruckt in Band VII, S. 243 ff.

Der Herausgeber.

die innere Bedeutung der Erſcheinungen, über die letzten Gründe der Dinge, über die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, über die Mittel, wie man die Leute beſſer und glücklicher machen kann, u. ſ. w. Die Begeiſterung, die ich von Natur für dieſe Stoffe empfand, erleichterte mir ihre Behandlung, und ich konnte bald in einer äußerſt ſchönen, vortrefflichen Proſa meine Gedanken darſtellen . . . Aber ach! Als ich es endlich im Schreiben ſo weit gebracht hatte, da ward mir das Schreiben ſelber verboten. Ihr kennt den Bundestagsbeſchluſs vom December 1835, wodurch meine ganze Schriftſtellerei mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir ſo viel Mühe gegeben mit der deutſchen Sprache, mit dem Accuſativ und Dativ, ich wuſſte die Worte ſo ſchön an einander zu reihen, wie Perl an Perl, ich fand ſchon Vergnügen an dieſer Beſchäftigung, ſie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutſch ſchrieb, ſo konnte ich mir einbilden, ich ſei in der Heimat, bei der Mutter . . . Und nun ward mir das Schreiben verboten! Ich war ſehr weich geſtimmt, als ich an den Bundestag jene Bittſchrift ſchrieb, die ihr ebenfalls kennt, und die von Manchem unter euch als gar zu unterthänig getadelt worden. Meine Konſulenten, deren Reſponſa

ich bei diesem Ereignisse einholte, waren alle der Meinung, ich müsse ein groß Spektakel erheben, große Memoiren anfertigen, darin beweisen: „dass hier ein Eingriff in Eigenthumsrechte statt fände, dass man mir nur durch richterlichen Urtheilsspruch die Ausbeutung meiner Besitzthümer, meiner schriftstellerischen Fähigkeiten, untersagen könne, dass der Bundestag kein Gerichtshof und zu richterlichen Erkenntnissen nicht befugt sei, dass ich protestieren, künftigen Schadenersatz verlangen, kurz Spektakel machen müsse.“ Zu Dergleichen fühlte ich mich aber keineswegs aufgelegt, ich hege die größte Abneigung gegen alle deklamatorische Rechthaberei, und ich kannte zu gut den Grund der Dinge, um durch die Dinge selbst aufgebracht zu sein. Ich wusste im Herzen, dass es durchaus nicht darauf abgesehen war, durch jenes Interdikt mich persönlich zu kränken; ich wusste, dass der Bundestag, nur die Beruhigung Deutschlands beabsichtigend, aus bester Vorsorge für das Gesammtwohl gegen den Einzelnen mit Härte verfuhr; ich wusste, dass es der schnödesten Angeberei gelungen war, einige Mitglieder der erlauchten Versammlung, handelnde Staatsmänner, die sich mit der Lektüre meiner neueren Schriften gewiss wenig beschäftigen konnten, über den Inhalt derselben irre zu leiten und

ihnen glauben zu machen, ich ſei das Haupt einer Schule, welche ſich zum Sturze aller bürgerlichen und moraliſchen Inſtitutionen verſchworen habe ... Und in dieſem Bewuſſtſein ſchrieb ich, nicht eine Proteſtation, ſondern eine Bittſchrift an den Bundestag, worin ich, weit entfernt, ſeine oberrichterlichen Befugniſſe in Abrede zu ſtellen, den betrübſamen Beſchluſs als ein Kontumacialurtheil betrachtete, und, auf alten Präcedenzien fußend, demüthigſt bat, mich gegen die im Beſchluſſe angeführten Beſchuldigungen vor den Schranken der erlauchten Verſammlung vertheidigen zu dürfen. Von der Gefährdung meiner pekuniären Intereſſen that ich keine Erwähnung. Eine gewiſſe Scham hielt mich davon ab. Nichtsdeſtoweniger haben viele edle Menſchen in Deutſchland, wie ich aus manchen erröthenden Stellen ihrer Troſtbriefe erſah, aufs tiefſte gefühlt, was ich verſchwieg. Und in der That, wenn es ſchon hinlänglich betrübſam iſt, daſs ich, ein Dichter Deutſchlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muſs, ſo wird es gewiſs jeden fühlenden Menſchen doppelt ſchmerzen, daſs ich jetzt noch obendrein meines literariſchen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigſtens gegen phyſiſches Elend ſchützen konnte.

Ich ſage Dieſes mit Kummer, aber nicht mit Unmuth. Denn wen ſollte ich anklagen? Nicht die Fürſten; denn, ein Anhänger des monarchiſchen Princips, ein Bekenner der Heiligkeit des Königthums, wie ich mich ſeit der Juliusrevolution, trotz dem bedenklichſten Gebrülle meiner Umgebung, gezeigt habe, möchte ich wahrlich nicht mit meinen beſonderen Beklagniſſen dem verwerflichen Jakobinismus einigen Vorſchub leiſten. Auch nicht die Räthe der Fürſten kann ich anklagen; denn, wie ich aus den ſicherſten Quellen erfahren, haben viele der höchſten Staatsmänner den exceptionellen Zuſtand, worin man mich verſetzt, mit würdiger Theilnahme bedauert und baldigſte Abhilfe verſprochen; ja, ich weiß es, nur wegen der Langſamkeit des Geſchäftsgangs iſt dieſe Abhilfe noch nicht geſetzlich an den Tag getreten, und vielleicht, während ich dieſe Zeilen ſchreibe, wird Dergleichen in Deutſchland zu meinen Gunſten promulgiert. Selbſt entſchiedenſte Gegner unter den deutſchen Staatsmännern haben mir wiſſen laſſen, daſs die Strenge des erwähnten Bundestagsbeſchluſſes nicht den ganzen Schriftſteller treffen ſollte, ſondern nur den politiſchen und religiöſen Theil deſſelben, der poetiſche Theil deſſelben dürfe ſich unverhindert ausſprechen in Gedichten, Dramen, Novellen, in jenen ſchönen Spielen der Phan-

taſte, für welche ich ſo viel Genie beſitze . . . Ich könnte faſt auf den Gedanken gerathen, man wolle mir einen Dienſt leiſten und mich zwingen, meine Talente nicht für undankbare Themata zu vergeuden . . . In der That, ſie waren ſehr undankbar, haben mir nichts als Verdruſs und Verfolgung zugezogen . . . Gottlob! ich werde mit Gendarmen auf den beſſeren Weg geleitet, und bald werde ich bei euch ſein, ihr Kinder der ſchwäbiſchen Schule, und wenn ich nicht auf der Reiſe den Schnupfen bekomme, ſo ſollt ihr euch freuen, wie fein meine Stimme, wenn ich mit euch das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein, die Quetſchenbäume.

Dieſes Buch diene ſchon als Beweis meines Fortſchreitens nach hinten. Auch hoffe ich, die Herausgabe deſſelben wird weder oben noch unten zu meinem Nachtheile miſsdeutet werden. Das Manuſkript war zum größten Theile ſchon ſeit einem Jahre in den Händen meines Buchhändlers, ich hatte ſchon ſeit anderthalb Jahren mit demſelben über die Herausgabe ſtipuliert, und es war mir nicht möglich, dieſe zu unterlaſſen.

Ich werde zu einer andern Zeit mich ausführlicher über dieſen Umſtand ausſprechen, er ſteht nämlich in einiger Verbindung mit jenen Gegenſtänden,

die meine Feder nicht berühren soll. Dieselbe Rücksicht verhindert mich, mit klaren Worten das Gespinnste von Verleumdungen zu beleuchten, womit es einer in den Annalen deutscher Literatur unerhörten Angeberei gelungen ist, meine Meinungen als staatsgefährlich zu denuncieren und das erwähnte Interdikt gegen mich zu veranlassen. Wie und in welcher Weise Dieses geschehen, ist notorisch, auch ist der Denunciant, der literarische Mouchard, schon längst der öffentlichen Verachtung verfallen; es ist purer Luxus, wenn nach so viel' edlen Stimmen des Unwillens auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart die Ehrlosigkeit, die Infamia, auszusprechen. Nie hat deutsche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruthen gestrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der Beides so schmutzig, so miserabel missbrauchte!

Ich lasse es dahingestellt sein, ob es das Talent oder das Blatt war, wodurch die Stimme des Herrn Menzel so weitreichend gewesen, dass seine Denunciation so betrübsam wirken konnte, dass beschäftigte Staatsmänner, die eher Literatur-

blätter als Bücher leſen, ihm aufs Wort glaubten. So Viel weiß ich, ſein Wort muſſte um ſo lauter erſchallen, je ängſtlichere Stille damals in Deutſchland herrſchte . . . Die Stimmführer der Bewegungspartei hielten ſich in einem klugen Schweigen verſteckt, oder ſaßen in wohlvergittertem Gewahrſam und harrten ihres Urtheils, vielleicht des Todesurtheils . . . Höchſtens hörte man manchmal das Schluchzen einer Mutter, deren Kind in Frankfurt die Konſtablerwache mit dem Bajonette eingenommen hatte und nicht mehr hinauskonnte, ein Staatsverbrechen, welches gewiſs eben ſo unbeſonnen wie ſtrafwürdig war und den feinöhrigſten Argwohn der Regierungen überall rechtfertigte . . . Herr Menzel hatte ſehr gut ſeine Zeit gewählt zur Denunciation jener großen Verſchwörung, die unter dem Namen: „Das junge Deutſchland," gegen Thron und Altar gerichtet iſt und in dem Schreiber dieſer Blätter ihr gefährlichſtes Oberhaupt verehrt.

Sonderbar! Und immer iſt es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle ſchlechten Subjekte ihre Angriffe beſchönigen! Sie greifen uns an, nicht aus ſchäbigen Privatintereſſen, nicht aus Schriftſtellerneid, nicht aus angebornem Knechtſinn, ſondern um den

lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten. Herr Menzel, welcher jahrelang, während er mit Herrn Gutzkow befreundet war, mit kummervollem Stillschweigen zugesehen, wie die Religion in Lebensgefahr schwebte, gelangt plötzlich zur Erkenntnis, daſs das Christenthum rettungslos verloren sei, wenn er nicht schleunigst das Schwert ergreift und dem Gutzkow von hinten ins Herz stößt. Um das Christenthum selber zu retten, muſs er freilich ein bisschen unchristlich handeln; doch die Engel im Himmel und die Frommen auf der Erde werden ihm die kleinen Verleumdungen und sonstigen Hausmittelchen, die der Zweck heiligt, gern zu Gute halten.

Wenn einst das Christenthum wirklich zu Grunde ginge (vor welchem Unglück uns die ewigen Götter bewahren wollen!), so würden es wahrlich nicht seine Gegner sein, denen man die Schuld davon zuschreiben müsste. Auf jeden Fall hat sich unser Herr und Heiland, Jesus Christus, nicht bei Herrn Menzel und dessen bairischen Kreuzbrüdern zu bedanken, wenn seine Kirche auf ihrem Felsen stehen bleibt! Und ist Herr Menzel wirklich ein guter Christ, ein besserer Christ als Gutzkow und das sonstige junge Deutschland? Glaubt er Alles, was in der Bibel steht? Hat er immer die Lehren

des Bergpredigers ſtrenge befolgt? Hat er immer ſeinen Feinden verziehen, nämlich allen Denen, die in der Literatur eine glänzendere Rolle ſpielten, als er? Hat Herr Menzel ſeine linke Wange ſanftmüthig hingehalten, als ihm der Buchhändler Frankh auf die rechte Wange eine Ohrfeige oder ſchwäbiſch zu ſprechen, eine Maulſchelle gegeben? Hat Herr Menzel Wittwen und Waiſen immer gut recenſiert? War er jemals ehrlich, war ſein Wort immer Ja oder Nein? Wahrlich nein, nächſt einer geladenen Piſtole hat Herr Menzel nie Etwas mehr geſcheut als die Ehrlichkeit der Rede, er war immer ein zweideutiger Duckmäuſer, halb Haſe, halb Wetterfahne, grob und windig zu gleicher Zeit, wie ein Polizeidiener. Hätte er in jenen erſten Jahrhunderten gelebt, wo ein Chriſt mit ſeinem Blute Zeugnis geben muſſte für die Wahrheit des Evangeliums, da wäre er wahrlich nicht als Vertheidiger deſſelben aufgetreten, ſondern vielmehr als der Ankläger Derer, die ſich zum Chriſtenthume bekannten, und die man damals des Atheismus und der Immoralität beſchuldigte. Wohnte Herr Menzel in Peking ſtatt in Stuttgart, ſo ſchriebe er jetzt vielleicht lange delatoriſche Artikel gegen „das junge China," welches, wie aus den jüngſten Dekreten der chineſiſchen Regierung hervorgeht, eine Rotte

von Böſewichtern zu ſein ſcheint, die durch Schrift und Wort das Chriſtenthum verbreiten, und deſshalb von den Mandarinen des himmliſchen Reiches für die gefährlichſten Feinde der bürgerlichen Ordnung und der Moral erklärt werden.

Ja, nächſt der Religion iſt es die Moral, für deren Untergang Herr Menzel zittert. Iſt er vielleicht wirklich ſo tugendhaft, der unerbittliche Sittenwart von Stuttgart? Eine gewiſſe phyſiſche Moralität will ich Herrn Menzel keineswegs abſprechen. Es iſt ſchwer, in Stuttgart nicht moraliſch zu ſein. In Paris iſt es ſchon leichter, Das weiß Gott! Es iſt eine eigne Sache mit dem Laſter. Die Tugend kann Jeder allein üben, er hat Niemand dazu nöthig als ſich ſelber; zu dem Laſter aber gehören immer Zwei. Auch wird Herr Menzel von ſeinem Aeußern aufs glänzendſte unterſtützt, wenn er das Laſter fliehen will. Ich habe eine zu vortheilhafte Meinung von dem guten Geſchmacke des Laſters, als daſs ich glauben dürfte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe war nicht ſo glücklich begabt, und es war ihm nicht vergönnt, immer tugendhaft zu bleiben. Die ſchwäbiſche Schule ſollte ihrem nächſten Muſenalmanach das Bildnis des Herrn Menzel voranſetzen; es wäre ſehr belehrſam. Das Publikum würde gleich bemerken: er

sieht gar nicht aus wie Goethe. Und mit noch größerer Verwunderung würde man bemerken: dieser Held des Deutschthums, dieser Vorkämpe des Germanismus, sieht gar nicht aus wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmuck!

Dieses ist nun freilich verdrießlich für einen Mann, der beständig auf Nationalität pocht, gegen alles Fremdländische unaufhörlich loszieht und unter lauter Teutomanen lebt, die ihn nur als einen nützlichen Verbündeten, jedoch keineswegs als einen reinen Stammgenossen betrachten. Wir aber sind keine altdeutsche Racenmäkler, wir betrachten die ganze Menschheit als eine große Familie, deren Mitglieder ihren Werth nicht durch Hautfarbe und Knochenbau, sondern durch die Triebe ihrer Seele, durch ihre Handlungen offenbaren. Ich würde gern, wenn es Herrn Menzel Vergnügen machte, ihm zugestehen, dass er ein makelloser Abkömmling Teut's, wo nicht gar ein legitimer Enkel Hermann's und Thusneldens sei, wenn nur sein Inneres, sein Charakter, seine Handlungen eine solche Annahme rechtfertigen könnten; aber diese widersprechen seinem Germanenthume noch weit bedenklicher, als sein Gesicht.

Die erste Tugend der Germanen ist eine gewisse Treue, eine gewisse schwerfällige, aber rührend

großmüthige Treue. Der Deutsche schlägt sich selbst für die schlechteste Sache, wenn er einmal Handgeld empfangen, oder auch nur im Rausche seinen Beistand versprochen; er schlägt sich alsdann mit seufzendem Herzen, aber er schlägt sich; wie auch die bessere Überzeugung in seiner Brust murre, er kann sich doch nicht entschließen, die Fahne zu verlassen, und er verlässt sie am allerwenigsten, wenn seine Partei in Gefahr oder vielleicht gar von feindlicher Übermacht umzingelt ist . . . Dass er alsdann zu den Gegnern überliefe, ist weder dem deutschen Charakter angemessen, noch dem Charakter irgend eines anderen Volkes . . . Aber in diesem Falle noch gar als Denunciant zu agieren, Das kann nur ein Schurke.

Und auch eine gewisse Scham liegt im Wesen der Germanen; gegen den Schwächeren oder Wehrlosen wird er nimmermehr das Schwert ziehen, und den Feind, der gebunden und geknebelt zu Boden liegt, wird er nicht antasten, bis derselbe seiner Bande entledigt und wieder auf freien Füßen steht. Herr Menzel aber schwang seinen Flamberg am liebsten gegen Weiber, er hat sie zu Dutzenden niedergesäbelt, die deutschen Schriftstellerinnen, arme Wesen, die, um Brot für ihre Kinder zu erwerben, zur Feder gegriffen und der rohen öffentlichen Ver-

ſpottung Nichts als heimliche Thränen entgegenſetzen konnten! Er hat gewiſs uns Männern einen wichtigen Dienſt geleiſtet, indem er uns von der Konkurrenz der weiblichen Schriftſteller befreite, er hat vielleicht auch der Literatur dadurch genützt, aber ich möchte in einem ſolchen Feldzuge meine Sporen nimmermehr erworben haben. Auch gegen Herrn Gutzkow, und wäre Gutzkow ein Vatermörder geweſen, hätte ich nicht meine Philippika donnern mögen, während er im Kerker lag oder gar vor Gericht ſtand. Und ich bin weit davon entfernt, auf alle germaniſchen Tugenden Anſpruch zu machen, vielleicht am wenigſten auf eine gewiſſe Ehrlichkeit, die ebenfalls als ein beſonderes Kennzeichen des Germanenthums zu betrachten iſt. Ich habe manchem Thoren ins Geſicht geſagt, er ſei ein Weiſer, aber ich that es aus Höflichkeit. Ich habe manchen Verſtändigen einen Eſel geſcholten, aber ich that es aus Haſs. Niemals habe ich mich der Zweideutigkeit befliſſen, ängſtlich die Ereigniſſe abwartend, in der Politik wie im Privatleben, und gar niemals lag meinen Worten ein erbärmlicher Eigennutz zum Grunde. Von der Menzel'ſchen Politik in der Politik darf ich hier nicht reden, wegen der Politik. Übrigens iſt das öffentliche Leben des Herrn Menzel ſattſam bekannt, und Jeder weiß, daſs ſein Betra-

gen das [illegible] Temperament [illegible] in seinen[illegible] [illegible] wie [illegible]. Über den [illegible] kann ich [illegible] wegen Mangel an Raum, diesmals nicht reden. Auch seine [illegible] Sammlungen will ich hier nicht erwähnen: es wäre zu langweilig, wenn ich [illegible] zeigen müsste, wie Herr [illegible] der [illegible] Mann, vor den [illegible], die er [illegible], ganz andere Dinge [illegible], als in ihren Büchern stehen, wie er, statt der Originalworte, immer [illegible] Synonyme setzen u. s. w. Nur die kleine humoristische Anekdote, wie nämlich Herr Menzel dem alten Baron Cotta seine „Deutsche Literatur" zum Verlag anbot, kann ich des Spaßes wegen nicht unerwähnt lassen. Das Manuskript dieses Buches enthielt am Schlusse die großartigsten Lobsprüche auf Cotta, die jedoch keineswegs Denselben verleiteten, das geforderte Honorar dafür zu bewilligen. Es schmeichelte aber immerhin den seligen Baron, sich mal recht tüchtig gelobt zu sehen, und als bald darauf das Buch bei Gebrüder Franckh herauskam, sprach er freudig zu seinem Sohne: „Georg, lies das Buch, darin wird mein Verdienst anerkannt, darin werde ich mal nach Gebühr gelobt!" Georg aber fand, daß in dem Buche alle Lobsprüche ausgestrichen und im Gegentheil die derbsten Seitenhiebe auf seinen Vater eingeschaltet worden.

Der Alte war zum Küſſen liebenswürdig, wenn er dieſe Anekdote erzählte.

Und noch eine Tugend giebt es bei den Germanen, die wir bei Herrn Menzel vermiſſen: die Tapferkeit. Herr Menzel iſt feige. Ich ſage Dieſes bei Leibe nicht, um ihn als Menſch herabzuwürdigen; man kann ein guter Bürger ſein, und doch den Tabacksrauch mehr lieben als den Pulverdampf, und gegen bleierne Kugeln eine größere Abneigung empfinden als gegen ſchwäbiſche Mehlklöße; denn letztere können zwar ſchwer im Magen laſten, ſind aber lange nicht ſo unverdaulich. Auch iſt Morden eine Sünde, und gar das Duell! wird es nicht aufs beſtimmteſte verboten durch die Religion, durch die Moral und durch die Philoſophie? Aber will man beſtändig mit deutſcher Nationalität bramarbaſieren, will man für einen Helden des Deutſchthums gelten, ſo muſs man tapfer ſein, ſo muſs man ſich ſchlagen, ſobald ein beleidigter Ehrenmann Genugthuung fordert, ſo muſs man mit dem Leben einſtehen für das Wort, das man geſprochen. Das tapferſte Volk ſind die Deutſchen. Auch andere Völker ſchlagen ſich gut, aber ihre Schlachtluſt wird immer unterſtützt durch allerlei Nebengründe. Der Franzoſe ſchlägt ſich gut, wenn ſehr viele Zuſchauer dabei ſind, oder irgend eine ſeiner Lieblingsmarotten,

z. B. Freiheit und Gleichheit, Ruhm und Dergleichen mehr auf dem Spiele ſteht. Die Ruſſen haben ſich gegen die Franzoſen ſehr gut geſchlagen, weil ihre Generäle ihnen verſicherten, daſs Diejenigen unter ihnen, welche auf deutſchem oder franzöſiſchem Boden fielen, unverzüglich hinten in Ruſsland wieder auferſtünden; und um geſchwind wieder nach Hauſe zu kommen, nach Juchtenheim, ſtürzten ſie ſich muthig in die franzöſiſchen Bajonette; es iſt nicht wahr, daſs damals bloß der Stock und der Branntewein ſie begeiſtert habe. Die Deutſchen aber ſind tapfer ohne Nebengedanken, ſie ſchlagen ſich, um ſich zu ſchlagen, wie ſie trinken, um zu trinken. Der deutſche Soldat wird weder durch Eitelkeit, noch durch Ruhmſucht, noch durch Unkenntnis der Gefahr in die Schlacht getrieben, er ſtellt ſich ruhig in Reih' und Glied und thut ſeine Pflicht, — kalt, unerſchrocken, zuverläſſig. Ich ſpreche hier von der rohen Maſſe, nicht von der Elite der Nation, die auf den Univerſitäten, jenen hohen Schulen der Ehre, wenn auch ſelten in der Wiſſenſchaft, doch deſto öfter in den Gefühlen der Manneswürde die feinſte Ausbildung erlangt hat. Ich habe faſt ſieben Jahre ſtudierenshalber auf deutſchen Univerſitäten zugebracht, und deutſche Schlagluſt wurde für mich ein ſo gewöhnliches Schauſpiel, daſs ich an Feigheit

kaum mehr glaubte. Dieſe Schlagluſt fand ich beſonders bei meinen ſpeciellen Landsleuten, den Weſtfalen, die von Herzen die gutmüthigſten Kinder, aber bei vorfallenden Miſsverſtändniſſen, den langen Wortwechſel nicht liebend, gewöhnlich geneigt ſind, den Streit auf einem natürlichen, ſo zu ſagen freundſchaftlichen Wege, nämlich durch die Entſcheidung des Schwertes, ſchleunigſt zu beendigen. Deſshalb haben die Weſtfalen auf den Univerſitäten immer die meiſten Duelle. Herr Menzel aber iſt kein Weſtfale, iſt kein Deutſcher, Herr Menzel iſt eine Memme. Als er mit den frechſten Worten die bürgerliche Ehre des Herrn Gutzkow angetaſtet, die perſönlichſten Verleumdungen gegen Denſelben losgegeifert, und der Beleidigte nach Sitte und Brauch deutſcher Jugend die geziemende Genugthuung forderte: da griff der germaniſche Held zu der kläglichen Ausflucht, daſs dem Herrn Gutzkow ja die Feder zu Gebote ſtände, daſs er ja ebenfalls gegen ihn drucken laſſen könne, was ihm beliebe, daſs er ihm nicht im ſtillen Wald mit materiellen Waffen, ſondern öffentlich, auf dem Streitplatze der Journaliſtik, mit geiſtigen Waffen die geforderte Genugthuung geben werde ... Und der germaniſche Held zog es vor, in ſeinem Klatſchblatte wie ein altes Weib zu keifen, ſtatt auf

der Entfernte der Eine wie ein Mann sich zu schlagen.

Es ist heidnisch, es ist jammervoll, aber dennoch wahr, Herr Menzel ist feige. Ich sage es mit Bedauern, aber es ist für höhere Interessen nothwendig, daß ich es öffentlich ausspreche: Herr Menzel ist feige. Ich bin darum überzeugt. Will Herr Menzel mich vom Gegentheil überzeugen, so will ich ihm gerne auf halbem Wege entgegenkommen. Oder wird er auch mir einwenden, mittelst der Druckerpresse, durch Journale und Broschüren, mich gegen die Insinuationen zu vertheidigen, die er seiner ersten Denunciation zum Grunde gelegt, die er seitdem noch fortgesetzt, und die er jetzt gewiß noch verdoppeln wird? Diese Ausflucht konnte damals gegen Herrn Gutzkow angewendet werden; denn damals war das bekannte Dekret des Bundestags noch nicht erschienen, und Herr Gutzkow ward auch seitdem von der Schwere desselben nicht so sehr niedergehalten wie ich. Auch waren in der Polemik Desselben, da er Privatverleumdungen, Angriffe auf die Person, abzuwehren hatte, die Persönlichkeiten vorherrschend. Ich aber hätte mehr die Verleumdung meines Geistes, meiner Gefühl- und Denkweise zu besprechen, und ich könnte mich nicht vertheidigen, ohne meine Ansichten von Reli-

gion und Moral unumwunden darzuſtellen; nur durch poſitive Bekenntniſſe kann ich mich von den angeſchuldigten Negationen, Atheismus und Immoralität, vollſtändigſt reinigen. Und ihr wiſſt, wie beſchränkt das Feld iſt, das jetzt meine Feder beackern darf.

Wie geſagt, Herr Menzel hat mich nicht perſönlich angegriffen und ich habe wahrlich gegen ihn keinen perſönlichen Groll. Wir waren ſogar ehemals gute Freunde, und er hat mich oft genug wiſſen laſſen, wie ſehr er mich liebe. Er hat mir nie vorgeworfen, daſs ich ein ſchlechter Dichter ſei, und auch ich habe ihn gelobt. Ich hatte meine Freude an ihm, und ich lobte ihn in einem Journale, welches dieſes Lob nicht lange überlebte*). Ich war damals ein kleiner Junge, und mein größter Spaß beſtand darin, daſs ich Flöhe unter ein Mikroſkop ſetzte und die Größe derſelben den Leuten demonſtrierte. Herr Menzel hingegen ſetzte damals den Goethe unter ein Verkleinerungsglas, und Das machte mir ebenfalls ein kindiſches Vergnügen. Die Späße des Herrn Menzel miſsfielen mir nicht; er war damals witzig, und ohne juſt einen Hauptgedanken zu haben, eine Syntheſe, konnte er

*) Vgl. den Aufſatz über W. Menzel's „Deutſche Literatur" im vorhergehenden Bande. Der Herausgeber.

ſeine Einfälle ſehr pfiffig kombinieren und grup-
pieren, daſs es manchmal ausſah, als habe er keine
loſen Streckverſe, ſondern ein Buch geſchrieben. Er
hatte auch einige wirkliche Verdienſte um die deutſche
Literatur; er ſtand vom Morgen bis Abend im
Kothe, mit dem Beſen in der Hand, und fegte den
Unrath, der ſich in der deutſchen Literatur ange-
ſammelt hatte. Durch dieſes unreinliche Tagwerk
aber iſt er ſelber ſo ſchmierig und anrüchig gewor-
den, daſs man am Ende ſeine Nähe nicht mehr er-
tragen konnte; wie man den Latrinenfeger zur Thüre
hinausweiſt, wenn ſein Geſchäft vollbracht, ſo wird
Herr Menzel jetzt ſelber zur Literatur hinausgewieſen.
Zum Unglück für ihn hat das miſtduftige Geſchäft
ſo völlig ſeine Zeit verſchlungen, daſs er unterdeſſen
gar nichts Neues gelernt hat. Was ſoll er jetzt
beginnen? Sein früheres Wiſſen war kaum hin-
reichend für den literariſchen Hausbedarf; ſeine Un-
wiſſenheit war immer eine Zielſcheibe der Moquerie
für ſeine näheren Bekannten; nur ſeine Frau hatte
eine große Meinung von ſeiner Gelehrſamkeit. Auch
imponierte er ihr nicht wenig! Der Mangel an
Kenntniſſen und das Bedürfnis, dieſen Mangel zu
verbergen, hat vielleicht die meiſten Irrthümer oder
Schelmereien des Herrn Menzel hervorgebracht.
Hätte er Griechiſch verſtanden, ſo würde es ihm

nie in den Sinn gekommen sein, gegen Goethe aufzutreten. Zum Unglück war auch das Lateinische nicht seine Sache, und er musste sich mehr ans Germanische halten, und täglich stieg seine Neigung für die Dichter des deutschen Mittelalters, für die edle Turnkunst und für Jacob Böhm, dessen deutscher Stil sehr schwer zu verstehen ist, und den er auch in wissenschaftlicher Form herausgeben wollte.

Ich sage Dieses nur, um die Keime und Ursprünge seiner Teutomanie nachzuweisen, nicht um ihn zu kränken; wie ich denn überhaupt, was ich wiederholen muss, nicht aus Groll oder Böswilligkeit ihn bespreche. Sind meine Worte hart, so ist es nicht meine Schuld. Es gilt dem Publikum zu zeigen, welche Bewandtnis es hat mit jenem bramarbasierenden Helden der Nationalität, jenem Wächter des Deutschthums, der beständig auf die Franzosen schimpft und uns arme Schriftsteller des jungen Deutschlands für lauter Franzosen und Juden erklärt hat. Für Juden, Das hätte Nichts zu bedeuten; wir suchen nicht die Alliance des gemeinen Pöbels, und der Höhergebildete weiß wohl, dass Leute, die man als Gegner des Deismus anklagte, keine Sympathie für die Synagoge hegen konnten; man wendet sich nicht an die überwelken Reize der Mutter, wenn Einem die alternde Tochter nicht mehr behagt. Dass

man uns aber als die Feinde Deutſchlands, die das Vaterland an Frankreich verriethen, darſtellen wollte, Das war wieder ein eben ſo feiges wie hinterliſtiges Bubenſtück.

Es ſind vielleicht einige ehrliche Franzoſenhaſſer unter dieſer Meute, die uns ob unſerer Sympathie für Frankreich ſo erbärmlich verkennen und ſo aberwitzig anklagen. Andere ſind alte Rüden, die noch immer bellen wie Anno 1813, und deren Gekläffe eben von unſerem Fortſchritte zeugt. „Der Hund bellt, die Karawane marſchiert," ſagt der Beduine. Sie bellen weniger aus Bosheit denn aus Gewohnheit, wie der alte räudige Hofhund, der ebenfalls jeden Fremden wüthend anbelfert, gleichviel, ob Dieſer Böſes oder Gutes im Sinne führt. Die arme Beſtie benutzt vielleicht dieſe Gelegenheit, um an ihrer Kette zu zerren und damit bedrohlich zu klirren, ohne daſs es ihr der Hausherr übel nehmen darf. Die meiſten aber unter jenen Franzoſenhaſſern ſind Schelme, die ſich dieſen Haſs abſichtlich angelogen, ungetreue, ſchamloſe, unehrliche, feige Schelme, die, entblößt von allen Tugenden des deutſchen Volkes, ſich mit den Fehlern deſſelben bekleiden, um ſich den Anſchein des Patriotismus zu geben und in dieſem Gewande die wahren Freunde des Vaterlandes gefahrlos ſchmähen

zu dürfen. Es ist ein doppelt falsches Spiel. Die Erinnerungen der napoleonischen Kaiserzeit sind noch nicht ganz erloschen in unserer Heimat, man hat es dort noch nicht ganz vergessen, wie derb unsere Männer und wie zärtlich unsere Weiber von den Franzosen behandelt worden, und bei der großen Menge ist der Franzosenhass noch immer gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe; durch ein geschicktes Ausbeuten dieses Hasses hat man also wenigstens den Pöbel auf seiner Seite, wenn man gegen junge Schriftsteller zu Felde zieht, die eine Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln suchen. Freilich, dieser Hass war einst staatsnützlich, als es galt, die Fremdherrschaft zurückzudrängen; jetzt aber ist die Gefahr nicht im Westen, Frankreich bedroht nicht mehr unsere Selbständigkeit, die Franzosen von heute sind nicht mehr die Franzosen von gestern, sogar ihr Charakter ist verändert, an die Stelle der leichtsinnigen Eroberungslust trat ein schwermüthiger, beinahe deutscher Ernst, sie verbrüdern sich mit uns im Reiche des Geistes, während im Reiche der Materie ihre Interessen mit den unsrigen sich täglich inniger verzweigen — Frankreich ist jetzt unser natürlicher Bundesgenosse. Wer Dieses nicht einsieht, ist ein Dummkopf; wer Dieses einsieht und dagegen handelt, ist ein Verräther.

Aber was hatte ein Herr Menzel zu verlieren bei dem Untergange Deutschlands? Ein geliebtes Vaterland? Wo ein Stock ist, da ist des Sklaven Vaterland. Seinen unsterblichen Ruhm? Dieser erlischt in derselben Stunde, wo der Kontrakt abläuft, der ihm die Redaktion des Stuttgarter „Literaturblattes“ zusichert. Ja, will der Baron Cotta eine kleine Geldsumme als stipulierte Entschädigung springen lassen, so hat die Menzel'sche Unsterblichkeit schon heute ein Ende. Oder hätte er Etwas für seine Person zu fürchten? Lieber Himmel! wenn die mongolischen Horden nach Stuttgart kommen, lässt Herr Menzel sich aus der Theatergarderobe ein Amorkostüm holen, bewaffnet sich mit Pfeil und Bogen, und die Baschkiren, sobald sie nur sein Gesicht sehen, rufen freudig: „Das ist unser geliebter Bruder!“

Ich habe gesagt, dass bei unseren Teutomanen der affichierte Franzosenhass ein doppelt falsches Spiel ist. Sie bezwecken dadurch zunächst eine Popularität, die sehr wohlfeil zu erwerben ist, da man dabei weder Verlust des Amtes noch der Freiheit zu befürchten hat. Das Losdonnern gegen heimische Gewalten ist schon weit bedenklicher. Aber um für Volkstribunen zu gelten, müssen unsere Teutomanen manchmal ein freiheitliches Wort gegen die deut-

ſchen Regierungen riſkieren, und in der frechen Zaghheit ihres Herzens bilden ſie ſich ein, die Regierungen würden ihnen gern gelegentlich ein biſschen Demagogismus verzeihen, wenn ſie dafür deſto unabläſſiger den Franzoſenhaſs predigten. Sie ahnen nicht, daſs unſere Fürſten jetzt Frankreich nicht mehr fürchten, des Nationalhaſſes nicht mehr als Vertheidigungsmittel bedürfen, und den König der Franzoſen als die ſicherſte Stütze des monarchiſchen Princips betrachten.

Wer je ſeine Tage im Exil verbracht hat, die feuchtkalten Tage und ſchwarzen langen Nächte, wer die harten Treppen der Fremde jemals auf und ab geſtiegen, Der wird begreifen, weſshalb ich die Verdächtigung in Betreff des Patriotismus mit wortreicherem Unwillen von mir abweiſe, als alle andern Verleumdungen, die ſeit vielen Jahren in ſo reichlicher Fülle gegen mich zum Vorſchein gekommen, und die ich mit Geduld und Stolz ertrage. Ich ſage: mit Stolz; denn ich konnte dadurch auf den hochmüthigen Gedanken gerathen, daſs ich zu der Schar jener Auserwählten des Ruhmes gehörte, deren Andenken im Menſchengeſchlechte fortlebt, und die überall neben den geheiligten Lichtſpuren ihrer Fußſtapfen auch die langen, kothigen Schatten der Verleumdung auf Erden zurücklaſſen.

Auch gegen die Beſchuldigung des Atheismus und der Immoralität möchte ich nicht mich, ſondern meine Schriften vertheidigen. Aber Dieſes iſt nicht ausführbar, ohne daſs es mir geſtattet wäre, von der Höhe einer Syntheſe meine Anſichten über Religion und Moral zu entwickeln. Hoffentlich wird mir Dieſes, wie ich bereits erwähnt habe, bald geſtattet ſein. Bis dahin erlaube ich mir nur eine Bemerkung zu meinen Gunſten. Die zwei Bücher die eigentlich als Corpora delicti wider mich zeugen ſollten, und worin man die ſtrafbaren Tendenzen finden will, deren man mich bezichtigt, ſind nicht gedruckt, wie ich ſie geſchrieben habe, und ſind von fremder Hand ſo verſtümmelt worden, daſs ich zu einer andern Zeit, wo keine Miſsdeutung zu befürchten geweſen wäre, ihre Autorſchaft abgelehnt hätte. Ich ſpreche nämlich vom zweiten Theile des „Salon“ und von der „Romantiſchen Schule.“ Durch die großen, unzähligen Ausſcheidungen, die darin ſtattfanden, iſt die urſprüngliche Tendenz beider Bücher ganz verloren gegangen, und eine ganz verſchiedene Tendenz ließ ſich ſpäter hineinlegen. Worin jene urſprüngliche Tendenz beſtand, ſage ich nicht; aber ſo Viel darf ich behaupten, daſs es keine unpatriotiſche war. Namentlich im zweiten Theile des „Salon“ enthielten die ausgeſchiedenen

Stellen eine glänzendere Anerkennung deutſcher Volksgröße, als jemals der forcierte Patriotismus unſerer Teutomanen zu Markte gebracht hat; in der franzöſiſchen Ausgabe, im Buche „De l'Allemagne," findet Jeder die Beſtätigung des Geſagten. Die franzöſiſche Ausgabe der inkulpierten Bücher wird auch Jeden überzeugen, daſs die Tendenzen derſelben nicht im Gebiete der Religion und der Moral lagen. Ja, manche Zungen beſchuldigen mich der Indifferenz in Betreff aller Religions- und Moralſyſteme, und glauben, daſs mir jede Doktrin willkommen ſei, wenn ſie ſich nur geeignet zeige, das Völkerglück Europa's zu befördern, oder wenigſtens bei der Erkämpfung deſſelben als Waffe zu dienen. Man thut mir aber Unrecht. Ich würde nie mit der Lüge für die Wahrheit kämpfen.

Was iſt Wahrheit? „Holt mir das Waſchbecken," würde Pontius Pilatus ſagen.

Ich habe dieſe Vorblätter in einer ſonderbaren Stimmung geſchrieben. Ich dachte während dem Schreiben mehr an Deutſchland, als an das deutſche Publikum, meine Gedanken ſchwebten um liebere Gegenſtände, als die ſind, womit ſich meine Feder ſo eben beſchäftigte . . . ja, ich verlor am Ende ganz und gar die Schreibluſt, trat ans Fenſter, und betrachtete die weißen Wolken, die eben, wie

ein Leichenzug, am nächtlichen Himmel dahinziehen. Eine dieſer melancholiſchen Wolken ſcheint mir ſo bekannt und reizt mich unaufhörlich zum Nachſinnen, wann und wo ich dergleichen Luftbildung ſchon früher einmal geſehen. Ich glaube endlich, es war in Norddeutſchland, vor ſechs Jahren, kurz nach der Juliusrevolution, an jenem ſchmerzlichen Abend, wo ich auf immer Abſchied nahm von dem treueſten Waffenbruder, von dem uneigennützigſten Freunde der Menſchheit. Wohl kannte er das trübe Verhängnis, dem Jeder von uns entgegenging. Als er mir zum letzten Male die Hand drückte, hub er die Augen gen Himmel, betrachtete lange jene Wolke, deren kummervolles Ebenbild mich jetzt ſo trübe ſtimmt, und wehmüthigen Tones ſprach er: „Nur die ſchlechten und die ordinären Naturen finden ihren Gewinn bei einer Revolution. Schlimmſten Falles, wenn ſie etwa miſsglückt, wiſſen ſie doch immer noch zeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber möge die Revolution gelingen oder ſcheitern, Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer ſein.“

Denen, die da leiden im Vaterlande, meinen Gruß!

Geſchrieben zu Paris, den 24. Januar 1837.

Heinrich Heine.

Der

Schwabenſpiegel.

(1838.)

Vorbemerkung.

Die hier mitgetheilten Blätter wurden im Beginn des Frühlings als Nachrede zum zweiten Theil des „Buchs der Lieder“ und mit der Bitte um schleunigsten Abdruck nach Deutschland gesendet. Ich dachte nun, das Buch sei dort längst erschienen, als mir vor ein paar Wochen mein Verleger meldete, in einem süddeutschen Staate, wo er das Manuskript zur Censur gegeben, habe man ihn während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten, und er schlüge mir vor, die Nachrede als besonderen Artikel in einer periodischen Publikation vorweg abdrucken zu lassen. Indem ich sie also in solcher Weise dem verehrungswürdigen Leser mittheile, glaube ich, dass er ohne große Anstrengung seines Scharfsinns errathen wird, warum ich seit zweiundeinhalb Jahren so vielen Schlichen

und Ränken begegne, wenn ich jene Denunciatoren beſprechen will, die ihrerſeits ganz ohne alle Cenſur- und Redaktionsbeſchränkung den größten Theil der deutſchen Preſſen miſsbrauchen dürfen. —

Paris, im Spätherbſt 1838.

Heinrich Heine.

Nach Brauch und Sitte deutſcher Dichterſchaft ſollte ich meiner Gedichtſammlung, die den Titel „Buch der Lieder“ führt und jüngſt in erneutem Abdruck erſchienen iſt, auch die nachfolgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, als klänge in dem „Buch der Lieder“ ein Grundton, der durch Beimiſchung ſpäterer Erzeugniſſe ſeine ſchöne Reinheit einbüßen möchte. Dieſe ſpäteren Produktionen übergebe ich daher dem Publikum als beſonderen Nachtrag, und indem ich beſcheidentlich fühle, daſs an dem Grundton dieſer zweiten Sammlung Wenig zu ſtören iſt, füge ich ein dramatiſches Gedicht hinzu, welches, in einer früheſten Periode entſtanden, zu einer Reihe von Dichtungen gehört, die ſeitdem durch betrübſames Miſsgeſchick unwiederbringlich verloren gegangen ſind. Dieſes dramatiſche

Gedicht (Ratcliff) kann vielleicht in der Sammlung meiner poetischen Werke eine Lakune füllen und Zeugnis geben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen flammten oder wenigstens knisterten.

Etwas Ähnliches möchte ich in Beziehung auf das Lied vom Tannhäuser andeuten. Es gehört einer Periode meines Lebens, wovon ich ebenfalls wenige schriftliche Urkunden dem Publikum mittheilen kann, oder vielmehr mittheilen darf.

Der Einfall, dieses Buch mit einem Konterfei meines Antlitzes zu schmücken, ist nicht von mir ausgegangen. Das Porträt des Verfassers vor den Büchern erinnert mich unwillkürlich an Genua, wo vor dem Narrenhospital die Bildsäule des Stifters aufgestellt ist. Es war mein Verleger, welcher auf die Idee gerathen ist, dem Nachtrag zum „Buch der Lieder," diesem gedruckten Narrenhause, worin meine verrückten Gedanken eingesperrt sind, mein Bildnis voranzukleben. Mein Freund Julius Campe ist ein Schalk, und wollte gewiss den lieben Kleinen von der schwäbischen Dichterschule, die sich gegen mein Gesicht verschworen haben, einen Schabernack spielen . . . Wenn sie jetzt an meinen Liedern klauben und knuspern, und die Thränen zählen, die darin vorkommen, so können sie nicht umhin,

manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt ihr mir so unversöhnbar, ihr guten Leutchen? Warum zieht ihr gegen mich los in weitschweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt ihr gegen mein Gesicht? Beiläufig will ich hier bemerken, daſs das Porträt im Musenalmanach gar nicht getroffen ist. Das Bild, welches ihr heute schaut, ist weit besser, besonders der Obertheil des Gesichtes; der untere Theil ist viel zu schmächtig. Ich bin nämlich seit einiger Zeit sehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeister aussehen; — ach, die schwäbische Schule macht mir so viel Kummer!

Ich sehe, wie der geneigte Leser mit verwunderten Augen um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „schwäbische Schule“ eigentlich verstehe. Was ist Das, die schwäbische Schule? Es ist noch nicht lange her, daſs ich selber an mehre reisende Schwaben diese Frage richtete und um Auskunft bat. Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelten sehr sonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frühmorgens am ersten April eine leichtgläubige Magd zu ihnen in den Laden kömmt und für zwei Kreuzer Mückenhonig verlangt. In meiner Einfalt glaubte ich Anfangs,

unter dem Namen ſchwäbiſche Schule verſtünde man jenen blühenden Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entſproſſen, jene Rieſeneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln, und deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne . . . Und ich frug: Nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schöpfer, der „Die Räuber“ ſchuf? . . . „Nein,“ lautete die Antwort, „mit Dem haben wir Nichts zu ſchaffen, ſolche Räuberdichter gehören nicht zur ſchwäbiſchen Schule; bei uns geht's hübſch ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem Land hinaus müſſen.“ Gehört denn Schelling zur ſchwäbiſchen Schule, Schelling, der irrende Weltweiſe, der König Artus der Philoſophie, welcher vergeblich das abſolute Montſalvatſch aufſucht und verſchmachten muß in der myſtiſchen Wildnis? „Wir verſtehen Das nicht,“ antwortete man mir, „aber ſo Viel können wir Ihnen verſichern, der Schelling gehört nicht zur ſchwäbiſchen Schule.“ Gehört Hegel dazu, der Geiſterweltumſegler, der unerſchrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo Einem das Gehirn einfriert im abſtrakten Eis? . . . „Den kennen wir gar nicht.“ Gehört denn David Strauß dazu, der David mit der tödtlichen Schleuder? . . . „Gott bewahre uns vor Dem, Den haben wir ſogar exkommunizirt, und wollte Der

ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen laſſen, ſo bekäme er gewiſs lauter ſchwarze Kugeln.“

Aber, um des Himmels willen — rief ich aus, nachdem ich faſt alle großen Namen Schwabens aufgezählt hatte und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verſtanden, ja, bis auf die Hohenſtaufen, die ſo herrlich auf Erden leuchteten, irdiſche Sonnen im deutſchen Kaiſermantel — Wer gehört denn eigentlich zur ſchwäbiſchen Schule?

„Wohlan,“ antwortete man mir, „wir wollen Ihnen die Wahrheit ſagen: die Renommées, die Sie eben aufgezählt, ſind viel mehr europäiſch als ſchwäbiſch, ſie ſind gleichſam ausgewandert und haben ſich dem Auslande aufgedrungen, ſtatt daſs die Renommées der ſchwäbiſchen Schule jenen Kosmopolitismus verachten und hübſch patriotiſch und gemüthlich zu Hauſe bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelſuppen des theuren Schwabenlandes.“ — Und nun kam ich endlich dahinter, von welcher beſcheidenen Größe jene Berühmtheiten ſind, die ſich ſeitdem als ſchwäbiſche Schule aufgethan, in demſelben Gedankenkreiſe umherhüpfen, ſich mit denſelben Gefühlen ſchmücken und auch Pfeifenquäſte von derſelben Farbe tragen.

Der Bedeutendste von ihnen ist der evangelische Pastor Gustav Schwab. Er ist ein Hering in Vergleichung mit den Anderen, die nur Sardellen sind; versteht sich, Sardellen ohne Salz. Er hat einige schöne Lieder gedichtet, auch etwelche hübsche Balladen; freilich, mit einem Schiller, mit einem großen Walfisch, muss man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doktor Justinus Kerner, welcher Geister und vergiftete Blutwürste sieht, und einmal dem Publikum aufs ernsthafteste erzählt hat, dass ein paar Schuhe, ganz allein, ohne menschliche Hilfe, langsam durch das Zimmer gegangen sind bis zum Bette der Seherin von Prevorst. Das fehlt noch, dass man seine Stiefel des Abends festbinden muss, damit sie Einem nicht des Nachts, trapp! trapp! vors Bett kommen und mit lederner Gespensterstimme die Gedichte des Herrn Justinus Kerner vordeklamieren! Letztere sind nicht ganz und gar schlecht, der Mann ist überhaupt nicht ohne Verdienst, und von ihm möchte ich Dasselbe sagen, was Napoleon von Murat gesagt hat, nämlich: „Er ist ein großer Narr, aber der beste General der Kavallerie.“ Ich sehe schon, wie sämmtliche Insassen von Weinsberg über dieses Urtheil den Kopf schütteln und mit Befremden mir entgegnen: „Unser theurer Landsmann, Herr Justinus,

ist freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beste General der Kavallerie!“ Nun, wie ihr wollt, ich will euch gern einräumen, daſs er kein vorzüglicher Kavalleriegeneral ist.

Herr Karl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt, ist ein anderer Dichter der schwäbischen Schule, und man versichert, daſs er den Geist und den Charakter derselben am treuesten offenbare; er ist eine matte Fliege und besingt Maikäfer. Er soll sehr berühmt sein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor dessen Thoren man ihm eine Statue setzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieses hölzerne Ebenbild des Sängers soll alle Jahr' mit Ölfarbe neu angestrichen werden, alle Jahr' im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer summen. Auf dem Piédestal wird die Inschrift zu lesen sein: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!“

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der schwäbischen Schule, versichert man mir, ist Herr *** — er sei erst kürzlich zum Bewusstsein, aber noch nicht zur Erscheinung gekommen; er habe nämlich seine Gedichte noch nicht drucken lassen. Man sagt mir, er besinge nicht bloß Maikäfer, sondern sogar Lerchen und Wachteln, was gewiss sehr löblich ist.

Lerchen und Wachteln sind wahrhaftig werth, daſs man sie besinge, nämlich wenn sie gebraten sind. Über den Charakter und respektiven Werth der ***schen Dichtungen kann ich, so lange sie noch nicht zur äußeren Erscheinung gekommen sind, gar kein Urtheil fällen, eben so wenig wie über die Meisterwerke so vieler anderen großen Unbekannten der schwäbischen Schule.

Die schwäbische Schule hat wohl gefühlt, daſs es ihrem Ansehen nicht schaden würde, wenn sie neben ihren großen Unbekannten, die uns nur vermittelst eines Hydro-Gasmikroskops sichtbar werden, auch einige kleine Bekannte, einige Renommeen, die nicht bloß in der umfriedeten Heimlichkeit schwäbischer Gauen, sondern auch im übrigen Deutschland einige Geltung erworben, zu den Ihrigen zählen könnte. Sie schrieben daher an den König Ludwig von Baiern, den gekrönten Sänger, welcher aber absagen ließ. Übrigens ließ er sie freundlich grüßen und schickte ihnen ein Prachtexemplar seiner Poesien mit Goldschnitt und Einband von rothem Maroquin-Papier. Hierauf wandten sich die Schwaben an den Hofrath Winkler, welcher unter dem Namen Theodor Hell seinen Dichterruhm verbreitet hat; Dieser aber antwortete, seine Stellung als Herausgeber der „Abendzeitung" erlaube ihm nicht,

ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen zu laſſen, dazu komme, daſs er ſelber eine ſächſiſche Schule ſtiften wolle, wozu er bereits eine bedeutende Anzahl poetiſcher Landsleute engagiert habe. In ähnlicher Weiſe haben auch einige berühmte Oberlauſitzer und Hinterpommern die Anträge der ſchwäbiſchen Schule abgewieſen.

In dieſer Noth begingen die Schwaben einen wahren Schwabenſtreich, ſie nahmen nämlich zu Mitgliedern ihrer ſchwäbiſchen Schule einen Ungar und einen Kaſchuben. Erſterer, der Ungar, nennt ſich Nikolaus Lenau, und iſt ſeit der Juliusrevolution durch ſeine liberalen Beſtrebungen, auch durch den anpreiſenden Eifer meines Freundes Laube, zu einer Renommée gekommen, die er bis zu einem gewiſſen Grade verdient. Die Ungarn haben jedenfalls Viel dadurch verloren, daſs ihr Landsmann Lenau unter die Schwaben gegangen iſt; indeſſen, ſo lange ſie ihren Tokayer behalten, können ſie ſich über dieſen Verluſt tröſten.

Die andere Acquiſition der ſchwäbiſchen Schule iſt minder brillant; ſie beſteht nämlich in der Perſon des gefeierten Wolfgang Menzel, welcher unter den Kaſchuben das Licht erblickt, an den Marken Polens und Deutſchlands, an jener Grenze, wo der germaniſche Flegel den ſlaviſchen Flegel verſteht, wie

der alte Voß ſagen würde, der alte Johann Heinrich Voß, der ungeſchlachte, aber ehrliche ſächſiſche Bauer, der, wie in ſeiner Geſichtsbildung, ſo auch in ſeinem Gemüthe die Merkmale des Deutſchthums trug. Daſs Dieſes bei Herrn Wolfgang Menzel nicht der Fall iſt, daſs er weder dem Äußeren noch dem Inneren nach ein Deutſcher iſt, habe ich in der kleinen allerliebſten Schrift „Über den Denuncianten" gehörig bewieſen. Ich hätte, beiläufig geſtanden, dieſe kleine Schrift nicht herausgegeben, wenn mir die Abhandlungen über denſelben Gegenſtand, die großen Bomben von Ludwig Börne und David Strauß, vorher zu Geſicht gekommen wären. Aber dieſer kleinen Schrift, welche die Vorrede zum dritten Theile des „Salons" bilden ſollte, ward von dem Cenſor dieſes Buches das Imprimatur verweigert — „aus Pietät gegen Wolfgang Menzel," — und das arme Ding, obgleich in politiſcher und religiöſer Beziehung zahm genug abgefaſſt, muſſte während ſieben Monaten von einem Cenſor zum andern wandern, bis es endlich nothdürftig unter die Haube kam. Wenn du, geneigter Leſer, das Büchlein in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg ſelber holſt, ſo wird dir dort mein Freund Julius Campe bereitwillig erzählen, wie ſchwer es war, den „Denuncianten" in die Preſſe zu bringen,

wie das Anſehen Deſſelben durch gewiſſe Autoritäten geſchützt werden ſollte, und wie endlich durch unableugbare Urkunden, durch ein Autograph des Denunciauten, der ſich in den Händen von Theodor Mundt befindet, der Titel meiner Schrift aufs glänzendſte gerechtfertigt wird. Was der Gefeierte dagegen vorgebracht hat, iſt dir vielleicht bekannt, mein theurer Leſer. Als ich ihm Stück vor Stück die Fetzen des falſchen Patriotismus und der erlogenen Moral vom Leibe riſs, — da erhub er wieder ein ungeheures Geſchrei: die Religion ſei in Gefahr, die Pfeiler der Kirche brächen zuſammen, Heinrich Heine richte das Chriſtenthum zu Grunde! Ich habe herzlich lachen müſſen, denn dieſes Zetergeſchrei erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatz zu Lübeck mit Staupenſchlag und Brandmark abgeſtraft wurde, und plötzlich, als das rothe Eiſen ſeinen Rücken berührte, ein entſetzliches Mordio erhob und beſtändig ſchrie: „Feuer! Feuer! Es brennt, es brennt, die Kirche ſteht in Flammen!“ Die alten Weiber erſchraken auch diesmal über ſolchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und ſprachen: „Der arme Schelm! nur ſein eigner Rücken iſt entzündet, die Kirche ſteht ſicher auf ihrem alten Platze, auch hat dort die Polizei, aus Furcht vor Brandſtiftung, noch einige Spritzen auf-

gestellt, und aus frommer Vorsorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Cigarre geraucht werden!“ Wahrlich, das Christenthum ward nie ängstlicher geschützt, als eben jetzt.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Gerüchte zu widersprechen, als habe Herr Wolfgang Menzel, auf Andrang seiner Kollegen, sich endlich entschlossen, jene Großmuth zu benutzen, womit ich ihm gestattete, sich wenigstens von dem Vorwurf der persönlichen Feigheit zu reinigen. Ehrlich gestanden, ich war immer darauf gefasst, dass mir Ort und Zeit anberaumt würde, wo der Ritter der Vaterlandsliebe, des Glaubens und der Tugend sich bewähren wolle in all seiner Mannhaftigkeit. Aber leider bis auf diese Stunde wartete ich vergebens, und die Witzlinge in deutschen Blättern moquierten sich obendrein über meine Leichtgläubigkeit. Spottvögel haben sich sogar den Spaß erlaubt, mir im Namen der unglücklichen Gattin des Denuncianten einen Brief zu schreiben, worin die arme Frau sich über die häuslichen Nöthen, die sie seit dem Erscheinen meiner kleinen Schrift zu erdulden habe, schmerzlich beklagt. Jetzt sei gar kein Auskommen mehr mit ihrem Manne, der zu Hause zeigen wolle, dass er ein Held sei. Die geringste Anspielung auf Feigheit brächte ihn zur Wuth.

Eines Abends habe er das kleine Kind geprügelt, weil es „Häschen an der Wand“ ſpielte. Jüngſt ſei er wie raſend aus der Ständekammer gekommen und habe wie ein Ajax getobt, weil dort alle Blicke auf ihn gerichtet geweſen, als die Geſetzfrage „ob man Jemanden ungeſtraft dem öffentlichen Gelächter preisgeben dürfe?“ diskutiert wurde. Ein andermal habe er bitterlich geweint, als einer von den undankbaren Juden, die er emancipieren wolle, ihm ins Geſicht gemauſchelt: „Sie ſind doch kein Patriot, Sie thun Nichts fürs Volk, Sie ſind nicht der Ätte, ſondern die Memme des Vaterlandes.“ Aber gar des Nachts beginne der rechte Jammer, und dann ſeufze er und wimmere und ſtöhne, daſs ſich ein Stein drob erbarmen könnte. Das ſei nicht länger zum Aushalten, ſchloſs der angebliche Brief der armen Frau, ſie wolle lieber ſterben, als dieſen Zuſtand länger ertragen, und um der Sache ein Ende zu machen, ſei ſie erbötig, ſtatt ihres furchtſamen Gemahls, ſich ſelber mit mir zu ſchlagen. Gehorſame Dienerin.

Als ich dieſen Brief las, und in meiner Einfalt die offenbare Myſtifikation nicht gleich merkte, rief ich mit Begeiſterung: Edles Weib! würdige Schwäbin! würdig deiner Mütter, die einſt zu Weinsberg ihre Männer huckepack trugen!

Die Weiber im Schwabenlande ſcheinen überhaupt mehr Energie zu beſitzen als ihre Männer, die nicht ſelten nur auf Geheiß ihrer Ehehälften zum Schwerte greifen. Weiß ich doch eine ſchöne Schwäbin, die mir ſeit Jahren wüthender als zwanzig Teufel den Krieg macht und mich mit unverſöhnlicher Feindſchaft verfolgt.

Ein Naturforſcher hat ganz richtig die Bemerkung gemacht, daſs im Sommer, beſonders in den Hundstagen, weit mehr gegen mich geſchrieben wird, als im Winter.

Daſs es nicht die altpoetiſche Vornehmigkeit iſt, welche mich davon abhält, dergleichen Angriffe zu beſprechen, habe ich bereits an einem anderen Orte erwähnt. Eines Theils liegt mir ein gewiſſer Knebel im Munde, ſobald ich mich gegen Anſchuldigung von Immoralität oder irreligiöſer Frivolität, oder gar politiſcher Inkonſequenz, durch Erörterung der letzten Gründe von all meinem Dichten und Trachten, vertheidigen wollte. Anderen Theils befinde ich mich meinen Widerſachern gegenüber in derſelben Lage, die Freund Semilaſſo irgendwo in ſeiner afrikaniſchen Reiſebeſchreibung mit der richtigen Empfindung erwähnt. Er erzählt uns nämlich, daſs, als er in einem Beduinenlager übernachtete, rings um ſein Zelt eine große Menge

Hunde unaufhörlich bellten und heulten und winſelten, was ihn aber am Schlafen gar nicht gehindert habe; „wär' es nur ein einziger Kläffer geweſen," ſetzt er hinzu, „ſo hätte ich die ganze Nacht kein Auge zuthun können." Das iſt es: weil der Kläffer ſo viele ſind, und weil der Mops den Spitz, dieſer wieder den gemüthlichen Dachs, letzterer das edle Windſpiel oder die fromme Dogge überbellt, und die ſchnöden Laute der verſchiedenen Beſtien im Geſammtgeheul verloren gehen, kann mir ein ganzer Hundelärm wenig anhaben.

Nein, Herr Guſtav Pfizer eben ſo wenig wie die Anderen hat mir jemals den Schlaf gekoſtet, und man darf es mir aufs Wort glauben, daſs bei Erwähnung dieſes Dichterlings auch nicht die mindeſte Bitterkeit in meiner Seele waltet. Aber ich kann ihn, der Vollſtändigkeit wegen, nicht unerwähnt laſſen; die ſchwäbiſche Schule zählt ihn nämlich zu den Ihrigen, was mir ſonderbar genug dünkt, da er im Gegenſatze zu dieſer Genoſſenſchaft mehr als reflektierende Fledermaus, denn als gemüthlicher Maikäfer umherflattert, und vielmehr nach der Schubart'ſchen Todtengruft als nach Gelbveiglein riecht. Mir wurden mal ſeine Gedichte aus Stuttgart zugeſchickt, und die freundlichen Begleitungszeilen veranlaſſten mich, einen flüchtigen Blick

hineinzuwerfen; ich fand sie herzlich schlecht. Dasselbe kann ich auch von seiner Prosa sagen; sie ist herzlich schlecht. Ich gestehe freilich, dass ich nichts Anderes von ihm gelesen habe, als eine Abhandlung, die er gegen mich geschrieben. Sie ist geistlos und unbeholfen und miserabel stilisiert; Letzteres ist um so unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien dazu kotisiert. Das Beste in der ganzen Abhandlung ist der wohlbekannte Kniff, womit man verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammenstellt, um Demselben jede beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden. Freilich, der Kniff ist nicht neu, doch bleibt er immer probat, da von Seiten des angefochtenen Autors keine Widerlegung möglich ist, wenn er nicht etwa ganze Folianten schreiben wollte, um zu beweisen, dass der eine von den angeführten Sätzen humoristisch gemeint, der andere zwar ernst gemeint sei, aber sich auf einen Vordersatz beziehe, der ihm eben seine richtige Bedeutung verleiht; dass ferner die aneinander gereihten Sätze nicht bloß aus ihrem logischen, sondern auch aus ihrem chronologischen Zusammenhang gerissen worden, um einige scheinbare Widersprüche hervorzuklauben; dass aber eben diese Widersprüche von der höchsten Konsequenz zeugen würden, wenn man

Zeitfolge, Zeitumstände, Zeitbedingungen bedächte — ach! wenn man bedächte, wie die Strategie eines Autors, der für die Sache der europäischen Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt ist, wie seine Taktik allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute Etwas als äußerst wichtig verfechten muss, was ihm morgen ganz gleichgültig sein kann, wie er heute diesen Punkt, morgen einen andern zu beschützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenpartei, die wechselnden Alliancen, die Siege oder die Niederlagen des Tages erfordern!

Das einzige Neue und Eigenthümliche, was ich in der oben erwähnten Abhandlung des Herrn Gustav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht bloß eine listige Verkehrung des Wortsinnes meiner Schriften, sondern sogar die Fälschung meiner Worte selbst — Dieses ist neu, ist eigenthümlich, wenigstens bis jetzt hat man in Deutschland noch nicht einen Autor mit verfälschten Worten citiert. Doch Herr Gustav Pfizer scheint noch ein junger Anfänger zu sein, es juckt ihm zwar die Begabnis des Fälschens in seinen Fingern, doch merkt man an ihm noch eine gewisse Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. „Hostien“ citiert, statt der gewöhnlichen „Oblaten“ des Originaltextes, oder mehr-

mals „göttlich“ citiert, statt des ursprünglichen „vortrefflich,“ — so weiß er doch noch nicht recht, welchen Gebrauch er von solcher Fälschung machen kann. Er ist ein junger Anfänger. Aber sein Talent ist unleugbar, er hat es hinlänglich offenbart, die geziemendste Anerkennung darf ihm nicht verweigert werden, er verdient, daſs ihm Wolfgang Menzel mit der tapferen Hand seinen schäbigsten Lorberkranz aufs Haupt drückt.

Indessen, ehrlich gestanden, ich rathe ihm, sein Talent nicht bedeutender auszubilden. Es könnte ihn einst das Gelüste anwandeln, jenes edle Talent auch auf außerliterärische Gegenstände anzuwenden. Es giebt Länder, wo Dergleichen mit einem Halsband von Hanf belohnt wird. Ich sah zu Old-Bailey in London Jemanden hängen, der ein falsches Citat unter einen Wechsel geschrieben hatte — und der arme Schelm mochte es wohl aus Hunger gethan haben, nicht aus Büberei oder aus citel Neid, oder gar um eine kleine Lobspende im „Stuttgarter Literaturblatt,“ ein literärisches Trinkgeld, zu verdienen. Ich hatte deſshalb Mitleid mit dem armen Schelm, bei dessen Exekution sehr viele Zögerungen vorfielen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daſs das Hängen in England so schnell von Statten gehe. Die Zubereitungen dauerten fast

eine Viertelſtunde. Ich ärgere mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher Langſamkeit dem armen Menſchen die Schlinge um den Hals gelegt und die weiße Nachtmütze über die Augen gezogen wurde. Neben ihm ſtanden ſeine Freunde, vielleicht die Genoſſen der Schule, wozu er gehörte, und harrten des Augenblicks, wo ſie ihm den Liebesdienſt erweiſen konnten; dieſer Liebesdienſt beſteht darin, daſs ſie den gehenkten Freund, um ſeine zuckende Todesqual abzukürzen, ſo ſtark als möglich an den Beinen ziehen.

Ich habe von Herrn Guſtav Pfizer geredet, weil ich ihn bei Beſprechung der ſchwäbiſchen Schule nicht füglich übergehen konnte. So Viel darf ich verſichern, daſs ich in der Heiterkeit meines Herzens nicht den mindeſten Unmuth wider Herrn Pfizer empfinde. Im Gegentheil, ſollte ich je im Stande ſein, ihm einen Liebesdienſt zu erweiſen, ſo werde ich ihn gewiſs nicht lange zappeln laſſen.

— — — Und nun laſs uns ernſthaft reden, lieber Leſer; was ich dir jetzt noch zu ſagen habe, verträgt ſich nicht mit dem ſcherzenden Tone, mit der leichtſinnig guten Laune, die mich beſeelte, während ich dieſe Blätter ſchrieb. Es liegt mir drückend Etwas im Sinne, was ich nicht mit ganz freier

Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigſte Geſtändnis nöthig wäre. Ich hege nämlich eine wahre Scheu, bei Gelegenheit — der ſchwäbiſchen Schule auch von Ludwig Uhland zu ſprechen, von dem großen Dichter, den ich ſchier zu beleidigen fürchte, wenn ich ſeiner in ſo kläglicher Geſellſchaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den Ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genoſſen ausgeben, ſo könnte man hier jedes Verſchweigen ſeines Namens als eine Unredlichkeit betrachten. Weit entfernt, an ſeinem Werthe zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich ſeinen Dichtungen zolle, mit den volltönendſten Worten an den Tag geben. Es wird ſich mir bald dazu eine paſſendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, daſs ſich in meiner früheren Beurtheilung des trefflichen Sängers*) zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verſtimmungen einſchleichen konnten, daſs ich aber nie die Abſicht hegte, an ſeinem inneren Werthe, an ſeinem Talente ſelbſt, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Nur über die literärhiſtoriſchen Beziehungen, über die äußeren Verhältniſſe ſeiner Muſe, habe ich unum-

*) Band VI, S. 254 ff.

Der Herausgeber.

wunden eine Ansicht, die vielleicht seinen Freunden mißfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr ist, aussprechen müssen. Als ich nämlich Ludwig Uhland im Zusammenhang mit der „Romantischen Schule“ in dem Buche, welches eben diesen Namen führt, flüchtig beurtheilte, habe ich deutlich genug nachgewiesen, daſs der vortreffliche Sänger nicht eine neue, eigenthümliche Sangesart aufgebracht hat, sondern nur die Töne der romantischen Schule gelehrig nachsprach; daſs, seitdem die Lieder seiner Schulgenossen verschollen sind, Uhland's Gedichtesammlung als das einzig überlebende lyrische Denkmal jener Töne der romantischen Schule zu betrachten ist; daſs aber der Dichter selbst, eben so gut wie die ganze Schule, längst todt ist. Eben so gut wie Schlegel, Tieck, wie Fouqué, ist auch Uhland längst verstorben, und hat vor jenen edlen Leichen nur das größere Verdienst, daſs er seinen Tod wohl begriffen und seit zwanzig Jahren Nichts mehr geschrieben hat. Es ist wahrlich ein eben so widerwärtiges wie lächerliches Schauspiel, wenn jetzt meine schwäbischen Dichterlinge den Uhland zu den Ihrigen zählen, wenn sie den großen Todten aus seinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen aufs Haupt stülpen und ihn in ihr niedriges Schulstübchen hereinzerren, — oder wenn sie

gar den erblichenen Helden wohlgeharnischt aufs hohe Pferd packen, wie einst die Spanier ihren Cid, und solchermaßen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der schwäbischen Schule, losrennen lassen!

Das fehlt mir noch, dass ich auch im Gebiete der Kunst mit Todten zu kämpfen hätte! Leider muss ich es oft genug in anderen Gebieten, und ich versichere euch bei allen Schmerzen meiner Seele, solcher Kampf ist der fatalste und verdrießlichste. Da ist keine glühende Ungeduld, die da hetzt Hieb auf Hieb, bis die Kämpfer wie trunken hinsinken und verbluten. Ach, die Todten ermüden uns mehr als sie uns verwunden, und der Streit verwandelt sich am Ende in eine fechtende Langeweile. Kennst du die Geschichte von dem jungen Ritter, der in den Zauberwald zog? Sein Haar war goldig, auf seinem Helm wehten die kecken Federn, unter dem Gitter des Visiers glühten die rothen Wangen, und unter dem blanken Harnisch pochte der frischeste Muth. In dem Walde aber flüsterten die Winde sehr sonderbar. Gar unheimlich schüttelten sich die Bäume, die manchmal, häßlich verwachsen, an menschliche Missbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hie und da ein gespenstisch weißer Vogel, der fast verhöhnend kicherte und lachte. Allerlei

Fabelgethier huſchte ſchattenhaft durch die Büſche. Mitunter freilich zwitſcherte auch mancher harmloſe Zeiſig, und nickte aus den breitblättrigen Schlingpflanzen manch ſtille ſchöne Blume. Der junge Fant aber, immer weiter vordringend, rief endlich mit Übertrotz: „Wann erſcheint denn der Kämpe, der mich beſiegen kann?“ Da kam, nicht eben rüſtig, aber doch nicht allzu ſchlotterig, herangezogen ein langer, magerer Ritter mit geſchloſſenem Viſier, und ſtellte ſich zum Kampfe. Sein Helmbuſch war geknickt, ſein Harniſch war eher verwittert als ſchlecht, ſein Schwert war ſchartig, aber vom beſten Stahl, und ſein Arm war ſtark. Ich weiß nicht, wie lange die Beiden mit einander fochten, doch es mag wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die Blätter fielen unterdeſſen von den Bäumen, und dieſe ſtanden lange kahl und frierend, und dann knoſpeten ſie wieder aufs Neue und grünten im Sonnenſchein, und ſo wechſelten die Jahrzeiten — ohne daſs ſie es merkten, die beiden Kämpfer, die beſtändig auf einander loshieben, Anfangs unbarmherzig wild, ſpäter minder heftig, dann ſogar etwas phlegmatiſch, bis ſie endlich ganz und gar die Schwerter ſinken ließen und erſchöpft ihre Helmgitter aufſchloſſen — Das gewährte einen betrübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausgeforderte Kämpe, war ein

Todter, und aus dem geöffneten Visier grinste ein fleischloser Schädel. Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug jetzt ein verfallen fahles Greisenantlitz und sein Haar war schneeweiß. — Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnend, kicherte und lachte das gespenstisch weiße Gevögel.

Geschrieben zu Paris, im Wonnemond 1838.

Einleitung

zur Prachtausgabe des

„Don Quixote."

(1837.)

„Leben und Thaten des ſcharfſinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha, beſchrieben von Miguel Cervantes de Saavedra," war das erſte Buch, das ich geleſen habe, nachdem ich ſchon in ein verſtändiges Kindesalter getreten und des Buchſtabenweſens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hauſe wegſtahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungeſtört den Don Quixote zu leſen. Es war ein ſchöner Maitag, lauſchend im ſtillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ ſich loben von der Nachtigall, ſeiner ſüßen Schmeichlerin, und dieſe ſang ihr Loblied ſo kareſſierend weich, ſo ſchmelzend enthuſiaſtiſch, daſs die verſchämteſten Knoſpen aufſprangen, und die lüſternen Gräſer und die dufti-

gen Sonnenstrahlen sich hastiger küssten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee, unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, Das müsse so sein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdross mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoss. Da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume Alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, eben so wie die Kinder, von der Weltironie Nichts wissen, so hielten sie gleichfalls Alles für baren Ernst und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche

ſchluchzte, und der Waſſerfall ſchüttelte heftiger ſeinen weißen Bart und ſchien zu ſchelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daſs der Heldenſinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampfluſt den Rücken kehrte, und daſs ſeine Thaten um ſo preiſenswerther, je ſchwächer und ausgedörrter ſein Leib, je morſcher die Rüſtung, die ihn ſchützte, und je armſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcinea's Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daſs ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählich unterliegen muſſte!

Es war ein trüber Tag, häſsliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar

traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu heben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt, und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daſs meine Schwäche diese Wahrheit verleugne, — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den muthigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

Es sind nun acht Jahre, daſs ich für den vierten Theil der „Reisebilder“ diese Zeilen geschrieben, worin ich den Eindruck schilderte, den die Lektüre des Don Quixote vor weit längerer Zeit in meinem Geiste hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre schnell dahinschwinden! Es ist mir, als habe ich erst gestern in der Seufzerallee des Düsseldorfer Hofgartens das Buch zu Ende gelesen, und mein Herz sei noch erschüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des

großen Ritters. Iſt mein Herz die ganze Zeit über ſtabil geblieben, oder iſt es nach einem wunderbaren Kreislauf zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das Letztere mag wohl der Fall ſein, denn ich erinnere mich, daß ich in jedem Lehrjahr meines Lebens den Don Quixote mit abwechſelnd verſchiedenartigen Empfindungen geleſen habe. Als ich ins Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Roſenbüſche des Lebens hineingriff und auf die höchſten Felſen klomm, um der Sonne näher zu ſein, und des Nachts vor Nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen, da war mir der Don Quixote ein ſehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, ſo ſchob ich es unwillig zur Seite. Später hin, als ich zum Manne heranreifte, verſöhnte ich mich ſchon einigermaßen mit Dulcinea's unglücklichem Ritter, und ich fing ſchon an, über ihn zu lachen. Der Kerl iſt ein Narr, ſagte ich. Doch, ſonderbarer Weiſe, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgte mich die Schattenbilder des dürren Ritters und ſeines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einer bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiſte und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbſchlummer erwachte, ſah ich im Frühnebel zwei wohlbe-

kannte Gestalten neben mir einherreiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf seiner abstrakten Rosinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegenflatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die ersten französischen Gendarmen, die unfern zum Vorschein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rosinante's begeistertes Gewieher und die bejahenden Töne des Esels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus bestehe darin, daſs der edle Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe seitdem erfahren, daſs es eine eben so undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will, und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klep-

per, eine ſehr morſche Rüſtung und einen eben ſo gebrechlichen Körper beſitzt! Wie über jenen, ſo auch über dieſen Donquixotismus ſchüttelt der Weiſe ſein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboſo iſt dennoch das ſchönſte Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch dieſe Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — ſtoßt zu mit euren Lanzen, ihr ſilbernen Mondritter, ihr verkappten Barbiergeſellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er ſein großes Buch ſchrieb? Beabſichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lektüre zu ſeiner Zeit in Spanien ſo ſtark graſſierte, daſs geiſtliche und weltliche Verordnungen dagegen unmächtig waren? Oder wollte er alle Erſcheinungen der menſchlichen Begeiſterung überhaupt, und zunächſt das Heldenthum der Schwertführer ins Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er durch Beleuchtung ihrer Abſurditäten dem allgemeinen Geſpötte und alſo dem Untergange überliefern wollte. Dieſes gelang ihm auch aufs glänzendſte; denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkſtelligen konnten, Das erwirkte ein armer Schrift-

steller mit seiner Feder; er richtete die Ritterromane so gründlich zu Grunde, dass bald nach dem Erscheinen des Don Quixote der Geschmack für jene Bücher in ganz Spanien erlosch, und auch keins derselben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius ist immer größer als er selber, sie reicht immer weit hinaus über seine zeitlichen Absichten, und ohne dass er sich Dessen klar bewusst wurde, schrieb Cervantes die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung. Nimmermehr ahnte er Dieses, er selber, der Held, welcher den größten Theil seines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im späten Alter sich noch oft darüber freute, dass er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er diesen Ruhm mit dem Verluste seiner linken Hand bezahlt hatte.

Über Person und Lebensverhältnisse des Dichters, der den Don Quixote geschrieben, weiß der Biograph nur Weniges zu melden. Wir verlieren nicht Viel durch solchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Basen der Nachbarschaft aufgegabelt werden. Diese sehen ja nur die Hülle; wir aber sehen den Mann selbst, seine wahre, treue, unverleumdete Gestalt.

Er war ein schöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war

hoch und ſein Herz war weit. Wunderſam war die Zauberkraft ſeines Auges. Wie es Leute giebt, welche durch die Erde ſchauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen ſehen können, ſo drang das Auge des großen Dichters durch die Bruſt der Menſchen, und er ſah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war ſein Blick ein Sonnenſtrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Böſen war ſein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grauſam zerſchnitt. Sein Blick drang forſchend in die Seele eines Menſchen und ſprach mit ihr, und wenn ſie nicht antworten wollte, folterte er ſie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle ſich heraklaſſend vornehm gebärdete. Was Wunder, daß ihm dadurch ſehr viele Leute abhold wurden, und ihm auf ſeiner irdiſchen Laufbahn nur ſaumſelig beiforderten! Auch gelangte er niemals zu Ruhe und Wohlſtand, und von all' ſeinen mühſeligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, ſondern nur leere Muſcheln nach Hauſe. Man ſagt, er habe den Werth des Geldes nicht zu ſchätzen gewuſſt; aber ich verſichere euch, er wuſſte den Werth des Geldes ſehr zu ſchätzen, ſobald er keins mehr hatte. Nie aber ſchätzte er es ſo hoch, wie ſeine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfaſſten

„Leben und Thaten des ſcharfſinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha, beſchrieben von Miguel Cervantes de Saavedra," war das erſte Buch, das ich geleſen habe, nachdem ich ſchon in ein verſtändiges Kindesalter getreten und des Buchſtabenweſens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hauſe wegſtahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungeſtört den Don Quixote zu leſen. Es war ein ſchöner Maitag, lauſchend im ſtillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ ſich loben von der Nachtigall, ſeiner ſüßen Schmeichlerin, und dieſe ſang ihr Loblied ſo kareſſierend weich, ſo ſchmelzend enthuſiaſtiſch, daſs die verſchämteſten Knoſpen aufſprangen, und die lüſternen Gräſer und die dufti-

gen Sonnenſtrahlen ſich haſtiger küſſten, und Bäume und Blumen ſchauerten vor eitel Entzücken. Ich aber ſetzte mich auf eine alte mooſige Steinbank in der ſogenannten Seufzerallee, unfern des Waſſerfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindiſchen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baren Ernſt; ſo lächerlich auch dem armen Helden von dem Geſchicke mitgeſpielt wurde, ſo meinte ich doch, Das müſſe ſo ſein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben ſo gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroſs mich eben ſo ſehr, wie ich dieſe in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeſchaffen, und die der große Dichter in ſeiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bitterſten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all ſeinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoſs. Da ich, noch ungeübt im Leſen, jedes Wort laut ausſprach, ſo konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume Alles mit anhören, und da ſolche unſchuldige Naturweſen, eben ſo wie die Kinder, von der Weltironie Nichts wiſſen, ſo hielten ſie gleichfalls Alles für baren Ernſt und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; ſogar eine alte ausgediente Eiche

ſchluchzte, und der Waſſerfall ſchüttelte heftiger ſeinen weißen Bart und ſchien zu ſchelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daſs der Heldenſinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampfluſt den Rücken kehrte, und daſs ſeine Thaten um ſo preiſenswerther, je ſchwächer und ausgedörrter ſein Leib, je morſcher die Rüſtung, die ihn ſchützte, und je armſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcinea's Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daſs ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählich unterliegen muſſte!

Es war ein trüber Tag, häſsliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar

gen Sonnenstrahlen sich hastiger küssten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee, unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, Das müsse so sein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdross mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoss. Da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume Alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, eben so wie die Kinder, von der Weltironie Nichts wissen, so hielten sie gleichfalls Alles für baren Ernst und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche

ſchluchzte, und der Waſſerfall ſchüttelte heftiger ſeinen weißen Bart und ſchien zu ſchelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daſs der Heldenſinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampfluſt den Rücken kehrte, und daſs ſeine Thaten um ſo preiſenswerther, je ſchwächer und ausgedörrter ſein Leib, je morſcher die Rüſtung, die ihn ſchützte, und je armſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcinea's Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daſs ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählich unterliegen muſſte!

Es war ein trüber Tag, häſsliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar

traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu heben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt, und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, dass meine Schwäche diese Wahrheit verleugne, — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!"

Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den muthigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

Es sind nun acht Jahre, dass ich für den vierten Theil der „Reisebilder" diese Zeilen geschrieben, worin ich den Eindruck schilderte, den die Lektüre des Don Quixote vor weit längerer Zeit in meinem Geiste hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre schnell dahinschwinden! Es ist mir, als habe ich erst gestern in der Seufzerallee des Düsseldorfer Hofgartens das Buch zu Ende gelesen, und mein Herz sei noch erschüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des

großen Ritters. Iſt mein Herz die ganze Zeit über ſtabil geblieben, oder iſt es nach einem wunderbaren Kreislauf zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das Letztere mag wohl der Fall ſein, denn ich erinnere mich, daſs ich in jedem Luſtrum meines Lebens den Don Quixote mit abwechſelnd verſchiedenartigen Empfindungen geleſen habe. Als ich ins Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Roſenbüſche des Lebens hineingriff und auf die höchſten Felſen klomm, um der Sonne näher zu ſein, und des Nachts von Nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen, da war mir der Don Quixote ein ſehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, ſo ſchob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als ich zum Manne heranreifte, verſöhnte ich mich ſchon einigermaßen mit Dulcinea's unglücklichem Kämpen und ich fing ſchon an, über ihn zu lachen. Der Kerl iſt ein Narr, ſagte ich. Doch, ſonderbarer Weiſe, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und ſeines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiſte und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbſchlummer erwachte, ſah ich im Frühnebel zwei wohlbe-

kannte Gestalten neben mir einherreiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf seiner abstrakten Rosinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegenflatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die ersten französischen Gendarmen, die unfern zum Vorschein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rosinante's begeistertes Gewieher und die bejahenden Töne des Esels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus bestehe darin, daſs der edle Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe seitdem erfahren, daſs es eine eben so undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will, und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klep-

per, eine ſehr morſche Rüſtung und einen eben ſo gebrechlichen Körper beſitzt! Wie über jenen, ſo auch über dieſen Donquixotismus ſchüttelt der Weiſe ſein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboſo iſt dennoch das ſchönſte Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch dieſe Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — ſtoßt zu mit euren Lanzen, ihr ſilbernen Mondritter, ihr verkappten Barbiergeſellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er ſein großes Buch ſchrieb? Beabſichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lektüre zu ſeiner Zeit in Spanien ſo ſtark graſſierte, daſs geiſtliche und weltliche Verordnungen dagegen unmächtig waren? Oder wollte er alle Erſcheinungen der menſchlichen Begeiſterung überhaupt, und zunächſt das Heldenthum der Schwertführer ins Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er durch Beleuchtung ihrer Abſurditäten dem allgemeinen Geſpötte und alſo dem Untergange überliefern wollte. Dieſes gelang ihm auch aufs glänzendſte; denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkſtelligen konnten, Das erwirkte ein armer Schrift-

ſteller mit ſeiner Feder; er richtete die Ritterromane ſo gründlich zu Grunde, daſs bald nach dem Erſcheinen des Don Quixote der Geſchmack für jene Bücher in ganz Spanien erloſch, und auch keins derſelben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius iſt immer größer als er ſelber, ſie reicht immer weit hinaus über ſeine zeitlichen Abſichten, und ohne daſs er ſich Deſſen klar bewuſſt wurde, ſchrieb Cervantes die größte Satire gegen die menſchliche Begeiſterung. Nimmermehr ahnte er Dieſes, er ſelber, der Held, welcher den größten Theil ſeines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im ſpäten Alter ſich noch oft darüber freute, daſs er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er dieſen Ruhm mit dem Verluſte ſeiner linken Hand bezahlt hatte.

Über Perſon und Lebensverhältniſſe des Dichters, der den Don Quixote geſchrieben, weiß der Biograph nur Weniges zu melden. Wir verlieren nicht Viel durch ſolchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Baſen der Nachbarſchaft aufgegabelt werden. Dieſe ſehen ja nur die Hülle; wir aber ſehen den Mann ſelbſt, ſeine wahre, treue, unverleumdete Geſtalt.

Er war ein ſchöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war

hoch und ſein Herz war weit. Wunderſam war die Zauberkraft ſeines Auges. Wie es Leute giebt, welche durch die Erde ſchauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen ſehen können, ſo drang das Auge des großen Dichters durch die Bruſt der Menſchen, und er ſah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war ſein Blick ein Sonnenſtrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Böſen war ſein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grauſam zerſchnitt. Sein Blick drang forſchend in die Seele eines Menſchen und ſprach mit ihr, und wenn ſie nicht antworten wollte, folterte er ſie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle ſich herablaſſend vornehm gebärdete. Was Wunder, daſs ihm dadurch ſehr viele Leute abhold wurden, und ihn auf ſeiner irdiſchen Laufbahn nur ſäumſelig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlſtand, und von all' ſeinen mühſeligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, ſondern nur leere Muſcheln nach Hauſe. Man ſagt, er habe den Werth des Geldes nicht zu ſchätzen gewuſſt; aber ich verſichere euch, er wuſſte den Werth des Geldes ſehr zu ſchätzen, ſobald er keins mehr hatte. Nie aber ſchätzte er es ſo hoch, wie ſeine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfaſſten

Charte, die Apollo den Dichtern octroyiert, bestimmt der erste Paragraph: wenn ein Dichter versichert, kein Geld zu haben, so solle man ihm aufs Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Musik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für Letztere ging es ihm manchmal herzlich schlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewusstsein künftiger Größe ihn genugsam trösten in seiner Jugend, wenn schnippische Rosen ihn mit ihren Dornen verletzten? — Einst an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am Tajo spazieren mit einer sechzehnjährigen Schönen, die sich beständig über seine Zärtlichkeit moquierte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, sie glühte noch in ihrer goldigsten Pracht; aber oben am Himmel stand schon der Mond, winzig und blass, wie ein weißes Wölkchen. „Siehst du," sprach der junge Dichter zu seiner Geliebten, „siehst du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? Der Fluss hier neben uns, worin sie sich abspiegelt, scheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf seinen stolzen Fluthen zu tragen, und die gekräuselten Wellen werfen es zuweilen spottend ans Ufer. Aber lass nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blasse Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der

ganze Fluſs wird überſtrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin ſo wegwerfend übermüthig, erſchauern jetzt bei dem Anblick dieſes glänzenden Geſtirns und ſchwellen ihm entgegen mit Wolluſt.“

In den Werken der Dichter muſs man ihre Geſchichte ſuchen, und hier findet man ihre geheimſten Bekenntniſſe. Überall, mehr noch in ſeinen Dramen als im Don Quixote, ſehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daſs Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That, das römiſche Wort: „Leben heiſst Krieg führen!“ findet auf ihn ſeine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meiſten jener wilden Waffenſpiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und ſeiner eigenen Luſt in allen Landen aufführte. Dieſer Umſtand, daſs Cervantes dem größten Kämpen des Katholicismus ſeine ganze Jugend gewidmet, daſs er für die katholiſchen Intereſſen perſönlich gekämpft, läſst vermuthen, daſs dieſe Intereſſen ihm auch theuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene viel verbreitete Meinung, daſs nur die Furcht vor der Inquiſition ihn abgehalten habe, die proteſtantiſchen Zeitgedanken im Don Quixote zu beſprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römiſchen Kirche, und nicht bloß blutete ſein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebene-

deite Fahne, ſondern er litt für ſie auch mit ſeiner ganzen Seele das peinlichſte Märtyrthum während ſeiner langjährigen Gefangenſchaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen eben ſo großen Helden. Die Gefangenſchaftsgeſchichte widerſpricht aufs glänzendſte der melodiſchen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Auguſtus und allen deutſchen Schulfüchſen weiß gemacht hat, er ſei ein Dichter, und Dichter ſeien feige. Nein, der wahre Dichter iſt auch ein wahrer Held, und in ſeiner Bruſt wohnt die Geduld, die, wie der Spanier ſagt, ein zweiter Muth iſt. Es giebt kein erhabeneres Schauſpiel, als den Anblick jenes edlen Kaſtilianers, der dem Dei zu Algier als Sklave dient, beſtändig auf Befreiung ſinnt, ſeine kühnen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegen blickt und, wenn das Unternehmen ſcheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daſs er nur mit einer Silbe die Mitſchuldigen verriethe. Der blutgierige Herr ſeines Leibes wird entwaffnet von ſo viel Großmuth und Tugend, der Tiger ſchont den gefeſſelten Löwen und zittert vor dem ſchrecklichen Einarm, den er doch mit einem Worte in

den Tod ſchicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm“ iſt Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dei geſteht, daſs er ruhig ſchlafen könne und der Ruhe ſeiner Stadt, ſeiner Armee und ſeiner Sklaven verſichert ſei, wenn er nur den einhändigen Spanier in feſtem Gewahrſam wiſſe.

Ich habe erwähnt, daſs Cervantes beſtändig gemeiner Soldat war; aber da er ſogar in ſo untergeordneter Stellung ſich auszeichnen und namentlich ſeinem großen Feldherrn Don Juan d'Auſtria bemerkbar machen konnte, ſo erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichſten Zeugnisbriefe für den König, dem ſeine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algieriſchen Korſaren, die ihn auf dem mittelländiſchen Meere gefangen nahmen, dieſe Briefe ſahen, hielten ſie ihn für eine Perſon von äußerſt bedeutendem Stande, und forderten deſshalb ein ſo erhöhtes Löſegeld, daſs ſeine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte, und der arme Dichter dadurch deſto länger und qualſamer in der Gefangenſchaft gehalten wurde. So ward ſogar die Anerkennung ſeiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und ſo bis ans Ende ſeiner Tage ſpottete ſeiner jenes grauſame Weib, die Göttin

traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu heben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt, und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, dass meine Schwäche diese Wahrheit verleugne, — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den muthigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

Es sind nun acht Jahre, dass ich für den vierten Theil der „Reisebilder“ diese Zeilen geschrieben, worin ich den Eindruck schilderte, den die Lektüre des Don Quixote vor weit längerer Zeit in meinem Geiste hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre schnell dahinschwinden! Es ist mir, als habe ich erst gestern in der Seufzerallee des Düsseldorfer Hofgartens das Buch zu Ende gelesen, und mein Herz sei noch erschüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des

großen Ritters. Ist mein Herz die ganze Zeit über stabil geblieben, oder ist es nach einem wunderbaren Kreislauf zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das Letztere mag wohl der Fall sein, denn ich erinnere mich, daſs ich in jedem Lustrum meines Lebens den Don Quixote mit abwechselnd verschiedenartigen Empfindungen gelesen habe. Als ich ins Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Rosenbüsche des Lebens hineingriff und auf die höchsten Felsen klomm, um der Sonne näher zu sein, und des Nachts von Nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen, da war mir der Don Quixote ein sehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, so schob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als ich zum Manne heranreifte, versöhnte ich mich schon einigermaßen mit Dulcinea's unglücklichem Kämpen und ich fing schon an, über ihn zu lachen. Der Kerl ist ein Narr, sagte ich. Doch, sonderbarer Weise, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und seines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiste und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbschlummer erwachte, sah ich im Frühnebel zwei wohlbe-

kannte Geſtalten neben mir einherreiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf ſeiner abſtrakten Roſinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Panſa auf ſeinem poſitiven Grauchen. Wir hatten eben die franzöſiſche Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegenflatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die erſten franzöſiſchen Gendarmen, die unſern zum Vorſchein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor ſie aus dem Geſichte, und nur noch zuweilen hörte ich Roſinante's begeiſtertes Gewieher und die bejahenden Töne des Eſels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus beſtehe darin, daſs der edle Ritter eine längſt abgelebte Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, und ſeine armen Glieder, namentlich ſein Rücken, mit den Thatſachen der Gegenwart in ſchmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe ſeitdem erfahren, daſs es eine eben ſo undankbare Tollheit iſt, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will, und bei ſolchem Ankampf gegen die ſchweren Intereſſen des Tages nur einen ſehr mageren Klep-

per, eine ſehr morſche Rüſtung und einen eben ſo gebrechlichen Körper beſitzt! Wie über jenen, ſo auch über dieſen Donquixotismus ſchüttelt der Weiſe ſein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboſo iſt dennoch das ſchönſte Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch dieſe Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — ſtoßt zu mit euren Lanzen, ihr ſilbernen Mondritter, ihr verkappten Barbiergeſellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er ſein großes Buch ſchrieb? Beabſichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lektüre zu ſeiner Zeit in Spanien ſo ſtark graſſierte, daſs geiſtliche und weltliche Verordnungen dagegen unmächtig waren? Oder wollte er alle Erſcheinungen der menſchlichen Begeiſterung überhaupt, und zunächſt das Heldenthum der Schwertführer ins Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er durch Beleuchtung ihrer Abſurditäten dem allgemeinen Geſpötte und alſo dem Untergange überliefern wollte. Dieſes gelang ihm auch aufs glänzendſte; denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkſtelligen konnten, Das erwirkte ein armer Schrift-

steller mit seiner Feder; er richtete die Ritterromane so gründlich zu Grunde, dass bald nach dem Erscheinen des Don Quixote der Geschmack für jene Bücher in ganz Spanien erlosch, und auch keins derselben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius ist immer größer als er selber, sie reicht immer weit hinaus über seine zeitlichen Absichten, und ohne dass er sich Dessen klar bewusst wurde, schrieb Cervantes die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung. Nimmermehr ahnte er Dieses, er selber, der Held, welcher den größten Theil seines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im späten Alter sich noch oft darüber freute, dass er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er diesen Ruhm mit dem Verluste seiner linken Hand bezahlt hatte.

Über Person und Lebensverhältnisse des Dichters, der den Don Quixote geschrieben, weiß der Biograph nur Weniges zu melden. Wir verlieren nicht Viel durch solchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Basen der Nachbarschaft aufgegabelt werden. Diese sehen ja nur die Hülle; wir aber sehen den Mann selbst, seine wahre, treue, unverleumdete Gestalt.

Er war ein schöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war

hoch und sein Herz war weit. Wundersam war die Zauberkraft seines Auges. Wie es Leute giebt, welche durch die Erde schauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen sehen können, so drang das Auge des großen Dichters durch die Brust der Menschen, und er sah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war sein Blick ein Sonnenstrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Bösen war sein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grausam zerschnitt. Sein Blick drang forschend in die Seele eines Menschen und sprach mit ihr, und wenn sie nicht antworten wollte, folterte er sie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle sich herablassend vornehm gebärdete. Was Wunder, dass ihm dadurch sehr viele Leute abhold wurden, und ihn auf seiner irdischen Laufbahn nur saumselig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlstand, und von all' seinen mühseligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, sondern nur leere Muscheln nach Hause. Man sagt, er habe den Werth des Geldes nicht zu schätzen gewusst; aber ich versichere euch, er wusste den Werth des Geldes sehr zu schätzen, sobald er keins mehr hatte. Nie aber schätzte er es so hoch, wie seine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfassten

Charte, die Apollo den Dichtern octroyiert, bestimmt der erste Paragraph: wenn ein Dichter versichert, kein Geld zu haben, so solle man ihm aufs Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Musik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für Letztere ging es ihm manchmal herzlich schlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewusstsein künftiger Größe ihn genugsam trösten in seiner Jugend, wenn schnippische Rosen ihn mit ihren Dornen verletzten? — Einst an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Faut, am Tajo spazieren mit einer sechzehnjährigen Schönen, die sich beständig über seine Zärtlichkeit moquierte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, sie glühte noch in ihrer goldigsten Pracht; aber oben am Himmel stand schon der Mond, winzig und blass, wie ein weißes Wölkchen. „Siehst du," sprach der junge Dichter zu seiner Geliebten, „siehst du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? Der Fluss hier neben uns, worin sie sich abspiegelt, scheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf seinen stolzen Fluthen zu tragen, und die gekräuselten Wellen werfen es zuweilen spottend ans Ufer. Aber lass nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blasse Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der

ganze Fluſs wird überſtrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin ſo wegwerfend übermüthig, erſchauern jetzt bei dem Anblick dieſes glänzenden Geſtirns und ſchwellen ihm entgegen mit Wolluſt."

In den Werken der Dichter muſs man ihre Geſchichte ſuchen, und hier findet man ihre geheimſten Bekenntniſſe. Überall, mehr noch in ſeinen Dramen als im Don Quixote, ſehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daſs Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That, das römiſche Wort: „Leben heiſst Krieg führen!" findet auf ihn ſeine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meiſten jener wilden Waffenſpiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und ſeiner eigenen Luſt in allen Landen aufführte. Dieſer Umſtand, daſs Cervantes dem größten Kämpen des Katholicismus ſeine ganze Jugend gewidmet, daſs er für die katholiſchen Intereſſen perſönlich gekämpft, läſſt vermuthen, daſs dieſe Intereſſen ihm auch theuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene viel verbreitete Meinung, daſs nur die Furcht vor der Inquiſition ihn abgehalten habe, die proteſtantiſchen Zeitgedanken im Don Quixote zu beſprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römiſchen Kirche, und nicht bloß blutete ſein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebene-

deite Fahne, sondern er litt für sie auch mit seiner ganzen Seele das peinlichste Märtyrthum während seiner langjährigen Gefangenschaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen eben so großen Helden. Die Gefangenschaftsgeschichte widerspricht aufs glänzendste der melodischen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Augustus und allen deutschen Schulfüchsen weiß gemacht hat, er sei ein Dichter, und Dichter seien feige. Nein, der wahre Dichter ist auch ein wahrer Held, und in seiner Brust wohnt die Geduld, die, wie der Spanier sagt, ein zweiter Muth ist. Es giebt kein erhabeneres Schauspiel, als den Anblick jenes edlen Kastilianers, der dem Dei zu Algier als Sklave dient, beständig auf Befreiung sinnt, seine kühnen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegen blickt und, wenn das Unternehmen scheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daſs er nur mit einer Silbe die Mitschuldigen verriethe. Der blutgierige Herr seines Leibes wird entwaffnet von so viel Großmuth und Tugend, der Tiger schont den gefesselten Löwen und zittert vor dem schrecklichen Einarm, den er doch mit einem Worte in

den Tod ſchicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm“ iſt Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dei geſteht, daſs er ruhig ſchlafen könne und der Ruhe ſeiner Stadt, ſeiner Armee und ſeiner Sklaven verſichert ſei, wenn er nur den einhändigen Spanier in feſtem Gewahrſam wiſſe.

Ich habe erwähnt, daſs Cervantes beſtändig gemeiner Soldat war; aber da er ſogar in ſo untergeordneter Stellung ſich auszeichnen und namentlich ſeinem großen Feldherrn Don Juan d'Auſtria bemerkbar machen konnte, ſo erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichſten Zeugnisbriefe für den König, dem ſeine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algieriſchen Korſaren, die ihn auf dem mittelländiſchen Meere gefangen nahmen, dieſe Briefe ſahen, hielten ſie ihn für eine Perſon von äußerſt bedeutendem Stande, und forderten deſshalb ein ſo erhöhtes Löſegeld, daſs ſeine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte, und der arme Dichter dadurch deſto länger und qualſamer in der Gefangenſchaft gehalten wurde. So ward ſogar die Anerkennung ſeiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und ſo bis ans Ende ſeiner Tage ſpottete ſeiner jenes grauſame Weib, die Göttin

Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daſs er auch ohne ihre Gönnerſchaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber iſt das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entſpringt es als Nothwendigkeit aus ſeiner innern Natur und der Natur ſeiner Umgebung? Tritt ſeine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit ſeiner edlen Seele?

Die Geſellſchaft iſt eine Republik. Wenn der Einzelne emporſtrebt, drängt ihn die Geſammtheit zurück durch Ridikül und Verläſterung. Keiner ſoll tugendhafter und geiſtreicher ſein, als die Übrigen. Wer aber durch die unbeugſame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, Dieſen trifft der Oſtracismus der Geſellſchaft, ſie verfolgt ihn mit ſo gnadenloſer Verſpottung und Verleumdung, daſs er ſich endlich zurückziehen muſs in die Einſamkeit ſeiner Gedanken.

Ja, die Geſellſchaft iſt ihrem Weſen nach republikaniſch. Jede Fürſtlichkeit iſt ihr verhaſſt, die geiſtige eben ſo ſehr wie die materielle. Letztere ſtützt nicht ſelten auch die erſtere mehr, als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch ſelber zu dieſer Einſicht bald nach der Juliusrevolution, als

der Geist des Republikanismus in allen gesellschaftlichen Verhältnissen sich kund gab. Der Lorber eines großen Dichters war unsern Republikanern eben so verhasst, wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geistigen Unterschiede der Menschen wollten sie vertilgen, und indem sie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entsprossen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen Nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Stils zu dekretieren. Und in der That, ein guter Stil wurde als etwas Aristokratisches verschrieen, und vielfach hörten wir die Behauptung: „Der echte Demokrat schreibt wie das Volk, herzlich, schlicht und schlecht.“ Den meisten Männern der Bewegung gelang Dieses sehr leicht; aber nicht Jedem ist es gegeben, schlecht zu schreiben, zumal wenn man sich zuvor das Schönschreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: „Das ist ein Aristokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunst, ein Feind des Volks.“ Sie meinten es gewiss ehrlich, wie der heilige Hieronymus, der seinen guten Stil für eine Sünde hielt und sich weidlich dafür geißelte.

Eben so wenig, wie antikatholische, finden wir auch antiabsolutistische Klänge im Don Quixote. Kritiker, welche Dergleichen darin wittern, sind offenbar im Irrthum. Cervantes war der Sohn

einer Schule, welche den unbedingten Gehorsam für den Oberherrn sogar poetisch idealisiert hatte. Und dieser Oberherr war König von Spanien, zu einer Zeit, wo die Majestät desselben die ganze Welt überstrahlte. Der gemeine Soldat fühlte sich im Lichtstrahl jener Majestät und opferte gern seine individuelle Freiheit für solche Befriedigung des kastilianischen Nationalstolzes.

Die politische Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüth seiner Schriftsteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiste eines spanischen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karl's V. Die wilden Kämpfe mit den Morisken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am stärksten duften, so erblüht die Poesie immer am herrlichsten nach einem Bürgerkrieg. Dieselbe Erscheinung sehen wir in England zur Zeit der Elisabeth, und gleichzeitig mit Spanien entsprang dort eine Dichterschule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert. Dort sehen wir Shakspeare, hier Cervantes als die Blüthe der Schule.

Wie die spanischen Dichter unter den drei Philippen, so haben auch die englischen unter der Elisabeth eine gewisse Familienähnlichkeit, und weder Shakspeare noch Cervantes können auf Originalität

in unſerem Sinne Anſpruch machen. Sie unterſcheiden ſich von ihren Zeitgenoſſen keineswegs durch beſonderes Fühlen und Denken oder beſondere Darſtellungsart, ſondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen ſind mehr durchdrungen und umfloſſen vom Äther der Poeſie.

Aber beide Dichter ſind nicht bloß die Blüthe ihrer Zeit, ſondern ſie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakſpeare durch den Einfluſs ſeiner Werke, namentlich auf Deutſchland und das heutige Frankreich, als der Stifter der ſpäteren dramatiſchen Kunſt zu betrachten iſt, ſo müſſen wir in Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der ſogenannte Ritterroman, entſprang aus der Poeſie des Mittelalters; er war zuerſt eine proſaiſche Bearbeitung jener epiſchen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreiſe Karl's des Großen und des heiligen Grals gehörten; immer beſtand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Perſonen, die darin agierten, waren entweder fabelhafte Phantaſiegebilde, oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Dieſe

Ritterromane, die in der abſurdeſten Weiſe ausarteten, ſtürzte Cervantes durch ſeinen Don Quixote. Aber indem er eine Satire ſchrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er ſelber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren; ſie begründen zugleich etwas Neues, indem ſie das Alte zerſtören; ſie negieren nie, ohne Etwas zu bejahen. Cervantes ſtiftete den modernen Roman, indem er in den Ritterroman die getreue Schilderung der niederen Klaſſen einführte, indem er ihm das Volksleben beimiſchte. Die Neigung, das Treiben des gemeinſten Pöbels, des verworfenſten Lumpenpacks zu beſchreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, ſondern der ganzen literariſchen Zeitgenoſſenſchaft, und ſie findet ſich, wie bei den Poeten, ſo auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Murillo, der dem Himmel die heiligſten Farben ſtahl, womit er ſeine ſchönen Madonnen malte, konterfeite mit derſelben Liebe auch die ſchmutzigſten Erſcheinungen dieſer Erde. Es war vielleicht die Begeiſterung für die Kunſt ſelber, wenn dieſe edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Betteljungen, der ſich lauſt, daſſelbe Vergnügen empfanden, wie an der Darſtellung der hochgebenedeiten Jungfrau.

Oder es war der Reiz des Kontraſtes, welcher eben die vornehmſten Edelleute, einen geſchniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Miniſter wie Mendoza, antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gaunerromane zu ſchreiben; ſie wollten ſich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantaſie in eine entgegengeſetzte Lebensſphäre verſetzen, wie wir daſſelbe Bedürfnis bei manchen deutſchen Schriftſtellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht dieſe einſeitige Richtung, das Unedle ganz abgeſondert darzuſtellen; er vermiſcht nur das Ideale mit dem Gemeinen, das Eine dient dem Andern zur Abſchattung oder zur Beleuchtung, und das adelthümliche Element iſt darin noch eben ſo mächtig wie das volksthümliche. Dieſes adelthümliche, chevalereske, ariſtokratiſche Element verſchwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerſt nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es ſind proſaiſche Naturen, dieſe engliſchen Romandichter ſeit Richardſon's Regierung, der prüde Geiſt ihrer Zeit widerſtrebt ſogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir

ſehen jenſeit des Kanals jene bürgerlichen Romane entſtehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoiſie ſich abſpiegelt. Dieſe klägliche Lektüre überwäſſerte das engliſche Publikum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Reſtauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratiſche Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einſeitig ritterthümliche herrſchend war, ſo brachte Walter Scott in den Roman wieder das ariſtokratiſche Element zurück, als dieſes gänzlich darin erloſchen war, und nur proſaiſche Spießbürgerlichkeit dort ihr Weſen trieb. Durch ein entgegengeſetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes ſchöne Ebenmaß wieder gegeben, welches wir im Don Quixote des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieſer Beziehung iſt das Verdienſt des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine tory'ſchen Neigungen, ſeine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilſam für die Literatur, für jene Meiſterwerke ſeines Genius, die überall ſowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aſchgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es iſt ein Irrthum, wenn

man Walter Scott nicht als den Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und letztern von deutschen Anregungen herleitet. Man verkennt, dass das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht, dass Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements aufs schönste herstellte, statt dass unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué ist Nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den „Amadis von Gallien“ und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Muth, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Don Quixote seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen und das Publikum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur diese Vorliebe für das Ritterthum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied neh-

men von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht sind, nahmen wir Abschied mit einem Kusse. Wir drückten zum letzten Male unsere Lippen auf die alten Leichensteine. Mancher von uns freilich gebärdete sich dabei höchst närrisch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die todten Voreltern aus dem Grabe heraus, schaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindischem Lallen sang er dabei: „Schlaf, Großväterchen, schlafe!"

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und seine Romane Meisterwerke genannt. Aber nur seinem Genius wollte ich das höchste Lob ertheilen. Seine Romane selbst kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichstellen. Dieser übertrifft ihn an epischem Geist. Cervantes war, wie ich schon erwähnt habe, ein katholischer Dichter, und dieser Eigenschaft verdankt er vielleicht jene große epische Seelenruhe, die wie ein Krystallhimmel seine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des spanischen Nationalcharakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche selbst die göttlichen Dinge einer scharfen Diskussion unterwirft; als Advokat und Schotte ist er gewöhnt an Handlung und Diskussion, und, wie in seinem

Geiſte und Leben, ſo iſt auch in ſeinen Romanen das Dramatiſche vorherrſchend. Seine Werke können daher nimmermehr als reines Muſter jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den beſten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zuſprechen muſs, daſs ſie im Drama das Höchſte geleiſtet.

Und den Deutſchen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir ſind die beſten Liederdichter dieſer Erde. Kein Volk beſitzt ſo ſchöne Lieder, wie die Deutſchen. Jetzt haben die Völker allzu viele politiſche Geſchäfte; wenn aber dieſe einmal abgethan ſind, wollen wir Deutſche, Britten, Spanier, Franzoſen, Italiäner, wir wollen Alle hinausgehen in den grünen Wald und ſingen, und die Nachtigall ſoll Schiedsrichterin ſein. Ich bin überzeugt, bei dieſem Wettgeſange wird das Lied von Wolfgang Goethe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakſpeare und Goethe bilden das Dichter-Triumvirat, das in den drei Gattungen poetiſcher Darſtellung, im Epiſchen, Dramatiſchen und Lyriſchen, das Höchſte hervorgebracht. Vielleicht iſt der Schreiber dieſer Blätter beſonders befugt, unſern großen Landsmann als den vollendetſten Liederdichter zu preiſen. Goethe ſteht in der

Mitte zwischen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienste: sie förderten indirekter Weise das Gedeihen der deutschen Poesie. Die erstere bewirkte eine heilsame Reaktion gegen den einseitigen Idealismus im deutschen Liede, sie führte den Geist zurück zur starken Realität und entwurzelte jenen sentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyrische Donquixoterie erschienen ist. Die schwäbische Schule wirkte ebenfalls indirekt zum Heile der deutschen Poesie. Wenn in Norddeutschland kräftig gesunde Dichtungen zum Vorschein kommen konnten, so verdankt man Dieses vielleicht der schwäbischen Schule, die alle kränkliche, bleichsüchtige, fromm gemüthliche Feuchtigkeiten der deutschen Muse an sich zog. Stuttgart war gleichsam die Fontanelle der deutschen Muse.

Indem ich die höchsten Leistungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuschreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetischen Werthe anderer großer Dichter zu mäkeln. Nichts ist thörichter, als die Frage: welcher Dichter größer sei, als der andere? Flamme ist Flamme, und ihr Gewicht lässt sich nicht be-

ſtimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämerſinn kommt mit ſeiner ſchäbigen Käſewage und will den Genius wägen. Nicht bloß die Alten, ſondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poeſie eben ſo prachtvoll lodert, wie in den Meiſterwerken von Shakſpeare, Cervantes und Goethe. Jedoch dieſe Namen halten zuſammen, wie durch ein geheimes Band. Es ſtrahlt ein verwandter Geiſt aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde, wie der Athem Gottes; es blüht darin die Beſcheidenheit der Natur. Wie an Shakſpeare, erinnert Goethe auch beſtändig an Cervantes, und Dieſem ähnelt er bis in die Einzelnheiten des Stils, in jener behaglichen Proſa, die von der ſüßeſten und harmloſeſten Ironie gefärbt iſt. Cervantes und Goethe gleichen ſich ſogar in ihren Untugenden, in der Weitſchweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht ſelten ſitzt nur ein einziger Gedanke in ſo einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutſche mit ſechs panachierten Pferden gravitätiſch dahinfährt. Aber dieſer einzige Gedanke iſt immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverän.

Über den Geiſt des Cervantes und den Einfluſs ſeines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Über den eigentlichen Kunſtwerth ſeines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzu weit ins Gebiet der Äſthetik hinabführen würden. Ich darf hier auf die Form ſeines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt deſſelben bilden, nur im Allgemeinen aufmerkſam machen. Die Form iſt nämlich die der Reiſebeſchreibung, wie Solches von jeher die natürlichſte Form für dieſe Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den goldenen Eſel des Apulejus, den erſten Roman des Alterthums. Der Einförmigkeit dieſer Form haben die ſpäteren Dichter durch Das, was wir heute die Fabel des Romans nennen, abzuhelfen geſucht. Aber wegen Armuth an Erfindung haben jetzt die meiſten Romanſchreiber ihre Fabeln von einander geborgt, wenigſtens haben die Einen mit wenig Modifikationen immer die Fabeln der Andern benutzt, und durch die dadurch entſtehende Wiederkehr derſelben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publikum am Ende die Romanlektüre einigermaßen verleidet. Um ſich vor der Langweiligkeit abgedroſchener Romanfabeln zu retten, flüchtete man ſich für einige Zeit in die

uralte, ursprüngliche Form der Reisebeschreibung. Diese wird aber wieder ganz verdrängt, sobald ein Originaldichter mit neuen, frischen Romanfabeln auftritt. In der Literatur, wie in der Politik, bewegt sich Alles nach dem Gesetz der Aktion und Reaktion.

Was nun jene zwei Gestalten betrifft, die sich Don Quixote und Sancho Pansa nennen, sich beständig parodieren und doch so wunderbar ergänzen, daſs sie den eigentlichen Helden des Romans bilden, so zeugen sie im gleichen Maße von dem Kunstsinn, wie von der Geistestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftsteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Person durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kund zu geben, so kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten lassen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodiert, tritt die Intention des Dichters um so sichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward seitdem die Doppelfigur, die dem Roman des Cervantes eine so kunstvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter, wie aus einem einzigen Kern, der ganze Roman mit all seinem wilden Laubwerk, seinen duftigen Blüthen, strahlenden Früchten und

Affen und Wundervögeln, die sich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indischen Riesenbaum sich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier Alles auf Rechnung sklavischer Nachahmung zu setzen; sie lag so nahe, die Einführung solcher zwei Figuren, wie Don Quixote und Sancho Pansa, wovon die eine, die poetische, auf Abenteuer zieht, und die andere, halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz, hinterdrein läuft durch Sonnenschein und Regen, wie wir selber sie oft im Leben begegnet haben. Um dieses Paar unter den verschiedenartigsten Vermummungen überall wieder zu erkennen, in der Kunst wie im Leben, muss man freilich nur das Wesentliche, die geistige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erscheinung ins Auge fassen. Der Beispiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quixote und Sancho Pansa nicht eben so gut in den Gestalten Don Juan's und Leporello's, wie etwa in der Person Lord Byron's und seines Bedienten Fletcher? Erkennen wir dieselben zwei Typen und ihr Wechselverhältnis nicht in der Gestalt des Ritters von Waldsee und seines Kaspar Larifari eben so gut, wie in der Gestalt von so manchem Schriftsteller und seinem Buchhändler, welcher Letztere die Narrheiten seines Autors wohl

einsieht, aber dennoch, um reellen Vortheil daraus zu ziehen, ihn getreusam auf allen seinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei diesem Geschäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht bloß unter Männern, sondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quixote's und seines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer schönen Engländerin, einer schwärmerischen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpension entsprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein so edles Männerherz zu suchen, wie sie es in sanften Mondscheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine untersetzte Brünette, hoffte bei dieser Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideale, doch wenigstens einen Mann von gutem Aussehen zu erbeuten. Ich sehe sie noch, mit ihren liebesüchtigen blauen Augen, die schlanke Gestalt, wie sie am Strande von Brighton weit über das fluthende Meer nach der französischen Küste hinüber schmachtete ... Ihre Freundin knackte unterdessen Haselnüsse, freute sich des süßen Kerns und warf die Schalen ins Wasser

Jedoch weder in den Meisterwerken anderer Künstler, noch in der Natur selber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechselverhältnisse so genau ausgeführt, wie bei Cervantes. Jeder Zug im Charakter und der Erscheinung des Einen entspricht hier einem entgegengesetzten und doch verwandten Zuge bei dem Andern. Hier hat jede Einzelnheit eine parodistische Bedeutung. Ja, sogar zwischen Rosinanten und Sancho's Grauchen herrscht derselbe ironische Parallelismus, wie zwischen dem Knappen und seinem Ritter, und auch die beiden Thiere sind gewissermaßen die symbolischen Träger derselben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, so offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigsten Gegensätze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Übersetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho ins Deutsche übertrug. Durch seine gehackte, nicht selten unsaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Markulf, der ebenfalls einem pathetischen Idealismus gegenüber das Erfahrungswissen des gemeinen Volkes in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quixote hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes, und auch in der Gran-

dezza des wohlgegründeten Periodenbaues repräsentiert er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen ist dieser Periodenbau allzuweit ausgesponnen, und die Sprache des Ritters gleicht einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid, mit langer rauschender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe; die langen Perioden schließen mit den anmuthigsten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quixote's und Sancho Pansa's resumieren wir in den Worten: der Erstere, wenn er redet, scheint immer auf seinem hohen Pferde zu sitzen, der Andere spricht, als säße er auf seinem niedrigen Esel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illustrationen zu sprechen, womit die Verlagshandlung diese neue Übersetzung des Don Quixote, die ich hier bevorworte, ausgeschmückt hat. Diese Ausgabe ist das erste der schönen Literatur angehörige Buch, das in Deutschland auf diese Weise verziert ans Licht tritt. In England, und namentlich in Frankreich sind dergleichen Illustrationen an der Tagesordnung und finden einen fast enthusiastischen Beifall. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiss die Frage aufwerfen: Sind den Interessen wahrer Kunst dergleichen Illustrationen för-

derlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen sie, wie die geistreich und leicht schaffende Hand eines Malers die Gestalten des Dichters auffasst und wiedergiebt; sie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lektüre eine angenehme Unterbrechung; aber sie sind ein Zeichen mehr, wie die Kunst, herabgezerrt von dem Piedestale ihrer Selbständigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann ist hier für den Künstler nicht bloß die Gelegenheit und Verführung, sondern sogar die Verpflichtung, seinen Gegenstand nur flüchtig zu berühren, ihn bei Leibe nicht zu erschöpfen. Die Holzschnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit diesen Illustrationen nicht verglichen werden.

Die Illustrationen der vorliegenden Ausgabe sind nach Zeichnungen von Tony Johannot von den ersten Holzschneidern Englands und Frankreichs geschnitten. Sie sind, wie es schon Tony Johannot's Name verbürgt, eben so elegant als charakteristisch aufgefasst und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung sieht man, wie der Künstler in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Sehr geistreich und phantastisch sind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiss mit tiefsinnig poetischer Intention hat der Künstler zu den Verzie-

rungen meistens moreske Dessins gewählt Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen schönen fernen Hintergrund überall im Don Quixote hervorschimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichsten und bedeutendsten Künstler in Paris, ist ein Deutscher von Geburt.

Auffallend ist es, dass ein Buch, welches so reich an pittoreskem Stoff, wie der Don Quixote, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets zu einer Reihe selbständiger Kunstwerke entnommen hätte. Ist der Geist des Buches etwa zu leicht und phantastisch, als dass nicht unter der Hand des Künstlers der bunte Farbenstaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der Don Quixote, so leicht und phantastisch er ist, fußt auf derber, irdischer Wirklichkeit, wie Das ja sein musste, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Ist es etwa, weil hinter den Gestalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künstler nicht wiedergeben kann, so dass er nur die äußere Erscheinung, wie saillant sie auch vielleicht sei, nicht aber den tieferen Sinn festhalten und reproducieren könnte? Das ist wahrscheinlich der Grund. — Versucht haben sich übrigens viele Künstler an Zeichnungen zum Don Quixote. Was ich von englischen, spanischen und früheren französischen Arbeiten dieser

Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muss ich hier an unseren großen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat eine Reihe Darstellungen zum Don Quixote gezeichnet, die, von Berger in Chodowiecki's Sinn radiert, die Bertuch'sche Übersetzung begleiteten. Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-konventionelle Begriff, den der Künstler, wie seine übrigen Zeitgenossen, vom spanischen Kostüme hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, dass Chodowiecki den Don Quixote vollkommen verstanden hat. Das hat mich grade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde auf einander losschlagen. Chodowiecki's Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Literatur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen musste, war dem Verständnisse des Don Quixote eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, dass seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, dass er Gestalten wie Don Quixote und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind

ſeiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verſtanden und anerkannt wurde.

Von neueſten Darſtellungen zum Don Quixote erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellſten aller lebenden franzöſiſchen Maler. — Aber nur ein Deutſcher kann den Don Quixote ganz verſtehen, und Das fühlte ich dieſer Tage in erfreuteſter Seele, als ich an den Fenſtern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt ſah, welches den edlen Manchaner in ſeinem Studierzimmer darſtellt und nach Adolf Schröter, einem großen Meiſter, gezeichnet iſt.

Geſchrieben zu Paris, im Karneval 1837.

Heinrich Heine.

Vorwort

zu

A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben."

(1847.)

Herr A. Weill, der Verfaſſer der elſäſſiſchen Idyllen, denen wir einige Geleitzeilen widmen, behauptet, daſs er der Erſte geweſen, der dieſes Genre auf den deutſchen Büchermarkt gebracht. Es hat mit dieſer Behauptung vollkommen ſeine Richtigkeit, wie uns Freunde verſichern, die ſich zugleich dahin ausſprechen, als habe der erwähnte Autor nicht bloß die erſten, ſondern auch die beſten Dorfnovellen geſchrieben. Unbekanntſchaft mit den Meiſterwerken der Tagesſchriftſtellerei jenſeits des Vater Rheins hindert uns, hierüber ein ſelbſtändig eignes Urtheil zu fällen.

Dem Genre ſelbſt, der Dorfnovelliſtik, möchten wir übrigens keine bedeutende Stellung in der Literatur anweiſen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, ſo überſchätzen wir eben-

falls nicht dieſes Verdienſt. Die Hauptſache iſt und bleibt, daſs die Arbeit, die uns vorliegt, in ihrer Art gut und gelungen iſt, und in dieſer Beziehung zollen wir ihr das ehrlichſte Lob und die freundlichſte Anerkennung.

Herr Weill iſt freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabnis für plaſtiſche Geſtaltung ihre ſtillſinnig harmoniſche Kunſtgebilde ſchaffen, aber er beſitzt dagegen in überſprudelnder Fülle eine ſeltene Urſprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthuſiaſtiſches Gemüth und eine Lebhaftigkeit des Geiſtes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu Statten kommt und ſeinen literariſchen Erzeugniſſen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Äußerung, er ertappt es auf der That, und er ſelbſt iſt, ſo zu ſagen, ein paſſioniertes Daguerreotyp, das die Erſcheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetiſch abſpiegelt. Dieſes merkwürdige Talent, oder, beſſer geſagt, dieſes Naturell bekundet ſich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in ſeinem jüngſten Geſchichtsbuche über den Bauernkrieg und in ſeinen ſehr intereſſanten, ſehr pikanten und ſehr tumultuariſchen Aufſätzen, wo er für die

große Sache unſerer Gegenwart aufs löblich tollſte Partei ergreift. Hier zeigt ſich unſer Autor mit allen ſeinen ſocialen Tugenden und äſthetiſchen Gebrechen; hier ſehen wir ihn in ſeiner vollen agitatoriſchen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier iſt er ganz der zerriſſene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagniſſe und Ekelthümer unſerer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß, und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee . . .

Ja, ſolche Menſchen ſind nicht allein die Träger einer Idee, ſondern ſie werden ſelbſt davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: ſie ſind gleichſam mit ihrem nackten Leibe feſtgebunden an die Idee, wie Mazeppa an ſeinem wilden Roſſe auf den bekannten Bildern des Horace Vernet — ſie werden davon fortgeſchleift, durch alle fürchterliche Konſequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dornengeſtrüppe zerfleiſcht ihre Glieder — die Waldesbeſtien ſchnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden ſie zuletzt anlangen? Unter doniſchen Koſaken, wie auf dem Vernet'ſchen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückſeligen Gärten, wo da wandeln jene Götter

Wer ſind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie ſie heißen, jedoch die großen Dichter und Weiſen aller Jahrhunderte haben ſie längſt verkündigt. Sie ſind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht ausſprechen, denn bei dieſem Anblick durchzuckt mich immer ein ſtolzer Schreck, und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtiſchen Demuth, jener knirſchenden Selbſtverachtung, woran das Menſchengeſchlecht ſeit anderthalb Jahrtauſenden ſiechte, und die wir mit der abergläubiſchen Muttermilch eingeſogen . . . Ich darf es nicht ausſagen, was ich geſchaut . . . Aber unſere geſünderen Nachkommen werden in freudigſter Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn ſie hören, daſs weiland die Menſchen ſich alle Genüſſe dieſer Erde verſagten, ihren Leib kaſteiten und ihren Geiſt verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsſtolz abſchlachteten, beſtändig logen und greinten, das abgeſchmackteſte Elend duldeten . . ich brauche wohl nicht zu ſagen, w e m zu Gefallen.

In der That, unſere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und ſie werden uns ſehr bemitleiden! Wenn ſie einſt, eine freudige Götterverſammlung, in ihren Tempelpaläſten ſitzen, um den Altar, den ſie ſich ſelber geweiht haben, und ſich von alten Menſchheitsgeſchichten unterhalten, die ſchönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greiſe, daſs es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein ſchauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man ſich einbildete, das Brot, welches man eſſe, ſei ſein Fleiſch, und der Wein, den man trinke, ſei ſein Blut. Bei dieſer Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze ſichtbar erbeben auf ihren ſchönlockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar ſtreuen, um durch Wohlduft die düſteren, unheimlichen Erinnerungen zu verſcheuchen.

Geſchrieben zu Paris, am Charfreitage 1847.

Heinrich Heine.

Thomas Reynolds.

(November 1841.)

Waverley von Walter Scott ist männiglich bekannt, und während dieser Roman die rohe Menge durch stoffartiges Interesse unterhält, entzückt er den gebildeten Leser durch die Behandlung, durch eine Form, welche an Einfachheit unvergleichbar ist, und dennoch den größten Reichthum an Entfaltungen darbietet. An diese unübertreffliche, ergiebige Form erinnerte uns das Buch, das unserer heutigen Besprechung vorliegt und von den hier lebenden Landsleuten des Verfassers so verschiedenartig beurtheilt wird. Es ist voriges Jahr zugleich in London bei Longman und hier in Paris in der englischen Buchhandlung der Rue neuve St. Augustin erschienen und führt den Titel: „The life of Thomas Reynolds, Esq., by his son Thomas Reynolds.“ Sonderbar! die oberwähnte Form, welche Scott

dem feinſten Kalkul ſeines künſtlerſchen Talents verdankte, findet ſich auch in dieſem Buche, aber als ein Produkt der Natur, als ein ganz unmittelbares Ergebnis des Stoffes. Letzterer iſt hier, ganz wie in dem Scott'ſchen Roman, eine verunglückte Empörung, und wie bei dem Schilderheben der ſchottiſchen Hochländer, ſehen wir auch hier in dem iriſchen Aufſtand einen etwas ſchwachmüthigen Helden, der faſt paſſiv von den Ereigniſſen hin und her geſchleudert wird; nur daſs der große Dichter ſeinem Waverley durch die liebenswürdigſten Ausſchmückungen die Sympathie der Leſerwelt aufs reichlichſte zuwandte, was leider der Biograph des Thomas Reynolds für Dieſen nicht thun konnte, eben weil er keinen Roman, ſondern eine wahre Geſchichte ſchrieb. Ja, er beſchrieb das Leben ſeines Helden mit einer ſo unerquickſamen Wahrheitsliebe, er berichtete die peinlichſten Thatſachen in einer ſo grellen Nacktheit, daſs den Leſer dabei manchmal eine faſt ſchauerliche Miſsſtimmung anwandelt. Es iſt der Sohn, welcher hier das treue Bild ſeines Vaters zeichnet, aber ſelbſt die unſchönen Züge deſſelben ſo ſehr liebt, daſs er ſie durch keine erlogene Zuthat idealiſieren und ſomit dem ganzen Porträt ſeine theure Ähnlichkeit rauben will. Er beſitzt eine ſo hohe Meinung von dem Charakter

seines Vaters, daſs er es verschmäht, selbst die unrühmlichſten Handlungen einigermaßen zu verblümen; dieſe ſind für ihn nur betrübſame Konſequenzen einer falſchen Poſition, nicht des Willens. Es herrſcht ein ſchrecklicher Stolz in dieſem Buche, Nichts ſoll verheimlicht, Nichts ſoll bemäntelt werden; aber die Umſtände, die ſeinen Vater in die verhängnisvollſte Lage hineintrieben, die Motive ſeines Thuns und Laſſens, die Verleumdungen des Parteigrolls will der Sohn beleuchten; und nach ſolcher Beleuchtung kann man in der That nicht mehr ein hartes Verdammnisurtheil fällen über den Mann, welcher der revolutionären Sippſchaft in Irland gegenüber eine gar gehäſſige Rolle ſpielte, aber jedenfalls, wir müſſen es geſtehen, ſeinem Vaterland einen großen Dienſt leiſtete; denn die Häupter der Verſchwörung hatten nichts Geringeres im Sinne, als mit Hilfe einer franzöſiſchen Invaſion Irland ganz loszureißen von dem großbritanniſchen Staatsverbande, der zwar damals, in den neunziger Jahren, wie noch jetzt, ſehr drückend und jammervoll auf dem irländiſchen Volk laſtete, ihm aber einſt die unberechenbarſten Vortheile bieten wird, ſobald die kleinen mittelalterlichen Zwiſte geſchlichtet, und Irland, Schottland und England auch geiſtig zu einem organiſchen Ganzen verſchmolzen ſein werden. Ohne

ſolche Verſchmelzung würden die Irländer eine ſehr klägliche Rolle ſpielen in dem nächſten europäiſchen Völkerturnier; denn in allen Ländern, nach dem Beiſpiel Frankreichs, ſuchen die nachbarlichen und ſprachverwandten Stämme ſich zu vereinigen. Es bilden ſich große, kompakte Staatenmaſſen, und wenn einſt dieſe koloſſalen Kämpen mit einander in die Schranken treten, ſtreitend um die Welthegemonie, dann wird der beſte Patriot in Dublin keinen Augenblick daran zweifeln, daſs Thomas Reynolds ſeinem Lande einen großen Dienſt leiſtete, als er die Plane der Verſchwörung, die Irland von England trennen wollten, verrieth und mit ſeinem Zeugnis gegen ſie auftrat. Zu dieſer Stunde aber iſt ſolche tolerante Beurtheilung noch unmöglich in dem grünen Erin, wo die zwei feindlichen Parteien, die proteſtantiſch brittiſche und die katholiſch nationale, noch immer ſo grimmig und trotzig ſich gegenüber ſtehen wie in den neunziger Jahren, ja wie ſeit Wilhelm von Oranien, der den ſogenannten Orange-Men ſeinen Namen hinterließ und von den Gegnern noch heute unerbittlich gehaſſt wird; während Erſtere bei ihren Feſtmahlen dem Andenken König Wilhelm's die freudigſten Toaſte bringen, trinken Letztere auf die Geſundheit der

fietigen Stute, durch welche König Wilhelm den Hals brach.

Müssen wir aber auf die Zukunft verweisen, um Das, was Thomas Reynolds that, nothdürftig zu beschönigen, müssen wir, um sein Thun zu entschuldigen, unsere wärmsten Gefühle zurückdrängen, so können wir doch schon jetzt und mit freiem Herzen den schlimmsten Anklagen widersprechen, und wir sind davon überzeugt, dass die Motive seiner That keineswegs so häßlich waren, wie seine Feinde glaubten, dass er zwar die Verschwörung aufdeckte, keineswegs aber an den Personen der Verschwörer einen Verrath übte, am allerwenigsten an der Person des vortrefflichen Lord Edward Fitzgerald, wie Thomas Moore in der Biographie Desselben unredlicherweise behauptete. Der Sohn hat bis zur Augenscheinlichkeit bewiesen, dass kein Geldvortheil seinen Vater veranlasst haben konnte, die Partei der Regierung zu ergreifen, die im Gegentheil Wenig für ihn that und ihn für die Verluste nur kärglich entschädigte. In dieser Beziehung schirmt ihn auch das Zeugnis der vornehmsten Staatsmänner Englands, namentlich des Earl of Chichester, des Marquis Cambden und des Lord Castlereagh, welche damals an der Spitze der irischen Regierung standen. Diese rühmen ihn wegen seiner

Uneigennützigkeit, erklären sein Betragen für ehrenwerth, versichern ihn ihrer Hochachtung — und wie wenig ich auch diese brittischen Tories liebe, so zweifle ich doch nicht an ihrem Wort, denn ich weiß, sie sind viel zu hochmüthig, als daſs sie für einen bezahlten Verräther öffentlich lügen würden. Sie verachten alle Menschen, und doppelt verachten sie Diejenigen, denen sie Geld gegeben, und gegen Solche sind sie noch wortkarger. Aber nicht bloß die Höchstgestellten, sondern auch viele Landsleute geringeren Ranges sprachen Thomas Reynolds unbedingt frei von der Beschuldigung, als habe Gewinnsucht ihn geleitet. Die Kaufmannsgilde von Dublin erließ an ihn eine Adresse, welche voll ehrender Anerkennung und mit den Schmähungen seiner Feinde einen fast komischen Gegensatz bildet.

Wie Reynolds, der Sohn, durch die genauesten Details und die sinnreichsten Schlussfolgen bis zur Evidenz bewiesen, daſs sein Vater nicht aus Eigennutz die Verschwörung verrieth, so beweist er ebenfalls bis zur Evidenz, daſs er keineswegs an der Person der Verschwörer irgend einen argen Verrath übte, und daſs er, weit entfernt, die Gefangennahme des Lord Fitzgerald veranlasst zu haben, im Gegentheil für die Rettung Desselben die größte Sorge an den Tag legte und ihn auch mit Geld

aufs redlichſte unterſtützte. Die Lebensbeſchreibung Fitzgerald's, die wir der buntfarbigen Feder des Thomas Moore verdanken, ſcheint mehr Dichtung als Wahrheit zu enthalten, und mit Recht muſs der Poet den Unwillen eines Sohnes ertragen, der die Verunglimpfung ſeines Vaters mit den ſchärfſten Stachelreden züchtigt. Thomas Little (wie man Thomas Moore ob ſeiner winzigen Geſtalt zu nennen pflegt) bekommt hier ſehr nachdrücklich die Ruthe" und es iſt nicht zu verwundern, daſs das Männchen, das auf die ganze Londoner Preſſe den größten Einfluſs übt, alle ſeine Mittel in Bewegung ſetzte, um das Reynolds'ſche Werk in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Sein Held Fitzgerald wird zwar hier von allem romantiſchen Nimbus entkleidet, aber er erſcheint deſshalb nicht minder heroiſch, beſonders bei ſeiner Gefangennahme, und ich will die darauf bezügliche Stelle hier mittheilen.

„Die folgende Erzählung von der Gefangennahme des Lord Edward Fitzgerald erhielt mein Vater von dem Herrn Sirr und dem Herrn Swann; Erſterer iſt noch am Leben und kann berichtigen, wo ich etwa irre. Es war am 18. Mai, als Herr Edward Cooke, damaliger Unterſtaatsſekretär, den Herrn Charles Sirr, Bürgermeiſter (town-mayor), einen wackern, thätigen und verſtändigen Beamten,

zu ſich rufen ließ und ihm den Auftrag gab, den andern Tag zwiſchen 5 und 6 Uhr Abends nach dem Hauſe eines gewiſſen Nikolas Murphy zu gehen, welcher Feder- und Bauholzhändler in Thomasſtreet; dort fände er den Lord Edward Fitzgerald, den er arretieren ſolle laut dem Verhaftbefehl, den er ihm einhändigte. Herr Sirr traf ſchon denſelben Abend hierzu die nothwendigen Anſtalten, und den nächſten Morgen beſprach er ſich über ſeinen Auftrag mit dem Herrn Swann und einem gewiſſen Herrn Ryan, zwei Magiſtratsperſonen, denen er das höchſte Vertrauen ſchenkte, und deren Mithilfe er in Anſpruch nahm. Herr Ryan war damals Herausgeber einer Zeitung, worin einige ſehr ſchmähſüchtige Ausfälle gegen Lord Edward abgedruckt worden, welche Letztern mit großem Haſs gegen Herrn Ryan erfüllten. Herr Sirr beſorgte neun Mann von der Londonderry-Miliz, ſämmtlich wohluniformiert. Herr Stirling, jetzt Konſul zu Genua, und Dr. Bankhead, Beide Officiere jenes Regiments, begleiteten ſie, ebenfalls in Uniform.

„Es iſt eine merkwürdige Thatſache, daſs Lord Edward erſt in der Nacht am 18. Mai nach dem Hauſe des Murphy ging, und daſs der Staatsſekretär, noch ehe er hinging, von ſeiner Abſicht,

dorthin zu gehen, so sicher unterrichtet war, dass er schon des Nachmittags dem Herrn Sirr die Instruktion und den Verhaftsbefehl geben konnte, also acht bis zehn Stunden vor Lord Edward's Ankunft.

„Die Herren Sirr, Swann und Ryan nebst ihren Genossen begaben sich in zwei Miethkutschen nach dem Hause des Murphy; Herr Sirr sorgte auch dafür, dass eine starke Kompagnie Militär, gleichzeitig aus der Kaserne abmarschierend, unmittelbar nach der Ankunft der Kutschen vor dem Hause des Murphy anlangen konnte, um ihn und seine Leute gegen den Pöbel zu schützen, der sich in jenem Viertel von Dublin sehr leicht zu einem bedeutenden Auflauf versammelt. Sobald er ankam, wusste Herr Sirr seine neun Mann so aufzustellen, dass sie alle Eingänge besetzten, sowohl Seiten- als Hinterthüren. Während er diese Vorrichtung traf, eilten Herr Swann und Herr Ryan die Treppe hinauf, da im Erdgeschoss nur Komptoirstuben und Waarenlager befindlich. Im ersten Gemach sahen sie Niemand, aber den Speisesaal schien man eben verlassen zu haben, da sich auf der Tafel noch Überbleibsel von Dessert und Weinen befanden. Sie erreichten hastig das zweite Gemach, ohne jedoch irgend eines Menschen ansichtig zu werden; sie öffneten dort die Thür eines Schlaf-

zimmers, welche weder verschlossen noch verriegelt war; in diesem Zimmer endlich stand Murphy am Fenster der Straße zu, ein Papier in der Hand haltend, welches er eben zu lesen schien, und auf dem Bette lag Lord Edward Fitzgerald, halb entkleidet. Auf einem Stuhle neben dem Bette lag ein Kästchen mit Taschenpistolen; Herr Swann eilte gleich darauf zu, und, sich zwischen den Stuhl und das Bett drängend, rief er: „Lord Edward Fitzgerald, Ihr seid mein Gefangener, denn wir kommen mit starkem Geleit, und jeder Widerstand ist nutzlos!“ Lord Edward sprang empor, und mit einem zweischneidigen Dolch, welchen er irgend neben sich verborgen gehalten, stach er nach der Brust des Herrn Swann; Dieser wollte mit der Hand den Stich abwehren, und sie ward durchstochen am Knöchel des Zeigefingers, dergestalt, daſs die Hand im buchstäblichen Sinn einen Augenblick an seiner Brust festgeheftet blieb. Der Dolch drang nämlich in eine Seite seiner Brust, und die Rippen hindurch kam er hinten am Schulterblatt wieder zum Vorschein. Herr Ryan stürzte jetzt herbei feuerte ein Pistol auf Lord Edward ab, und schoſs fehl. Lord Edward, welcher ihn kannte, rief: „Ryan, du Elender!“ (Ryan, you villain!) und indem er den Dolch, dessen Griff er noch immer in Händen

hielt, aus Herrn Swann's Bruſt herausriß, ſtach er damit Herrn Ryan in die Herzgrube, und, die Waffe wieder zurückziehend, ſchlitzte er ihm mit der Schneide den Bauch auf bis am Nabel. Die Herren Swann und Ryan hatten Beide Lord Edward um den Leib gefaſſt, und da Derſelbe noch unverwundet, ſuchte er durch die Thüre zu entkommen, wo Herr Ryan ihn endlich losließ, indem er mit den heraushängenden Gedärmen zu Boden ſtürzte, aber Herr Swann hielt ihn noch feſt. Im Vorzimmer neben der Thür war eine Leiter, welche nach dem Söller führte und einen Ausgang nach dem Dache bot. Dieſe Vorkehrung war getroffen, um im Fall der Noth die Flucht zu fördern, und auf dieſem Wege wollte Lord Edward entfliehen; jedoch Herr Swann, welcher ſich mit ſeinem ganzen Gewicht an ihm feſthing, hinderte ihn, die Leiter zu erſteigen, und, um ſich von dieſer Laſt zu befreien, erhub er eben ſeinen Arm und wollte ihn mit dem Dolche, den er noch in Händen, aufs Neue durchſtoßen. Alles Dies ereignete ſich in weniger als einer Minute. Mittlerweile aber war das Militär aus der Kaſerne angelangt, und nachdem Herr Sirr daſſelbe gehörig poſtiert, eilte er ins Haus und die Treppe hinauf, wo er ſchießen hörte, und mit einem Piſtol in der Hand erreichte

er das Zimmer eben in dem Augenblick, wo Lord Edward seinen Arm erhoben, um Herrn Swann den Gnadenstoß zu geben; er schoss also, ohne sich lange zu bedenken, und traf Lord Edward am Arm, nahe bei der Schulter. Der Arm sank ihm machtlos, und Lord Edward war gefangen.

„Es bietet sich hier die ganz natürliche Frage: was that unterdessen Murphy, der Hauswirth, ein Mann in der Blüthe seines Alters und seiner Kraft, und dessen Schutz sich Lord Edward anvertraut hatte? Er blieb ein schweigender Zuschauer des ganzen Auftritts, obgleich Jedem einleuchten muss, dass er durch die geringste Hilfeleistung seinen Gast von Herrn Swann befreien und seine Flucht über das Dach ganz leicht bewirken konnte. Das Fenster, wo Murphy stand, ging nach der Straße, es war keine dreißig Fuß vom Boden entfernt, und die Kutschen konnten bis vierzehn Fuß der Mauer des Hauses sich nahen. Es ist unbegreiflich, dass zwei Miethkutschen mit vierzehn Menschen solchermaßen haltend seine Aufmerksamkeit nicht erregten. Es ist auch unbegreiflich, dass in dem Hause, welches solchen Gast beherbergte, Thür und Thor von oben bis unten unverschlossen und unbewacht geblieben, und keine Seele sich dort befand außer dem Eigenthümer. Der geringste Wink konnte

die Flucht ſichern, ehe Herr Swann die Treppe erſtiegen, eben ſo die geringſte Hilfeleiſtung, nachdem ſchon der Angriff ſtattfand. Vielleicht war alles Dies Zufall. Ich berichte bloß die Begebenheiten, wie ſie meinem Vater erzählt worden von den Herren Sirr und Swann; Erſtern ſprach er ſchon den andern Morgen, den 20., Letztern erſt nach ſeiner Geneſung. Murphy ward verhaftet, aber nicht verhört. Nachdem Lord Edward's Wunde verbunden, ward er ſorgfältig fortgebracht; aber da die Kugel oben in die Bruſt gedrungen und der Brand erfolgte, ſtarb er am 4. Junius. Herrn Ryan's Wunde ließ keinen Augenblick ſeine Erhaltung hoffen; der Tod erfolgte nach einigen Tagen."

Wie über Fitzgerald, enthält das vorliegende Buch auch die intereſſanteſten Mittheilungen über Theobald Wolfe Tone, der in der iriſchen Verſchwörung gleichfalls eine bedeutende Rolle ſpielte und ein eben ſo unglückliches Ende nahm. Er war ein edler Menſch, durchglüht vom Feuer der Freiheitsliebe, und agierte einige Zeit als bevollmächtigter Geſandte der Verſchworenen bei den franzöſiſchen Republikanern. Sein Tagebuch, welches ſein Sohn herausgegeben, enthält merkwürdige Notizen über ſeinen Aufenthalt zu Paris während der Sturm- und Drangperiode der franzöſiſchen Revolution. Nach

Irland kehrte er zurück mit der Expedition, die das Direktorium etwas zu spät dorthin unternahm. Die Erzählung von dieser Expedition, wie sie im vorliegenden Buche umständlich zu lesen, ist höchst bedeutungsvoll und zeigt, welchen schwachen Widerstand eine Landung in England finden würde, wenn sie besser organisiert wäre, als damals. Man glaubt, der Schauplatz sei China, wenn man liest, wie einige hundert Franzosen, kommandiert von General Humbert, mit Übermuth das ganze Land durchstreifen und Tausende von Engländern zu Paaren treiben. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, folgende Stelle mitzutheilen:

„Als der Marquis von Cornwallis am 24. August die Nachricht erhielt von der Landung der Franzosen, gab er dem Generallieutenant Lake Befehl, sich nach Galway zu begeben, um das Kommando der sich in Connaught versammelnden Truppen zu übernehmen. Dieser General begab sich nun mit den Truppen, die er zusammenbringen konnte, nach Castlebar, wo er am 26. anlangte und den Generalmajor Hutchinson fand, der dort am Vorabend eingetroffen. Die solchermaßen zu Castlebar versammelten Truppen bestanden aus 4000 Mann regulärer Soldaten, Yeomen und Landmiliz, begleitet von einem starken Park Artillerie. Der Ge-

neral Humbert (welcher die Franzosen kommandierte,) verließ Ballina den 26. mit 800 Mann und zwei Feldschlangen, aber statt der gewöhnlichen Heerstraße durch Foxford, wo der General Taylor mit einem starken Korps stationierte, schlug er den Bergweg ein bei Barnageehy, wo nur ein geringer Posten aufgestellt war, und um 7 Uhr Morgens den 27. gelangte er bis auf zwei Meilen in die Nähe von Castlebar, und fand dort vor der Stadt die königlich englischen Truppen postiert in der vortheilhaftesten Position. Alles war vereinigt, was diesen Letztern einen leichten Sieg zu versprechen schien. Sie waren in großer Anzahl, 3 bis 4000 Mann, wohlversorgt mit Artillerie und Munition, sie waren frisch und wohlerquickt, während der Feind nur aus 800 Mann bestand, nur zwei Feldschlangen besaß, und durch einen mühsamen und höchst beschwerlichen Bergmarsch von etwa 24 Stunden ganz ermüdet und abgemattet war. Die königliche Artillerie, vortrefflich dirigiert durch Kapitän Shortall, that im Anfang den Franzosen sehr viel Schaden und hielt sie einige Zeit zurück; aber Diese, als sie sahen, daſs sie nicht lange widerstehen könnten, wenn sie dem wohlgeleiteten Kanonenfeuer der Engländer zu viel Fronte böten, theilten sich in kleine Kolonnen und drangen mit so ungestümem Muthe

vorwärts, daſs in wenigen Minuten die königlichen Truppen zurückwichen und, ergriffen von paniſchem Schrecken, nach allen Richtungen Reißaus nahmen; in äußerſter Verwirrung flohen ſie durch die Stadt und nahmen den Weg nach Tuam, einem Ort, der 30 Meilen von Caſtlebar entfernt liegt. Aber auch hier, wo ſie in der Nacht anlangten, glaubten ſie ſich noch nicht hinlänglich geborgen, ſie verweilten nur ſo lange, als nothwendig war, um einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen, und ſetzten ihre ſchmähliche Flucht fort nach Athlone, welches 33 Meilen weiter liegt, und wo der Vortrab am Dienstag den 29. um 1 Uhr anlangte. So groß war ihr Schrecken, daſs ſie 36 Meilen weit in 27 Stunden gelaufen! Der Verluſt der königlichen Armee beſtand in 53 Todten, 35 Verwundeten und 279 Gefangenen. Sie verlor gleichfalls zehn Stücke ſchweren Geſchützes und 4 Feldſchlangen. Wie Viel die Franzoſen verloren, iſt nicht bekannt. Die franzöſiſchen Truppen zogen ein in Caſtlebar, wo ſie ungeſtört bis zum 4. September blieben."

Da aber die erwarteten Hilfstruppen nicht anlangten und überhaupt die ganze Expedition nach einem ſchlechten Plane eingeleitet worden, muſſte ſie am Ende erfolglos ſcheitern. Wolfe Tone, welcher bei dieſer Gelegenheit den Engländern in die Hände

fiel, ward vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Strange verurtheilt. Der arme Schelm, er fürchtete den Tod nicht, auf dem Grèveplatz zu Paris hatte er genug Hinrichtungen mit angesehen, aber er war nur an Guillotiniertwerden gewöhnt und hegte eine unüberwindliche Antipathie gegen das hängende Verfahren. Vergebens bat er, daſs man ihn wenigstens erschießen möge, welche Todesart ihm mit größerem Recht gebühre, da er ein französisches Officierspatent besäße und als Kriegsgefangener zu betrachten sei. Nein, man gab seiner Bitte kein Gehör, und aus Abscheu vor dem Hängen schnitt sich der Unglückliche im Gefängnis die Kehle ab.

Von Milde war bei der englischen Regierung keine Rede zur Zeit der irischen Rebellion. Ich bin kein Freund der Guillotine und hege eben kein besonderes Vorurtheil gegen das Hängen, aber ich muſs bekennen, in der ganzen französischen Revolution sind kaum solche Greuel verübt worden, wie sich deren das englische Militär in Irland zu Schulden kommen ließ. Obgleich ein Anhänger der Regierung, hat doch unser Verfasser diese schändliche Soldatenwirthschaft mit den treuesten Farben geschildert oder vielmehr gebrandmarkt. Gott bewahre uns vor solcher Einquartierung, wie sie auf dem Kastell Kilkea ihren Unfug trieb! Am meisten rührte

mich das Schicksal einer schönen Harfe, welche die Engländer mit besonderm Grimm in Stücke schlugen, weil ja die Harfe das Sinnbild Irlands. Auch die blutige Roheit der Aufrührer schildert der Verfasser mit Unparteilichkeit, und folgende Beschreibung ihrer Kriegsweise trägt das Gepräge der abscheulichsten Wahrheit.

„Die Art der Heerführung bei den Insurgenten charakterisierte ganz diese Leute. Sie postierten sich immer auf Anhöhen, die besonders emporragten, und Das nannten sie ihr Lager. Ein oder zwei Zelte oder sonstiges Gehäuse diente als Obdach für die Anführer; die Übrigen blieben unter freiem Himmel, Männer und Weiber neben einander ohne Unterschied, gehüllt in Lumpen oder Bett-Tücher, die Meisten ohne andere Nachtbedeckung als Das, was sie am Tage auf dem Leibe trugen. Diese Lebensart ward begünstigt von einem ununterbrochen schönen Wetter, wie es in Irland ganz ungewöhnlich ist. Auch betrachteten sie diesen Umstand als eine besondere Gunst der Vorsehung, und man hatte ihnen den Glauben beigebracht, es würde kein Tropfen Regen herabfallen, ehe sie Meister geworden von ganz Irland. In diesen Lagern, wie man sich leicht denken kann, unter solchen Haufen von rohen, aufruhrsüchtigen Menschen, herrschte die schrecklichste

Wirrnis und Unfug jeder Art. Wenn ein Mann des Nachts im gesundesten Schlaf lag, stahl man ihm seine Flinte oder sonstigen Effekten. Um sich gegen diesen Missstand zu sichern, ward es gebräuchlich, dass man, um zu schlafen, sich immer platt auf den Bauch legte und Hut, Schuhe und Dergleichen sich unter der Brust festband. Die Küche war roh über alle Begriffe; das Vieh wurde niedergeworfen und erschlagen, Jeder riss dann nach Herzenslust ein Stück Fleisch davon ab, ohne es zu häuten, und röstete oder vielmehr brannte es am Lagerfeuer, ganz mit dem Fetzen Fell, das daran hängen geblieben. Den Kopf, die Füße und den Überrest des Gerippes ließ man liegen, und es verfaulte auf demselben Platze, wo man das Thier getödtet. Wenn die Insurgenten kein Leder hatten, nahmen sie Bücher und bedienten sich derselben als Sättel, indem sie das Buch, in der Mitte aufgeschlagen, auf den Rücken des Pferdes legten, und Stricke ersetzten Gurt und Steigbügel. Die großen Foliobände, welche man bei Plünderungen erbeutete, erschienen zu diesem Gebrauch ganz besonders schätzbar. Da man sehr kärglich mit Munition versehen war, nahm man die Zuflucht zu Kieselsteinen oder auch zu Kugeln von gehärtetem Lehm. Die Anführer vermieden es immer, den Feind in der Nacht anzu-

greifen, wenn einiger Widerstand zu erwarten war, und zwar weil ihre Leute nie ordentlich ihren Befehlen Folge leisteten, sondern vielmehr dem eignen Ungestüm und den Eingebungen des Momentes gehorchten. In der Schlacht bewachten sie sich nämlich wechselseitig, da Jeder fürchtete, dass ihn die Andern im Stich lassen möchten im Fall eines Rückzuges, der gewöhnlich sehr schnell und unversehens stattfand; deßhalb schlugen sie sich nicht gern des Nachts, wo Keiner auf den Stand seiner Genossen genau Acht haben konnte und immer besorgen musste, dass sie plötzlich, ehe er sich Dessen versehen, Reißaus nähmen (was man make the run nennt) und ihn alsdann in den Händen Derer zurück ließen, die nie Pardon gaben; Keiner traute dem Andern. Es lässt sich behaupten, dass diese Aufrührer sich nie eine rohe Handlung oder Unziemlichkeit gegen Weiber oder Kinder zu Schulden kommen ließen; nur der Brand von Scullabogue und die Behandlung Mackee's und seiner Familie in der Grafschaft Down macht eine Ausnahme; ausgenommen diese wüthende Metzelei, wo auf Geschlecht und Alter nicht mehr geachtet wurde, kenne ich kein Beispiel, dass irgendwo ein Weib von den Rebellen misshandelt worden wäre. Ich fürchte,

wir können ihren Gegnern kein eben ſo rühmliches Zeugnis ertheilen.“

Dieſe Schilderung der Kriegsführung bei den iriſchen Inſurgenten leitete mich auf zwei Bemerkungen, die ich hier in der Kürze mittheilen will. Zunächſt bemerke ich, daſs Bücher bei einem Volksaufſtand ſehr brauchbar ſein können, nämlich als Pferdeſättel, woran unſere revolutionären Thatmänner gewiſs noch nicht dachten, denn ſie würden ſonſt auf alles Bücherſchreiben nicht ſo ungehalten ſein. Und dann bemerke ich, daſs Paddy in einem Kampf mit John Bull immer den Kürzern ziehen und Dieſer ſeine Herrſchaft über Irland nicht ſo leicht einbüßen wird. Iſt etwa der Irländer minder tapfer, als der Engländer? Nein, vielleicht hat er ſogar noch mehr perſönlichen Muth. Aber bei Jenem iſt das Gefühl des Individualismus ſo vorherrſchend, daſs er, der einzeln ſo tapfer, dennoch gar zaghaft und unzuverläſſig iſt in jeder Aſſociation, wo er ſeinem Nebenmann vertrauen und ſich einem Geſammtwillen unterordnen ſoll. Solcher Geiſt des Individualismus iſt vielleicht ein Charakterzug jenes celtiſchen Stammes, der den Kern des iriſchen Volkes bildet. Bei den Bewohnern der Bretagne in Frankreich gewahren wir dieſelbe Erſcheinung, und nicht mit Unrecht hat der geniale Michelet in ſeiner

französischen Geschichte überall darauf hingewiesen, wie jener Charakterzug des Individualismus im Leben und Streben der berühmten Bretonen so bedeutungsvoll hervortritt. Sie zeichneten sich aus durch ein fast abenteuerliches Ringen des individuellen Geistes mit einer konstituierten Autorität, durch das Geltendmachen der Persönlichkeit. Der germanische Stamm ist disciplinierbarer und ficht und denkt besser in Reih' und Glied, aber er ist auch empfänglicher für Dienstbarkeit, als der celtische Stamm. Die Verschmelzung beider Elemente, des germanischen und des celtischen, wird immer etwas Vortreffliches zu Tage fördern, und England wie Irland werden nicht bloß politisch, sondern auch moralisch gewinnen, sobald sie einst ein einiges, organisches Ganze bilden.

Ludwig Marcus.

Denkworte.

(Geschrieben zu Paris, den 22. April 1844.)

Was iſt der Grund, warum von den Deutſchen, die nach Frankreich herüber gekommen, ſo Viele in Wahnſinn verfallen? Die Meiſten hat der Tod aus der Geiſtesnacht erlöſt; Andere ſind in Irrenanſtalten gleichſam lebendig begraben; Viele auch, denen ein Funken von Bewuſſtſein geblieben, ſuchen ihren Zuſtand zu verbergen, und gebärden ſich halbweg vernünftig, um nicht eingeſperrt zu werden. Dies ſind die Pfiffigen; die Dummen können ſich nicht lange verſtellen. Die Anzahl Derer, die mit mehr oder minder lichten Momenten an dem finſtern Übel leiden, iſt ſehr groß, und man möchte faſt behaupten, der Wahnſinn ſei die Nationalkrankheit der Deutſchen in Frankreich. Wahrſcheinlich bringen wir den Keim des Gebreſtens mit über den Rhein, und auf dem hitzigen Boden, dem glühenden As-

phaltpflaſter der hieſigen Geſellſchaft, gedeiht raſch zur blühendſten Verrücktheit, was in Deutſchland lebenslang nur eine närriſche Krüppelpflanze geblieben wäre. Oder zeugt es ſchon von einem hohen Grade des Wahnwitzes, daſs man das Vaterland verließ, um in der Fremde „die harten Treppen“ auf und ab zu ſteigen, und das noch härtere Brot des Exils mit ſeinen Thränen zu feuchten? Man muſs jedoch bei Leibe nicht glauben, als ſeien es excentriſche Sturm- und Drangnaturen, oder gar Freunde des Müßiggangs und der entfeſſelten Sinnlichkeit, die ſich hier in die Abgründe des Irrſinns verlieren — nein, dieſes Unglück betraf immer vorzugsweiſe die honorabelſten Gemüther, die fleißigſten und enthaltſamſten Geſchöpfe.

Zu den beklagenswertheſten Opfern, die jener Krankheit erlagen, gehört auch unſer armer Landsmann Ludwig Marcus. Dieſer deutſche Gelehrte, der ſich durch Fülle des Wiſſens eben ſo rühmlich auszeichnete, wie durch hohe Sittlichkeit, verdient in dieſer Beziehung, daſs wir ſein Andenken durch einige Worte ehren.

Seine Familienverhältniſſe und das ganze Detail ſeiner Lebensumſtände ſind uns nie genau bekannt geweſen. Soviel ich weiß, iſt er geboren zu Deſſau im Jahre 1798, von unbemittelten Eltern,

die dem gottesfürchtigen Kultus des Judenthums anhingen. Er kam Anno 1820 nach Berlin, um Medicin zu ſtudieren, verließ aber bald dieſe Wiſſenſchaft. Dort zu Berlin ſah ich ihn zuerſt, und zwar im Kollegium von Hegel, wo er oft neben mir ſaß und die Worte des Meiſters gehörig nachſchrieb. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch ſeine äußere Erſcheinung war nichts weniger als jugendlich. Ein kleiner ſchmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greiſenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine ſolche Miſsförmlichkeit aber war nicht an ihm zu bemerken, und eben über dieſen Mangel wunderte man ſich. Diejenigen, welche den verſtorbenen Moſes Mendelsſohn perſönlich gekannt, bemerkten mit Erſtaunen die Ähnlichkeit, welche die Geſichtszüge des Marcus mit denen jenes berühmten Weltweiſen darboten, der ſonderbarerweiſe ebenfalls aus Deſſau gebürtig war. Hätten ſich die Chronologie und die Tugend nicht allzubeſtimmt für den ehrwürdigen Moſes verbürgt, ſo könnten wir auf einen ſehr frivolen Gedanken gerathen.

Aber dem Geiſte nach war Marcus wirklich ein ganz naher Verwandter jenes großen Reformators der deutſchen Juden, und in ſeiner Seele

wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmuth, der beſcheidene Rechtſinn, lächelnde Verachtung des Schlechten, und eine unbeugſame, eiſerne Liebe für die unterdrückten Glaubensgenoſſen. Das Schickſal derſelben war, wie bei jenem Moſes, auch bei Marcus der ſchmerzlich glühende Mittelpunkt aller ſeiner Gedanken, das Herz ſeines Lebens. Schon damals in Berlin war Marcus ein Polyhiſtor, er ſtöberte in allen Bereichen des Wiſſens, er verſchlang ganze Bibliotheken, er verwühlte ſich in allen Sprachſchätzen des Alterthums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellſten wie im partikularſten Sinne, war am Ende ſein Lieblingsſtudium geworden; es gab auf dieſem Erdball kein Faktum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen ſeinen Geiſtesexkurſionen kam er immer gleichſam nach Hauſe zurück zu der Leidensgeſchichte Iſrael's, zu der Schädelſtätte Jeruſalem's und zu dem kleinen Väterdialekt Paläſtina's, um deſſentwillen er vielleicht die ſemitiſchen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Dieſer Zug war wohl der hervorſtechend wichtigſte im Charakter des Ludwig Marcus, und er giebt ihm ſeine Bedeutung und ſein Verdienſt; denn nicht bloß das Thun, nicht bloß die Thatſache

der hinterlassenen Leistung giebt uns ein Recht auf ehrende Anerkennung nach dem Tode, sondern auch das Streben selbst, und gar besonders das unglückliche Streben, das gescheiterte, fruchtlose, aber großmüthige Wollen.

Andere werden vielleicht das erstaunliche Wissen, das der Verstorbene in seinem Gedächtnis aufgestapelt hatte, ganz besonders rühmen und preisen; für uns hat dasselbe keinen sonderlichen Werth. Wir konnten überhaupt diesem Wissen, ehrlich gestanden, niemals Geschmack abgewinnen. Alles, was Marcus wusste, wusste er nicht lebendig organisch, sondern als todte Geschichtlichkeit, die ganze Natur versteinerte sich ihm, und er kannte im Grunde nur Fossilien und Mumien. Dazu gesellte sich eine Ohnmacht der künstlerischen Gestaltung, und wenn er Etwas schrieb, war es ein Mitleid, anzusehen, wie er sich vergebens abmühte, für das Darzustellende die nothdürftigste Form zu finden. Ungenießbar, unverdaulich, abstrus waren daher die Artikel und gar die Bücher, die er geschrieben.

Außer einigen linguistischen, astronomischen und botanischen Schriften, hat Marcus eine Geschichte der Vandalen in Afrika, und in Verbindung mit dem Professor Duisberg eine nordafrikanische Geographie herausgegeben. Er hinterlässt in Manuskript

ein ungeheuer großes Werk über Abyssinien, welches seine eigentliche Lebensarbeit zu sein scheint, da er sich schon zu Berlin mit Abyssinien beschäftigt hatte. Nach diesem Lande zogen ihn wohl zunächst die Untersuchungen über die Falaschas, einen jüdischen Stamm, der lange in den abyssinischen Gebirgen seine Unabhängigkeit bewahrt hat. Ja, obgleich sein Wissen sich über alle Weltgegenden verbreitete, so wusste Marcus doch am besten Bescheid hinter den Mondgebirgen Äthiopiens, an den verborgenen Quellen des Nil's, und seine größte Freude war, den Bruce oder gar den Hasselquist auf Irrthümern zu ertappen. Ich machte ihn einst glücklich, als ich ihn bat, mir aus arabischen und talmudischen Schriften Alles zu kompilieren, was auf die Königin von Saba Bezug hat. Dieser Arbeit, die sich vielleicht noch unter meinen Papieren befindet, verdanke ich es, dass ich noch zu heutiger Stunde weiß, weshalb die Könige von Abyssinien sich rühmen, aus dem Stamme David entsprossen zu sein: sie leiten diese Abstammung von dem Besuch her, den ihre Ältermutter, die besagte Königin von Saba, dem weisen Salomon zu Jerusalem abgestattet. Wie ich aus besagter Kompilation ersah, ist diese Dame gewiss eben so schön gewesen wie die Helena von Sparta. Jedenfalls hat sie ein

ähnliches Schickſal nach dem Tode, da es verliebte Rabbiner giebt, die ſie durch kabbaliſtiſche Zauberkunſt aus dem Grabe zu beſchwören wiſſen; nur ſind ſie manchmal übel daran mit der beſchworenen Schönen, die den großen Fehler hat, daſs ſie, wo ſie ſich einmal hingeſetzt, gar zu lange ſitzen bleibt. Man kann ſie nicht los werden.

Ich habe bereits angedeutet, daſs irgend ein Intereſſe der jüdiſchen Geſchichte immer letzter Grund und Antrieb war bei den gelehrten Arbeiten des ſeligen Marcus; in wie weit Dergleichen auch bei ſeinen abyſſiniſchen Studien der Fall war, und wie auch dieſe ihn ganz frühzeitig in Anſpruch genommen, ergiebt ſich unabweisbar aus einem Artikel, den er ſchon damals zu Berlin in der „Zeitſchrift für Kultur und Wiſſenſchaft des Judenthums“ abdrucken ließ. Er behandelte nämlich darin die Beſchneidung bei den Abyſſinierinnen. Wie herzlich lachte der verſtorbene Gans, als er mir in jenem Aufſatze die Stelle zeigte, wo der Verfaſſer den Wunſch ausſprach, es möchte Jemand dieſen Gegenſtand bearbeiten, der demſelben beſſer gewachſen ſei.

Die äußere Erſcheinung des kleinen Mannes, die nicht ſelten zum Lachen reizte, verhinderte ihn jedoch keineswegs, zu den ehrenwertheſten Mitgliedern jener Geſellſchaft zu zählen, welche die oben

erwähnte Zeitschrift herausgab, und eben unter dem Namen: „Verein für Kultur und Wissenschaft des Judenthums“ eine hochfliegend große, aber unausführbare Idee verfolgte. Geistbegabte und tiefherzige Männer versuchten hier die Rettung einer längst verlornen Sache, und es gelang ihnen höchstens, auf den Wahlstätten der Vergangenheit die Gebeine der ältern Kämpfer aufzufinden. Die ganze Ausbeute jenes Vereins besteht in einigen historischen Arbeiten, in Geschichtsforschungen, worunter namentlich die Abhandlungen des Dr. Zunz über die spanischen Juden im Mittelalter zu den Merkwürdigkeiten der höhern Kritik gezählt werden müssen.

Wie dürfte ich von jenem Vereine reden, ohne dieses vortrefflichen Zunz zu erwähnen, der in einer schwankenden Übergangsperiode immer die unerschütterlichste Unwandelbarkeit offenbarte, und trotz seinem Scharfsinn, seiner Skepsis, seiner Gelehrsamkeit, dennoch treu blieb dem selbst gegebenen Worte, der großmüthigen Grille seiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geschaffen und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinsanken.

Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid zu erwähnen, der mit Geist und Charakterstärke eine großartig urbane Bildung vereinigte und, obgleich schon hochbejahrt, an den jugendlichsten

Irrgedanken des Vereins Theil nahm. Er war ein Weiſer nach antikem Zuſchnitt, umfloſſen vom Sonnenlicht griechiſcher Heiterkeit, ein Standbild der wahrſten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategoriſchen Imperativs ſeines Meiſters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit ſeines Lebens der eifrigſte Anhänger der Kantiſchen Philoſophie, für dieſe litt er in ſeiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er ſich nie trennen von der alten Gemeinde des moſaiſchen Bekenntniſſes, er wollte nie die äußere Glaubenskokarde ändern. Schon der Schein einer ſolchen Verleugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie geſagt, ein eingefleiſchter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken ſeines Geiſtes angedeutet. Wenn wir von Hegel'ſcher Philoſophie ſprachen, ſchüttelte er ſein kahles Haupt und ſagte, Das ſei Aberglaube. Er ſchrieb ziemlich gut, ſprach aber viel beſſer. Für die Zeitſchrift des Vereins lieferte er einen merkwürdigen Aufſatz über den Meſſiasglauben bei den Juden, worin er mit kritiſchem Scharfſinn zu beweiſen ſuchte, daſs der Glaube an einen Meſſias durchaus nicht zu den Fundamentalartikeln der jüdiſchen Religion gehöre, und nur als zufälliges Beiwerk zu betrachten ſei.

Das thätigste Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele desselben, war M. Moser, der vor einigen Jahren starb, aber schon im jugendlichsten Alter nicht bloß die gründlichsten Kenntnisse besaß, sondern auch durchglüht war von dem großen Mitleid für die Menschheit, von der Sehnsucht, das Wissen zu verwirklichen in heilsamer That. Er war unermüdlich in philanthropischen Bestrebungen, er war sehr praktisch, und hat in scheinloser Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publikum hat von seinem Thun und Schaffen Nichts erfahren, er focht und blutete inkognito, sein Name ist ganz unbekannt geblieben, und steht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung. Unsere Zeit ist nicht so ärmlich, wie man glaubt; sie hat erstaunlich viele solcher anonymen Märtyrer hervorgebracht.

Der Nekrolog des verstorbenen Marcus leitete mich unwillkürlich zu dem Nekrolog des Vereins, zu dessen ehrenwertheften Mitgliedern er gehörte, und als dessen Präsident der schon erwähnte, jetzt ebenfalls verstorbene Eduard Gans sich geltend machte. Dieser hochbegabte Mann kann am wenigsten in Bezug auf bescheidene Selbstaufopferung, auf anonymes Märtyrerthum gerühmt werden. Ja, wenn auch seine Seele sich rasch und weit erschloß

für alle Heilsfragen der Menschheit, so ließ er doch selbst im Rausche der Begeisterung niemals die Personalinteressen außer Acht. Eine witzige Dame, zu welcher Gans oft des Abends zum Thee kam, machte die richtige Bemerkung, daſs er während der eifrigsten Diskussion und trotz seiner großen Zerstreutheit dennoch, nach dem Teller der Butterbröte hinlangend, immer diejenigen Butterbröte ergreife, welche nicht mit gewöhnlichem Käse, sondern mit frischem Lachs bedeckt waren.

Die Verdienste des verstorbenen Gans um deutsche Wissenschaft sind allgemein bekannt. Er war einer der rührigsten Apostel der Hegel'schen Philosophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömischen Rechts, welche, ohne Ahnung von dem Geiste, der in der alten Gesetzgebung einst lebte, nur damit beschäftigt sind, die hinterlassene Garderobe derselben auszustäuben, von Motten zu säubern, oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu flicken. Gans fuchtelte solchen Servilismus selbst in seiner elegantesten Livrée. Wie wimmert unter seinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift förderte Gans die Entwickelung des deutschen Freiheitsinnes, er entfesselte die gebundensten Gedanken und riſs der

Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeist, dessen Witzfunken vortrefflich zündeten, oder wenigstens herrlich leuchteten. Aber den trübsinnigen Ausspruch des Dichters (im zweiten Theile des „Faust“):

„Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daſs Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haſs,
Daſs, wo sie immer auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt“ —

dieses fatale Wort müssen wir auch auf das Verhältnis der Genialität zur Tugend anwenden, diese beiden leben ebenfalls in beständigem Hader, und kehren sich manchmal verdrießlich den Rücken. Mit Bekümmernis muſs ich hier erwähnen, daſs Gans in Bezug auf den erwähnten Verein für Kultu und Wissenschaft des Judenthums Nichts weniger als tugendhaft handelte, und sich die unverzeihlichste Felonie zu Schulden kommen ließ. Sein Abfall war um so widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators gespielt und bestimmte Präsidialpflichten

übernommen hatte. Es ist hergebrachte Pflicht, daſs der Kapitän immer der Letzte sei, der das Schiff verläſst, wenn daſselbe scheitert — Gans aber rettete sich selbst zuerst. Wahrlich, in moralischer Beziehung hat der kleine Marcus den großen Gans überragt, und er könnte hier ebenfalls beklagen, daſs Gans seiner Aufgabe nicht beſser gewachsen war.

Wir haben die Theilnahme des Marcus an dem Verein für Kultur und Wiſsenschaft des Judenthums als einen Umstand bezeichnet, der uns wichtiger und denkwürdiger erschien, als all sein stupendes Wiſsen und seine sämmtlichen gelehrten Arbeiten. Ihm selber mag ebenfalls die Zeit, wo er den Beſtrebungen und Illuſionen jenes Vereins sich hingab, als die sonnigſte Blüthenstunde seines kümmerlichen Lebens erschienen sein. Deſshalb muſste hier jenes Vereines ganz beſonders Erwähnung geſchehen, und eine nähere Erörterung seines Gedankens wäre wohl nicht überflüſsig. Aber der Raum und die Zeit und ihre Hüter geſtatten in diesen Blättern keine solche ausgeführte Darstellung, da letztere nicht bloß die religiösen und bürgerlichen Verhältniſse der Juden, sondern auch die aller deiſtischen Sekten auf diesem Erdball umfaſsen müſste. Nur so Viel will ich hier ausſprechen, daſs der eſoteriſche Zweck jenes Vereins nichts Anderes war,

als eine Vermittlung des historischen Judenthums mit der modernen Wissenschaft, von welcher man annahm, dass sie im Laufe der Zeit zur Weltherrschaft gelangen würde. Unter ähnlichen Umständen zur Zeit des Philo, als die griechische Philosophie allen alten Dogmen den Krieg erklärte, ward in Alexandrien Ähnliches versucht, mit mehr oder minderem Missgeschick. Von schismatischer Aufklärerei war hier nicht die Rede, und noch weniger von jener Emancipation, die in unsern Tagen manchmal so ekelhaft geistlos durchgeträtscht wird, dass man das Interesse dafür verlieren könnte. Namentlich haben es die israelitischen Freunde dieser Frage verstanden, sie in eine wässerig graue Wolke von Langweiligkeit zu hüllen, die ihr schädlicher ist, als das blödsinnige Gift der Gegner. Da giebt es gemüthliche Pharisäer, die noch besonders damit prahlen, dass sie kein Talent zum Schreiben besitzen und dem Apollo zum Trotz für Jehovah die Feder ergriffen haben. Mögen die deutschen Regierungen doch recht bald ein ästhetisches Erbarmen mit dem Publikum haben, und jenen Salbadereien ein Ende machen durch Beschleunigung der Emancipation, die doch früh oder spät bewilligt werden muss.

Ja, die Emancipation wird früh oder spät bewilligt werden müssen, aus Gerechtigkeitsgefühl,

aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Klassen keine religiöse Wurzel mehr, und bei den untern Klassen transformiert sie sich täglich mehr und mehr in den socialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhass hat jetzt einen andern Namen, sogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, so sind sie endlich zur hochweisen Ansicht gelangt, dass der Staat ein organischer Körper ist, und dass derselbe nicht zu einer vollkommenen Gesundheit gelangen kann, so lange ein einziges seiner Glieder, und sei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreste leidet. Ja, der Staat mag noch so keck sein Haupt tragen und mit breiter Brust allen Stürmen trotzen, das Herz in der Brust, und sogar das stolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müssen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeschränkungen sind solche Hühneraugen an den deutschen Staatsfüßen.

Und bedächten gar die Regierungen, wie entsetzlich der Grundpfeiler aller positiven Religionen, die Idee des Deismus selbst, von neuen Doktrinen bedroht ist, wie die Fehde zwischen dem Wissen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes

Scharmützel, sondern bald eine wilde Todesschlacht sein wird — bedächten die Regierungen diese verhüllten Nöthen, sie müssten froh sein, dass es noch Juden auf der Welt giebt, dass die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter sie genannt hat, noch auf den Beinen steht, dass es noch ein Volk Gottes giebt. Statt sie von ihrem Glauben durch gesetzliche Beschränkungen abtrünnig zu machen, sollte man sie noch durch Prämien darin zu stärken suchen, man sollte ihnen auf Staatskosten ihre Synagogen bauen, damit sie nur hineingehen, und das Volk draußen sich einbilden mag, es werde in der Welt noch Etwas geglaubt. Hütet euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das ist eitel Wasser und trocknet leicht. Befördert vielmehr die Beschneidung, Das ist der Glauben, eingeschnitten ins Fleisch; in den Geist lässt er sich nicht mehr einschneiden. Befördert die Ceremonie der Denkriemen, womit der Glaube festgebunden wird auf den Arm; der Staat sollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, sowie auch das Mehl zu Matzekuchen, woran das gläubige Israel schon drei Jahrtausende knuspert. Fördert, beschleunigt die Emancipation, damit sie nicht zu spät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es giebt

ein Sprichwort: „Während der Weise sich besinnt, besinnt sich auch der Narr."

Die vorstehenden Betrachtungen knüpften sich natürlich an die Person, die ich hier zu besprechen hatte, und die, wie ich schon bemerkt, weniger durch individuelle Bedeutung, als vielmehr durch historische und moralische Bezüge, unser Interesse in Anspruch nimmt. Ich kann auch aus eigner Anschauung nur Geringfügiges berichten über das äußere Leben unseres Marcus, den ich zu Berlin bald aus den Augen verlor. Wie ich hörte, war er nach Frankreich gewandert, da er, trotz seines außerordentlichen Wissens und seiner hohen Sittlichkeit, dennoch in den Überbleibseln mittelalterlicher Gesetze ein Hindernis der Beförderung im Vaterlande fand. Seine Eltern waren gestorben, und aus Großmuth hatte er zum Besten seiner hilfsbedürftigern Geschwister auf die Verlassenschaft verzichtet. Etwa fünfzehn Jahre vergingen, und ich hatte lange Nichts mehr gehört, weder von Ludwig Marcus, noch von der Königin von Saba, weder von Hasselquist, noch von den beschnittenen Abyssinierinnen, da trat mir eines Tages der kleine Mann hier zu Paris wieder entgegen und erzählte mir, daſs er unterdessen Professor in Dijon gewesen, jetzt aber einer ministeriellen Unbill wegen die Professur aufgegeben habe

und hier bleiben wolle, um die Hilfsquellen der Bibliothek für sein großes Werk zu benützen. Wie ich von Andern hörte, war ein bischen Eigensinn im Spiel, und das Ministerium hatte ihm sogar vorgeschlagen, wie in Frankreich gebräuchlich, seine Stelle durch einen wohlfeiler besoldeten Suppleanten zu besetzen und ihm selber den größten Theil seines Gehalts zu lassen. Dagegen sträubte sich die große Seele des Kleinen, er wollte nicht fremde Arbeit ausbeuten, und er ließ seinem Nachfolger die ganze Besoldung. Seine Uneigennützigkeit ist hier um so merkwürdiger, da er damals blutarm in rührender Dürftigkeit sein Leben fristete. Es ging ihm sogar sehr schlecht, und ohne die Engelhilfe einer schönen Frau wäre er gewiss im darbenden Elend verkommen. Ja, es war eine sehr schöne und große Dame von Paris, eine der glänzendsten Erscheinungen des hiesigen Weltlebens, die, als sie von dem wunderlichen Kauz hörte, in die Dunkelheit seines kümmerlichen Lebens hinabstieg und mit anmuthiger Zartsinnigkeit ihn dahin zu bringen wusste, einen bedeutenden Jahrgehalt von ihr anzunehmen. Ich glaube, seinen Stolz zähmte hier ganz besonders die Aussicht, dass seine Gönnerin, die Gattin des reichsten Bankiers dieses Erdballs, späterhin sein großes Werk auf ihre Kosten

drucken lassen werde. Einer Dame, dachte er, die wegen ihres Geistes und ihrer Bildung so viel gerühmt wird, müsse doch sehr viel daran gelegen sein, dass endlich eine gründliche Geschichte von Abyssinien geschrieben werde, und er fand es ganz natürlich, dass sie dem Autor durch einen Jahrgehalt seine große Mühe und Arbeit zu vergüten suchte.

Die Zeit, während welcher ich den guten Marcus nicht gesehen, etwa fünfzehn Jahre, hatte auf sein Äußeres eben nicht verschönernd gewirkt. Seine Erscheinung, die früher ans Possierliche streifte, war jetzt eine entschiedene Karikatur geworden, aber eine angenehme, liebliche, ich möchte fast sagen: erquickende Karikatur. Ein spaßhaft wehmüthiges Ansehen gab ihm sein von Leiden durchfurchtes Greisengesicht, worin die kleinen pechschwarzen Äuglein vergnüglich lebhaft glänzten, und gar sein abenteuerlicher, fabelhafter Haarwuchs! Die Haare nämlich, welche früher pechschwarz und anliegend gewesen, waren jetzt ergraut, und umgaben in krauser aufgesträubter Fülle das schon außerdem unverhältnismäßig große Haupt. Er glich so ziemlich jenen breitköpfigen Figuren mit dünnem Leibchen und kurzen Beinchen, die wir auf den Glasscheiben eines chinesischen Schattenspiels sehen. Besonders wenn mir

die zwerghafte Geſtalt in Geſellſchaft ſeines Kollaborators, des ungeheuer großen und ſtattlichen Profeſſors Duisberg auf den Boulevards begegnete, jauchzte mir der Humor in der Bruſt. Einem meiner Bekannten, der mich frug, wer der Kleine wäre, ſagte ich, es ſei der König von Abyſſinien, und dieſer Name iſt ihm bis an ſein Ende geblieben. Haſt du mir deſshalb gezürnt, theurer, guter Marcus? Für deine ſchöne Seele hätte der Schöpfer wirklich eine beſſere Enveloppe erſchaffen können. Der liebe Gott iſt aber zu ſehr beſchäftigt; manchmal, wenn er eben im Begriff iſt, der edlen Perle eine prächtig ciſelierte Goldfaſſung zu verleihen, wird er plötzlich geſtört, und er wickelt das Juwel geſchwind in das erſte, beſte Stück Fließpapier oder Läppchen — anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Ungefähr fünf Jahre lebte Marcus im weiſeſten Seelenfrieden zu Paris; es ging ihm gut, ja ſogar einer ſeiner Lieblingswünſche war in Erfüllung gegangen; er beſaß eine kleine Wohnung mit eignen Möbeln, und zwar in der Nähe der Bibliothek! Ein Verwandter, ein Schweſterſohn, beſucht ihn hier eines Abends, und kann ſich nicht genug darüber wundern, daſs der Oheim ſich plötzlich auf die Erde ſetzt und mit wilder, trotziger Stimme die ſcheußlichſten Gaſſenlieder zu ſingen

beginnt. Er, der nie geſungen, und in Wort und Ton immer die Keuſchheit ſelbſt war! Aber die Sache ward noch grauenhaft befremdlicher, als der Oheim zornig emporſprang, das Fenſter aufſtieß und erſt ſeine Uhr zur Straße hinabſchmiſs, dann ſeine Manuſkripte, Tintenfaſs, Federn, ſeine Geldbörſe. Als der Neffe ſah, daſs der Oheim das Geld zum Fenſter hinauswarf, konnte er nicht länger an ſeinem Wahnſinn zweifeln. Der Unglückliche ward in die Heilanſtalt des Dr. Pinnel zu Chaillot gebracht, wo er nach vierzehn Tagen unter ſchauderhaften Leiden den Geiſt aufgab. Er ſtarb am 15. Julius, und ward am 17. auf dem Kirchhof Montmartre begraben. Ich habe leider ſeinen Tod zu ſpät erfahren, als daſs ich ihm die letzte Ehre erweiſen konnte. Indem ich heute dieſe Blätter ſeinem Andenken widme, wollte ich das Verſäumte nachholen und gleichſam im Geiſt an ſeinem Leichenbegängnis Theil nehmen.

Jetzt aber öffnet mir noch einmal den Sarg, damit ich nach altem Brauch den Todten um Verzeihung bitte für den Fall, daſs ich ihn etwa im Leben beleidigt. — Wie ruhig der kleine Marcus jetzt ausſieht! Er ſcheint darüber zu lächeln, daſs ich ſeine gelehrten Arbeiten nicht beſſer gewürdigt habe. Daran mag ihm Wenig gelegen ſein, denn

hier bin ich ja doch kein so kompetenter Richter wie etwa sein Freund S. Munk, der Orientalist, der mit einer umfassenden Biographie des Verstorbenen und mit der Herausgabe seiner hinterlassenen Werke beschäftigt sein soll.

Spätere Note.

(Im März 1854.)

Da ich mich immer einer guten Gesinnung und eines eben so guten Stiles beflissen, so genieße ich die Genugthuung, daſs ich es wagen darf, unter dem anspruchvollen Namen „Denkworte“ die vorstehenden Blätter hier mitzutheilen, obgleich sie anonym für das Tagesbedürfnis der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ bereits vor zehn Jahren geschrieben worden. Seit jener Zeit hat sich Vieles in Deutschland verändert, und auch die Frage von der bürgerlichen Gleichstellung der Bekenner des mosaischen Glaubens, die gelegentlich in obigen Blättern besprochen ward, hat seitdem sonderbare Schicksale erlitten. Im Frühling des Jahres 1848 schien sie auf immer erledigt, aber, wie mit so vielen andern Errungenschaften aus jener Blüthezeit

deutſcher Hoffnung, mag es jetzt in unſrer Heimat auch mit beſagter Frage ſehr rückgängig ausſehen, und an manchen Orten ſoll ſie ſich wieder, wie man mir ſagt, im ſchmachvollſten statu quo befinden. Die Juden dürften endlich zur Einſicht gelangen, daſs ſie erſt dann wahrhaft emancipiert werden können, wenn auch die Emancipation der Chriſten vollſtändig erkämpft und ſichergeſtellt worden. Ihre Sache iſt identiſch mit der des deutſchen Volks, und ſie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutſchen längſt gebührte.

Ich habe in obigen Blättern angedeutet, daſs ſich der Gelehrte S. Munk mit einer Herausgabe der hinterlaſſenen Schriften des ſeligen Marcus beſchäftigen werde. Leider iſt Dieſes jetzt unmöglich, da jener große Orientaliſt an einem Übel leidet, das ihm nicht erlaubt, ſich einer ſolchen Arbeit zu unterziehen; er iſt nämlich ſeit zwei Jahren gänzlich erblindet. Ich vernahm erſt kürzlich dieſes betrübſame Ereignis, und erinnere mich jetzt, daſs der vortreffliche Mann trotz bedenklicher Symptome ſein leidendes Geſicht nie ſchonen wollte. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn auf der königlichen Bibliothek zu ſehen, ſaß er vergraben in einem Wuſt von arabiſchen Manuſkripten, und es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er ſeine kranken, blaſſen

Augen mit der Entzifferung des phantaſtiſch geſchnörkelten Abrakadabra anſtrengte. Er war Kuſtos in beſagter Bibliothek, und er iſt jetzt nicht mehr im Stande, dieſes kleine Amt zu verwalten. Hauptſächlich mit dem Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten beſtritt er den Unterhalt einer zahlreichen Familie. Blindheit iſt wohl die härteſte Heimſuchung, die einen deutſchen Gelehrten treffen kann. Sie trifft diesmal die bravſte Seele, die gefunden werden mag; Munk iſt uneigennützig bis zum Hochmuth, und bei all ſeinem reichen Wiſſen von einer rührenden Beſcheidenheit. Er trägt gewiſs ſein Schickſal mit ſtoiſcher Faſſung und religiöſer Ergebung in den Willen des Herrn.

Aber warum muſs der Gerechte ſo Viel leiden auf Erden? Warum muſs Talent und Ehrlichkeit zu Grunde gehen, während der ſchwadronierende Hanswurſt, der gewiſs ſeine Augen niemals durch arabiſche Manuſkripte trüben mochte, ſich räkelt auf den Pfühlen des Glücks und faſt ſtinkt vor Wohlbehagen? Das Buch Hiob löſt nicht dieſe böſe Frage. Im Gegentheil, dieſes Buch iſt das Hohelied der Skepſis, und es ziſchen und pfeifen darin die entſetzlichen Schlangen ihr ewiges: Warum? Wie kommt es, daſs bei der Rückkehr aus Babylon die fromme Tempelarchiv-Kommiſſion, deren Präſi-

dent Esra war, jenes Buch in den Kanon der heiligen Schriften aufgenommen? Ich habe mir oft diese Frage gestellt. Nach meinem Vermuthen thaten Solches jene gotterleuchteten Männer nicht aus Unverstand, sondern weil sie in ihrer hohen Weisheit wohl wusften, dass der Zweifel in der menschlichen Natur tief begründet und berechtigt ist, und dass man ihn also nicht täppisch ganz unterdrücken, sondern nur heilen muss. Sie verfuhren bei dieser Kur ganz homöopathisch, durch das Gleiche auf das Gleiche wirkend, aber sie gaben keine homöopathisch kleine Dosis, sie steigerten vielmehr dieselbe aufs ungeheuerste, und eine solche überstarke Dosis von Zweifel ist das Buch Hiob; dieses Gift durfte nicht fehlen in der Bibel, in der großen Hausapotheke der Menschheit. Ja, wie der Mensch, wenn er leidet, sich ausweinen muss, so muss er sich auch auszweifeln, wenn er sich grausam gekränkt fühlt in seinen Ansprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigste Weinen, so entsteht auch durch den höchsten Grad des Zweifels, den die Deutschen so richtig die Verzweiflung nennen, die Krisis der moralischen Heilung. — Aber wohl Demjenigen, der gesund ist und keiner Medicin bedarf!

Geſtändniſſe.

(Geſchrieben im Winter 1853—54.)

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter ſchrieb ich, um ſie einer neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne“ einzuverleiben. Vorausſetzend, daſs ihr Inhalt auch die Aufmerkſamkeit des heimiſchen Publikums in Anſpruch nehmen dürfte, veröffentliche ich dieſe Geſtändniſſe ebenfalls in deutſcher Sprache, und zwar noch vor dem Erſcheinen der franzöſiſchen Verſion. Zu dieſer Vorſicht zwingt mich die Fingerfertigkeit ſogenannter Überſetzer, die, obgleich ich jüngſt in deutſchen Blättern die Original-Ausgabe eines Opus ankündigte, dennoch ſich nicht entblödeten, aus einer Pariſer Zeitſchrift den bereits in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Anfang meines Werks aufzuſchnappen und als beſondere Broſchüre verdeutſcht herauszugeben*), ſolchermaßen nicht bloß

*) „Die verbannten Götter“ von Heinrich Heine. Aus dem Franzöſiſchen. Nebſt Mittheilungen über den kranken Dichter. Berlin. Guſtav Hempel. 1853.

die literarische Reputation, sondern auch die Eigenthumsinteressen des Autors beeinträchtigend. Dergleichen Schnapphähne sind weit verächtlicher, als der Straßenräuber, der sich muthig der Gefahr des Gehenktwerdens aussetzt, während Jene, mit feigster Sicherheit die Lücken unsrer Preßgesetzgebung ausbeutend, ganz straflos den armen Schriftsteller um seinen eben so mühsamen wie kümmerlichen Erwerb bestehlen können. Ich will den besondern Fall, von welchem ich rede, hier nicht weitläuftig erörtern; überrascht, ich gestehe es, hat die Büberei mich nicht. Ich habe mancherlei bittere Erfahrungen gemacht, und der alte Glaube oder Aberglaube an deutsche Ehrlichkeit ist bei mir sehr in die Krümpe gegangen. Ich kann es nicht verhehlen, daſs ich zumal während meines Aufenthalts in Frankreich sehr oft das Opfer jenes Aberglaubens ward. Sonderbar genug! unter den Gaunern, die ich leider zu meinem Schaden kennen lernte, befand sich nur ein einziger Franzose, und dieser Gauner war gebürtig aus einem jener deutschen Gauen, die, einst dem deutschen Reich entrissen, jetzt von unsern Patrioten zurückverlangt werden. Sollte ich in der ethnographischen Weise des Leporello eine illustrierte Liste von den respektiven Spitzbuben anfertigen, die mir die Tasche geleert, so würden freilich alle civili-

sierten Länder darin zahlreich genug repräsentiert werden, aber die Palme bliebe doch dem Vaterlande, welches das Unglaublichste geleistet, und ich könnte davon ein Leid singen mit dem Refrain:

„Aber in Deutschland tausend und drei!"

Charakteristisch ist es, dass unsern deutschen Schelmen immer eine gewisse Sentimentalität anklebt. Sie sind keine kalten Verstandesspitzbuben, sondern Schufte von Gefühl. Sie haben Gemüth, sie nehmen den wärmsten Antheil an dem Schicksal Derer, die sie bestohlen, und man kann sie nicht los werden. Sogar unsere vornehmen Industrieritter sind nicht bloße Egoisten, die nur für sich stehlen, sondern sie wollen den schnöden Mammon erwerben, um Gutes zu thun; in den Freistunden, wo sie nicht von ihren Berufsgeschäften, z. B. von der Direktion einer Gasbeleuchtung der böhmischen Wälder, in Anspruch genommen werden, beschützen sie Pianisten und Journalisten, und unter der buntgestickten, in allen Farben der Iris schillernden Weste trägt Mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltschmerzes. Der Industrielle, der mein obenerwähntes Opus in sogenannter Übersetzung als Broschüre herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Per-

die literarische Reputation, sondern auch die Eigenthumsinteressen des Autors beeinträchtigend. Dergleichen Schnapphähne sind weit verächtlicher, als der Straßenräuber, der sich muthig der Gefahr des Gehenktwerdens aussetzt, während Jene, mit feigster Sicherheit die Lücken unsrer Preßgesetzgebung ausbeutend, ganz straflos den armen Schriftsteller um seinen eben so mühsamen wie kümmerlichen Erwerb bestehlen können. Ich will den besondern Fall, von welchem ich rede, hier nicht weitläuftig erörtern; überrascht, ich gestehe es, hat die Büberei mich nicht. Ich habe mancherlei bittere Erfahrungen gemacht, und der alte Glaube oder Aberglaube an deutsche Ehrlichkeit ist bei mir sehr in die Krümpe gegangen. Ich kann es nicht verhehlen, daſs ich zumal während meines Aufenthalts in Frankreich sehr oft das Opfer jenes Aberglaubens ward. Sonderbar genug! unter den Gaunern, die ich leider zu meinem Schaden kennen lernte, befand sich nur ein einziger Franzose, und dieser Gauner war gebürtig aus einem jener deutschen Gauen, die, einst dem deutschen Reich entrissen, jetzt von unsern Patrioten zurückverlangt werden. Sollte ich in der ethnographischen Weise des Leporello eine illustrierte Liste von den respektiven Spitzbuben anfertigen, die mir die Tasche geleert, so würden freilich alle civili-

sierten Länder darin zahlreich genug repräsentiert werden, aber die Palme bliebe doch dem Vaterlande, welches das Unglaublichste geleistet, und ich könnte davon ein Leid singen mit dem Refrain:

„Aber in Deutschland tausend und drei!"

Charakteristisch ist es, dass unsern deutschen Schelmen immer eine gewisse Sentimentalität anklebt. Sie sind keine kalten Verstandesspitzbuben, sondern Schufte von Gefühl. Sie haben Gemüth, sie nehmen den wärmsten Antheil an dem Schicksal Derer, die sie bestohlen, und man kann sie nicht los werden. Sogar unsere vornehmen Industrieritter sind nicht bloße Egoisten, die nur für sich stehlen, sondern sie wollen den schnöden Mammon erwerben, um Gutes zu thun; in den Freistunden, wo sie nicht von ihren Berufsgeschäften, z. B. von der Direktion einer Gasbeleuchtung der böhmischen Wälder, in Anspruch genommen werden, beschützen sie Pianisten und Journalisten, und unter der buntgestickten, in allen Farben der Iris schillernden Weste trägt Mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltschmerzes. Der Industrielle, der mein obenerwähntes Opus in sogenannter Übersetzung als Broschüre herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Per-

son, worin er wehmüthig meinen traurigen Gesundheitszustand bejammert, und durch eine Zusammenstellung von allerlei Zeitungsartikeln über mein jetziges klägliches Aussehen die rührendsten Nachrichten mittheilt, so daſs ich hier von Kopf bis zu Fuß beschrieben bin, und ein witziger Freund bei dieser Lektüre lachend ausrufen konnte: „Wir leben wirklich in einer verkehrten Welt, und es ist jetzt der Dieb, welcher den Steckbrief des ehrlichen Mannes, den er bestohlen hat, zur öffentlichen Kunde bringt.“ —

Geschrieben zu Paris, im März 1854.

Ein geistreicher Franzose — vor einigen Jahren hätten diese Worte einen Pleonasmus gebildet — nannte mich einst einen Romantique défroqué. Ich hege eine Schwäche für Alles, was Geist ist, und so boshaft die Benennung war, hat sie mich dennoch höchlich ergötzt. Sie ist treffend. Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch selbst immer ein Romantiker, und ich war es in einem höhern Grade, als ich selbst ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tödlichsten Schläge beigebracht, beschlich mich selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und sang ein Lied, worin ich mich allen holdseligen Übertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit,

allem blühenden Nachtigallen-Wahnsinn der einst so geliebten Weise hingab. Ich weiß, es war das „letzte freie Waldlied der Romantik," und ich bin ihr letzter Dichter; mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward. Diese Doppelbedeutung wird mir von den deutschen Literarhistorikern zugeschrieben. Es ziemt mir nicht, mich hierüber weitläuftig auszulassen, aber ich darf mit gutem Fuge sagen, dass ich in der Geschichte der deutschen Romantik eine große Erwähnung verdiene. Aus diesem Grunde hätte ich in meinen Buche „De l'Allemagne," wo ich jene Geschichte der romantischen Schule so vollständig als möglich darzustellen suchte, eine Besprechung meiner eignen Person liefern müssen. Indem ich Dieses unterließ, entstand eine Lakune, welcher ich nicht leicht abzuhelfen weiß. Die Abfassung einer Selbstcharakteristik wäre nicht bloß eine sehr verfängliche, sondern sogar eine unmögliche Arbeit. Ich wäre ein eitler Geck, wenn ich hier das Gute, das ich von mir zu sagen wüsste, drall hervorhübe, und ich wäre ein großer Narr, wenn ich die Gebrechen, deren ich mich vielleicht ebenfalls bewusst bin, vor aller Welt zur Schau stellte — Und dann, mit dem besten Willen der Treuherzigkeit kann kein

Mensch über sich selbst die Wahrheit sagen. Auch ist Dies Niemanden bis jetzt gelungen, weder dem heiligen Augustin, dem frommen Bischof von Hippo, noch dem Genfer Jean Jacques Rousseau, und am allerwenigsten diesem Letztern, der sich den Mann der Wahrheit und der Natur nannte, während er doch im Grunde viel verlogener und unnatürlicher war, als seine Zeitgenossen. Er ist freilich zu stolz, als daſs er sich gute Eigenschaften oder schöne Handlungen fälschlich zuschriebe, er erfindet vielmehr die abscheulichsten Dinge zu seiner eignen Verunglimpfung. Verleumdete er sich etwa selbst, um mit desto größerm Schein von Wahrhaftigkeit auch Andere, z. B. meinen armen Landsmann Grimm, verleumden zu können? Oder macht er unwahre Bekenntnisse, um wirkliche Vergehen darunter zu verbergen, da, wie männiglich bekannt ist, die Schmachgeschichten, die über uns in Umlauf sind, uns nur dann sehr schmerzhaft zu berühren pflegen, wenn sie Wahrheit enthalten, während unser Gemüth minder verdrießlich davon verletzt wird, wenn sie nur eitel Erfindnisse sind. So bin ich überzeugt, Jean Jacques hat das Band nicht gestohlen, das einer unschuldig angeklagten und fortgejagten Kammerjungfer Ehre und Dienst kostete; er hatte gewiſs kein Talent zum Stehlen, er war viel zu

blöde und täppiſch, er, der künftige Bär der Eremitage. Er hat vielleicht eines anderen Vergehens ſich ſchuldig gemacht, aber es war kein Diebſtahl. Auch hat er ſeine Kinder nicht ins Findelhaus geſchickt, ſondern nur die Kinder von Mademoiſelle Thereſe Levaſſeur. Schon vor dreißig Jahren machte mich einer der größten deutſchen Pſychologen auf eine Stelle der Konfeſſionen aufmerkſam, woraus beſtimmt zu deducieren war, daſs Rouſſeau nicht der Vater jener Kinder ſein konnte; der eitle Brummbär wollte ſich lieber für einen barbariſchen Vater ausgeben, als daſs er den Verdacht ertrüge, aller Vaterſchaft unfähig geweſen zu ſein. Aber der Mann, der in ſeiner eigenen Perſon auch die menſchliche Natur verleumdete, er blieb ihr doch treu in Bezug auf unſere Erbſchwäche, die darin beſteht, daſs wir in den Augen der Welt immer anders erſcheinen wollen, als wir wirklich ſind. Sein Selbſtporträt iſt eine Lüge, bewundernswürdig ausgeführt, aber eine brillante Lüge. Da war der König der Aſchantis, von welchem ich jüngſt in einer afrikaniſchen Reiſebeſchreibung viel Ergötzliches las, viel ehrlicher, und das naive Wort dieſes Negerfürſten, welches die oben angedeutete menſchliche Schwäche ſo ſpaßhaft reſumiert, will ich hier mittheilen. Als nämlich der

Major Bowditſch in der Eigenſchaft eines Miniſterreſidenten von dem engliſchen Gouverneur des Kaps der guten Hoffnung an den Hof jenes mächtigſten Monarchen Südafrikas geſchickt ward, ſuchte er ſich die Gunſt der Höflinge und zumal der Hofdamen, die trotz ihrer ſchwarzen Haut mitunter außerordentlich ſchön waren, dadurch zu erwerben, daſs er ſie porträtierte. Der König, welcher die frappante Ähnlichkeit bewunderte, verlangte ebenfalls konterfeit zu werden und hatte dem Maler bereits einige Sitzungen gewidmet, als Dieſer zu bemerken glaubte, daſs der König, der oft aufgeſprungen war, um die Fortſchritte des Porträts zu beobachten, in ſeinem Antlitze einige Unruhe und die grimaſſierende Verlegenheit eines Mannes verrieth, der einen Wunſch auf der Zunge hat, aber doch keine Worte dafür finden kann — der Maler drang jedoch ſo lange in Seine Majeſtät, ihm ihr allerhöchſtes Begehr kund zu geben, bis der arme Negerkönig endlich kleinlaut ihn fragte: ob es nicht anginge, daſs er ihn weiß malte?

Das iſt es. Der ſchwarze Negerkönig will weiß gemalt ſein. Aber lacht nicht über den armen Afrikaner — jeder Menſch iſt ein ſolcher Negerkönig, und Jeder von uns möchte dem Publikum in einer andern Farbe erſcheinen, als die iſt, womit

uns die Fatalität angestrichen hat. Gottlob, daſs ich Dieſes begreife, und ich werde mich daher hüten, hier in dieſem Buche mich ſelbſt abzukonterfeien. Doch der Lakune, welche dieſes mangelnde Porträt verurſacht, werde ich in den folgenden Blättern einigermaßen abzuhelfen ſuchen, indem ich hier genugſam Gelegenheit finde, meine Perſönlichkeit ſo bedenklich als möglich hervortreten zu laſſen. Ich habe mir nämlich die Aufgabe geſtellt, hier nachträglich die Entſtehung dieſes Buches und die philoſophiſchen und religiöſen Variationen, die ſeit ſeiner Abfaſſung im Geiſte des Autors vorgefallen, zu beſchreiben, zu Nutz und Frommen des Leſers dieſer neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne.“

Seid ohne Sorge, ich werde mich nicht zu weiß malen, und meine Nebenmenſchen nicht zu ſehr anſchwärzen. Ich werde immer meine Farbe ganz getreu angeben, damit man wiſſe, wie weit man meinem Urtheil trauen darf, wenn ich Leute von andrer Farbe beſpreche.

Ich ertheilte meinem Buche denſelben Titel, unter welchem Frau von Staël ihr berühmtes Werk, das denſelben Gegenſtand behandelt, herausgegeben hat, und zwar that ich es aus polemiſcher Abſicht. Daſs eine ſolche mich leitete, verleugne ich keines-

wegs; doch indem ich von vornherein erkläre, eine Parteischrift geliefert zu haben, leiste ich dem Forscher der Wahrheit vielleicht bessere Dienste, als wenn ich eine gewisse laue Unparteilichkeit erheuchelte, die immer eine Lüge und dem befehdeten Autor verderblicher ist, als die entschiedenste Feindschaft. Da Frau von Staël ein Autor von Genie ist und einst die Meinung aussprach, dass das Genie kein Geschlecht habe, so kann ich mich bei dieser Schriftstellerin auch jener galanten Schonung überheben, die wir gewöhnlich den Damen angedeihen lassen, und die im Grunde doch nur ein mitleidiges Certifikat ihrer Schwäche ist.

Ist die banale Anekdote wahr, welche man in Bezug auf obige Äußerung von Frau von Staël erzählt, und die ich bereits in meinen Knabenjahren unter andern Bonmots des Empires vernahm? Es heißt nämlich, zur Zeit wo Napoleon noch erster Konsul war, sei einst Frau von Staël nach der Behausung Desselben gekommen, um ihm einen Besuch abzustatten; doch trotzdem, dass der dienstthuende Huissier ihr versicherte, nach strenger Weisung Niemanden vorlassen zu dürfen, habe sie dennoch unerschütterlich darauf bestanden, seinem ruhmreichen Hausherrn unverzüglich angekündigt zu werden. Als dieser Letztere ihr hierauf sein Bedauern vermelden

uns die Fatalität angestrichen hat. Gottlob, daſs ich Dieſes begreife, und ich werde mich daher hüten, hier in dieſem Buche mich ſelbſt abzukonterfeien. Doch der Lakune, welche dieſes mangelnde Porträt verurſacht, werde ich in den folgenden Blättern einigermaßen abzuhelfen ſuchen, indem ich hier genugſam Gelegenheit finde, meine Perſönlichkeit ſo bedenklich als möglich hervortreten zu laſſen. Ich habe mir nämlich die Aufgabe geſtellt, hier nachträglich die Entſtehung dieſes Buches und die philoſophiſchen und religiöſen Variationen, die ſeit ſeiner Abfaſſung im Geiſte des Autors vorgefallen, zu beſchreiben, zu Nutz und Frommen des Leſers dieſer neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne.“

Seid ohne Sorge, ich werde mich nicht zu weiß malen, und meine Nebenmenſchen nicht zu ſehr anſchwärzen. Ich werde immer meine Farbe ganz getreu angeben, damit man wiſſe, wie weit man meinem Urtheil trauen darf, wenn ich Leute von andrer Farbe beſpreche.

Ich ertheilte meinem Buche denſelben Titel, unter welchem Frau von Staël ihr berühmtes Werk, das denſelben Gegenſtand behandelt, herausgegeben hat, und zwar that ich es aus polemiſcher Abſicht. Daſs eine ſolche mich leitete, verleugne ich keines-

wegs; doch indem ich von vornherein erkläre, eine Parteischrift geliefert zu haben, leiste ich dem Forscher der Wahrheit vielleicht bessere Dienste, als wenn ich eine gewisse laue Unparteilichkeit erheuchelte, die immer eine Lüge und dem befehdeten Autor verderblicher ist, als die entschiedenste Feindschaft. Da Frau von Staël ein Autor von Genie ist und einst die Meinung aussprach, dass das Genie kein Geschlecht habe, so kann ich mich bei dieser Schriftstellerin auch jener galanten Schonung überheben, die wir gewöhnlich den Damen angedeihen lassen, und die im Grunde doch nur ein mitleidiges Certifikat ihrer Schwäche ist.

Ist die banale Anekdote wahr, welche man in Bezug auf obige Äußerung von Frau von Staël erzählt, und die ich bereits in meinen Knabenjahren unter andern Bonmots des Empires vernahm? Es heißt nämlich, zur Zeit wo Napoleon noch erster Konsul war, sei einst Frau von Staël nach der Behausung Desselben gekommen, um ihm einen Besuch abzustatten; doch trotzdem, dass der dienstthuende Huissier ihr versicherte, nach strenger Weisung Niemanden vorlassen zu dürfen, habe sie dennoch unerschütterlich darauf bestanden, seinem ruhmreichen Hausherrn unverzüglich angekündigt zu werden. Als dieser Letztere ihr hierauf sein Bedauern vermelden

ließ, daſs er die verehrte Dame nicht empfangen könne, sintemalen er sich eben im Bade befände, soll Dieselbe ihm die famose Antwort zurückgeschickt haben, daſs Solches kein Hindernis wäre, denn das Genie habe kein Geschlecht.

Ich verbürge nicht die Wahrheit dieser Geschichte; aber sollte sie auch unwahr sein, so bleibt sie doch gut erfunden. Sie schildert die Zudringlichkeit, womit die hitzige Person den Kaiser verfolgte. Er hatte nirgends Ruhe vor ihrer Anbetung. Sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, daſs der größte Mann des Jahrhunderts auch mit der größten Zeitgenossin mehr oder minder idealisch gepaart werden müsse. Aber als sie einst, in Erwartung eines Kompliments, an den Kaiser die Frage richtete, welche Frau er für die größte seiner Zeit halte, antwortete Jener: „Die Frau, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht.“ Das war nicht galant, wie denn nicht zu läugnen ist, daſs der Kaiser den Frauen gegenüber nicht jene zarten Zuvorkommenheiten und Aufmerksamkeiten ausübte, welche die Französinnen so sehr lieben. Aber diese Letztern werden nie durch taktloses Benehmen irgend eine Unartigkeit selbst hervorrufen, wie es die berühmte Genferin gethan, die bei dieser Gelegenheit bewies, daſs sie, trotz ihrer physischen Beweglichkeit, von einer

gewiſſen heimatlichen Unbeholfenheit nicht frei geblieben.

Als die gute Frau merkte, daſs ſie mit all ihrer Andringlichkeit Nichts ausrichtete, that ſie, was die Frauen in ſolchen Fällen zu thun pflegen, ſie erklärte ſich gegen den Kaiſer, räſonnierte gegen ſeine brutale und ungalante Herrſchaft, und räſonnierte ſo lange, bis ihr die Polizei den Laufpaſs gab. Sie flüchtete nun zu uns nach Deutſchland, wo ſie Materialien ſammelte zu dem berühmten Buche, das den deutſchen Spiritualismus als das Ideal aller Herrlichkeit feiern ſollte, im Gegenſatze zu dem Materialismus des imperialen Frankreichs. Hier bei uns machte ſie gleich einen großen Fund. Sie begegnete nämlich einem Gelehrten, Namens Auguſt Wilhelm Schlegel. Das war ein Genie ohne Geſchlecht. Er wurde ihr getreuer Cicerone und begleitete ſie auf ihrer Reiſe durch alle Dachſtuben der deutſchen Literatur. Sie hatte einen unbändig großen Turban aufgeſtülpt, und war jetzt die Sultanin des Gedankens. Sie ließ unſre Literaten gleichſam geiſtig die Revue paſſieren, und parodierte dabei den großen Sultan der Materie. Wie Dieſer die Leute mit einem: „Wie alt ſind Sie? wie viel' Kinder haben Sie? wie viel' Dienſtjahre?“ u. ſ. w. anging, ſo frug Jene unſre Gelehrten;

„Wie alt sind Sie? was haben Sie geschrieben? sind Sie Kantianer oder Fichteaner?“ und dergleichen Dinge, worauf die Dame kaum die Antwort abwartete, die der getreue Mameluck August Wilhelm Schlegel, ihr Rustan, hastig in sein Notizenbuch einzeichnete. Wie Napoleon diejenige Frau für die größte erklärte, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht, so erklärte die Staël denjenigen Mann für den größten, der die meisten Bücher geschrieben. Man hat keinen Begriff davon, welchen Spektakel sie bei uns machte, und Schriften, die erst unlängst erschienen, z. B. die Memoiren der Karoline Pichler, die Briefe der Varnhagen und der Bettina Arnim, auch die Zeugnisse von Eckermann*), schildern ergötzlich die Noth, welche uns die Sultanin des Gedankens bereitete, zu einer Zeit, wo der Sultan der Materie uns schon genug Tribulationen verursachte. Es war geistige Einquartierung, die zunächst auf die Gelehrten fiel**).

---

*) „von Schiller und Eckermann,“ steht in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) Dieser Satz lautet in der französischen Ausgabe, wie folgt: „Dieser Blaustrumpf war eine schlimmere Geißel, als der Krieg. Sie verfolgte unsre Gelehrten bis in das Allerheiligste ihrer Gedanken, und mehr als Einer,

Diejenigen Literatoren, womit die vortreffliche Frau ganz besonders zufrieden war, und die ihr persönlich durch den Schnitt ihres Gesichtes oder die Farbe ihrer Augen gefielen, konnten eine ehrenhafte Erwähnung, gleichsam das Kreuz der Légion d'honneur, in ihrem Buche „De l'Allemagne" erwarten. Dieses Buch macht auf mich immer einen eben so komischen wie ärgerlichen Eindruck. Hier sehe ich die passionierte Frau mit all ihrer Turbulenz, ich sehe, wie dieser Sturmwind in Weibskleidern durch unser ruhiges Deutschland fegte, wie sie überall entzückt ausruft: „Welche labende Stille weht mich hier an!" Sie hatte sich in Frankreich echauffiert und kam nach Deutschland, um sich bei uns abzukühlen. Der keusche Hauch unsrer Dichter that ihrem heißen, sonnigen Busen so wohl! Sie betrachtete unsre Philosophen wie verschiedene Eissorten, und verschluckte Kant als Sorbet von Vanille, Fichte als Pistache, Schelling als Arlequin!*) — „O, wie hübsch kühl ist es in euren Wäldern!" — rief sie beständig — „welcher erquickende Veilchengeruch!

---

der dem Napoleon Stand gehalten, ergriff das Hasenpanier vor der furchtbaren Reisenden." Der Herausgeber.

*) Die Worte: „Schelling als Arlequin" fehlen in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

wie zwitschern die Zeisige so friedlich in ihrem deutschen Nestchen! Ihr seid ein gutes, tugendhaftes Volk, und habt noch keinen Begriff von dem Sittenverderbnis, das bei uns herrscht, in der Rue du Bac.“

Die gute Dame sah bei uns nur, was sie sehen wollte; ein nebelhaftes Geisterland, wo die Menschen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln, und sich nur von Moral und Metaphysik unterhalten! Sie sah bei uns überall nur, was sie sehen wollte, und hörte nur, was sie hören und wiedererzählen wollte — und dabei hörte sie doch nur Wenig, und nie das Wahre, einestheils weil sie immer selber sprach, und dann weil sie mit ihren barschen Fragen unsre bescheidenen Gelehrten verwirrte und verblüffte, wenn sie mit ihnen diskurierte. — „Was ist Geist?“ sagte sie zu dem blöden Professor Bouterwek, indem sie ihr dickfleischiges Bein auf seine dünnen, zitternden Lenden legte. „Ach,“ schrieb sie dann, „wie interessant ist dieser Bouterwek! Wie der Mann die Augen niederschlägt! Das ist mir nie passiert mit meinen Herren zu Paris, in der Rue du Bac!“ *) Sie

*) In der französischen Ausgabe ist hier die Stelle über den Eindruck der Frau von Staël auf Schiller (S. 227) eingeschaltet. Der Herausgeber.

ſieht überall deutſchen Spiritualismus, ſie preiſt unſre Ehrlichkeit, unſre Tugend, unſre Geiſtesbildung — ſie ſieht nicht unſre Zuchthäuſer, unſre Bordelle, unſre Kaſernen — man ſollte glauben, daſs jeder Deutſche den Prix Monthyon verdiente — Und das Alles, um den Kaiſer zu nergeln, deſſen Feinde wir damals waren.

Der Haſs gegen den Kaiſer iſt die Seele dieſes Buches „De l'Allemagne," und obgleich ſein Name nirgends darin genannt wird, ſieht man doch, wie die Verfaſſerin bei jeder Zeile nach den Tuilerien ſchielt. Ich zweifle nicht, daſs das Buch den Kaiſer weit empfindlicher verdroſſen hat, als der direkteſte Angriff, denn Nichts verwundet einen Mann ſo ſehr, wie kleine weibliche Nadelſtiche. Wir ſind auf große Schwertſtreiche gefaſſt, und man kitzelt uns an den kitzlichſten Stellen.

O die Weiber! Wir müſſen ihnen Viel verzeihen, denn ſie lieben Viel, und ſogar Viele. Ihr Haſs iſt eigentlich nur eine Liebe, welche umgeſattelt hat. Zuweilen ſuchen ſie auch uns Böſes zuzufügen, weil ſie dadurch einem andern Manne etwas Liebes zu erweiſen denken. Wenn ſie ſchreiben, haben ſie ein Auge auf das Papier und das andre auf einen Mann gerichtet, und Dieſes gilt von allen Schriftſtellerinnen, mit Ausnahme der

Gräfin Hahn-Hahn, die nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftsteller haben ebenfalls unsre vorgefassten Sympathien, und wir schreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch schreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder, besser gesagt, wegen eines einzigen Mannes. Charakteristisch ist bei ihnen ein gewisser Kankan, der Klüngel, den sie auch in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler ist, als die roheste Verleumdungswuth der Männer. Wir Männer lügen zuweilen. Die Weiber, wie alle passive Naturen, können selten erfinden, wissen jedoch das Vorgefundene dergestalt zu entstellen, dass sie uns dadurch noch weit sicherer schaden, als durch entschiedene Lügen. Ich glaube wahrhaftig, mein Freund Balzac hatte Recht, als er mir einst in einem sehr seufzenden Tone sagte: „La femme est un être dangereux.“

Ja, die Weiber sind gefährlich; aber ich muss doch die Bemerkung hinzufügen, dass die schönen nicht so gefährlich sind, als Die, welche mehr geistige als körperliche Vorzüge besitzen. Denn Jene sind gewohnt, dass ihnen die Männer den Hof machen, während die Andern der Eigenliebe der Männer entgegenkommen und durch den Köder der

Schmeichelei einen größern Anhang gewinnen, als die Schönen. Ich will damit bei Leibe nicht andeuten, als ob Frau von Staël häßlich gewesen sei*); aber eine Schönheit ist ganz etwas Anderes. Sie hatte angenehme Einzelheiten, welche aber ein sehr unangenehmes Ganze bildeten; besonders unerträglich für nervöse Personen, wie es der selige Schiller gewesen, war ihre Manie, beständig einen kleinen Stengel oder eine Papierdüte zwischen den Fingern wirbelnd herumzudrehen — dieses Manöver machte den armen Schiller schwindlicht, und er ergriff in Verzweiflung alsdann ihre schöne Hand, um sie festzuhalten, und Frau von Staël glaubte, der gefühlvolle Dichter sei hingerissen von dem Zauber ihrer Persönlichkeit**). Sie hatte in der

*) Hier folgt in der französischen Ausgabe die Schlußperiode dieses Absatzes: „keine Frau ist häßlich ꝛc.“

Der Herausgeber.

**) In der französischen Ausgabe schließen sich dieser Stelle (auf S. 224) noch die Bemerkungen an: „Auch war sie entzückt von Schiller, dessen warmes Herz sie zu schätzen verstand, während ihr die Kälte Goethe's mißfiel. In derselben Art hatten alle Urtheile, welche Frau von Staël über uns fällte, ihre Quelle in ihren persönlichen Eindrücken, wenn sie nicht durch eine vorgefaßte Meinung, durch den Oppositionsgeist, diktiert wurden. Wie schon bemerkt, sie sah

That sehr schöne Hände, wie man mir sagt, und auch die schönsten Arme, die sie immer nackt sehen ließ, gewiß, die Venus von Milo hätte keine so schönen Arme aufzuweisen. Ihre Zähne überstrahlten an Weiße das Gebiß der kostbarsten Rosse Arabiens. Sie hatte sehr große schöne Augen, ein Dutzend Amoretten würden Platz gefunden haben auf ihren Lippen, und ihr Lächeln soll sehr holdselig gewesen sein. Häßlich war sie also nicht — keine Frau ist häßlich — so Viel läßt sich aber mit Fug behaupten: Wenn die schöne Helena von Sparta so ausgesehen hätte, so wäre der ganze trojanische Krieg nicht entstanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr besungen den Zorn des Peliden Achilles.

Frau von Staël hatte sich, wie oben gesagt, gegen den großen Kaiser erklärt, und machte ihm den Krieg. Aber sie beschränkte sich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu schreiben; sie suchte ihn auch durch nicht-literarische Waffen zu befehden: sie war einige Zeit die Seele aller jener aristokratischen und jesuitischen Intrigen, die der Koalition gegen

---

in Deutschland nur Das, was sie in einer polemischen Absicht zu sehen beliebte."

Der Herausgeber.

Napoleon vorangingen, und wie eine wahre Hexe kauerte sie an dem brodelnden Topfe, worin alle diplomatischen Giftmischer, ihre Freunde Talleyrand, Metternich, Pozzo di Borgo, Castlereagh u. s. w., dem großen Kaiser sein Verderben eingebrockt hatten. Mit dem Kochlöffel des Hasses rührte das Weib herum in dem fatalen Topfe, worin zugleich das Unglück der ganzen Welt gekocht wurde. Als der Kaiser unterlag, zog Frau von Staël siegreich ein in Paris mit ihrem Buche „De l'Allemagne“ und in Begleitung von einigen hunderttausend Deutschen, die sie gleichsam als eine pompöse Illustration ihres Buches mitbrachte. Solchermaßen illustriert durch lebendige Figuren, musste das Werk sehr an Authenticität gewinnen, und man konnte sich hier durch den Augenschein überzeugen, dass der Autor uns Deutsche und unsre vaterländischen Tugenden sehr treu geschildert hatte. Welches köstliche Titelkupfer war jener Vater Blücher, diese alte Spielratte, dieser ordinäre Knaster, welcher einst einen Tagesbefehl ertheilt hatte, worin er sich vermaß, wenn er den Kaiser lebendig finge, denselben aushauen zu lassen. Auch unsern A. W. v. Schlegel*) brachte

*) „der sich gleichfalls als gewaltiger Eisenfresser gerierte und Molière und Racine die Ruthe geben wollte,“ steht in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber

Frau von Staël mit nach Paris, und Das war ein Musterbild deutscher Naivetät und Heldenkraft. Es folgte ihr ebenfalls Zacharias Werner, dieses Modell deutscher Reinlichkeit, hinter welchem die entblößten Schönen des Palais-Royal lachend einherliefen. Zu den interessanten Figuren, welche sich damals in ihrem deutschen Kostüme den Parisern vorstellten, gehörten auch die Herren Görres, Jahn und Ernst Moritz Arndt, die drei berühmtesten Franzosenfresser, eine drollige Gattung Bluthunde, denen der berühmte Patriot Börne in seinem Buche „Menzel, der Franzosenfresser" diesen Namen ertheilt hat. Besagter Menzel ist keineswegs, wie Einige glauben, eine fingierte Personnage, sondern er hat wirklich in Stuttgart existiert oder vielmehr ein Blatt herausgegeben, worin er täglich ein halb Dutzend Franzosen abschlachtete und mit Haut und Haar auffraß; wenn er seine sechs Franzosen verzehrt hatte, pflegte er manchmal noch obendrein einen Juden zu fressen, um im Munde einen guten Geschmack zu behalten, pour se faire la bonne bouche. Jetzt hat er längst ausgebellt, und zahnlos, räudig, verlungert er im Makulaturwinkel irgend eines schwäbischen Buchladens. Unter den Muster-Deutschen, welche zu Paris im Gefolge der Frau von Staël zu sehen waren, befand sich auch Fried-

rich von Schlegel, welcher gewiſs die gaſtronomiſche Ascetik oder den Spiritualismus des gebratenen Hühnerthums repräſentierte*); ihn begleitete ſeine würdige Gattin Dorothea, geborne Mendelsſohn**) und entlaufene Veit. Ich darf hier ebenfalls eine andre Illuſtration dieſer Gattung, einen merkwürdigen Akoluthen der Schlegel, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſes iſt ein deutſcher Baron, welcher, von den Schlegeln beſonders rekommandiert, die germaniſche Wiſſenſchaft in Paris repräſentieren ſollte. Er war gebürtig aus Altona, wo er einer der angeſehenſten iſraelitiſchen Familien angehörte. Sein Stammbaum, welcher bis zu Abraham, dem Sohne Thaer's und Ahnherrn David's, des Königs über Juda und Iſrael, hinaufreichte, berechtigte ihn hinlänglich, ſich einen Edelmann zu nennen, und da er, wie der Synagoge,

*) Der Zwiſchenſatz: „welcher — repräſentierte;" fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) „dieſe Helena der Häſslichkeit, welche der dicke Paris dem armen Dr. Veit entführt hatte; der betrogene Gatte zeigte ſich nachſichtiger, als der König Menelaos, von dem uns Homer nicht erzählt, daſs er ſeiner entlaufenen Gemahlin eine lebenslängliche Penſion bezahlt habe." ſchlieſst dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

auch späterhin dem Protestantismus entsagte, und, letztern förmlich abschwörend, sich in den Schoß der römisch-katholischen, allein seligmachenden Kirche begeben hatte, durfte er auch mit gutem Fug auf den Titel eines katholischen Barons Anspruch machen. In dieser Eigenschaft, und um die feudalistischen und klerikalischen Interessen zu vertreten, stiftete er zu Paris ein Journal, betitelt: „Le catholique.“ Nicht bloß in diesem Blatte, sondern auch in den Salons einiger frommen Douairièren des edlen Faubourgs, sprach der gelehrte Edelmann beständig von Buddha und wieder von Buddha, und weitläuftig gründlich bewies er, daſs es zwei Buddha gegeben, was ihm die Franzosen auf sein bloßes Ehrenwort als Edelmann geglaubt hätten, und er wies nach, wie sich das Dogma der Trinität schon in den indischen Trimurtis befunden, und er citierte den Ramayana, den Mahabarata, die Upnekats, die Kuh Sabala und den König Wiswamitra, die snorrische Edda und noch viele unentdeckte Fossilien und Mammuthsknochen, und er war dabei ganz antediluvianisch trocken und sehr langweilig, was immer die Franzosen blendet. Da er beständig zurückkam auf Buddha und dieses Wort vielleicht komisch aussprach, haben ihn die frivolen Franzosen zuletzt den Baron Buddha ge-

nannt. Unter dieſem Namen fand ich ihn im Jahre 1831 zu Paris, und als ich ihn mit einer ſacerdotalen und faſt ſynagogikalen Gravität ſeine Gelehrſamkeit ableiern hörte, erinnerte ich mich an einen komiſchen Kauz im „Vicar of Wakefield“ von Goldſmith, welcher, wie ich glaube, Mr. Jenkinſon hieß und jedesmal, wenn er einen Gelehrten antraf, den er prellen wollte, einige Stellen aus Manetho, Beroſus und Sanchuniathon citierte; das Sanskrit war damals noch nicht erfunden. — Ein deutſcher Baron idealern Schlages war mein armer Freund Friedrich de la Motte Fouqué, welcher damals, der Kollektion der Frau von Staël angehörend, auf ſeiner hohen Roſinante in Paris einritt. Er war ein Don Quixote vom Wirbel bis zur Zehe; las man ſeine Werke, ſo bewunderte man — Cervantes.

Aber unter den franzöſiſchen Paladinen der Frau von Staël war mancher galliſche Don Quixote, der unſern germaniſchen Rittern in der Narrheit nicht nachzuſtehen brauchte, z. B. ihr Freund, der Vicomte Chateaubriand, der Narr mit der ſchwarzen Schellenkappe, der zu jener Zeit der ſiegenden Romantik von ſeiner frommen Pilgerfahrt zurückkehrte. Er brachte eine ungeheuer große Flaſche Waſſer aus dem Jordan mit nach Paris, und

seine im Laufe der Revolution wieder heidnisch gewordenen Landsleute taufte er aufs Neue mit diesem heiligen Wasser, und die begossenen Franzosen wurden jetzt wahre Christen und entsagten dem Satan und seinen Herrlichkeiten, bekamen im Reiche des Himmels Ersatz für die Eroberungen, die sie auf Erden einbüßten, worunter z. B. die Rheinlande, und bei dieser Gelegenheit wurde ich ein Preuße.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte begründet ist, daſs Frau von Staël während der hundert Tage dem Kaiser den Antrag machen ließ, ihm den Beistand ihrer Feder zu leihen, wenn er zwei Millionen, die Frankreich ihrem Vater schuldig geblieben sei, ihr auszahlen wolle. Der Kaiser, der mit dem Gelde der Franzosen, die er genau kannte, immer sparsamer war, als mit ihrem Blute, soll sich auf diesen Handel nicht eingelassen haben, und die Tochter der Alpen bewährte das Volkswort: „Point d'argent, point de Suisses.“ Der Beistand der talentvollen Dame hätte übrigens damals dem Kaiser wenig gefruchtet, denn bald darauf ereignete sich die Schlacht bei Waterloo.

Ich habe oben erwähnt, bei welcher traurigen Gelegenheit ich ein Preuße wurde. Ich war geboren im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Düs-

ſeldorf, der Hauptſtadt des Herzogthums Berg, welches damals dem Kurfürſten von der Pfalz gehörte. Als die Pfalz dem Hauſe Baiern anheimfiel und der bairiſche Fürſt Maximilian Joſeph vom Kaiſer zum König von Baiern erhoben und ſein Reich durch einen Theil von Tyrol und andern angrenzenden Ländern vergrößert wurde, hat der König von Baiern das Herzogthum Berg zu Gunſten Joachim Murat's, Schwagers des Kaiſers, abgetreten; dieſem Letztern ward nun, nachdem ſeinem Herzogthum noch angrenzende Provinzen hinzugefügt worden, als Großherzog von Berg gehuldigt. Aber zu jener Zeit ging das Avancement ſehr ſchnell, und es dauerte nicht lange, ſo machte der Kaiſer den Schwager Murat zum König von Neapel, und Derſelbe entſagte der Souveränetät des Großherzogthums Berg zu Gunſten des Prinzen François, welcher ein Neffe des Kaiſers und älteſter Sohn des Königs Ludwig von Holland und der ſchönen Königin Hortenſe war. Da Derſelbe nie abdicierte, und ſein Fürſtenthum, das von den Preußen occupiert ward, nach ſeinem Ableben dem Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon Bonaparte de jure zufiel, ſo iſt Letzterer, welcher jetzt auch Kaiſer der Franzoſen iſt, mein legitimer Souverän.

An einem andern Orte, in meinen Memoiren, erzähle ich weitläuftiger, als es hier geschehen dürfte, wie ich nach der Juliusrevolution nach Paris übersiedelte, wo ich seitdem ruhig und zufrieden lebe*). Was ich während der Restauration gethan und gelitten, wird ebenfalls zu einer Zeit mitgetheilt werden, wo die uneigennützige Absicht solcher Mittheilungen keinem Zweifel und keiner Verdächtigung begegnen kann. — — Ich hatte Viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Juliusrevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade sehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungesunder, und ich musste ernstlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Visionen; die Wolkenzüge ängstigten mich und schnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als sei die Sonne eine preußische Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen schwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward sehr melancholisch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Justizrath

*) „wie ich nach der Juliusrevolution meinen Bann brach und nach Paris übersiedelte, wo ich seitdem als Prussien libéré ruhig und zufrieden lebe." heißt es in der französischen Ausgabe und stand ursprünglich auch im deutschen Originalmanuskript. Der Herausgeber.

kennen gelernt, der viele Jahre auf der Festung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm sei, wenn man im Winter die Eisen tragen müsse. Ich fand es in der That sehr unchristlich, dass man den Menschen die Eisen nicht ein bisschen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden sie keinen so unangenehmen Eindruck machen, und selbst fröstelnde Naturen könnten sie dann gut ertragen; man sollte auch die Vorsicht anwenden, die Ketten mit Essenzen von Rosen und Lorbern zu parfümieren, wie es hier zu Lande geschieht. Ich frug meinen Justizrath, ob er zu Spandau oft Austern zu essen bekommen. Er sagte Nein, Spandau sei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleisch, sagte er, sei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen französischen commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiste und mir nicht genug zu rühmen wusste, wie lustig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marseillaise und „En avant, marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ singe, und Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft an allen Straßenecken geschrieben stehe; dabei lobte

er auch den Champagner seines Hauses, von dessen Adresse er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er versprach mir Empfehlungsbriefe für die besten Pariser Restaurants, im Fall ich die Hauptstadt zu meiner Erheiterung besuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt ist, um dort Austern zu essen, und mich die Spandauer Geflügelsuppen nicht sehr lockten, und auch obendrein die preußischen Ketten im Winter sehr kalt sind und meiner Gesundheit nicht zuträglich sein konnten, so entschloss ich mich, nach Paris zu reisen und im Vaterland des Champagners und der Marseillaise jenen zu trinken und diese letztere, nebst „En avant marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs,“ singen zu hören.

Den 1. Mai 1831 fuhr ich über den Rhein. Den alten Flussgott, den Vater Rhein, sah ich nicht, und ich begnügte mich, ihm meine Visitenkarte ins Wasser zu werfen. Er saß, wie man mir sagte, in der Tiefe und studierte wieder die französische Grammatik von Meidinger, weil er nämlich während der preußischen Herrschaft große Rückschritte im Französischen gemacht hatte, und sich jetzt eventualiter aufs Neue einüben wollte. Ich glaubte ihn unten konjugieren zu hören: „J'aime,

tu aimes, il aime, nous aimons“ — Was liebt er aber? In keinem Fall die Preußen. Den Straßburger Münſter ſah ich nur von fern; er wackelte mit dem Kopfe, wie der alte getreue Eckart, wenn er einen jungen Fant erblickt, der nach dem Venusberge zieht.

Zu Saint-Denis erwachte ich aus einem ſüßen Morgenſchlafe, und hörte zum erſten Male den Ruf der Coucouführer: „Paris! Paris!“ ſo wie auch das Schellengeklingel der Coco-Verkäufer. Hier athmet man ſchon die Luft der Hauptſtadt, die am Horizonte bereits ſichtbar. Ein alter Schelm von Lohnbedienter wollte mich bereden, die Königsgräber zu beſuchen, aber ich war nicht nach Frankreich gekommen, um todte Könige zu ſehen; ich begnügte mich damit, mir von jenem Cicerone die Legende des Ortes erzählen zu laſſen, wie nämlich der böſe Heidenkönig dem heiligen Denis den Kopf abſchlagen ließ, und Dieſer mit dem Kopf in der Hand von Paris nach Saint-Denis lief, um ſich dort begraben und den Ort nach ſeinem Namen nennen zu laſſen. Wenn man die Entfernung bedenke, ſagte mein Erzähler, müſſe man über das Wunder ſtaunen, daſs Jemand ſo weit zu Fuß ohne Kopf gehen konnte — doch ſetzte er mit einem ſonderbaren Lächeln hinzu: „Dans des cas pareils il

n'y a que le premier pas qui coûte.“ Das war zwei Franken werth, und ich gab ſie ihm, pour l'amour de Voltaire, deſſen Spottlächeln ich hier ſchon begegnete. In zwanzig Minuten war ich in Paris, und zog ein durch die Triumphpforte des Boulevard Saint-Denis, die urſprünglich zu Ehren Ludwig's XIV. errichtet worden, jetzt aber zur Verherrlichung meines Einzugs in Paris diente. Wahrhaft überraſchte mich die Menge von geputzten Leuten, die ſehr geſchmackvoll gekleidet waren, wie Bilder eines Modejournals. Dann imponierte mir, daſs ſie Alle Franzöſiſch ſprachen, was bei uns ein Kennzeichen der vornehmen Welt; hier iſt alſo das ganze Volk ſo vornehm, wie bei uns der Adel. Die Männer waren alle ſo höflich, und die ſchönen Frauen ſo lächelnd. Gab mir Jemand unverſehens einen Stoß, ohne gleich um Verzeihung zu bitten, ſo konnte ich darauf wetten, daſs es ein Landsmann war; und wenn irgend eine Schöne etwas allzu ſäuerlich ausſah, ſo hatte ſie entweder Sauerkraut gegeſſen, oder ſie konnte Klopſtock im Original leſen. Ich fand Alles ſo amüſant, und der Himmel war ſo blau und die Luft ſo liebenswürdig, ſo generös, und dabei flimmerten noch hie und da die Lichter der Juliſonne; die Wangen der ſchönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküſſen

dieſer Sonne, und an ihrer Bruſt war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenſtrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die „Liberté, égalité, fraternité“ ſchon wieder abgewiſcht. Die Flitterwochen vergehen ſo ſchnell!

Ich beſuchte ſogleich die Reſtaurants, denen ich empfohlen war; dieſe Speiſewirthe verſicherten mir, daſs ſie mich auch ohne Empfehlungsſchreiben gut aufgenommen hätten, da ich ein ſo honettes und diſtingirtes Äußere beſäße, das ſich von ſelbſt empfehle. Nie hat mir ein deutſcher Garkoch Derzleichen geſagt, wenn er auch eben ſo dachte; ſo ein Flegel meint, er müſſe uns das Angenehme verſchweigen, und ſeine deutſche Offenheit verpflichte ihn, nur widerwärtige Dinge uns ins Geſicht zu ſagen. In den Sitten und ſogar in der Sprache der Franzoſen iſt ſo viel köſtliche Schmeichelei, die ſo Wenig koſtet, und doch ſo wohlthätig und erquickend. Meine Seele, die arme Senſitive, welche die Scheu vor vaterländiſcher Grobheit ſo ſehr zuſammengezogen hatte, erſchloſs ſich wieder jenen ſchmeichleriſchen Lauten der franzöſiſchen Urbanität*). Gott hat uns die Zunge gegeben, da-

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

mit wir unsern Mitmenschen etwas Angenehmes sagen*).

Mit dem Französischen haperte es etwas bei meiner Ankunft; aber nach einer halbstündigen Unterredung mit einer kleinen Blumenhändlerin im Passage de l'Opera ward mein Französisch, das seit der Schlacht bei Waterloo eingerostet war, wieder flüssig, ich stotterte mich wieder hinein in die galantesten Konjugationen und erklärte der Kleinen sehr verständlich das Linnéische System, wo man die Blumen nach ihren Staubfäden eintheilt; die Kleine folgte einer andern Methode und theilte die Blumen ein in solche, die gut röchen, und in solche, welche stänken. Ich glaube, auch bei den Männern beobachtete sie dieselbe Klassifikation. Sie war erstaunt, dass ich trotz meiner Jugend so gelehrt sei, und posaunte meinen gelehrten Ruf im ganzen Passage de l'Opera. Ich sog auch hier die Wohldüfte der Schmeichelei mit Wonne ein, und amüsierte mich sehr. Ich wandelte auf Blumen, und manche gebratene Taube flog mir ins offne, gaffende Maul. Wie viel Amüsantes sah ich hier bei meiner Ankunft! Alle Notabilitäten des öffentlichen

*) „damit wir unsern Freunden etwas Angenehmes und unsern Feinden bittere Wahrheiten sagen." steht in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

Ergötzens und der officiellen Lächerlichkeit. Die ernſthaften Franzoſen waren die amüſanteſten. Ich ſah Arnal, Bouffé, Déjazet, Deburean, Odry, Mademoiſelle Georges und die große Marmite im Invalidenpallaſte. Ich ſah die Morgue, die Académie française*), wo ebenfalls viele unbekannte Leichen ausgeſtellt, und endlich die Nekropolis des Luxembourg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalſamierten falſchen Eiden, die ſie allen Dynaſtien der franzöſiſchen Pharaonen geſchworen.

*) In der franzöſiſchen Ausgabe folgt hier die ausführlichere Stelle: „Letztere, die Akademie, iſt eine Krippe für alte, wieder kindiſch gewordene Schriftſteller, eine wahrhaft philanthropiſche Anſtalt. Ähnliches finden wir der Idee nach bei den Hindus, welche Hoſpitäler für alte und abgelebte Affen errichten. Das Dach des Gebäudes, welches die ehrwürdigen Häupter der Mitglieder jener Anſtalt beſchützt (ich ſpreche von der Académie française, und nicht von einem indiſchen Hoſpitale), iſt eine große Kuppel, die einer ungeheuren Marmorperücke gleicht. Ich kann die arme alte Perücke nicht anſehen, ohne an die Witzworte ſo vieler geiſtreichen Männer zu denken, die ſich auf Koſten dieſer Akademie luſtig gemacht, welche trotzdem noch immer am Leben blieb. Man ſagt mit Unrecht, daſs in Frankreich die Lächerlichkeit tödte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs ich auch die Nekropolis des Luxembourg beſuchte, worin ꝛc.“

Der Herausgeber.

Ich sah im Jardin-des-Plantes*) die Giraffe, den Bock mit drei Beinen und die Kängurus, die mich ganz besonders amüsierten. Ich sah auch Herrn von Lafayette und seine weißen Haare, letztere aber sah ich apart, da solche in einem Medaillon befindlich waren, welches einer schönen Dame am Halse hing, während er selbst, der Held beider Welten, eine braune Perücke trug, wie alle alten Franzosen**). Ich besuchte die königliche Bibliothek, und sah hier den Konservateur der Medaillen, die eben gestohlen worden; ich sah dort auch in einem obskuren Korridor den Zodiakus von Denderah, der einst so viel Aufsehen erregt hatte, und am selben Tage sah ich Madame Recamier, die berühmteste Schönheit zur Zeit der Merowinger, sowie auch Herrn Ballanche, der zu den Pièces justificatives ihrer Tugend gehörte, und den sie seit undenklicher Zeit überall mit sich herumschleppte. Der gute und treffliche Ballanche, den Jedermann lobt und Niemand liest, war mit einem Gesicht ohne linke Backe auf die Welt gekommen, und später verlor er die

*) Hier finden sich in der französischen Ausgabe noch die Worte: „das wirkliche Affenpalais,"

Der Herausgeber.

**) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

rechte Backe durch eine Amputation. Leider ſah ich nicht Herrn von Chateaubriand, der mich gewiſs amüſiert hätte*). Eben ſo wenig ſah ich Herrn Villemain; ſeine Haushälterin ſagte mir, er laſſe ſich nicht ſehen, weil es ein Donnerstag ſei, der Tag, wo er ſich wäſcht. Die Treppe hinabſteigend, ſah ich unten eine Tafel mit der Inſchrift: „Parlez au concierge,“ und ich beeilte mich, ein paar artige Worte an den wackeren Mann zu richten; ich machte ihm mein Kompliment über die Reinlichkeit ſeines berühmten Miethsmannes, der ſich jeden Donnerstag waſche. Sehen Sie, bemerkte ich ihm, die Reinlichkeit iſt ein gar ſeltnes Ding bei den Gelehrten, und z. B. der berühmte Caſaubo-

*) In der früheren deutſchen Ausgabe folgt hier, ſtatt obiger Stelle, nur der Satz: „Dafür ſah ich aber in der Grande-Chaumière den Père La Hire, in einem Momente, wo er bougrement en colère war; er hatte eben zwei junge Robespierre mit weit aufgeklappten weißen Tugendweſten bei den Krägen erfaſſt und vor die Thür geſetzt; einen kleinen Saint-Juſt, der ſich maufig machte, ſchmiſs er ihnen nach, und einige hübſche Citoyennes des Quartier Latin, welche über Verletzung der Menſchheitsrechte klagten, hätte ſchier daſſelbe Schickſal betroffen. In einem andern, ähnlichen Lokal ſah ich den berühmten Chicard, den berühmten Lederhändler und Kankantänzer ꝛc.“

Der Herausgeber.

nus wusch sich nur einmal im Jahre, zur Fastnachtzeit, vielleicht um sich zu vermummen. Der Thürschließer machte mir eine tiefe Verbeugung und erwiderte mit seufzender Stimme: „Sie sind ein gar treuherziger Mensch, mein Herr, ich muß Sie enttäuschen: Das erlauchte Individuum, welches ich zu meinen Miethsleuten zähle, verbraucht eben nicht allzu viel Seinewasser, die Auvergnaten werden durch ihn nicht reich, und in Betreff der Reinlichkeit ist er so ein kleiner Casaubonus.“ Bei diesen Worten schlug er ein Gelächter auf, und ich entfernte mich, gleichfalls lachend, ohne zu wissen warum.

Um mir ein französisches Aussehen zu geben, schlenderte ich kokett fürbaß und trällerte die Melodie vor mich hin:

Où allez-vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez,

als ich ein großes Gebäude vor mir auftauchen sah, das man mir als das Pantheon bezeichnete. Dasselbe trug gleichfalls eine Inschrift, aber in Marmor, und, statt eines „Parlez au portier,“ las man dort: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“ Beim Eintreten erblickte ich nur ein riesiges Gebäude voller Leere, eine Art Stein-

ballon, in deſſen Mitte ganz allein ein langer, dürrer Engländer ſpazierte, der ſeinen Guide de Paris im Maule und die Daumen ſeiner gekrümmten Hände in den Armlöchern ſeiner Weſte trug. Ich näherte mich ihm überaus höflich und ſagte ihm: A very fine exhibition! Ich fügte ſogar hinzu: Very fine indeed! denn ich hoffte, er werde bei der Antwort ſeinen Guide aus dem Maule fallen laſſen, wie der Rabe in der Fabel den Käſe aus ſeinem Schnabel fallen läſſt. Aber der Guide, deſſen ich mich bemächtigen wollte, um Etwas darin nachzuſehen, fiel nicht; der engliſche Rabe hielt ſeine Zähne zuſammengeklemmt, und ohne mich im mindeſten zu beachten, ging er fort. Ich that Daſſelbe, und folgte ihm dicht auf den Hacken bis zum Portikus. Dort, vor der Säulenreihe der Façade, bemerkte ich die bausbäckige Geſtalt einer dicken Perſon, einer Frau mit großen Brüſten, wie man damals die Göttin der Freiheit abbildete. Vermuthlich war ſie die Pförtnerin des Pantheons. Es ſchien mir, als habe der Anblick des Sohnes von Albion ſie in eine treffliche Laune verſetzt. Mir ein Zeichen des Verſtändniſſes mit ihren Äuglein zublinzelnd, die wie Glühwürmchen in dem feiſten Geſicht funkelten, machte ſie ſich über den armen Engländer luſtig, und ich hörte zum erſten Mal

jenes laute gallische Lachen, das man bei uns nicht kennt, und das so gutmüthig und moquant zugleich ist, wie der lieblich edle französische Wein oder ein Kapitel von Rabelais. Nichts ist ansteckender als solch eine Lustigkeit, und ich selbst begann aus Herzensgrunde zu lachen, wie ich niemals daheim gelacht habe. Um ein Gespräch mit der schalkhaften und amüsanten Person anzuknüpfen, fiel es mir ein, sie zu fragen, wo die großen Männer seien, von denen die Inschrift dieses Hauses der Nationaldankbarkeit rede. Bei dieser Frage erhob die biedere Lacherin ein noch schallenderes Gelächter, die Thränen kamen ihr in die Augen, sie musste sich den Bauch halten, um nicht zu ersticken, und bei jedem Wort Athem holend, antwortete sie: „Ach, Sie kommen zu einer schlechten Stunde hieher. Gegenwärtig sind die großen Männer sehr rar bei uns — die letzte Ernte hat keinen Ertrag geliefert, aber wir hoffen, dass die nächste wohl besser ausfallen wird; unsere großen Männer in spe wachsen vortrefflich und versprechen Viel. Wollen Sie diese großen Männer der Zukunft sehen, welche jetzt noch sehr winzig sind, so brauchen Sie sich nur nach einem Etablissement zu begeben, das hier ganz in der Nähe auf dem Boulevard Mont-Parnasse liegt, und das man die Grande-Chau-

mière heißt. Dort iſt die Pflanz- und Tanzſchule jener kleinen großen Männer, jener Knirpſe des Ruhmes, die eines Tages der Stolz Frankreichs und die Freude des Menſchengeſchlechts ſein werden; Sie treffen es gut, denn es iſt heute ein Donnerstag ..." Die tolle Lacherin konnte nicht weiter reden, und als ich von ihr Abſchied nahm, um mich nach dem angedeuteten Ort zu verfügen, hörte ich noch lange das Echo ihrer Luſtigkeit.

In wenigen Minuten erreichte ich das proviſoriſche Pantheon der künftigen großen Männer Frankreichs, welches man die Grande-Chaumière nennt. Es iſt ein Name, mit welchem der republikaniſche Gedanke wahrſcheinlich eine geheime Bedeutung verknüpft, denn le chaume (das Stroh) iſt das Sinnbild des frugalen und arbeitſamen Lebens, und es wird das Symbol jener Proletarier, welche die ſtolzen Palläſte des ariſtokratiſchen Hochmuths und Laſters zerſtören werden, um an ihrer Stelle den Herd guter Sitten und der Tugend, die „große Strohhütte des Volkes," zu errichten. Ich trat in das Allerheiligſte des Etabliſſements, welches dieſen ſymboliſchen Namen führt, und es thut mir fürwahr nicht leid um die zehn Sous, welche ich am Eingang bezahlen muſſte. Ich ſah dort in der That die künftigen großen Män-

ner Frankreichs, die kleinen großen Männer, auf deren Stirn schon das Morgenroth ihres Ruhmes einen Abglanz warf, ich sah jene Helden der Zukunft, deren Leben und mehr oder minder herrliche Großthaten ein Plutarch beschreiben wird, der noch geboren werden soll, oder der zur Stunde an der Mutterbrust saugt, wenn er nicht vielleicht mit der Flasche genährt wird. All' diese Leute hingen der republikanischen Sache an und trugen das Kostüm einer unerschütterlichen Überzeugung, d. h. einen großen Filzhut und eine Tugendweste à la Robespierre, weit aufgeklappt und so weiß wie das Gewissen des Unbestechlichen! Chacun war dort mit seiner Chacune, und die jungen Jakobiner tanzten mit ihren jungen Jakobinerinnen. Es gab dort Catone des Rechts und Brutusse der Medicin; es gab dort Sempronias von der Nadel und Wams- oder Hosen-Portias, kurz, die Blüthe des Quartier-des-Ecoles. Diese Citoyennes Grisetten waren sehr vergnügt und so tugendhaft, wie das Klima des Pays latin es gestattet. Alle ohne Ausnahme waren enragierte Republikanerinnen; man sagt, daſs sie oft ihre Liebhaber wechseln, aber niemals ihre Ansichten. Ich traf es gut, denn an jenem Tage war der Père La Hire, der Leiter des Etablissements, so zu sagen der Feldhüter dieser gro-

ßen Strohhütte, bougrement en colère, wie man zur Zeit des Père Duchêne ſagte. Dies Individuum, von athletiſcher Kraft und ein geborner Wütherich, amüſierte mich ſehr durch die naive Brutalität, mit welcher er den Anſtand ſeines Publikums überwachte. Eine arme Kleine, deren Halstuch ſich in der Hitze eines Kontretanzes ein biſschen verſchoben, ſchlich zitternd von dannen, als er ihr einen einzigen Drohblick zuwarf. Eine andere kleine Bürgerin, die er gleichfalls ein wenig zu dekolletiert fand, jagte er ſchimpflich fort. Dies Ungeheuer wuſſte nicht, daſs in Sparta die jungen Mädchen mit den jungen lacedämoniſchen Burſchen ſplitternackt tanzten, ohne daſs je die Keuſchheit in der Stadt Lykurg's große Gefahr gelaufen. Die Schamhaftigkeit eines Weibes iſt ein Wall für ihre Tugend, ſicherer als alle Kleider der Welt, wie wenig ausgeſchnitten dieſelben auch über dem Halſe. Der Père La Hire iſt der perſonificierte Schrecken für die Tänzer, welche die Schranken eines anſtändigen Kankans überſchreiten. Er packte zwei junge Robespierre bei den Krägen und, Beide mit ſeinen langen Händen vom Boden emporhebend, wie es einſt Herkules mit Antäus gethan, ſetzte er ſie vor die Thür; einen kleinen Saint-Juſt, der ſich beim Anblick dieſes tyranniſchen Aktes mauſig gemacht,

ſchmiſs er ihnen nach. Letzterer ſtand auf, bürſtete ſeinen langen Rock ab, zupfte ſeine hohe Kravatte zurecht, und proteſtierte gegen dieſe Verletzung der Menſchheitsrechte, indem er den Père La Hire einen Polignac ſchalt*). Das Orcheſter ſpielte in dieſem Augenblick die Marſeillaiſe.

Ich verdankte dieſem Zwiſchenfalle die Bekanntſchaft einer jungen Perſon, die in meiner Nähe ſtand, und die ich gegen den neugierigen Haufen in Schutz nahm. Sie war ſehr zierlich und klein, ihr Mund bildete ein Herz, ihre ſchwarzen Augen waren faſt zu groß, und es lag etwas Trotziges in dem Schnitt ihrer Stülpnaſe, deren feingeformte Nüſtern ſich bei jedem Geſchmetter der Muſik vor Luſt aufblähten. Man nannte ſie Mademoiſelle Joſephine, oder Joſephine, oder gar kurzweg Fifine. Als ſie erfuhr, daſs ich ein Deutſcher ſei, war ſie hoch erfreut, und ſie bat mich, ihr eine Bärenhaut zu ſchenken, denn ſeit Jahren, ſagte ſie, ſei es ihr Wunſch, eine Bärenhaut zu beſitzen, um dieſelbe vor ihr Bett zu legen; es ſei ihr beſtändiger Traum! Sie hielt mich mehr für einen Nordländer, als ich es wirklich war, und vermuthlich glauben dieſe Da-

*) Vgl. die Anmerkung auf S. 245 des vorliegenden Bandes.

Der Herausgeber.

men, daſs man in meinem Vaterlande nur die Hand auszuſtrecken braucht, um einen Bären am Kragen zu erfaſſen und ihm ſeine Haut abzuziehn. Die Kleine war ſo harmlos, ihr Lächeln war ſo ſchmeichleriſch, ihre Redeweiſe ſo ſüß, ihr zwitſcherndes Geplauder hallte in meinem Herzen ſo lieblich wieder, daſs ich mit Freuden, ein ſo guter Patriot ich auch bin, der franzöſiſchen Hexe zu Gefallen die Häute ſämmtlicher Bären Deutſchlands geopfert hätte. Ich ſchrieb ſofort ihr Begehren in mein Notizbuch, und, ihre Adreſſe aufzeichnend, verſprach ich ihr, daſs ich mich bald mit meiner deutſchen Bärenhaut bei ihr einſtellen würde. Inzwiſchen bat ich ſie, mir die Ehre zu erweiſen, eine ſüdlichere Frucht von mir anzunehmen, nämlich eine Apfelſine. Sie nahm dieſelbe ohne weitere Ceremonie mit der Bemerkung an, daſs ſie, nächſt Schweinsfüßen à la sainte Ménéhould, juſt Apfelſinen am liebſten äße. „Was aber jene, die Schweinsfüße, betrifft," fügte ſie hinzu, „ſo verehre ich dieſelben bis zur Abgötterei, und für dies Gericht könnte ich eine Nichtswürdigkeit begehen." Während Mademoiſelle Joſephine langſam und mit Behagen ihre Apfelſine verſpeiſte, oder, um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, ſich mit derſelben identificierte, ſuchte ich ſie in eben ſo angenehmer wie belehrender Art

zu unterhalten. Von den Bärenhäuten kam ich auf die Zoologie, ja selbst auf die häklichste Frage der vergleichenden Anatomie, auf die Schwanzfrage, ob nämlich der erste Mensch mit einem Schwanze, wie die Affen, begabt gewesen, und ob die menschliche Race diese antediluvianische Zierat später durch eine mehr oder minder rühmliche Krankheit verloren? Mademoiselle Josephine war erstaunt über meine große Gelehrsamkeit, und sagte mir mehrmals: „Sie werden es weit bringen, mein Herr!“ Ich bezweifle nicht, daſs sie mir recht hilfreich unter die Arme gegriffen, indem sie meine Talente im ganzen Faubourg Saint-Jacques und den angrenzenden Straßen herumposaunte. Durch die Weiber wird man berühmt in Paris.

Wie groß auch meine Dankbarkeit gegen sie sei, muſs ich doch ehrlich bekennen, daſs ich in meiner Unterhaltung mit Mademoiselle Josephine bemerkte, wie das arme Kind sehr unwissend war und nicht einmal die ethnographischen Elementarbegriffe kannte. Sie wusste zum Beispiel nicht, daſs die Stadt Hamburg eine Republik, wie einstmals Athen, und daſs sie bei Altona gelegen, wo sich Klopstock's Grab befindet. Eben so unbekannt war ihr der Unterschied zwischen den Preußen und den Russen, zwischen der Fuchtel und der Knute. Sie glaubte,

die Aſtronomie ſei eine Erfindung des Herrn Arago, und als ich ſie belehrte, daſs die Erde, der Ball, den wir bewohnen, ſich beſtändig um die Sonne dreht, rief ſie aus: „Wie entſetzlich! die bloße Vorſtellung ſolch einer Dreherei macht mich ſchwindlig!“ Ihren feinen und zarten Körper durchflog ein Zittern, und ſie frug: „Wer hat Ihnen denn geſagt, daſs die Erde ſich um die Sonne dreht?“ Als ich antwortete: Ein Pole, Namens Kopernikus, zuckte ſie die Achſeln und rief: „Ein Pole? dann glaube ich kein Wort davon. Man darf niemals Dem trauen, was die Polen Einem ſagen; ſie haben nicht die Wahrheit erfunden. Ihr Deutſche ſeid, bei all eurem tiefen Wiſſen, zu leichtgläubig. Glauben denn bei euch die Frauen auch an dies alberne Geſchwätz von einem Umdrehen der Erde, das Einem zugleich das Herz verdreht? Dann ſind ſie wohl nicht ſo nervös, wie wir Franzöſinnen, und ſie können deſshalb auch ernſtere Studien vertragen; man hat mir geſagt, die deutſchen Frauen wären tauſendmal gebildeter, als wir, und ſie wüſſten alle Mumien Ägyptens auswendig. In der That, wir jungen Mädchen in Frankreich ſind ſchlecht erzogen, wir lernen gar Nichts, und ich, die mit Ihnen redet, denken Sie ſich, ich habe gar keinen Unter-

richt genoſſen; Alles, was ich von der Naturgeſchichte weiß, habe ich von mir ſelbſt gelernt.“

Als galanter Schmeichler hielt ich dieſe Geſtändniſſe nationaler Unwiſſenheit für Übertreibung, und ich ging ſelbſt ſo weit, die Bildung der deutſchen Damen etwas über Gebühr herabzuſetzen. Ich behauptete, dieſelbe ſei nicht ſo vollkommen, wie man ſich's im Auslande vorſtellt, ſie ſei ſogar recht mangelhaft, und ich hätte zum Beiſpiel in meiner Heimat ſogenannte wohlerzogene junge Mädchen geſehen, welche die ſchalkhaften Lieder Beranger's nicht zu ſingen verſtänden. „Ach, unmöglich!“ rief Mademoiſelle Joſephine.

Mir fallen heute bei der Erinnerung an dieſe treffliche Perſon die Worte ein, welche Mephiſtofeles ſpricht, indem er Fauſt den Hexentrank überreicht:

„Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.“

Die Neuheit des Genres iſt der Hexentrank, welcher auf jeden Deutſchen, der zum erſten Mal nach Paris kommt, denſelben Zauber übt. Er vergafft ſich in das hübſche Geſicht der erſten, beſten Griſette, wie er von der Küche des ſchlechteſten Sudelkoches im Palais-Royal entzückt iſt, wo man

für zwei Franken per Kopf zu Mittag speist. Aber es sind für ihn neue Gerichte mit fremder Sauce. Später wird Einem schlimm zu Muth, wenn man daran denkt, daſs man dies verdächtige, allzu stark gewürzte Mischimaschi verschluckt hat; denn wir haben später in Restaurants der guten Gesellschaft mit Damen der guten Gesellschaft diniert, und wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu schätzen, welche gar gekocht und kunstgerecht arrangiert sind, manchmal etwas Hautgout haben, aber stets vortrefflich schmecken.

Am Abend desselben Tages, an dem ich die Grande-Chaumière besucht hatte, wo ich die großen Männer Frankreichs noch in embryonischem Zustande sah, führte mich einer meiner Landsleute, der schon in der Welt bekannt war, in ein anderes Lokal, das einige Ähnlichkeit mit dem eben besprochenen hatte. Das weibliche Geschlecht befand sich dort in überwiegender Majorität. Ich machte daselbst die Bekanntschaft eines großen Mannes, welcher damals auf dem Gipfel seiner Größe stand. Seitdem ist sein Ruhm gesunken, aber in Frankreich hat Nichts Bestand, und die großen Männer treten schnell wieder ins Dunkel; sie erscheinen nur, um zu verschwinden. Der große Mann, von dem ich spreche,

war der berühmte Chicard*), der berühmte Lederhändler und Kankantänzer, eine vierschrötige Figur, deren roth aufgedunsenes Gesicht gegen die blendend weiße Kravatte vortrefflich abstach; steif und ernsthaft, glich er einem Mairie-Adjunkten, der sich eben anschickt, eine Rosière zu bekränzen. Ich bewunderte seinen Tanz, und ich sagte ihm, daſs derselbe große Ähnlichkeit habe mit dem antiken Silenostanz, den man bei den Dionysien tanzte, und der von dem würdigen Erzieher des Bacchus, dem Silenos, seinen Namen empfangen. Auch Herr Chicard sagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Gelehrsamkeit und präsentierte mich einigen Damen seiner Bekanntschaft, die ebenfalls nicht ermangelten, mein gründliches Wissen herumzurühmen, so daſs sich bald mein Ruf in ganz Paris verbreitete, und die Direktoren von Zeitschriften mich aufsuchten, um meine Kollaboration zu gewinnen.

Zu den Personen, die ich bald nach meiner Ankunft in Paris sah, gehört auch Victor Bohain, und ich erinnere mich mit Freude dieser jovialen, geistreichen Figur, die durch liebenswürdige Anregungen Viel dazu beitrug, die Stirne des deutschen

*) Vgl. die Anmerkung auf S. 245 dieses Bandes.
Der Herausgeber.

Träumers zu entwölken*) und ſein vergrämtes Herz in die Heiterkeit des franzöſiſchen Lebens einzuweihen. Er hatte damals die „Europe littéraire“ geſtiftet, und als Direktor derſelben kam er zu mir mit dem Anſuchen, einige Artikel über Deutſchland in dem Genre der Frau von Staël für ſeine Zeitſchrift zu ſchreiben. Ich verſprach, die Artikel zu liefern, jedoch ausdrücklich bemerkend, daſs ich ſie in einem ganz entgegengeſetzten Genre ſchreiben würde. „Das iſt mir gleich,“ — war die lachende Antwort — „außer dem Genre ennuyeux geſtatte ich, wie Voltaire, jedes Genre.“ Damit ich armer Deutſcher nicht in das Genre ennuyeux verfiele, lud Freund Bohain mich oft zu Tiſche und begoſs meinen Geiſt mit Champagner. Niemand wuſſte beſſer, wie er, ein Diner anzuordnen, wo man nicht bloß die beſte Küche, ſondern auch die köſtlichſte Unterhaltung genoſs; Niemand wuſſte ſo gut, wie er, als Wirth die Honneurs zu machen, Niemand ſo gut zu repräſentieren, wie Victor Bohain — auch hat er gewiſs mit Recht ſeinen Aktionären der „Europe littéraire“ hunderttauſend Franken Repräſentationskoſten angerechnet. Seine Frau war

*) Der Schluſs dieſes Satzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

sehr hübsch und besaß ein niedliches Windspiel, welches Zi-Zi hieß. Zu dem Humor des Mannes trug sogar sein hölzernes Bein Etwas bei, und wenn er, allerliebst um den Tisch herumhumpelnd, seinen Gästen Champagner einschenkte, glich er dem Vulkan, als Derselbe das Amt Hebe's verrichtete in der jauchzenden Götterversammlung. Wo ist er jetzt? Ich habe lange Nichts von ihm gehört. Zuletzt, vor etwa zehn Jahren, sah ich ihn in einem Wirthshause zu Granville; er war von England, wo er sich aufhielt, um die kolossale englische Nationalschuld zu studieren und bei dieser Gelegenheit seine kleinen Privatschulden zu vergessen, nach jenem Hafenstädtchen der Basse-Normandie auf einen Tag herübergekommen, und hier fand ich ihn an einem Tischchen sitzend neben einer Bouteille Champagner und einem vierschrötigen Spießbürger mit kurzer Stirn und aufgesperrtem Maule, dem er das Projekt eines Geschäftes auseinandersetzte, woran, wie Bohain mit beredsamen Zahlen bewies, eine Million zu gewinnen war. Bohain's spekulativer Geist war immer sehr groß, und wenn er ein Geschäft erdachte, stand immer eine Million Gewinn in Aussicht, nie weniger als eine Million. Die Freunde nannten ihn daher auch Messer Millione, wie einst Marco Paolo in Venedig genannt wurde, als Der-

ſelbe nach ſeiner Rückkehr aus dem Morgenlande den maulaufſperrenden Landsleuten unter den Arkaden des Sankt Marco-Platzes von den hundert Millionen und wieder hundert Millionen Einwohnern erzählte, welche er in den Ländern, die er bereiſt, in China, der Tartarei, Indien u. ſ. w., geſehen habe. Die neuere Geographie hat den berühmten Venetianer, den man lange für einen Aufſchneider hielt, wieder zu Ehren gebracht, und auch von unſerm Pariſer Meſſer Millione dürfen wir behaupten, daſs ſeine induſtriellen Projekte immer großartig richtig erſonnen waren, und nur durch Zufälligkeiten in der Ausführung miſslangen; manche brachten große Gewinne, als ſie in die Hände von Perſonen kamen, die nicht ſo gut die Honneurs eines Geſchäftes zu machen, die nicht ſo prachtvoll zu repräſentieren wuſſten, wie Victor Bohain. Auch die „Europe littéraire“ war eine vortreffliche Konception, ihr Erfolg ſchien geſichert, und ich habe ihren Untergang nie begriffen. Noch den Vorabend des Tages, wo die Stockung begann, gab Victor Bohain in den Redaktionsſälen des Journals einen glänzenden Ball, wo er mit ſeinen dreihundert Aktionären tanzte, ganz ſo wie einſt Leonidas mit ſeinen dreihundert Spartanern den Tag vor der Schlacht bei den Thermopylen. Jedes-

mal, wenn ich in der Galerie des Louvre das Gemälde von David ſehe, welches dieſe antik heroiſche Scene darſtellt, denke ich an den erwähnten letzten Tanz des Victor Bohain; ganz ebenſo, wie der todesmuthige König des David'ſchen Bildes, ſtand er auf einem Beine; es war dieſelbe klaſſiſche Stellung. — Wanderer! wenn du in Paris die Chauſſée d'Antin nach den Boulevards herabwandelſt, und dich am Ende bei einem ſchmutzigen Thal, das die Rue basse du rempart geheißen, befindeſt, wiſſe! du ſtehſt hier vor den Thermopylen der „Europe littéraire," wo Victor Bohain heldenkühn fiel mit ſeinen dreihundert Aktionären.

Die Aufſätze, die ich, wie geſagt, für jene ephemere Zeitſchrift zu verfaſſen hatte und darin abdrucken ließ, gaben mir Veranlaſſung, in weiterer Ausführung über Deutſchland mich auszuſprechen, und mit Freuden begrüßte ich die Aufforderung des Direktors der „Revue des deux mondes," für ſein Journal eine Reihe von Aufſätzen über die geiſtige Entwickelung meines Vaterlandes zu ſchreiben. Dieſer Direktor war Nichts weniger als ein luſtiger Kumpan, wie Meſſer Millione; ſein Fehler war vielmehr ein übermäßiger Ernſt. Es iſt ihm ſeitdem durch gewiſſenhafte und ehrenwerthe Arbeit gelungen, ſeine Zeitſchrift zu einer wahren

Revue beider Welten zu machen, d. h. zu einer Revue, die in allen civilisierten Ländern verbreitet ist, wo sie den Geist und die Größe der französischen Literatur repräsentiert. In dieser Revue also veröffentlichte ich meine neuen Arbeiten über die intellektuelle und sociale Geschichte meines Vaterlandes; Mademoiselle Josephine hatte wohl Recht, zu prophezeien, daſs ich es weit bringen würde. Der große Wiederhall, den diese Aufsätze fanden, gab mir den Muth, sie zu sammeln, sie zu vervollständigen, und es entstand dadurch das Buch, das du, theurer Leser! jetzt in Händen hast.

Ich wollte nicht bloß seinen Zweck, seine Tendenz, seine geheimste Absicht, sondern auch die Genesis des Buches hier offenbaren, damit Jeder um so sicherer ermitteln könne, wie viel Glauben und Zutrauen meine Mittheilungen verdienen. Ich schrieb nicht im Genre der Frau von Staël, und wenn ich mich auch bestrebte, so wenig ennuyant wie möglich zu sein, so verzichtete ich doch im Voraus auf alle Effekte des Stiles und der Phrase, die man bei Frau von Staël, dem größten Autor Frankreichs während dem Empire, in so hohem Grade antrifft. Ja, die Verfasserin der „Corinne“ überragt nach meinem Bedünken alle ihre Zeitgenossen, und ich kann das sprühende Feuerwerk

ihrer Darstellung nicht genug bewundern; aber dieses Feuerwerk lässt leider eine übelriechende Dunkelheit zurück, und wir müssen eingestehen*), ihr Genie ist nicht so geschlechtlos, wie nach der früheren Behauptung der Frau von Staël das Genie sein soll; ihr Genie ist ein Weib, besitzt alle Gebrechen und Launen des Weibes, und es war meine Pflicht als Mann, dem glänzenden Kankan dieses Genies zu widersprechen. Es war um so nothwendiger, da die Mittheilungen in ihrem Buch „De l'Allemagne" sich auf Gegenstände bezogen, die den Franzosen unbekannt waren und den Reiz der Neuheit besaßen, z. B. Alles, was Bezug hat auf deutsche Philosophie und romantische Schule. Ich glaube, in meinem Buche absonderlich über erstere die ehrlichste Auskunft ertheilt zu haben, und die Zeit hat bestätigt, was damals, als ich es vorbrachte, unerhört und unbegreiflich schien.

Ja, was die deutsche Philosophie betrifft, so hatte ich unumwunden das Schulgeheimnis ausge-

*) Im Originalmanuskript lautete die nachfolgende Stelle ursprünglich etwas ausführlicher: „ihr Genie, obschon es die Hosen ihres schweizerischen Landsmanns Rousseau angezogen hat, ist doch ein weibliches Genie. Ach, es ist nicht so geschlechtlos, wie nach der ꝛc."

Der Herausgeber.

plaudert, das, eingewickelt in ſcholaſtiſchen Formeln, nur den Eingeweihten der erſten Klaſſe bekannt war. Meine Offenbarungen erregten hier zu Lande die größte Verwunderung, und ich erinnere mich, daſs ſehr bedeutende franzöſiſche Denker mir naiv geſtanden, ſie hätten immer geglaubt, die deutſche Philoſophie ſei ein gewiſſer myſtiſcher Nebel, worin ſich die Gottheit wie in einer heiligen Wolkenburg verborgen halte, und die deutſchen Philoſophen ſeien ekſtatiſche Seher, die nur Frömmigkeit und Gottesfurcht athmeten. Es iſt nicht meine Schuld, daſs Dieſes nie der Fall geweſen, daſs die deutſche Philoſophie juſt das Gegentheil iſt von Dem, was wir bisher Frömmigkeit und Gottesfurcht nannten, und daſs unſre modernſten Philoſophen den vollſtändigſten Atheismus als das letzte Wort unſrer deutſchen Philoſophie proklamierten. Sie riſſen ſchonungslos und mit bacchantiſcher Lebensluſt den blauen Vorhang vom deutſchen Himmel, und riefen: „Sehet, alle Gottheiten ſind entflohen, und dort oben ſitzt nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit.“

Ach! was damals ſo befremdlich klang, wird jetzt jenſeits des Rheins auf allen Dächern gepredigt, und der fanatiſche Eifer mancher dieſer Prädikanten iſt entſetzlich! Wir haben jetzt fanatiſche

Mönche des Atheismus, Großinquisitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen lassen würden, weil er doch im Herzen ein verstockter Deist gewesen. So lange solche Doktrinen noch Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen blieben und in einer vornehmen Koterie-Sprache besprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns standen, während wir bei unsern philosophischen Petits-Soupers blasphemierten, unverständlich war — so lange gehörte auch ich zu den leichtsinnigen Esprits forts, wovon die Meisten jenen liberalen Grands-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umsturzideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verscheuchen suchten. Als ich aber merkte, daſs die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich sah, daſs Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Taback zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, Das begriff ich

jetzt durch den Geruchssinn, durch das Missbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, Gottlob! ein Ende.

Um die Wahrheit zu sagen, es mochte nicht bloß der Ekel sein, was mir die Grundsätze der Gottlosen verleidete und meinen Rücktritt veranlasste. Es war hier auch eine gewisse weltliche Besorgnis im Spiel, die ich nicht überwinden konnte; ich sah nämlich, dass der Atheismus ein mehr oder minder geheimes Bündnis geschlossen mit dem schauderhaft nacktesten, ganz feigenblattlosen, kommunen Kommunismus. Meine Scheu vor dem letztern hat wahrlich Nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für seine Kapitalien zittert, oder mit dem Verdruss der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeschäften gehemmt zu werden fürchten; nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angst des Künstlers und des Gelehrten, die wir unsre ganze moderne Civilisation, die mühselige Errungenschaft so vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelsten Arbeiten unsrer Vorgänger, durch den Sieg des Kommunismus bedroht sehen*). Fortgerissen von der Strömung großmüthiger Gesinnung,

*) Die folgenden drei Sätze sind in der französischen Ausgabe der Form nach etwas kürzer ausgedrückt.

Der Herausgeber.

mögen wir immerhin die Interessen der Kunst und Wissenschaft, ja alle unsre Partikularinteressen dem Gesammtinteresse des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern; aber wir können uns nimmermehr verhehlen, wessen wir uns zu gewärtigen haben, sobald die große rohe Masse, welche die Einen das Volk, die Andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souveränetät bereits längst proklamiert worden, zur wirklichen Herrschaft käme. Ganz besonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritte dieses täppischen Souveräns. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbstaufopferung gehört zu unsern raffiniertesten Genüssen — die Emancipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens, und wir haben dafür gerungen und namenloses Elend ertragen, in der Heimath wie im Exil — aber die reinliche, sensitive Natur des Dichters sträubt sich gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr schrecken wir zusammen bei dem Gedanken an seine Liebkosungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat sagte einst: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand ins Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: Ich würde meine Hand waschen, wenn

mich das ſouveräne Volk mit ſeinem Händedruck beehrt hätte.

O das Volk, dieſer arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die viel ſchamloſer, als die Höflinge von Byzanz und Verſailles, ihm ihren Weihrauchkeſſel an den Kopf ſchlugen. Dieſe Hoflakaien des Volkes rühmen beſtändig ſeine Vortrefflichkeiten und Tugenden, und rufen begeiſtert: „Wie ſchön iſt das Volk! wie gut iſt das Volk! wie intelligent iſt das Volk!“ — Nein, ihr lügt. Das arme Volk iſt nicht ſchön; im Gegentheil, es iſt ſehr häßlich. Aber dieſe Häßlichkeit entſtand durch den Schmutz und wird mit demſelben ſchwinden, ſobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majeſtät das Volk ſich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht ſchaden, und wir werden dann ein Volk ſehen, das hübſch propre iſt, ein Volk, das ſich gewaſchen hat*). Das Volk, deſſen Güte ſo ſehr geprieſen wird, iſt gar nicht gut; es iſt manchmal ſo böſe, wie einige andere Potentaten. Aber ſeine Bosheit kommt vom Hunger; wir müſſen ſorgen, daſs das ſouveräne Volk immer zu eſſen habe; ſobald aller-

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

höchst dasselbe gehörig gefüttert und gesättigt sein mag, wird es euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die Andern. Seine Majestät das Volk ist ebenfalls nicht sehr intelligent*); es ist vielleicht dümmer, als die Andern, es ist fast so bestialisch dumm, wie seine Günstlinge. Liebe und Vertrauen schenkt es nur Denjenigen, die den Jargon seiner Leidenschaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann hasst, der die Sprache der Vernunft mit ihm spricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. ist es in Paris, so war es in Jerusalem. Lasst dem Volk die Wahl zwischen dem Gerechtesten der Gerechten und dem scheußlichsten Straßenräuber, seid sicher, es ruft: „Wir wollen den Barnabas! Es lebe der Barnabas!“ — Der Grund dieser Verkehrtheit ist die Unwissenheit; dieses Nationalübel müssen wir zu tilgen suchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazu gehörigen Butterbröten und sonstigen Nahrungsmitteln unentgeltlich er-

*) „es ist so stupid, wie ein Monarch eben sein darf; es ist manchmal so dumm wie jene Brutusse, die es zu seinen Mandatarien macht, wenn es sich für einen Augenblick der absoluten Gewalt bemächtigt.“ lautet der Schluß dieses Satzes in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

theilt werde. — Und wenn Jeder im Volke in den Stand gesetzt ist, sich alle beliebigen Kenntnisse zu erwerben, werdet ihr bald auch ein intelligentes Volk sehen — Vielleicht wird dasselbe am Ende noch so gebildet, so geistreich, so witzig sein, wie wir es sind, nämlich wie ich und du, mein theurer Leser, und wir bekommen bald noch andre gelehrte Friseure, welche Verse machen wie Monsieur Jasmin zu Toulouse, und noch viele andre philosophische Flickschneider, welche ernsthafte Bücher schreiben, wie unser Landsmann, der famose Weitling.

Bei dem Namen dieses famosen Weitling taucht mir plötzlich mit all ihrem komischen Ernste die Scene meines ersten und letzten Zusammentreffens mit dem damaligen Tageshelden wieder im Gedächtnis herauf. Der liebe Gott, der von der Höhe seiner Himmelsburg Alles sieht, lachte wohl herzlich über die saure Miene, die ich geschnitten haben muss, als mir in dem Buchladen meines Freundes Campe zu Hamburg der berühmte Schneidergesell entgegentrat und sich als einen Kollegen ankündigte, der sich zu denselben revolutionären und atheistischen Doktrinen bekenne. Ich hätte wirklich in diesem Augenblick gewünscht, dass der liebe Gott gar nicht existiert haben möchte, damit er nur nicht die Verlegenheit und Beschämung sähe, worin mich

eine solche saubre Genossenschaft versetzte! Der liebe Gott hat mir gewiss alle meine alten Frevel von Herzen verziehen, wenn er die Demüthigung in Anschlag brachte, die ich bei jenem Handwerksgruß des ungläubigen Knotenthums, bei jenem kollegialischen Zusammentreffen mit Weitling empfand. Was meinen Stolz am meisten verletzte, war der gänzliche Mangel an Respekt, den der Bursche an den Tag legte, während er mit mir sprach. Er behielt die Mütze auf dem Kopf, und während ich vor ihm stand, saß er auf einer kleinen Holzbank, mit der einen Hand sein zusammengezogenes rechtes Bein in die Höhe haltend, so dass er mit dem Knie fast sein Kinn berührte; mit der andern Hand rieb er beständig dieses Bein oberhalb der Fußknöchel. Diese unehrerbietige Positur hatte ich anfangs den kauernden Handwerksgewöhnungen des Mannes zugeschrieben, doch er belehrte mich eines Bessern, als ich ihn befrug, warum er beständig in erwähnter Weise sein Bein riebe? Er sagte mir nämlich im unbefangen gleichgültigsten Tone, als handle es sich von einer Sache, die ganz natürlich, dass er in den verschiedenen deutschen Gefängnissen, worin er gesessen, gewöhnlich mit Ketten belastet worden sei; und da manchmal der eiserne Ring, welcher das Bein umschloss, etwas zu eng gewesen.

habe er an jener Stelle eine jückende Empfindung bewahrt, die ihn zuweilen veranlasse, sich dort zu reiben. Bei diesem naiven Geständnis muſs der Schreiber dieser Blätter ungefähr so ausgesehen haben, wie der Wolf in der äsopischen Fabel, als er seinen Freund den Hund befragt hatte, warum das Fell an seinem Halse so abgescheuert sei, und dieser zur Antwort gab: „Des Nachts legt man mich an die Kette.“ — Ja, ich gestehe, ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider solchermaßen mit seiner widerwärtigen Familiarität von den Ketten sprach, womit ihn die deutschen Schließer zuweilen belästigten, wenn er im Loch saß — „Loch! Schließer! Ketten!“ lauter fatale Koterieworte einer geschlossenen Gesellschaft, womit man mir eine schreckliche Vertrautheit zumuthete. Und es war hier nicht die Rede von jenen metaphorischen Ketten, die jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anstand tragen kann, und die sogar bei Leuten von gutem Ton in die Mode gekommen — nein, bei den Mitgliedern jener geschlossenen Gesellschaft sind Ketten gemeint in ihrer eisernsten Bedeutung, Ketten, die man mit einem eisernen Ring ans Bein befestigt — und ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider Weitling von solchen Ketten sprach. Nicht etwa die Furcht

vor dem Sprichwort: „Mitgefangen, mitgehangen!“ nein, mich ſchreckte vielmehr das Nebeneinandergehenktwerden.

Seltſame Widerſprüche in den Gefühlen des menſchlichen Herzens! Ich, der eines Tages zu Münſter mit inbrünſtigen Lippen die Reliquien des Schneiders Jan von Leyden geküſſt hatte, nebſt den Ketten, die er getragen, und den Zangen, mit denen man ihn gezwickt und die man noch heut zu Tage in einer Niſche vor dem Rathhauſe zu Münſter aufbewahrt — ich, der dem todten Schneider einen enthuſiaſtiſchen Kultus gewidmet: ich empfand eine unüberwindliche Averſion vor der Annäherung des lebendigen Schneiders, des Mannes, welcher doch ein Apoſtel und Märtyrer derſelben Sache war, für die Jan von Leiden, der König von Zion, glorreichen Andenkens, gelitten. Ich vermag dies Phänomen, dieſe Verirrung des menſchlichen Geiſtes, nicht zu erklären, und ich beſchränke mich darauf, die Thatſache hier zu konſtatieren, eine wie ungünſtige und harte Deutung ein ſolches Geſtändnis auch erfahren mag.

Dieſer Weitling, der jetzt verſchollen, war übrigens ein Menſch von Talent; es fehlte ihm nicht an Gedanken, und ſein Buch, betitelt: „Die Garantien der Geſellſchaft,“ war lange Zeit der Ka-

tchismus der deutſchen Kommuniſten. Die Anzahl dieſer Letztern hat ſich in Deutſchland während der letzten Jahre ungeheuer vermehrt, und dieſe Partei iſt zu dieſer Stunde unſtreitig eine der mächtigſten jenſeits des Rheines. Die Handwerker bilden den Kern einer Unglaubensarmee, die vielleicht nicht ſonderlich disciplinirt, aber in doktrineller Beziehung ganz vorzüglich einexerciert iſt. Dieſe deutſchen Handwerker bekennen ſich größtentheils zum kraſſeſten Atheismus, und ſie ſind gleichſam verdammt, dieſer troſtloſen Negation zu huldigen, wenn ſie nicht in einen Widerſpruch mit ihrem Princip, und ſomit in völlige Ohnmacht verfallen wollen. Dieſe Kohorten der Zerſtörung, dieſe Sapeure, deren Axt das ganze geſellſchaftliche Gebäude bedroht, ſind den Chartiſten Englands und den Gleichmachern und Umwälzern in andern Ländern unendlich überlegen, wegen der ſchrecklichen Konſequenz ihrer Doktrin; denn in dem Wahnſinn, der ſie antreibt, iſt, wie Polonius ſagen würde, Methode. Die engliſchen Chartiſten werden nur durch den Hunger, und nicht durch eine Idee, getrieben, und ſobald ſie ihren Hunger mit Roaſtbeef und Plumpudding und ihren Durſt mit gutem Ale geſtillt haben, werden ſie nicht mehr gefährlich ſein; geſättigt, fallen ſie wie Blutegel zur Erde. Die mehr oder minder geheimen Führer der

deutſchen Kommuniſten ſind große Logiker, von denen die ſtärkſten aus der Hegel'ſchen Schule hervorgegangen, und ſie ſind ohne Zweifel die fähigſten Köpfe und die energievollſten Charaktere Deutſchlands. Dieſe Doktoren der Revolution und ihre mitleidslos entſchloſſenen Jünger ſind die einzigen Männer in Deutſchland, denen Leben innewohnt, und ihnen gehört die Zukunft. Alle andern Parteien und ihre linkiſchen Vertreter ſind todt, mauſetodt und wohl eingeſargt unter der Kuppel der St. Paulskirche zu Frankfurt. Ich ſpreche hier weder Wünſche noch Beklagniſſe aus; ich berichte Thatſachen, und ich rede die Wahrheit.

Das Verdienſt, jene grauenhaften Erſcheinungen, welche erſt ſpäter eintrafen, in meinem Buche „De l'Allemagne“ lange vorausgeſagt zu haben, iſt nicht von großem Belange. Ich konnte leicht prophezeien, welche Lieder einſt in Deutſchland gepfiffen und gezwitſchert werden dürften, denn ich ſah die Vögel ausbrüten, welche ſpäter die neuen Sangesweiſen anſtimmten. Ich ſah, wie Hegel mit ſeinem faſt komiſch ernſthaften Geſichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern ſaß, und ich hörte ſein Gackern. Ehrlich geſagt, ſelten verſtand ich ihn, und erſt durch ſpäteres Nachdenken gelangte ich zum Verſtändnis ſeiner Worte. Ich glaube, er

wollte gar nicht verstanden sein, und daher sein verklausulierter Vortrag, daher vielleicht auch seine Vorliebe für Personen, von denen er wusste, dass sie ihn nicht verständen, und denen er um so bereitwilliger die Ehre seines nähern Umgangs gönnte. So wunderte sich Jeder in Berlin über den intimen Verkehr des tiefsinnigen Hegel mit dem verstorbenen Heinrich Beer, einem Bruder des durch seinen Ruhm allgemein bekannten und von den geistreichsten Journalisten gefeierten Giacomo Meyerbeer*). Jener Beer, nämlich der Heinrich, war ein schier unkluger Gesell, der auch wirklich späterhin von seiner Familie für blödsinnig erklärt und unter Kuratel gesetzt wurde, weil er, anstatt sich durch sein großes Vermögen einen Namen zu machen in der Kunst oder Wissenschaft, vielmehr für läppische Schnurrpfeifereien seinen Reichthum vergeudete und z. B. eines Tags für sechstausend Thaler Spazierstöcke gekauft hatte. Dieser arme Mensch, der weder für einen großen Tragödiendichter, noch für einen großen Sternguckер, oder für ein lorberbekränztes musikalisches Genie, einen Nebenbuhler von Mozart und Rossini, gelten wollte und lieber sein Geld

*) Die zwei folgenden Sätze fehlen in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

für Spazierstöcke ausgab — dieser aus der Art geschlagene Beer genoss den vertrautesten Umgang Hegel's, er war der Intimus des Philosophen, sein Pylades, und begleitete ihn überall wie sein Schatten. Der eben so witzige wie talentbegabte Felix Mendelssohn suchte einst dieses Phänomen zu erklären, indem er behauptete: Hegel verstände den Heinrich Beer nicht. Ich glaube aber jetzt, der wirkliche Grund jenes intimen Umgangs bestand darin, daß Hegel überzeugt war, Heinrich Beer verstände Nichts von Allem, was er ihn reden höre, und er konnte daher in seiner Gegenwart sich ungeniert allen Geistesergießungen des Moments überlassen. Überhaupt war das Gespräch von Hegel immer eine Art von Monolog, stoßweis hervorgeseufzt mit klangloser Stimme; das Barocke der Ausdrücke frappierte mich oft, und von letztern blieben mir viele im Gedächtnis. Eines schönen, hellgestirnten Abends standen wir Beide neben einander am Fenster, und ich, ein zweiundzwanzigjähriger junger Mensch, ich hatte eben gut gegessen und Kaffe getrunken, und ich sprach mit Schwärmerei von den Sternen und nannte sie den Aufenthalt der Seligen. Der Meister aber brümmelte vor sich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne sind nur ein leuchtender Ausſatz am Himmel.“ Um Gotteswillen, rief ich,

es giebt also droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit seinen bleichen Augen stier ansah, sagte schneidend: „Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, daſs Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?“ — Bei diesen Worten sah er sich ängstlich um, doch er schien gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daſs nur Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whist einzuladen.

Wie schwer das Verständnis der Hegel'schen Schriften ist, wie leicht man sich hier täuschen kann, und zu verstehen glaubt, während man nur dialektische Formeln nachzukonstruieren gelernt, Das merkte ich erst viele Jahre später hier in Paris, als ich mich damit beschäftigte, aus dem abstrakten Schul-Idiom jene Formeln in die Muttersprache des gesunden Verstandes und der allgemeinen Verständlichkeit, ins Französische, zu übersetzen. Hier muſs der Dolmetsch bestimmt wissen, was er zu sagen hat, und der verschämteste Begriff ist gezwungen, die mystischen Gewänder fallen zu lassen und sich in seiner Nacktheit zu zeigen. Ich hatte nämlich den Vorsatz gefasst, eine allgemein verständliche Darstellung der ganzen Hegel'schen Philosophie zu

verfassen, um sie einer neuern Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne“ als Ergänzung desselben einzuverleiben. Ich beschäftigte mich während zwei Jahren mit dieser Arbeit, und es gelang mir nur mit Noth und Anstrengung, den spröden Stoff zu bewältigen und die abstraktesten Partien so populär als möglich vorzutragen. Doch als das Werk endlich fertig war, erfasste mich bei seinem Anblick ein unheimliches Grauen, und es kam mir vor, als ob das Manuskript mich mit fremden, ironischen, ja boshaften Augen ansähe. Ich war in eine sonderbare Verlegenheit gerathen; Autor und Schrift passten nicht mehr zusammen. Es hatte sich nämlich um jene Zeit der obenerwähnte Widerwille gegen den Atheismus schon meines Gemüthes bemeistert, und da ich mir gestehen musste, dass allen diesen Gottlosigkeiten die Hegel'sche Philosophie den furchtbarsten Vorschub geleistet, ward sie mir äußerst unbehaglich und fatal. Ich empfand überhaupt nie eine allzugroße Begeisterung für diese Philosophie, und von Überzeugung konnte in Bezug auf dieselbe gar nicht die Rede sein. Ich war nie abstrakter Denker *), und ich nahm die Syntheſe der Hegel'-

*) „Ich war nie Selbstdenker,“ steht im Originalmanuskript. Der Ausdruck ward von Heine erst bei Revision der Korrekturbogen geändert. Der Herausgeber.

schen Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daſs nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residiert, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei*). Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluſs auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmuth und Selbstaufopferung, daſs ich dadurch die brillantesten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiſs außerordentlich verdunkelte. War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis. Ich war die Ursittlichkeit, ich war unsündbar, ich war die inkar-

*) Hier findet sich in der französischen Ausgabe der Zwischensatz: „Ich hatte niemals glauben wollen, daſs Gott Mensch geworden, ich hielt dies erhabene Dogma für Aberglauben, und später glaubte ich Hegel aufs Wort, als ich ihn sagen hörte, daſs der Mensch Gott sei. Diese Vorstellung behagte mir, ich nahm sie alles Ernstes an, und ich führte meine göttliche Rolle mit so viel Anstand, wie möglich, durch."

Der Herausgeber.

nierte Reinheit; die anrüchigsten Magdalenen wurden purificiert durch die läuternde und sühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und erröthend wie keusche Rosen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen sie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Diese Restaurationen beschädigter Magdthümer, ich gestehe es, erschöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab, ohne zu feilschen, und unerschöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Hass. Ich rächte mich auch nicht mehr an meinen Feinden, da ich im Grunde keinen Feind mehr hatte, oder vielmehr Niemand als solchen anerkannte; für mich gab es jetzt nur noch Ungläubige, die an meiner Göttlichkeit zweifelten — Jede Unbill, die sie mir anthaten, war ein Sakrilegium, und ihre Schmähungen waren Blasphemien. Solche Gottlosigkeiten konnte ich freilich nicht immer ungeahndet lassen, aber alsdann war es nicht eine menschliche Rache, sondern die Strafe Gottes, die den Sünder traf. Bei dieser höhern Gerechtigkeitspflege unterdrückte ich zuweilen mit mehr oder weniger Mühe alles gemeine Mitleid*). Wie ich

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe

Der Herausgeber.

keine Feinde besaß, so gab es für mich auch keine Freunde, sondern nur Gläubige, die an meine Herrlichkeit glaubten, die mich anbeteten, auch meine Werke lobten, sowohl die versificierten, wie die, welche ich in Prosa geschaffen, und dieser Gemeinde von wahrhaft Frommen und Andächtigen that ich sehr viel Gutes, zumal den jungen Devotinnen.

Aber die Repräsentationskosten eines Gottes, der sich nicht lumpen lassen will und weder Leib noch Börse schont, sind ungeheuer; um eine solche Rolle mit Anstand zu spielen, sind besonders zwei Dinge unentbehrlich: viel Geld und viel Gesundheit. Leider geschah es, daſs eines Tages — im Februar 1848 — diese beiden Requisiten mir abhanden kamen, und meine Göttlichkeit gerieth dadurch sehr ins Stocken. Zum Glück war das verehrungswürdige Publikum in jener Zeit mit so großen, unerhörten, fabelhaften Schauspielen beschäftigt, daſs dasselbe die Veränderung, die damals mit meiner kleinen Person vorging, nicht besonders bemerken mochte. Ja, sie waren unerhört und fabelhaft, die Ereignisse in jenen tollen Februartagen, wo die Weisheit der Klügsten zu Schanden gemacht und die Auserwählten des Blödsinns aufs Schild gehoben wurden. Die Letzten wurden die Ersten, das Unterste kam zu oberst, sowohl die Dinge wie die

Gedanken waren umgestürzt, es war wirklich die verkehrte Welt. — Wäre ich in dieser unsinnigen, auf den Kopf gestellten Zeit ein vernünftiger Mensch gewesen, so hätte ich gewiss durch jene Ereignisse meinen Verstand verloren, aber verrückt, wie ich damals war, musste das Gegentheil geschehen, und sonderbar! just in den Tagen des allgemeinen Wahnsinns kam ich selber wieder zur Vernunft! Gleich vielen andren heruntergekommenen Göttern jener Umsturzperiode, musste auch ich kümmerlich abdanken und in den menschlichen Privatstand wieder zurücktreten. Das war auch das Gescheiteste, das ich thun konnte. Ich kehrte zurück in die niedre Hürde der Gottesgeschöpfe, und ich huldigte wieder der Allmacht eines höchsten Wesens, das den Geschicken dieser Welt vorsteht, und das auch hinfüro meine eignen irdischen Angelegenheiten leiten sollte. Letztere waren während der Zeit, wo ich meine eigne Vorsehung war, in bedenkliche Verwirrung gerathen, und ich war froh, sie gleichsam einem himmlischen Intendanten zu übertragen, der sie mit seiner Allwissenheit wirklich viel besser besorgt. Die Existenz eines Gottes war seitdem für mich nicht bloß ein Quell des Heils, sondern sie überhob mich auch aller jener quälerischen Rechnungsgeschäfte, die mir so verhasst, und ich verdanke ihr die größten

Erſparniſſe. Wie für mich, brauche ich jetzt auch nicht mehr für Andre zu ſorgen, und ſeit ich zu den Frommen gehöre, gebe ich faſt gar Nichts mehr aus für Unterſtützung von Hilfsbedürftigen; — ich bin zu beſcheiden, als daſs ich der göttlichen Fürſehung, wie ehemals, ins Handwerk pfuſchen ſollte, ich bin kein Gemeindeverſorger mehr, kein Nachäffer Gottes, und meinen ehemaligen Klienten habe ich mit frommer Demuth angezeigt, daſs ich nur ein armſeliges Menſchengeſchöpf bin, eine ſeufzende Kreatur, die mit der Weltregierung Nichts mehr zu ſchaffen hat, und daſs ſie ſich hinfüro in Noth und Trübſal an den Herrgott wenden müſſten, der im Himmel wohnt, und deſſen Budget eben ſo unermeſſlich wie ſeine Güte iſt, während ich armer Exgott ſogar in meinen göttlichſten Tagen, um meinen Wohlthätigkeitsgelüſten zu genügeu, ſehr oft den Teufel an dem Schwanz ziehen muſſte.

Tirer le diable par la queue iſt in der That einer der glücklichſten Ausdrücke der franzöſiſchen Sprache, aber die Sache ſelbſt war höchſt demüthigend für einen Gott. Ja, ich bin froh, meiner angemaßten Glorie entledigt zu ſein, und kein Philoſoph wird mir jemals wieder einreden, daſs ich ein Gott ſei! Ich bin nur ein armer Menſch, der

obendrein nicht mehr ganz gesund*) und sogar sehr krank ist. In diesem Zustand ist es eine wahre Wohlthat für mich, dass es Jemand im Himmel giebt, dem ich beständig die Litanei meiner Leiden vorwimmern kann, besonders nach Mitternacht, wenn Mathilde sich zur Ruhe begeben, die sie oft sehr nöthig hat. Gottlob! in solchen Stunden bin ich nicht allein, und ich kann beten und flennen, so viel ich will, und ohne mich zu genieren, und ich kann ganz mein Herz ausschütten vor dem Allerhöchsten und ihm Manches vertrauen, was wir sogar unsrer eigenen Frau zu verschweigen pflegen**).

*) „ist, und sogar an einer Indisposition leidet, — einer sehr leichten zwar, wie meine Ärzte behaupten, die mich aber schon seit länger als sechs Jahren ans Bett fesselt." schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) In der französischen Ausgabe folgen hier noch die nachstehenden Sätze: „Wie thöricht und grausam sind also jene atheistischen Philosophen, jene kalten und gesunden Dialektiker, welche sich's angelegen sein lassen, den leidenden Menschen ihren himmlischen Trost, ihr einziges Beruhigungsmittel zu rauben. Man hat gesagt, die Menschheit sei krank, die Welt sei ein großes Hospital. Es wäre noch schrecklicher, wenn man sagen müsste, die Welt sei ein großes Hotel-Dieu ohne Gott (un grand Hôtel-Dieu sans Dieu)."

Der Herausgeber.

Nach obigen Geständniſſen wird der geneigte Leſer leichtlich begreifen, warum mir meine Arbeit über die Hegel'ſche Philoſophie nicht mehr behagte. Ich ſah gründlich ein, daſs der Druck derſelben weder dem Publikum noch dem Autor heilſam ſein konnte, ich ſah ein, daſs die magerſten Spittelſuppen der chriſtlichen Barmherzigkeit für die verſchmachtende Menſchheit noch immer erquicklicher ſein dürften, als das gekochte graue Spinnweb der Hegel'ſchen Dialektik; — ja, ich will Alles geſtehen, ich bekam auf einmal eine große Furcht vor den ewigen Flammen — es iſt freilich ein Aberglaube, aber ich hatte Furcht — und an einem ſtillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein ſtarkes Feuer brannte, benutzte ich die ſchöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuſkript über die Hegel'ſche Philoſophie in die lodernde Gluth, wie einſt mein Freund Kitzler bei ähnlichem Anlaſſe gethan*); die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem ſonderbaren kichernden Geknifter.

Gottlob, ich war ſie los! Ach, könnte ich doch Alles, was ich einſt über deutſche Philoſophie

*) Vgl. Band VII, S. 211—218.

Der Herausgeber.

drucken ließ, in derselben Weise vernichten! Aber Das ist unmöglich, und da ich nicht einmal den Wiederabdruck bereits vergriffener Bücher verhindern kann, wie ich jüngst betrübsamlichst erfahren, so bleibt mir Nichts übrig, als öffentlich zu gestehen, daſs meine Darstellung der deutschen philosophischen Systeme, also fürnehmlich die ersten drei Abtheilungen meines Buches „De l'Allemagne," die sündhaftesten Irrthümer enthalten. Ich hatte die genannten drei Partien in einer deutschen Version als ein besonderes Buch drucken lassen, und da die letzte Ausgabe desselben vergriffen war, und mein Buchhändler das Recht besaß, eine neue Ausgabe zu veröffentlichen, so versah ich das Buch mit einer Vorrede, woraus ich eine Stelle hier mittheile, die mich des traurigen Geschäftes überhebt, in Bezug auf die erwähnten drei Partien der „Allemagne" mich besonders auszusprechen. Sie lautet, wie folgt: „Ehrlich gestanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt lassen könnte. Es haben sich nämlich seit dem Erscheinen desselben meine Ansichten über manche Dinge, besonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und Manches, was ich behauptete, widerspricht jetzt meiner bessern Überzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, sobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt,

und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, sobald es seiner Lippe entsprungen und gar durch die Presse vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugnisse mir mit zwingendem Einspruch entgegentreten, wenn ich das Buch ungedruckt ließe und meinen Gesammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftsteller in solchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phrase meine Zuflucht nehmen; aber ich hasse im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchlerischen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umständen das unveräußerliche Recht, seinen Irrthum offen zu gestehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, dass Alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben so falsch wie unbesonnen ist. Eben so unbesonnen wie falsch ist die Behauptung, die ich der Schule nachsprach, dass der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet sei und sich nur noch in der Erscheinungswelt kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, dass die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein

Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht todt, und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getödtet. Diese spinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, sie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen ist; sie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'schen Schule, der grimme Ruge, behauptete einst steif und fest, oder vielmehr fest und steif, dass er mich mit seinem Portierstock in den Hallischen Jahrbüchern todtgeschlagen habe, und doch zur selben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, frisch und gesund und unsterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er selber konnte sich später nicht des ehrlichsten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geständnis machte, dass ich die fürchterlichen Todtschlagblätter, die Hallischen Jahrbücher, nie zu Gesicht bekommen hatte, und sowohl meine vollen rothen Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Austern schluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch gesund und feist, ich stand im Zenith meines Fettes

und war ſo übermüthig wie der König Nebukadnezar vor ſeinem Sturze.

„Ach! einige Jahre ſpäter iſt eine leibliche und geiſtige Veränderung eingetreten. Wie oft ſeitdem denke ich an die Geſchichte dieſes babyloniſchen Königs, der ſich ſelbſt für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe ſeines Dünkels erbärmlich herabſtürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat geweſen ſein). In dem prachtvoll grandioſen Buch Daniel ſteht dieſe Legende, die ich nicht bloß dem guten Ruge, ſondern auch meinem noch viel verſtocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengſtenberg, und wie ſie ſonſt heißen mögen, dieſe gottloſen Selbſtgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es ſtehen überhaupt noch viele ſchöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geſchichte von dem verbotenen Baume im Paradieſe und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die ſchon ſechstauſend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'ſche Philoſophie vortrug. Dieſer Blauſtrumpf ohne Füße zeigte ſehr ſcharfſinnig, wie das Abſolute in der Identität von Sein und Wiſſen beſteht, wie der Menſch zum Gotte werde durch die Erkenntnis, oder,

was Dasselbe ist, wie Gott im Menschen zum Bewusstsein seiner selbst gelange. — Diese Formel ist nicht so klar wie die ursprünglichen Worte: „Wenn ihr vom Baume der Erkenntnis genossen, werdet ihr wie Gott sein!“ Frau Eva verstand von der ganzen Demonstration nur das Eine, dass die Frucht verboten sei, und weil sie verboten, aß sie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte sie von dem lockenden Apfel gegessen, so verlor sie ihre Unschuld, ihre naive Unmittelbarkeit, sie fand, dass sie viel zu nackend sei für eine Person von ihrem Stande, die Stamm-Mutter so vieler künftigen Kaiser und Könige, und sie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradiese noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, so wie das Weib zum denkenden Selbstbewusstsein kommt, ist ihr erster Gedanke ein neues Kleid! Auch diese biblische Geschichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte sie als Motto diesem Buche voransetzen, in derselben Weise, wie man oft vor fürstlichen Gärten eine Tafel sieht mit der warnenden Aufschrift: „Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse.““

Nach der Stelle, welche ich hier citiert, folgen Geſtändniſſe über den Einfluſs, den die Lektüre der Bibel auf meine ſpätere Geiſtesevolution ausübte. Die Wiedererweckung meines religiöſen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und daſſelbe ward für mich eben ſo ſehr eine Quelle des Heils, als ein Gegenſtand der frömmigſten Bewunderung. Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philoſophie herumgetrieben, allen Orgien des Geiſtes mich hingegeben, mit allen möglichen Syſtemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu ſein, wie Meſſaline nach einer liederlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demſelben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom ſteht, auf dem der Bibel, und ich kniee neben dem ſchwarzen Betbruder nieder in derſelben Andacht —

Welche Demüthigung! mit all meiner Wiſſenſchaft habe ich es nicht weiter gebracht, als der arme unwiſſende Neger, der kaum buchſtabieren gelernt! Der arme Tom ſcheint freilich in dem heiligen Buche noch tiefere Dinge zu ſehen, als ich, dem beſonders die letzte Partie noch nicht ganz klar geworden. Tom verſteht ſie vielleicht beſſer, weil mehr Prügel darin vorkommen, nämlich jene unaufhörlichen Peitſchenhiebe, die mich manchmal

bei der Lektüre der Evangelien und der Apostelgeschichte sehr unästhetisch anwiderten. So ein armer Negersklave liest zugleich mit dem Rücken, und begreift daher viel besser als wir. Dagegen glaube ich mir schmeicheln zu dürfen, daß mir der Charakter des Moses in der ersten Abtheilung des heiligen Buches einleuchtender aufgegangen sei. Diese große Figur hat mir nicht wenig imponiert. Welche Riesengestalt! Ich kann mir nicht vorstellen, daß Og, König von Basan, größer gewesen sei. Wie klein erscheint der Sinai, wenn der Moses darauf steht! Dieser Berg ist nur das Postament, worauf die Füße des Mannes stehen, dessen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott spricht — Gott verzeih' mir die Sünde, manchmal wollte es mich bedünken als sei dieser mosaische Gott nur der zurückgestrahlte Lichtglanz des Moses selbst, dem er so ähnlich sieht, ähnlich in Zorn und in Liebe. Es wäre eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn man eine solche Identität des Gottes und seines Propheten annähme — aber die Ähnlichkeit ist frappant.

Ich hatte Moses früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinlich weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war, und ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Haß gegen alle Bildlichkeit, ge-

gen die Plaſtik, nicht verzieh. Ich ſah nicht, daſs Moſes, trotz ſeiner Befeindung der Kunſt, dennoch ſelber ein großer Künſtler war und den wahren Künſtlergeiſt beſaß. Nur war dieſer Künſtlergeiſt bei ihm, wie bei ſeinen ägyptiſchen Landsleuten, nur auf das Koloſſale und Unverwüſtliche gerichtet. Aber nicht wie dieſe Ägypter formierte er ſeine Kunſtwerke aus Backſtein und Granit, ſondern er baute Menſchenpyramiden, er meißelte Menſchenobeliſken, er nahm einen armen Hirtenſtamm und ſchuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen ſollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muſter, ja der ganzen Menſchheit als Prototyp dienen konnte: er ſchuf Iſrael! Mit größerm Rechte, als der römiſche Dichter, darf jener Künſtler, der Sohn Amram's und der Hebamme Jochebed, ſich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird!

Wie über den Werkmeiſter, hab' ich auch über das Werk, die Juden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht geſprochen, und zwar gewiſs wieder meines helleniſchen Naturells wegen, dem der judäiſche Asceticismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat ſeitdem abgenommen. Ich ſehe jetzt, die Griechen waren nur ſchöne Jünglinge, die Juden aber

waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloß ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei den Kämpen der Revolution und ihrer demokratischen Principien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, daſs seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, daſs er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Die Geschichte des Mittelalters und selbst der modernen Zeit hat selten in ihre Tagesberichte die Namen solcher Ritter des heiligen Geistes eingezeichnet, denn sie fochten gewöhnlich mit verschlossenem Visier. Eben so wenig die Thaten der Juden, wie ihr eigentliches Wesen, sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorschein, und, wie im Mittelalter, sind sie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis. Es mag enthüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweissagt, daſs es alsdann nur noch einen Hirten und eine Herde geben wird, und der Ge-

rechte, der für das Heil der Menschheit geduldet, seine glorreiche Anerkennung empfängt.

Man sieht, ich, der ich ehemals den Homer zu citieren pflegte, ich citiere jetzt die Bibel, wie der Onkel Tom. In der That, ich verdanke ihr Viel. Sie hat, wie ich oben gesagt, das religiöse Gefühl wieder in mir erweckt; und diese Wiedergeburt des religiösen Gefühls genügte dem Dichter der vielleicht weit leichter als andre Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und seinem Geist erschließt sich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenschlüssels. Die thörichtsten und widersprechendsten Gerüchte sind in dieser Beziehung über mich in Umlauf gekommen. Sehr fromme, aber nicht sehr gescheite Männer des protestantischen Deutschlands haben mich dringend befragt, ob ich dem lutherisch evangelischen Bekenntnisse, zu welchem ich mich bisher nur in lauer, officieller Weise bekannte, jetzt, wo ich krank und gläubig geworden, mit größerer Sympathie als zuvor zugethan sei? Nein, ihr lieben Freunde, es ist in dieser Beziehung keine Änderung mit mir vorgegangen, und wenn ich überhaupt dem evangelischen Glauben angehörig bleibe, so geschieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht geniert, wie er mich früher nie allzu sehr

zenierte. Freilich, ich gestehe es aufrichtig, als ich mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Bande bestimmt losgesagt, wenn nicht die dortigen Behörden Jedem, der sich zu keiner von den staatlich privilegierten positiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten. Wie Henri IV. einst lachend sagte: „Paris faut bien une messe," so konnte ich mit Fug sagen: „Berlin vaut bien un prêche," und ich konnte mir, nach wie vor, das sehr aufgeklärte und von jedem Aberglauben filtrierte Christenthum gefallen lassen, das man damals sogar ohne Gottheit Christi, wie Schildkrötensuppe ohne Schildkröte, in den Berliner Kirchen haben konnte. Zu jener Zeit war ich selbst noch ein Gott, und keine der positiven Religionen hatte mehr Werth für mich als die andre; ich konnte aus Kourtoisie ihre Uniformen tragen, wie z. B. der russische Kaiser sich in einen preußischen Gardeofficier verkleidet, wenn er dem König von Preußen die Ehre erzeigt, einer Revüe in Potsdam beizuwohnen.

Jetzt, wo durch das Wiedererwachen des religiösen Gefühls, so wie auch durch meine körperlichen Leiden, mancherlei Veränderung in mir

vorgegangen — entſpricht jetzt die lutheriſche Glaubensuniform einigermaßen meinem innerſten Gedanken? In wie weit iſt das officielle Bekenntnis zur Wahrheit geworden? Solcher Frage will ich durch keine direkte Beantwortung begegnen, ſie ſoll mir nur eine Gelegenheit bieten, die Verdienſte zu beleuchten, die ſich der Proteſtantismus, nach meiner jetzigen Einſicht, um das Heil der Welt erworben; und man mag danach ermeſſen, inwiefern ihm eine größere Sympathie von meiner Seite gewonnen ward.

Früherhin, wo die Philoſophie ein überwiegendes Intereſſe für mich hatte, wuſſte ich den Proteſtantismus nur wegen der Verdienſte zu ſchätzen, die er ſich durch die Eroberung der Denkfreiheit erworben, die doch der Boden iſt, auf welchem ſich ſpäter Leibnitz, Kant und Hegel bewegen konnten — Luther, der gewaltige Mann mit der Axt, muſſte dieſen Kriegern vorangehen und ihnen den Weg bahnen. In dieſer Beziehung habe ich auch die Reformation als den Anfang der deutſchen Philoſophie gewürdigt und meine kampfluſtige Parteinahme für den Proteſtantismus juſtificiert. Jetzt, in meinen ſpätern und reifern Tagen, wo das religiöſe Gefühl wieder überwältigend in mir aufwogt und der geſcheiterte Metaphyſiker ſich an die Bibel

festklammert: jetzt würdige ich den Protestantismus ganz absonderlich ob der Verdienste, die er sich durch die Auffindung und Verbreitung des heiligen Buches erworben. Ich sage: die Auffindung, denn die Juden, die dasselbe aus dem großen Brande des zweiten Tempels gerettet und es im Exile gleichsam wie ein portatives Vaterland mit sich herumschleppten das ganze Mittelalter hindurch, sie hielten diesen Schatz sorgsam verborgen in ihrem Ghetto, wo die deutschen Gelehrten, Vorgänger und Beginner der Reformation, hinschlichen, um Hebräisch zu lernen, um den Schlüssel zu der Truhe zu gewinnen, welche den Schatz barg. Ein solcher Gelehrter war der fürtreffliche Reuchlinus, und die Feinde Desselben, die Hochstraaten & Comp. in Köln, die man als blödsinnige Dunkelmänner darstellte, waren keineswegs so ganz dumme Tröpfe, sondern sie waren fernsichtige Inquisitoren, welche das Unheil, das die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift für die Kirche herbeiführen würde, wohl voraussahen; daher ihr Verfolgungseifer gegen alle hebräischen Schriften, die sie ohne Ausnahme zu verbrennen riethen, während sie die Dolmetscher dieser heiligen Schriften, die Juden, durch den verhetzten Pöbel auszurotten suchten. Jetzt, wo die Motive jener Vorgänge aufgedeckt liegen, sieht man,

wie Jeder im Grunde Recht hatte. Die Kölner Dunkelmänner glaubten das Seelenheil der Welt bedroht, und alle Mittel, ſowohl Lüge als Mord, dünkten ihnen erlaubt, zumal in Betreff der Juden. Das arme niedre Volk, die Kinder des Erb-Elends, haſſte die Juden ſchon wegen ihrer aufgehäuften Schätze, und was heut zu Tage der Haſs der Proletarier gegen die Reichen überhaupt genannt wird, hieß ehemals Haſs gegen die Juden. In der That, da dieſe Letztern, ausgeſchloſſen von jedem Grundbeſitz und jedem Erwerb durch Handwerk, nur auf den Handel und die Geldgeſchäfte angewieſen waren, welche die Kirche für Rechtgläubige verpönte, ſo waren ſie, die Juden, geſetzlich dazu verdammt, reich, gehaſſt und ermordet zu werden. Solche Ermordungen freilich trugen in jenen Zeiten noch einen religiöſen Deckmantel, und es hieß, man müſſe Diejenigen tödten, die einſt unſern Herrgott getödtet. Sonderbar! eben das Volk, das der Welt einen Gott gegeben, und deſſen ganzes Leben nur Gottesandacht athmete, ward als Deicide verſchrieen! Die blutige Parodie eines ſolchen Wahnſinns ſahen wir beim Ausbruch der Revolution von Sankt Domingo, wo ein Negerhaufen, der die Pflanzungen mit Mord und Brand heimſuchte, einen ſchwarzen Fanatiker an ſeiner Spitze hatte, der ein unge-

heures Krucifix trug und blutdürstig schrie: „Die Weißen haben Christum getödtet, lasst uns alle Weißen todtschlagen!“

Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt sie auch dessen Wort, die Bibel; sie haben sie gerettet aus dem Bankerott des römischen Reichs, und in der tollen Raufzeit der Völkerwanderung bewahrten sie das theure Buch, bis es der Protestantismus bei ihnen aufsuchte und das gefundene Buch in die Landessprachen übersetzte und in alle Welt verbreitete. Diese Verbreitung hat die segensreichsten Früchte hervorgebracht, und dauert noch bis auf heutigen Tag, wo die Propaganda der Bibelgesellschaft eine providentielle Sendung erfüllt, die bedeutsamer ist und jedenfalls ganz andre Folgen haben wird, als die frommen Gentlemen dieser brittischen Christenthums-Speditions-Societät selber ahnen. Sie glauben eine kleine enge Dogmatik zur Herrschaft zu bringen und, wie das Meer, auch den Himmel zu monopolisieren, denselben zur brittischen Kirchendomäne zu machen — und siehe! sie fördern, ohne es zu wissen, den Untergang aller protestantischen Sekten, die alle in der Bibel ihr Leben haben und in einem allgemeinen Bibelthume aufgehen. Sie fördern die große Demokratie, wo jeder Mensch nicht bloß König,

ſondern auch Biſchof in ſeiner Hausburg ſein ſoll; indem ſie die Bibel über die ganze Erde verbreiten, ſie, ſo zu ſagen, der ganzen Menſchheit durch merkantiliſche Kniffe, Schmuggel und Tauſch in die Hände ſpielen und der Exegeſe der individuellen Vernunft überliefern, ſtiften ſie das große Reich des Geiſtes, das Reich des religiöſen Gefühls, der Nächſtenliebe, der Reinheit und der wahren Sittlichkeit, die nicht durch dogmatiſche Begriffsformeln gelehrt werden kann, ſondern durch Bild und Beiſpiel, wie Dergleichen enthalten iſt in dem ſchönen heiligen Erziehungsbuche für kleine und große Kinder, in der Bibel.

Es iſt für den beſchaulichen Denker ein wunderbares Schauſpiel, wenn er die Länder betrachtet, wo die Bibel ſchon ſeit der Reformation ihren bildenden Einfluß ausgeübt auf die Bewohner, und ihnen in Sitte, Denkungsart und Gemüthlichkeit jenen Stempel des paläſtiniſchen Lebens aufgeprägt hat, der in dem alten wie in dem neuen Teſtamente ſich bekundet. Im Norden von Europa und Amerika, namentlich in den ſkandinaviſchen und angloſächſiſchen, überhaupt in germaniſchen und einigermaßen auch in celtiſchen Landen, hat ſich das Paläſtinathum ſo geltend gemacht, daſs man ſich dort unter Juden verſetzt zu ſehen glaubt. Z. B.

die protestantischen Schotten, sind sie nicht Hebräer, deren Namen überall biblisch, deren Cant sogar etwas jerusalemitisch-pharisäisch klingt, und deren Religion nur ein Judenthum ist, welches Schweinefleisch frisst? So ist es auch mit manchen Provinzen Norddeutschlands und mit Dänemark; ich will gar nicht reden von den meisten neuen Gemeinden der vereinigten Staaten, wo man das alttestamentalische Leben pedantisch nachäfft. Letzteres erscheint hier wie daguerreotypiert, die Konturen sind ängstlich richtig, doch Alles ist grau in grau, und es fehlt der sonnige Farbenschmelz des gelobten Landes. Aber die Karikatur wird einst schwinden, das Echte, Unvergängliche und Wahre, nämlich die Sittlichkeit des alten Judenthums, wird in jenen Ländern eben so gotterfreulich blühen, wie einst am Jordan und auf den Höhen des Libanons. Man hat keine Palmen und Kamele nöthig, um gut zu sein*), und Gutsein ist besser denn Schönheit.

Vielleicht liegt es nicht bloß in der Bildungsfähigkeit der erwähnten Völker, dass sie das jüdische Leben in Sitte und Denkweise so leicht in sich aufgenommen. Der Grund dieses Phänomens ist viel-

*) Der Schluß dieses Satzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

leicht auch in dem Charakter des jüdiſchen Volks zu ſuchen, das immer ſehr große Wahlverwandtſchaft mit dem Charakter der germaniſchen und einigermaßen auch der celtiſchen Race hatte. Judäa erſchien mir immer wie ein Stück Occident, das ſich mitten in den Orient verloren. In der That, mit ſeinem ſpiritualiſtiſchen Glauben, ſeinen ſtrengen, keuſchen, ſogar ascetiſchen Sitten, kurz mit ſeiner abſtrakten Innerlichkeit, bildete dieſes Land und ſein Volk immer den ſonderbarſten Gegenſatz zu den Nachbarländern und Nachbarvölkern, die, den üppig bunteſten und brünſtigſten Naturkulten huldigend, im bacchantiſchen Sinnenjubel ihr Daſein verluderten. Iſrael ſaß fromm unter ſeinem Feigenbaum und ſang das Lob des unſichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beſchreibung uns noch jetzt das Haar ſich ſträubt! Bedenkt man dieſe Umgebung, ſo kann man die frühe Größe Iſrael's nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Iſrael's, während nicht bloß in ſeiner Umgebung, ſondern bei allen Völkern des Alterthums, ſogar bei den philoſophiſchen Griechen, die Sklaverei juſtificiert war und in Blüthe ſtand, will ich gar nicht

reden, um die Bibel nicht zu kompromittieren bei den jetzigen Gewalthabern. Es giebt wahrhaftig keinen Socialisten, der terroristischer wäre, als unser Herr und Heiland, und bereits Moses war ein solcher Socialist, obgleich er als ein praktischer Mann bestehende Gebräuche, namentlich in Bezug auf das Eigenthum, nur umzumodeln suchte. Ja, statt mit dem Unmöglichen zu ringen, statt die Abschaffung des Eigenthums tollköpfig zu dekretieren, erstrebte Moses nur die Moralisation desselben, er suchte das Eigenthum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrecht, und Solches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahrs, wo jedes alienierte Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke immer Grundbesitz war, an den ursprünglichen Eigenthümer zurückfiel, gleichviel in welcher Weise dasselbe veräußert worden. Diese Institution bildet den entschiedensten Gegensatz zu der „Verjährung" bei den Römern, wo nach Ablauf einer gewissen Zeit der faktische Besitzer eines Gutes von dem legitimen Eigenthümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen werden kann, wenn Letzterer nicht zu beweisen vermag, während jener Zeit eine solche Restitution in gehöriger Form begehrt zu haben. Diese letzte Bedingnis ließ der Chikane offnes Feld, zumal in

einem Staate, wo Despotismus und Jurisprudenz blühte und dem ungerechten Besitzer alle Mittel der Abschreckung, besonders dem Armen gegenüber, der die Streitkosten nicht erschwingen kann, zu Gebote stehn. Der Römer war zugleich Soldat und Advokat, und das Fremdgut, das er mit dem Schwerte erbeutet, wusste er durch Zungendrescherei zu vertheidigen. Nur ein Volk von Räubern und Kasuisten konnte die Präskription, die Verjährung, erfinden und dieselbe konsakrieren in jenem abscheulichsten Buche, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, im Kodex des römischen Civilrechts, der leider noch jetzt herrschend ist.

Ich habe oben von der Verwandtschaft gesprochen, welche zwischen Juden und Germanen, die ich einst „die beiden Völker der Sittlichkeit" nannte, stattfindet, und in dieser Beziehung erwähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethischen Unwillen, womit das alte deutsche Recht die Verjährung stigmatisiert; in dem Munde des niedersächsischen Bauers lebt noch heute das rührend schöne Wort: „Hundert Jahr' Unrecht machen nicht ein Jahr Recht." Die mosaische Gesetzgebung protestiert noch entschiedener durch die Institution des Jubeljahrs. Moses wollte nicht das Eigenthum abschaffen, er wollte vielmehr, dass Jeder dessen be-

säße, damit Niemand durch Armuth ein Knecht mit knechtischer Gesinnung sei. Freiheit war immer des großen Emancipators letzter Gedanke, und dieser athmet und flammt in allen seinen Gesetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sklaverei selbst hasste er über alle Maßen, schier ingrimmig, aber auch diese Unmenschlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, sie wurzelte noch zu sehr im Leben jener Urzeit, und er musste sich darauf beschränken, das Schicksal der Sklaven gesetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienstzeit zu beschränken. Wollte aber ein Sklave, den das Gesetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlassen, so befahl Moses, dass der unverbesserliche servile Lump mit dem Ohr an den Thürpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt würde, und nach dieser schimpflichen Ausstellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen. O Moses, unser Lehrer, Mosche Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtschaft, reiche mir Hammer und Nägel, damit ich unsre gemüthlichen Sklaven in schwarzrothgoldner Livrée*) mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Thor!

---

*) „welche die Wonne der Knechtschaft besingen, mit ihren langen Ohren festnagle an das Schloßthor ihres

Ich verlasse den Ocean allgemeiner religiös-moralisch-historischer Betrachtungen, und lenke mein Gedankenschiff wieder bescheiden in das stille Binnenlandgewässer, wo der Autor so treu sein eignes Bild abspiegelt.

Ich habe oben erwähnt, wie protestantische Stimmen aus der Heimat in sehr indiskret gestellten Fragen die Vermuthung ausdrückten, als ob bei dem Wiedererwachen meines religiösen Gefühls auch der Sinn für das Kirchliche in mir stärker geworden. Ich weiß nicht, in wie weit ich merken ließ, daſs ich weder für ein Dogma, noch für irgend einen Kultus außerordentlich schwärme und ich in dieser Beziehung Derselbe geblieben bin, der ich immer war. Ich mache dieses Geständnis jetzt auch, um einigen Freunden, die mit großem Eifer der römisch-katholischen Kirche zugethan sind, einen Irrthum zu benehmen, in den sie ebenfalls in Bezug auf meine jetzige Denkungsart verfallen sind. Sonderbar! zur selben Zeit, wo mir in Deutschland der Protestantismus die unverdiente Ehre erzeigte, mir eine evangelische Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete sich auch das Gerücht, als sei ich zum ka-

---

Herren, Sr. Majestät des Königs von Preußen!“ schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

tholiſchen Glauben übergetreten, ja, manche gute Seelen verſicherten, ein ſolcher Übertritt habe ſchon vor vielen Jahren ſtattgefunden, und ſie unterſtützten ihre Behauptung mit der Angabe der beſtimmteſten Details, ſie nannten Zeit und Ort, ſie gaben Tag und Datum an, ſie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Proteſtantismus abgeſchworen und den alleinſeligmachenden römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Glauben angenommen haben ſollte; es fehlte nur die Angabe, wie viel Glockengeläute und Schellengeklingel der Meſsner bei dieſer Feierlichkeit ſpendierte.

Wie ſehr ſolches Gerücht Konſiſtenz gewonnen, erſehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerathe faſt in eine wehmüthige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude ſehe, die ſich in manchen Zuſchriften ſo rührend ausſpricht. Reiſende erzählen mir, daſs meine Seelenrettung ſogar der Kanzelberedſamkeit Stoff geliefert. Junge katholiſche Geiſtliche wollen ihre homiletiſchen Erſtlingsſchriften meinem Patronate anvertrauen. Man ſieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wahn iſt ſo ehrlich gemeint — und was man auch den Zeloten des Katholicismus nachſagen mag, Eins iſt gewiſs: ſie ſind keine Egoiſten, ſie

bekümmern ſich um ihre Nebenmenſchen; leider oft ein biſschen zu viel. Jene falſchen Gerüchte kann ich nicht der Böswilligkeit, ſondern nur dem Irrthum zuſchreiben; die unſchuldigſten Thatſachen hat hier gewiſs nur der Zufall entſtellt. Es hat nämlich ganz ſeine Richtigkeit mit jener Angabe von Zeit und Ort, ich war in der That an dem genannten Tage in der genannten Kirche, die ſogar einſt eine Jeſuitenkirche geweſen, nämlich in Saint-Sulpice, und ich habe mich dort einem religiöſen Akte unterzogen — Aber dieſer Akt war keine gehäſſige Abjuration, ſondern eine ſehr unſchuldige Konjugation; ich ließ nämlich dort meine Ehe mit meiner Gattin nach der Civiltrauung auch kirchlich einſegnen, weil meine Gattin, von erzkatholiſcher Familie, ohne ſolche Ceremonie ſich nicht gottgefällig genug verheirathet geglaubt hätte. Und ich wollte um keinen Preis bei dieſem theuren Weſen in den Anſchauungen der angebornen Religion eine Beunruhigung oder Störnis verurſachen.

Es iſt übrigens ſehr gut, wenn die Frauen einer poſitiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangeliſcher Konfeſſion mehr Treue zu finden, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Jedenfalls iſt der Katholicismus der Frauen für den Gemahl ſehr heilſam. Wenn ſie einen Fehler begangen haben,

behalten ſie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und ſobald ſie vom Prieſter Abſolution erhielten, ſind ſie wieder trällernd aufgeheitert und verderben ſie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängeriſches Nachgrübeln über eine Sünde, die ſie ſich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkiſche Übertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung iſt die Beichte hier ſo nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimnis nicht lange laſtend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müſſen, iſt es beſſer, ſie geſtehen gewiſſe Dinge nur ihrem Beichtiger, als daſs ſie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzſucht oder Gewiſſensbiſſigkeit dem armen Gatten die fatalen Geſtändniſſe zu machen!

Der Unglauben iſt in der Ehe jedenfalls gefährlich, und ſo freigeiſtiſch ich ſelbſt geweſen, ſo durfte doch in meinem Hauſe nie ein frivoles Wort geſprochen werden. Wie ein ehrſamer Spießbürger lebte ich mitten in Paris, und deſshalb, als ich heirathete, wollte ich auch kirchlich getraut werden, obgleich hier zu Lande die geſetzlich eingeführte Civilehe hinlänglich von der Geſellſchaft anerkannt iſt. Meine liberalen Freunde grollten mir deſshalb und

überſchütteten mich mit Vorwürfen, als hätte ich der Kleriſei eine zu große Konceſſion gemacht. Ihr Murrſinn über meine Schwäche würde ſich noch ſehr geſteigert haben, hätten ſie gewuſſt, wie viel größere Konceſſionen ich damals der ihnen verhaſſten Prieſterſchaft machte. Als Proteſtant, der ſich mit einer Katholikin verheirathete, bedurfte ich, um von einem katholiſchen Prieſter kirchlich getraut zu werden, eine beſondere Dispens des Erzbiſchofs, der dieſe aber in ſolchen Fällen nur unter der Bedingung ertheilt, daſs der Gatte ſich ſchriftlich verpflichtet, die Kinder, die er zeugen würde, in der Religion ihrer Mutter erziehen zu laſſen. Es wird hierüber ein Revers ausgeſtellt, und wie ſehr auch die proteſtantiſche Welt über ſolchen Zwang ſchreit, ſo will mich bedünken, als ſei die katholiſche Prieſterſchaft ganz in ihrem Rechte, denn wer ihre einſegnende Garantie nachſucht, muſs ſich auch ihren Bedingungen fügen. Ich fügte mich denſelben ganz de bonne foi, und ich wäre gewiſs meiner Verpflichtung redlich nachgekommen. Aber unter uns geſagt, da ich wohl wuſſte, daſs Kinderzeugen nicht meine Specialität iſt, ſo konnte ich beſagten Revers mit deſto leichterm Gewiſſen unterzeichnen, und als ich die Feder aus der Hand legte, kicherten in meinem Gedächtnis die Worte der ſchönen

Ninon de Lenclos: „O, le beau billet qu'a Lechastre!“

Ich will meinen Bekenntniſſen die Krone aufſetzen, indem ich geſtehe, daſs ich damals, um die Dispens des Erzbiſchofs zu erlangen, nicht bloß meine Kinder, ſondern ſogar mich ſelbſt der katholiſchen Kirche verſchrieben hätte — Aber der Ogre de Rome, der wie das Ungeheuer in den Kindermärchen ſich die künftige Geburt für ſeine Dienſte ausbedingt, begnügte ſich mit den armen Kindern, die freilich nicht geboren wurden, und ſo blieb ich ein Proteſtant, nach wie vor, ein proteſtierender Proteſtant, und ich proteſtiere gegen Gerüchte, die, ohne verunglimpfend zu ſein, dennoch zum Schaden meines guten Leumunds ausgebeutet werden können.

Ja, ich, der ich immer ſelbſt das aberwitzigſte Gerede, ohne mich viel darum zu bekümmern, über mich hingehen ließ, ich habe mich zu obiger Berichtigung verpflichtet geglaubt, um der Partei des edlen Atta Troll, die noch immer in Deutſchland herumtroddelt, keinen Anlaſs zu gewähren, in ihrer täppiſch treuloſen Weiſe meinen Wankelmuth zu bejammern und dabei wieder auf ihre eigne, unwandelbare, in der dickſten Bärenhaut eingenähte Charakterfeſtigkeit zu pochen. Gegen den armen Ogre de Rome, gegen die römiſche Kirche, iſt alſo

dieſe Reklamation nicht gerichtet. Ich habe längſt aller Befehdung derſelben entſagt, und längſt ruht in der Scheide das Schwert, das ich einſt zog im Dienſte einer Idee, und nicht einer Privatleidenſchaft. Ja, ich war in dieſem Kampf gleichſam ein Officier de fortune, der ſich brav ſchlägt, aber nach der Schlacht oder nach dem Scharmützel keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache, noch gegen ihre Vertreter. Von fanatiſcher Feindſchaft gegen die römiſche Kirche kann bei mir nicht die Rede ſein, da es mir immer an jener Borniertheit fehlte, die zu einer ſolchen Animoſität nöthig iſt. Ich kenne zu gut meine geiſtige Taille, um nicht zu wiſſen, daſs ich einem Koloſſe, wie die Peterskirche iſt, mit meinem wüthendſten Anrennen wenig ſchaden dürfte; nur ein beſcheidener Handlanger konnte ich ſein bei dem langſamen Abtragen ſeiner Quadern, welches Geſchäft freilich doch noch viele Jahrhunderte dauern mag. Ich war zu ſehr Geſchichtskundiger, als daſs ich nicht die Rieſenhaftigkeit jenes Granitgebäudes erkannt hätte; — nennt es immerhin die Baſtille des Geiſtes, behauptet immerhin, dieſelbe werde jetzt nur noch von Invaliden vertheidigt; aber es iſt darum nicht minder wahr, daſs auch dieſe Baſtille nicht ſo leicht einzunehmen wäre und noch mancher junge

Anstürmer an seinen Wällen den Hals brechen wird. Als Denker, als Metaphysiker, musste ich immer der Konsequenz der römisch-katholischen Dogmatik meine Bewunderung zollen; auch darf ich mich rühmen, weder das Dogma, noch den Kultus je durch Witz und Spötterei bekämpft zu haben, und man hat mir zugleich zu viel Ehre und zu viel Unehre erzeigt, wenn man mich einen Geistesverwandten Voltaire's nannte. Ich war immer ein Dichter, und deshalb musste sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas und Kultus blüht und lodert, viel tiefer als andern Leuten offenbaren, und nicht selten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnisvoll selige Überschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie; auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime, und meine erste Gedichtesammlung enthält Spuren dieser schönen Madonnaperiode, die ich in spätern Sammlungen lächerlich sorgsam ausmerzte.

Die Zeit der Eitelkeit ist vorüber, und ich erlaube Jedem, über diese Geständnisse zu lächeln.

Ich brauche wohl nicht erst zu gestehen, dass in derselben Weise, wie kein blinder Hass gegen die

römiſche Kirche in mir waltete, auch keine kleinliche Ranküne gegen ihre Prieſter in meinem Gemüthe niſten konnte; wer meine ſatiriſche Begabnis und die Bedürfniſſe meines parodierenden Übermuths kennt, wird mir gewiſs das Zeugnis ertheilen, daſs ich die menſchlichen Schwächen der Kleriſei immer ſchonte, obgleich in meiner ſpätern Zeit die frommthuenden, aber dennoch ſehr biſſigen Ratten, die in den Sakriſteien Baierns und Öſterreichs herumraſcheln, das verfaulte Pfaffengeſchmeiß, mich oft genug zur Gegenwehr reizte. Aber ich bewahrte im zornigſten Ekel dennoch immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Prieſterſtand, indem ich, in die Vergangenheit zurückblickend, der Verdienſte gedachte, die er ſich einſt um mich erwarb. Denn katholiſche Prieſter waren es, denen ich als Kind meinen erſten Unterricht verdankte; ſie leiteten meine erſten Geiſtesſchritte. Auch in der höhern Unterrichtsanſtalt zu Düſſeldorf, welche unter der franzöſiſchen Regierung das Lyceum hieß, waren die Lehrer faſt lauter katholiſche Geiſtliche, die ſich alle mit ernſter Güte meiner Geiſtesbildung annahmen; ſeit der preußiſchen Invaſion, wo auch jene Schule den preußiſch-griechiſchen Namen Gymnaſium annahm, wurden die Prieſter allmählich durch weltliche Lehrer erſetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher

abgeschafft, die kurzgefassten, in lateinischer Sprache geschriebenen Leitfaden und Chrestomathien, welche noch aus den Jesuitenschulen herstammten, und sie wurden ebenfalls ersetzt durch neue Grammatiken und Kompendien, geschrieben in einem schwindsüchtigen, pedantischen Berlinerdeutsch, in einem abstrakten Wissenschaftsjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war, als das leichtfassliche, natürliche und gesunde Jesuitenlatein. Wie man auch über die Jesuiten denkt, so muss man doch eingestehen, sie bewährten immer einen praktischen Sinn im Unterricht, und ward auch bei ihrer Methode die Kunde des Alterthums sehr verstümmelt mitgetheilt, so haben sie doch diese Alterthumskenntnis sehr verallgemeinert, so zu sagen demokratisiert, sie ging in die Massen über, statt dass bei der heutigen Methode der einzelne Gelehrte, der Geistesaristokrat, das Alterthum und die Alten besser begreifen lernt, aber der großen Volksmenge sehr selten ein klassischer Brocken, irgend ein Stück Herodot oder eine Äsopische Fabel oder ein Horazischer Vers im Hirntopfe zurückbleibt, wie ehemals, wo die armen Leute an den alten Schulbrotkrusten ihrer Jugend später noch lange zu knuspern hatten. „So ein bisschen Latein ziert den ganzen Menschen," sagte mir einst ein alter Schuster, dem aus der

Zeit, wo er mit dem schwarzen Mäntelchen in das Jesuitenkollegium ging, so mancher schöne Ciceronianische Passus aus den Catilinarischen Reden im Gedächtnisse geblieben, den er gegen heutige Demagogen so oft und so spaßhaft glücklich citierte. Pädagogik war die Specialität der Jesuiten, und obgleich sie dieselbe im Interesse ihres Ordens treiben wollten, so nahm doch die Leidenschaft für die Pädagogik selbst, die einzige menschliche Leidenschaft, die ihnen blieb, manchmal die Oberhand, sie vergaßen ihren Zweck, die Unterdrückung der Vernunft zu Gunsten des Glaubens, und statt die Menschen wieder zu Kindern zu machen, wie sie beabsichtigten, haben sie im Gegentheil, gegen ihren Willen, durch den Unterricht die Kinder zu Menschen gemacht. Die größten Männer der Revolution sind aus den Jesuitenschulen hervorgegangen, und ohne die Disciplin dieser letztern wäre vielleicht die große Geisterbewegung erst ein Jahrhundert später ausgebrochen.

Arme Väter von der Gesellschaft Jesu! Ihr seid der Popanz und der Sündenbock der liberalen Partei geworden, man hat jedoch nur eure Gefährlichkeit, aber nicht eure Verdienste begriffen. Was mich betrifft, so konnte ich nie einstimmen in das Zetergeschrei meiner Genossen, die bei dem

Namen Loyola immer in Wuth geriethen, wie Ochſen, denen man einen rothen Lappen vorhält! Und dann, ohne im Geringſten die Hut meiner Parteiintereſſen zu verabſäumen, muſſte ich mir in der Beſonnenheit meines Gemüthes zuweilen geſtehen, wie es oft von den kleinſten Zufälligkeiten abhing, daſs wir dieſer, ſtatt jener Partei zufielen und uns jetzt nicht in einem ganz entgegengeſetzten Feldlager befänden. In dieſer Beziehung kommt mir oft ein Geſpräch in den Sinn, das ich mit meiner Mutter führte vor etwa acht Jahren, wo ich die hochbetagte Frau, die ſchon damals achtzigjährig, in Hamburg beſuchte. Eine ſonderbare Äußerung entſchlüpfte ihr, als wir von den Schulen, worin ich meine Knabenzeit zubrachte, und von meinen katholiſchen Lehrern ſprachen, worunter ſich, wie ich jetzt erfuhr, manche ehemalige Mitglieder des Jeſuitenordens befanden. Wir ſprachen Viel von unſerm alten lieben Schallmeyer, dem in der franzöſiſchen Periode die Leitung des Düſſeldorfer Lyceums als Rektor anvertraut war, und der auch für die oberſte Klaſſe Vorleſungen über Philoſophie hielt, worin er unumwunden die freigeiſtigſten griechiſchen Syſteme auseinanderſetzte, wie grell dieſe auch gegen die orthodoxen Dogmen abſtachen, als deren Prieſter er ſelbſt zuweilen in geiſtlicher

Amtstracht am Altar fungierte. Es ist gewiſs bedeutsam, und vielleicht einst vor den Assisen im Thale Josaphat kann es mir als Circonstance atténuante angerechnet werden, daſs ich schon im Knabenalter den besagten philosophischen Vorlesungen beiwohnen durfte. Diese bedenkliche Begünstigung genoſs ich vorzugsweise, weil der Rektor Schallmeyer sich als Freund unserer Familie ganz besonders für mich interessierte; einer meiner Öhme, der mit ihm zu Bonn studiert hatte, war dort sein akademischer Pylades gewesen, und mein Großvater errettete ihn einst aus einer tödlichen Krankheit. Der alte Herr besprach sich deſshalb sehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in solcher Unterredung war es, wie mir meine Mutter später in Hamburg erzählte, daſs er ihr den Rath ertheilte, mich dem Dienste der Kirche zu widmen und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen Seminar katholische Theologie zu studieren; durch die einflusreichen Freunde, die der Rektor Schallmeyer unter den Prälaten des höchsten Ranges besaß, versicherte er im Stande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern. Als mir Dieses meine Mutter erzählte, bedauerte sie sehr, daſs sie dem Rathe des geistreichen alten Herrn nicht Folge ge-

leiſtet, der mein Naturell frühzeitig durchſchaut hatte und wohl am richtigſten begriff, welches geiſtige und phyſiſche Klima demſelben am angemeſſenſten und heilſamſten geweſen ſein möchte. Die alte Frau bereute jetzt ſehr, einen ſo vernünftigen Vorſchlag abgelehnt zu haben; aber zu jener Zeit träumte ſie für mich ſehr hochfliegende weltliche Würden, und dann war ſie eine Schülerin Rouſſeau's, eine ſtrenge Deiſtin, und es war ihr auch außerdem nicht recht, ihren älteſten Sohn in jene Soutane zu ſtecken, welche ſie von deutſchen Prieſtern mit ſo plumpem Ungeſchick tragen ſah. Sie wuſſte nicht, wie ganz anders ein römiſcher Abbate dieſelbe mit einem graciöſen Schick trägt und wie kokett er das ſchwarzſeidne Mäntelchen achſelt, das die fromme Uniform der Galanterie und der Schöngeiſterei iſt im ewig ſchönen Rom.

O, welch ein glücklicher Sterbliche iſt ein römiſcher Abbate, der nicht bloß der Kirche Chriſti, ſondern auch dem Apoll und den Muſen dient. Er ſelbſt iſt ihr Liebling, und die drei Göttinnen der Anmuth halten ihm das Tintenfaſs, wenn er ſeine Sonette verfertigt, die er in der Akademie der Arkadier mit zierlichen Kadenzen recitiert. Er iſt ein Kunſtkenner, und er braucht nur den Hals einer jungen Sängerin zu betaſten, um vorausſagen zu

können, ob sie einst eine Celeberrima cantatrice, eine Diva, eine Weltprimadonna sein wird. Er versteht sich auf Antiquitäten, und über den ausgegrabenen Torso einer griechischen Bacchantin schreibt er eine Abhandlung im schönsten Ciceronianischen Latein, die er dem Oberhaupte der Christenheit, dem Pontifex maximus, wie er ihn nennt, ehrfurchtsvoll widmet. Und gar, welcher Gemäldekenner ist der Signor Abbate, der die Maler in ihren Ateliers besucht und ihnen über ihre weiblichen Modelle die feinsten anatomischen Beobachtungen mittheilt. Der Schreiber dieser Blätter hätte ganz das Zeug dazu gehabt, ein solcher Abbate zu werden und im süßesten dolce far niente dahin zu schlendern durch die Bibliotheken, Galerien, Kirchen und Ruinen der ewigen Stadt, studierend im Genusse und genießend im Studium, und ich hätte Messe gelesen vor den auserlesensten Zuhörern, ich wäre auch in der heiligen Woche als strenger Sittenprediger auf die Kanzel getreten, freilich auch hier niemals in ascetische Roheit ausartend — ich hätte am meisten die römischen Damen erbaut, und wäre vielleicht durch solche Gunst und Verdienste in der Hierarchie der Kirche zu den höchsten Würden gelangt, ich wäre vielleicht ein Monsignore geworden, ein Violettstrumpf, sogar der

rothe Hut konnte mir auf den Kopf fallen — und wie das Sprüchlein heißt:

Es iſt kein Pfäfflein noch ſo klein,
Es möchte gern ein Päpſtlein ſein —

ſo hätte ich am Ende vielleicht gar jenen erhabenſten Ehrenpoſten erklommen — denn obgleich ich von Natur nicht ehrgeizig bin, ſo würde ich dennoch die Ernennung zum Papſte nicht ausgeſchlagen haben, wenn die Wahl des Konklaves auf mich gefallen wäre. Es iſt Dieſes jedenfalls ein ſehr anſtändiges und auch mit gutem Einkommen verſehenes Amt, das ich gewiſs mit hinlänglichem Geſchick verſehen konnte. Ich hätte mich ruhig niedergeſetzt auf den Stuhl Petri, allen frommen Chriſten, ſowohl Prieſtern als Laien, das Bein hinſtreckend zum Fußkuſs. Ich hätte mich ebenfalls mit gehöriger Seelenruhe durch die Pfeilergänge der großen Baſilika in Triumph herumtragen laſſen, und nur im wackelndſten Falle würde ich mich ein biſschen feſtgeklammert haben an der Armlehne des goldnen Seſſels, den ſechs ſtämmige karmoiſinrothe Kamerièren auf ihren Schultern tragen, während nebenher glatzköpfige Kapuciner mit brennenden Kerzen und galonnierte Lakaien wandeln, welche ungeheuer große Pfauenwedel emporhalten und das Haupt

des Kirchenfürsten befächeln — wie gar lieblich zu schauen ist auf dem Processionsgemälde des Horace Vernet. Mit einem gleichen unerschütterlichen sacerdotalen Ernste — denn ich kann sehr ernst sein, wenn es durchaus nöthig ist — hätte ich auch vom Lateran herab der ganzen Christenheit den jährlichen Segen ertheilt, in pontificalibus, mit der dreifachen Krone auf dem Kopfe, und umgeben von einem Generalstab von Rothhüten und Bischofsmützen, Goldbrokatgewändern und Kutten von allen Kouleuren, hätte sich Meine Heiligkeit auf dem hohen Balkon dem Volke gezeigt, das tief unten in unabsehbar wimmelnder Menge mit gebeugten Köpfen und knieend hingelagert — und ich hätte ruhig die Hände ausgestreckt und den Segen ertheilt, der Stadt und der Welt.

Aber, wie du wohl weißt, geneigter Leser, ich bin kein Papst geworden, auch kein Kardinal, nicht mal ein römischer Nuntius, und, wie in der weltlichen, so auch in der geistlichen Hierarchie habe ich weder Amt noch Würden errungen. Ich habe es, wie die Leute sagen, auf dieser schönen Erde zu Nichts gebracht. Es ist Nichts aus mir geworden, Nichts als ein Dichter.

Nein, ich will keiner heuchlerischen Demuth mich hingebend, diesen Namen geringschätzen. Man

ist Viel, wenn man ein Dichter ist, und gar wenn man ein großer lyrischer Dichter ist in Deutschland, unter dem Volke, das in zwei Dingen, in der Philosophie und im Liede, alle andern Nationen überflügelt hat. Ich will nicht mit der falschen Bescheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verleugnen. Keiner meiner Landsleute hat in so frühem Alter, wie ich, den Lorber errungen, und wenn mein Kollege Wolfgang Goethe wohlgefällig davon singt, „daſs der Chinese mit zitternder Hand Werthern und Lotten auf Glas male," so kann ich, soll doch einmal geprahlt werden, dem chinesischen Ruhm einen noch weit fabelhaftern, nämlich einen japanischen entgegensetzen. Als ich mich etwa vor zwölf Jahren hier im Hôtel des Princes bei meinem Freunde H. Wöhrman aus Riga befand, stellte mir Derselbe einen Holländer vor, der eben aus Japan gekommen, dreißig Jahre dort in Nangasaki zugebracht und begierig wünschte, meine Bekanntschaft zu machen. Es war der Dr. Bürger, der jetzt in Leyden mit dem gelehrten Seybold das große Werk über Japan herausgiebt. Der Holländer erzählte mir, daſs er einen jungen Japanesen Deutsch gelehrt, der später meine Gedichte in japanischer Übersetzung drucken ließ, und dieses sei das erste europäische Buch gewesen,

das in japaniſcher Sprache erſchienen — übrigens fände ich über dieſe kurioſe Übertragung einen weitläuftigen Artikel in der engliſchen Review von Calcutta. Ich ſchickte ſogleich nach mehren Cabinets de lecture, doch keine ihrer gelehrten Vorſteherinnen konnte mir die Review von Calcutta verſchaffen, und auch an Julien und Paultier wandte ich mich vergebens, an jene gelehrten Widerſacher, welche die Wiſſenſchaft mit zwei großen Entdeckungen bereichert: Herr Julien, der berühmte Sinologe, hat entdeckt, daſs Herr Paultier kein Chineſiſch verſteht, während Herr Paultier, der große Indianiſt, entdeckte, daſs Herr Julien kein Sanskrit verſteht; ſie haben über dies, für das Publikum höchſt wichtige und höchſt intereſſante Thema viele Bücher veröffentlicht.

Seitdem habe ich über meinen japaniſchen Ruhm keine weitern Nachforſchungen angeſtellt. In dieſem Augenblick iſt er mir eben ſo gleichgültig wie etwa mein finnländiſcher Ruhm. Ach! der Ruhm überhaupt, dieſer ſonſt ſo ſüße Tand, ſüß wie Ananas und Schmeichelei, er ward mir ſeit geraumer Zeit ſehr verleidet; er dünkt mich jetzt bitter wie Wermuth. Ich kann wie Romeo ſagen: „Ich bin der Narr des Glücks.“ Ich ſtehe jetzt vor dem großen Breinapf, aber es fehlt mir der Löffel. Was nützt

es mir, daſs bei Feſtmahlen aus goldnen Pokalen und mit den beſten Weinen meine Geſundheit getrunken wird, wenn ich ſelbſt unterdeſſen, abgeſondert von aller Weltluſt, nur mit einer ſchalen Tiſane meine Lippen netzen darf! Was nützt es mir, daſs begeiſterte Jünglinge und Jungfrauen meine marmorne Büſte mit Lorberen umkränzen, wenn derweilen meinem wirklichen Kopfe von den welken Händen einer alten Wärterin eine ſpaniſche Fliege hinter die Ohren gedrückt wird!*) Was nützt es mir, daſs alle Roſen von Schiras ſo zärtlich für mich glühen und duften — ach, Schiras iſt zweitauſend Meilen entfernt von der Rue d'Amſterdam, wo ich in der verdrießlichen Einſamkeit meiner Krankenſtube Nichts zu riechen bekomme, als etwa die Parfüms von gewärmten Servietten. Ach! der Spott Gottes laſtet ſchwer auf mir. Der große Autor des Weltalls, der Ariſtophanes des Himmels, wollte dem kleinen irdiſchen, ſogenannten deutſchen Ariſtophanes recht grell darthun, wie die witzigſten Sarkasmen deſſelben nur armſelige Spötteleien geweſen im Vergleich mit den ſeinigen, und wie kläglich ich ihm nachſtehen muſs im Humor, in der koloſſalen Spaßmacherei.

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

Ja, die Lauge der Verhöhnung, die der Meister über mich herabgenßt, ist entsetzlich, und schauerlich grausam ist sein Spaß. Demüthig bekenne ich seine Überlegenheit, und ich beuge mich vor ihm im Staube. Aber wenn es mir auch an solcher höchsten Schöpfungskraft fehlt, so blitzt doch in meinem Geiste die ewige Vernunft, und ich darf sogar den Spaß Gottes vor ihr Forum ziehen und einer ehrfurchtsvollen Kritik unterwerfen. Und da wage ich nun zunächst die unterthänigste Andeutung auszusprechen, es wolle mich bedünken, als zöge sich jener grausame Spaß, womit der Meister den armen Schüler heimsucht, etwas zu sehr in die Länge; er dauert schon über sechs Jahre, was nachgerade langweilig wird. Dann möchte ich ebenfalls mir die unmaßgebliche Bemerkung erlauben, daſs jener Spaß nicht neu ist und daſs ihn der große Aristophanes des Himmels schon bei einer andern Gelegenheit angebracht, und also ein Plagiat an hoch sich selber begangen habe. Um diese Behauptung zu unterstützen, will ich eine Stelle der Limburger Chronik citieren. Diese Chronik ist sehr interessant für Diejenigen, welche sich über Sitten und Bräuche des deutschen Mittelalters unterrichten wollen. Sie beschreibt, wie ein Modejournal, die Kleidertrachten, sowohl die männlichen

als die weiblichen, welche in jeder Periode aufkamen. Sie giebt auch Nachricht von den Liedern, die in jedem Jahre gepfiffen und gesungen wurden, und von manchem Lieblingsliede der Zeit werden die Anfänge mitgetheilt. So vermeldet sie von Anno 1480, dass man in diesem Jahre in ganz Deutschland Lieder gepfiffen und gesungen, die süßer und lieblicher als alle Weisen, so man zuvor in deutschen Landen kannte, und Jung und Alt, zumal das Frauenzimmer, sei ganz davon vernarrt gewesen, so dass man sie von Morgen bis Abend singen hörte; diese Lieder aber, setzt die Chronik hinzu, habe ein junger Klerikus gedichtet, der von der Misselsucht behaftet war und sich, vor aller Welt verborgen, in einer Einöde aufhielt. Du weißt gewiss, lieber Leser, was für ein schauderhaftes Gebreste im Mittelalter die Misselsucht war, und wie die armen Leute, die solchem unheilbaren Siechthum verfallen, aus jeder bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen waren und sich keinem menschlichen Wesen nahen durften. Lebendigtodte, wandelten sie einher, vermummt vom Haupt bis zu den Füßen, die Kapuze über das Gesicht gezogen, und in der Hand eine Klapper tragend, die sogenannte Lazarusklapper, womit sie ihre Nähe ankündigten, damit ihnen Jeder zeitig aus dem Wege gehen konnte.

Der arme Klerikus, von deſſen Ruhm als Liederdichter die obgenannte Limburger Chronik geſprochen, war nun ein ſolcher Miſſelſüchtiger, und er ſaß traurig in der Öde ſeines Elends, während jauchzend und jubelnd ganz Deutſchland ſeine Lieder ſang und pfiff! O, dieſer Ruhm war die uns wohlbekannte Verhöhnung, der grauſame Spaß Gottes, der auch hier derſelbe iſt, obgleich er diesmal im romantiſchern Koſtüme des Mittelalters erſcheint. Der blaſierte König von Judäa ſagte mit Recht: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne" — Vielleicht iſt dieſe Sonne ſelbſt ein alter aufgewärmter Spaß, der, mit neuen Strahlen geflickt, jetzt ſo impoſant funkelt!

Manchmal in meinen trüben Nachtgeſichten glaube ich den armen Klerikus der Limburger Chronik, meinen Bruder in Apoll, vor mir zu ſehen, und ſeine leidenden Augen lugen ſonderbar ſtier hervor aus ſeiner Kapuze; aber im ſelben Augenblick huſcht er von dannen, und verhallend, wie das Echo eines Traumes, hör' ich die knarrenden Töne der Lazarusklapper.

Waterloo.

Früher unterdrückte Blätter aus den „Geständniſſen“.

Es ſind nicht bloß die Franzoſen und der Kaiſer, welche zu Waterloo unterlagen — die Franzoſen ſtritten dort freilich für ihren eignen Herd, aber ſie waren zu gleicher Zeit die heiligen Kohorten, welche die Sache der Revolution vertraten, und ihr Kaiſer kämpfte hier nicht ſowohl für ſeine Krone, als auch für das Banner der Revolution, das er trug; er war der Gonfaloniere der Demokratie, wie Wellington der Fahnenjunker der Ariſtokratie war, als Beider Heere auf dem Blachfelde von Waterloo ſich gegenüber ſtanden — Und dieſe letztere ſiegte, die ſchlechte Sache des verjährten Vorrechts, der ſervile Knechtſinn und die Lüge triumphierten, und es waren die Intereſſen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderſchaft, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menſchheit, welche zu Waterloo die Schlacht verloren.

Wir in Deutſchland, wir waren nicht die Düpes jener plenipotentiaren Tartüffe, welche, mit der rohen Übermacht die feige Heuchelei verbindend, in ihren Proklamationen erklärten, daſs ſie nur gegen einen einzigen Menſchen, der Napoleon Bonaparte heiße, den Krieg führten: wir wuſſten ſehr gut, daſs man, wie das Sprichwort ſagt, auf den Sack ſchlägt und den Eſel meint, daſs man in jenem einzigen Mann auch uns ſchlug, auch uns verhöhnte, uns kreuzigte, daſs der„ Bellerophon" auch uns transportierte, daſs Hudſon Lowe auch uns quälte, daſs der Marterfelſen von Sankt Helena unſer eignes Golgatha war, und unſre erſte Leidensſtation Waterloo hieß!

Waterloo! fataler Name! Es vergingen viele Jahre, und wir konnten dieſen Namen nicht nennen hören, ohne daſs alle Schlangen des ohnmächtigen Zorns in unſrer Bruſt aufziſchten, und uns die Ohren gellten wie vom Hohngelächter unſrer Feinde. Ihren Speichel fühlten wir alsdann auf den erröthenden Wangen — Gottlob, der ſchnöde Zauber iſt jetzt gebrochen, und die herzzerreißende, verzweiflungsvolle Bedeutung jenes Namens iſt jetzt verſchwunden!

Welchem mirakuloſen Ereigniſſe wir die Befreiung vom Waterloo-Alp verdanken, iſt bekannt. Schon durch die Juliusrevolution ward uns eine große Satisfaktion gewährt, ſie war jedoch nicht komplet;

es war nur Raſtrum für die alte Wunde, die aber noch nicht vernarben konnte. Die Franzoſen hatten freilich die ältere Bourbonenlinie weggejagt, welche mit dem doppelten Unglück behaftet war, daß ſie den Beſiegten von den fremden Siegern aufgedrungen worden, nachdem dieſes alte, abgelebte Königsgeſchlecht vorher die ſchrecklichſte Beleidigung in Frankreich erduldet hatte. Die ſchmachvolle Hinrichtung des gutmüthigen und menſchenfreundlichen Ludwig's XVI, dieſes ſchauderhafte Vergehen, konnte zwar bei den Beleidigten Verzeihung finden, aber nimmermehr bei den Beleidigern; denn der Beleidiger verzeiht nie. Der 21. Januar war in der That ein zu unvergeßliches Datum, als daß ein Franzoſe ruhig ſchlafen konnte, ſo lange ein Bourbone von der ältern Linie auf dem Throne Frankreichs ſaß; dieſe Linie war unmöglich geworden, und mußte früh oder ſpät, gleich einem Geſchwür aus dem franzöſiſchen Staatskörper ausgeſchnitten werden, ganz ſo wie es den Stuarts in England geſchah, als dort ähnliche Urſachen der Scham und des Mißtrauens obwalteten. Ludwig Philipp und ſeine Familie war möglich, weil ſein Vater an dem Nationalvergehen Theil genommen, und er ſelbſt zu den Vorkämpen der Revolution einſt gehörte. Ludwig Philipp war ein großer und edler König. Er beſaß alle bürgerlichen Tugenden eines

Bourgeois und kein einziges Laſter eines Grand Seigneur. Er ſaß gut zu Pferd, und hatte zu Jemappes und Valmy gefochten. Frau von Genlis leitete ſeine Erziehung, und er war wiſſenſchaftlich gebildet wie ein Gelehrter, auch konnte er im Falle der Noth durch Unterricht in der Mathematik ſein Brod verdienen, oder einem Bedienten, den der Schlag getroffen, gleich zur Ader laſſen, weſshalb er auch ein Feldſcherer-Etui beſtändig bei ſich trug. Er war höflich großmüthig, und verzieh eben ſo wohl ſeinen legitimiſtiſchen Verleumdern, wie ſeinen republikaniſchen Meuchelmördern; er fürchtete nicht die Kugeln, womit die eigne Bruſt bedroht war, doch als es galt, auf das Volk ſchießen zu laſſen, überſchlich ihn die alte philantropiſche Weichherzigkeit, und er warf die Krone von ſich, ergriff ſeinen Hut und nahm ſeinen alten Regenſchirm und ſeine Frau unter den Arm und empfahl ſich. Er war ein Menſch. Fabelhaft groß war ſein Reichthum, und doch blieb er arbeitſam wie der ärmſte Handwerker. Er war vacciniert; iſt auch nie von den Pocken heimgeſucht worden. Er war gerecht, und brach nie den Eid, den er den Geſetzen geſchworen. Er gab den Franzoſen achtzehn Jahre Frieden und Freiheit. Er war genügſam, keuſch, und hatte nur eine einzige Geliebte, welche Marie Amalie hieß. Er war tolerant und liebte die

Jeſuiten nicht. Er war das Muſter eines Königs, ein Marc Aurel mit einem modernen Toupet, ein gekrönter Weiſer, ein ehrlicher Mann — Und dennoch konnten ihn die Franzoſen auf die Länge nicht behalten, denn er war nicht nationalen Urſprungs, er war nicht der Erwählte des Volks, ſondern einer kleinen Koterie von Geldmenſchen, die ihn auf den vakanten Thron geſetzt, weil er ihnen die beſte Garantie ihrer Beſitzthümer dünkte, und weil bei dieſer Beſetzung keine große Einrede von Seiten der europäiſchen Ariſtokratie zu befürchten ſtand, die ja einſt nicht ſo ſehr aus Liebe für Ludwig XVIII., als vielmehr aus Haſs gegen Napoleon, den Einzigen, gegen den ſie Krieg zu führen vorgab, die Reſtauration betrieben hatte. Ganz recht war es freilich den Fürſten des Nordens nicht, daſs ihre Protegés ſo ohne Umſtände fortgejagt wurden, aber ſie hatten Dieſelben nie wahrhaft geliebt; Ludwig Philipp's Quaſi-Legitimität, ſeine erlauchte Geburt und ſein ſanftes Dulden erweichte endlich die hohen Unzufriedenen, und ſie ließen ſich den galliſchen Hahn gefallen — weil er kein Adler war.

Obgleich wir gern zugeben, daſs man dem König Ludwig Philipp großes Unrecht gethan, daſs man ihn mit dem unwürdigſten Undank behandelt, daſs er ein wahrer Märtyrer war, und daſs die Februarrevolution überhaupt ſich als ein beklagenswerthes Ereignis aus-

wies, das unſäglich viel Unheil über die Welt brachte, ſo müſſen wir nichtsdeſtoweniger geſtehen, daſs ſie wieder für die Franzoſen, deren Nationalgefühl dadurch erhoben worden, ſo wie auch für die Demokratie im Allgemeinen, deren ideales Bewuſstſein ſich daran ſtärkte, eine große Genugthuung war. Doch vollſtändig war dieſe letztere noch nicht, und ſie ſchlug bald über in eine klägliche Demüthigung. Dieſes verſchuldeten jene ungetreuen Mandatare des Volks, die den großen Akt der Volksſouveränität, der ihnen die unumſchränkteſte Macht verlieh, durch ihr Ungeſchick oder ihre Feigheit oder ihr Doppelſpiel verzettelten. Ich will nicht ſagen, daſs ſie ſchlechte Menſchen waren; im Gegentheil, es wäre uns beſſer ergangen, wenn wir entſchiedenen Böſewichtern in die Hände gefallen wären, die energiſch und konſequent gehandelt und vielleicht viel Blut vergoſſen, aber etwas Großes für das Volk gethan hätten. Ein ungeheures Verbrechen begingen jene guten Leute und ſchlechten Muſikanten, die ſich aus Ehrgeiz im Augenblick des entſetzlichſten Sturmes ans Steuerruder des Staates drängten, und, ohne die geringſten Kenntniſſe politiſcher Nautik, das Kommando des Schiffes übernahmen, als einzige Bouſſole nur ihre Eitelkeit konſultierend. Unvermeidlich war der Schiffbruch.

Gleich in der erſten Stunde der proviſoriſchen

Regierung, die ſich eben dieſen Namen gab, offenbarte ſich das Unvermögen der kleinen Menſchen. Schon dieſer Name „Proviſoriſche Regierung" bekundete officiell ihr Zagnis und annullierte von vornherein Alles, was ſie etwa Tüchtiges für das vertrauende Volk, das ihnen die höchſte Gewalt ertheilte und ſie mit einer Leibgarde von 300,000 Mann beſchützte, thun konnten. Nie hat das Volk, das große Waiſenkind, aus dem Glückstopf der Revolution miſerablere Nieten gezogen, als die Perſonen waren, welche jene proviſoriſche Regierung bildeten. Es befanden ſich unter ihnen miſerable Komödianten, die bis aufs Haar, bis auf die Farbe des Barthaars, jenen Heldenſpielern des Liebhabertheaters glichen, das uns Shakſpeare im „Sommernachtstraum" ſo ergötzlich vorführt. Dieſe täppiſchen Geſellen hatten in der That vor Nichts mehr Angſt, als daſs man ihr Spiel für Ernſt halten möchte, und Snug der Tiſchler verſichere, im Voraus, daſs er kein wirklicher Löwe, ſondern nur ein proviſoriſcher Löwe, nur Snug der Tiſchler ſei, daſs ſich das Publikum vor ſeinem Brüllen nicht zu fürchten brauche, da es nur ein proviſoriſches Brüllen ſei — und dabei, in ſeiner Eitelkeit, hatte er Luſt, alle Rollen zu ſpielen, und die Hauptſache war für ihn die Farbe des Bartes, womit eine Rolle tragiert werden müſſe, ob es ein zindelrother oder ein trikolorer Bart ſei.

Wahrlich, die auswärtigen Mächte hatten keinen Grund, ſich vor dieſen proviſoriſchen Löwen zu fürchten — ſie waren wohl im Beginn etwas verdutzt, aber ſie faſſten ſich bald, als ſie ſahen, welche Thiere in der Löwenhaut ſteckten, und ſie brauchten keineswegs die Februarrevolution als eine politiſche Beleidigung, als eine patzige Herausforderung anzuſehen — denn ſie konnten mit Recht ſagen: „Es iſt uns gleich, wer in Frankreich regiert. Wir haben zwar Anno 1815 die ältern Bourbonen auf den Thron geſetzt, aber es geſchah nicht aus Zärtlichkeit für Dieſe, ſondern aus Haſs gegen den Napoleon Bonaparte, mit welchem wir damals Krieg führten, und den wir bei Waterloo erſchlugen, und zu Sankt Helena, Gott ſei Dank! begruben — So lange er lebte, hatten wir keine ruhige Stunde — Nun, da Dieſer todt iſt, und unter den proviſoriſchen Regierungslöwen Keiner ſich befindet, der uns wieder unſre liebe Nachtruhe rauben könnte, ſo iſt es uns gleichgültig, wer in Frankreich herrſcht. Es kümmert uns gar nicht, wer dort regiert, ob Louis Blanc oder der General Tom Pouce, der Zwerg beider Welten, der noch weit berühmter iſt als Erſterer, aber freilich eben ſo wenig wie ſein Mitzwerg Louis Blanc in der Winzigkeit einen Vergleich aushalten könnte mit dem ſeligen Bogulawski, den man in eine Paſtete buk und auf die Tafel des Kurfürſten

als die weiblichen, welche in jeder Periode aufkamen. Sie giebt auch Nachricht von den Liedern, die in jedem Jahre gepfiffen und gesungen wurden, und von manchem Lieblingsliede der Zeit werden die Anfänge mitgetheilt. So vermeldet sie von Anno 1480, dass man in diesem Jahre in ganz Deutschland Lieder gepfiffen und gesungen, die süßer und lieblicher als alle Weisen, so man zuvor in deutschen Landen kannte, und Jung und Alt, zumal das Frauenzimmer, sei ganz davon vernarrt gewesen, so dass man sie von Morgen bis Abend singen hörte; diese Lieder aber, setzt die Chronik hinzu, habe ein junger Klerikus gedichtet, der von der Misselsucht behaftet war und sich, vor aller Welt verborgen, in einer Einöde aufhielt. Du weißt gewiss, lieber Leser, was für ein schauderhaftes Gebreste im Mittelalter die Misselsucht war, und wie die armen Leute, die solchem unheilbaren Siechthum verfallen, aus jeder bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen waren und sich keinem menschlichen Wesen nahen durften. Lebendigtodte, wandelten sie einher, vermummt vom Haupt bis zu den Füßen, die Kapuze über das Gesicht gezogen, und in der Hand eine Klapper tragend, die sogenannte Lazarusklapper, womit sie ihre Nähe ankündigten, damit ihnen Jeder zeitig aus dem Wege gehen konnte.

Der arme Klerikus, von deſſen Ruhm als Liederdichter die obgenannte Limburger Chronik geſprochen, war nun ein ſolcher Miſſelſüchtiger, und er ſaß traurig in der Öde ſeines Elends, während jauchzend und jubelnd ganz Deutſchland ſeine Lieder ſang und pfiff! O, dieſer Ruhm war die uns wohlbekannte Verhöhnung, der grauſame Spaß Gottes, der auch hier derſelbe iſt, obgleich er diesmal im romantiſchern Koſtüme des Mittelalters erſcheint. Der blaſierte König von Judäa ſagte mit Recht: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne“ — Vielleicht iſt dieſe Sonne ſelbſt ein alter aufgewärmter Spaß, der, mit neuen Strahlen geflickt, jetzt ſo impoſant funkelt!

Manchmal in meinen trüben Nachtgeſichten glaube ich den armen Klerikus der Limburger Chronik, meinen Bruder in Apoll, vor mir zu ſehen, und ſeine leidenden Augen lugen ſonderbar ſtier hervor aus ſeiner Kapuze; aber im ſelben Augenblick huſcht er von dannen, und verhallend, wie das Echo eines Traumes, hör' ich die knarrenden Töne der Lazarusklapper.

Waterloo.

Früher unterdrückte Blätter aus den „Geſtändniſſen“.

Es ſind nicht bloß die Franzoſen und der Kaiſer, welche zu Waterloo unterlagen — die Franzoſen ſtritten dort freilich für ihren eignen Herd, aber ſie waren zu gleicher Zeit die heiligen Kohorten, welche die Sache der Revolution vertraten, und ihr Kaiſer kämpfte hier nicht ſowohl für ſeine Krone, als auch für das Banner der Revolution, das er trug; er war der Gonfaloniere der Demokratie, wie Wellington der Fahnenjunker der Ariſtokratie war, als Beider Heere auf dem Blachfelde von Waterloo ſich gegenüber ſtanden — Und dieſe letztere ſiegte, die ſchlechte Sache des verjährten Vorrechts, der ſervile Knechtſinn und die Lüge triumphierten, und es waren die Intereſſen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderſchaft, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menſchheit, welche zu Waterloo die Schlacht verloren.

Wir in Deutschland, wir waren nicht die Düpes jener plenipotentiaren Tartüffe, welche, mit der rohen Übermacht die feige Heuchelei verbindend, in ihren Proklamationen erklärten, daſs sie nur gegen einen einzigen Menschen, der Napoleon Bonaparte heiße, den Krieg führten: wir wuſsten sehr gut, daſs man, wie das Sprichwort sagt, auf den Sack schlägt und den Esel meint, daſs man in jenem einzigen Mann auch uns schlug, auch uns verhöhnte, uns kreuzigte, daſs der„ Bellerophon" auch uns transportierte, daſs Hudson Lowe auch uns quälte, daſs der Marterfelsen von Sankt Helena unser eignes Golgatha war, und unsre erste Leidensstation Waterloo hieß!

Waterloo! fataler Name! Es vergingen viele Jahre, und wir konnten diesen Namen nicht nennen hören, ohne daſs alle Schlangen des ohnmächtigen Zorns in unsrer Brust aufzischten, und uns die Ohren gellten wie vom Hohngelächter unsrer Feinde. Ihren Speichel fühlten wir alsdann auf den erröthenden Wangen — Gottlob, der schnöde Zauber ist jetzt gebrochen, und die herzzerreißende, verzweiflungsvolle Bedeutung jenes Namens ist jetzt verschwunden!

Welchem mirakulosen Ereignisse wir die Befreiung vom Waterloo-Alp verdanken, ist bekannt. Schon durch die Juliusrevolution ward uns eine große Satisfaktion gewährt, sie war jedoch nicht komplet;

es war nur Balſam für die alte Wunde, die aber noch nicht vernarben konnte. Die Franzoſen hatten freilich die ältere Bourbonenlinie weggejagt, welche mit dem doppelten Unglück behaftet war, das ſie den Beſiegten von den fremden Siegern aufgedrungen worden, nachdem dieſes alte, abgelebte Königsgeſchlecht vorher die ſchrecklichſte Beleidigung in Frankreich erduldet hatte. Die ſchmachvolle Hinrichtung des gutmüthigen und menſchenfreundlichen Ludwig's XVI, dieſes ſchauderhafte Vergehen, konnte zwar bei den Beleidigten Verzeihung finden, aber nimmermehr bei den Beleidigern; denn der Beleidiger verzeiht nie. Der 21. Januar war in der That ein zu unvergemliches Datum, als daſs ein Franzoſe ruhig ſchlafen konnte, ſo lange ein Bourbone von der ältern Linie auf dem Throne Frankreichs ſaß; dieſe Linie war unmöglich geworden, und muſſte früh oder ſpät, gleich einem Geſchwür aus dem franzöſiſchen Staatskörper ausgeſchnitten werden, ganz ſo wie es den Stuarts in England geſchah, als dort ähnliche Urſachen der Scham und des Miſstrauens obwalteten. Ludwig Philipp und ſeine Familie war möglich, weil ſein Vater an dem Nationalvergehen Theil genommen, und er ſelbſt zu den Vorkämpen der Revolution einſt gehörte. Ludwig Philipp war ein großer und edler König. Er beſaß alle bürgerlichen Tugenden eines

Bourgeois und kein einziges Laſter eines Grand Seigneur. Er ſaß gut zu Pferd, und hatte zu Jemappes und Valmy gefochten. Frau von Genlis leitete ſeine Erziehung, und er war wiſſenſchaftlich gebildet wie ein Gelehrter, auch konnte er im Falle der Noth durch Unterricht in der Mathematik ſein Brod verdienen, oder einem Bedienten, den der Schlag getroffen, gleich zur Ader laſſen, weßhalb er auch ein Feldſcherer-Etui beſtändig bei ſich trug. Er war höflich großmüthig, und verzieh eben ſo wohl ſeinen legitimiſtiſchen Verleumdern, wie ſeinen republikaniſchen Meuchelmördern; er fürchtete nicht die Kugeln, womit die eigne Bruſt bedroht war, doch als es galt, auf das Volk ſchießen zu laſſen, überſchlich ihn die alte philantropiſche Weichherzigkeit, und er warf die Krone von ſich, ergriff ſeinen Hut und nahm ſeinen alten Regenſchirm und ſeine Frau unter den Arm und empfahl ſich. Er war ein Menſch. Fabelhaft groß war ſein Reichthum, und doch blieb er arbeitſam wie der ärmſte Handwerker. Er war vacciniert; iſt auch nie von den Pocken heimgeſucht worden. Er war gerecht, und brach nie den Eid, den er den Geſetzen geſchworen. Er gab den Franzoſen achtzehn Jahre Frieden und Freiheit. Er war genügſam, keuſch, und hatte nur eine einzige Geliebte, welche Marie Amalie hieß. Er war tolerant und liebte die

Jeſuiten nicht. Er war das Muſter eines Königs, ein Marc Aurel mit einem modernen Toupet, ein gekrönter Weiſer, ein ehrlicher Mann — Und dennoch konnten ihn die Franzoſen auf die Länge nicht behalten, denn er war nicht nationalen Urſprungs, er war nicht der Erwählte des Volks, ſondern einer kleinen Koterie von Geldmenſchen, die ihn auf den vakanten Thron geſetzt, weil er ihnen die beſte Garantie ihrer Beſitzthümer dünkte, und weil bei dieſer Beſetzung keine große Einrede von Seiten der europäiſchen Ariſtokratie zu befürchten ſtand, die ja einſt nicht ſo ſehr aus Liebe für Ludwig XVIII., als vielmehr aus Haſs gegen Napoleon, den Einzigen, gegen den ſie Krieg zu führen vorgab, die Reſtauration betrieben hatte. Ganz recht war es freilich den Fürſten des Nordens nicht, daſs ihre Protegés ſo ohne Umſtände fortgejagt wurden, aber ſie hatten Dieſelben nie wahrhaft geliebt; Ludwig Philipp's Quaſi-Legitimität, ſeine erlauchte Geburt und ſein ſanftes Dulden erweichte endlich die hohen Unzufriedenen, und ſie ließen ſich den galliſchen Hahn gefallen — weil er kein Adler war.

Obgleich wir gern zugeben, daſs man dem König Ludwig Philipp großes Unrecht gethan, daſs man ihn mit dem unwürdigſten Undank behandelt, daſs er ein wahrer Märtyrer war, und daſs die Februarrevolution überhaupt ſich als ein beklagenswerthes Ereignis aus-

wies, das unſäglich viel Unheil über die Welt brachte, ſo müſſen wir nichtsdeſtoweniger geſtehen, daſs ſie wieder für die Franzoſen, deren Nationalgefühl dadurch erhoben worden, ſo wie auch für die Demokratie im Allgemeinen, deren ideales Bewuſstſein ſich daran ſtärkte, eine große Genugthuung war. Doch vollſtändig war dieſe letztere noch nicht, und ſie ſchlug bald über in eine klägliche Demüthigung. Dieſes verſchuldeten jene ungetreuen Mandatare des Volks, die den großen Akt der Volksſouveränität, der ihnen die unumſchränkteſte Macht verlieh, durch ihr Ungeſchick oder ihre Feigheit oder ihr Doppelſpiel verzettelten. Ich will nicht ſagen, daſs ſie ſchlechte Menſchen waren; im Gegentheil, es wäre uns beſſer ergangen, wenn wir entſchiedenen Böſewichtern in die Hände gefallen wären, die energiſch und konſequent gehandelt und vielleicht viel Blut vergoſſen, aber etwas Großes für das Volk gethan hätten. Ein ungeheures Verbrechen begingen jene guten Leute und ſchlechten Muſikanten, die ſich aus Ehrgeiz im Augenblick des entſetzlichſten Sturmes ans Steuerruder des Staates drängten, und, ohne die geringſten Kenntniſſe politiſcher Nautik, das Kommando des Schiffes übernahmen, als einzige Bouſſole nur ihre Eitelkeit konſultierend. Unvermeidlich war der Schiffbruch.

Gleich in der erſten Stunde der proviſoriſchen

Regierung, die ſich eben dieſen Namen gab, offenbarte ſich das Unvermögen der kleinen Menſchen. Schon dieſer Name „Proviſoriſche Regierung" bekundete officiell ihr Zagnis und annullierte von vornherein Alles, was ſie etwa Tüchtiges für das vertrauende Volk, das ihnen die höchſte Gewalt ertheilte und ſie mit einer Leibgarde von 300,000 Mann beſchützte, thun konnten. Nie hat das Volk, das große Waiſenkind, aus dem Glückstopf der Revolution miſerablere Nieten gezogen, als die Perſonen waren, welche jene proviſoriſche Regierung bildeten. Es befanden ſich unter ihnen miſerable Komödianten, die bis aufs Haar, bis auf die Farbe des Barthaars, jenen Heldenſpielern des Liebhabertheaters glichen, das uns Shakſpeare im „Sommernachtstraum" ſo ergötzlich vorführt. Dieſe täppiſchen Geſellen hatten in der That vor Nichts mehr Angſt, als daſs man ihr Spiel für Ernſt halten möchte, und Snug der Tiſchler verſichere, im Voraus, daſs er kein wirklicher Löwe, ſondern nur ein proviſoriſcher Löwe, nur Snug der Tiſchler ſei, daſs ſich das Publikum vor ſeinem Brüllen nicht zu fürchten brauche, da es nur ein proviſoriſches Brüllen ſei — und dabei, in ſeiner Eitelkeit, hatte er Luſt, alle Rollen zu ſpielen, und die Hauptſache war für ihn die Farbe des Bartes, womit eine Rolle tragiert werden müſſe, ob es ein zindelrother oder ein trikolorer Bart ſei.

Wahrlich, die auswärtigen Mächte hatten keinen Grund, ſich vor dieſen proviſoriſchen Löwen zu fürchten — ſie waren wohl im Beginn etwas verdutzt, aber ſie faſſten ſich bald, als ſie ſahen, welche Thiere in der Löwenhaut ſteckten, und ſie brauchten keineswegs die Februarrevolution als eine politiſche Beleidigung, als eine patzige Herausforderung anzuſehen — denn ſie konnten mit Recht ſagen: „Es iſt uns gleich, wer in Frankreich regiert. Wir haben zwar Anno 1815 die ältern Bourbonen auf den Thron geſetzt, aber es geſchah nicht aus Zärtlichkeit für Dieſe, ſondern aus Haſs gegen den Napoleon Bonaparte, mit welchem wir damals Krieg führten, und den wir bei Waterloo erſchlugen, und zu Sankt Helena, Gott ſei Dank! begruben — So lange er lebte, hatten wir keine ruhige Stunde — Nun, da Dieſer todt iſt, und unter den proviſoriſchen Regierungslöwen Keiner ſich befindet, der uns wieder unſre liebe Nachtruhe rauben könnte, ſo iſt es uns gleichgültig, wer in Frankreich herrſcht. Es kümmert uns gar nicht, wer dort regiert, ob Louis Blanc oder der General Tom Pouce, der Zwerg beider Welten, der noch weit berühmter iſt als Erſterer, aber freilich eben ſo wenig wie ſein Mitzwerg Louis Blanc in der Winzigkeit einen Vergleich aushalten könnte mit dem ſeligen Bogulawski, den man in eine Paſtete buk und auf die Tafel des Kurfürſten

von Sachsen setzte — der tapfere Pole biss und hieb sich aber mit seinen Zähnen und seinem kleinen Säbel aus dem Backwerk heraus und spazierte auf der kurfürstlichen Tafel als Sieger einher, ein Heldenstück, welches vielleicht eurem Homunkulus Louis Blanc nicht gelingen dürfte, der sich schwerlich so heroisch aus der Februarpastete wieder herausfrisst."

Ich bemerke ausdrücklich, dass es die auswärtigen Fürsten sind, die sich in so wegwerfender Weise über Louis Blanc äußern. Mit größerer Anerkennung würde ich selbst von diesem Tribunen reden, der während seiner ephemeren Machthaberei sich zwar nicht durch Intelligenz, aber desto mehr durch eine fast deutsche Sentimentalität auszeichnete. In allen seinen Reden war er immer von den schönen Gefühlswallungen seines Herzens überwältigt, er wiederholte darin beständig, dass er bis zu Thränen gerührt sei, und er flennte dabei so beträchtlich, dass diese wässrigte Gemüthlichkeit ihm auch jenseits des Rheins eine gewisse Popularität erwarb, indem nämlich die deutschen Ammen und Kindermägde ihren kleinen Schreihälsen, die beständig weinen, den Namen des larmoyanten französischen Demagogen ertheilten. Es haben Viele über das kindische Äußere Desselben gescherzt. Ich aber habe niemals sein Köpfchen betrachten können, ohne von einem gewissen Erstaunen er-

griffen zu sein; nicht weil ich etwa das viele Wissen des Männchens bewundert hätte — nein, er ist im Gegentheil von aller Wissenschaft gänzlich entblößt — ich war vielmehr verwundert, wie in einem so kleinen Köpfchen so viel Unwissenheit Platz finden konnte; ich begriff nie, wie dieser bornierte, winzige Schädel jene kolossalen Massen von Ignoranz zu enthalten vermochte, die er in so reicher, ja verschwenderischer Fülle bei jeder Gelegenheit auskramte — da zeigt sich die Allmacht Gottes! Trotz allem Mangel an Wissenschaft und Gelahrtheit bekundet Herr Louis Blanc dennoch ein wahrhaftes Talent für Geschichtschreibung. Nur ist zu bedauern, daſs er just jene Titanenkämpfe beschreiben wollte, welche wir die Geschichte der französischen Revolution nennen. Es ist Schade, daſs er nicht lieber einen Stoff wählte, dem er gewachsen wäre, der seiner Statur angemessener, z. B. die Kriege der Pygmäen mit den Kranichen, wovon uns Herodot berichtet.

Sowohl in Bezug auf Talent als auch Gesinnung, so klein er war, überragte Louis Blanc dennoch mehre seiner Kollegen von jener provisorischen Regierung, welche den nordischen Potentaten so wenig Furcht einjagte. Alles, was diese Fürsten sagten, ist reine Wahrheit. Unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung war kein Einziger, der im Mindesten Ähn-

lichkeit hatte mit jenem Störenfried, mit jenem Unfugstifter, jenem schrecklichen korsikanischen Taugenichts, der in allen Hauptstädten der Welt die Wache prügelte, überall die Fenster einwarf, die Laternen zerschlug und unsre ehrwürdigen Monarchen wie alte Portiers behandelte, indem er sie des Nachts aus dem Schlafe klingelte und ihr Silberhaar verlangte. Unsre gekrönten Pipelets konnten ruhig ihren Nachtschlaf genießen während der Herrschaft der provisorischen Regierung in Frankreich —

Nein, unter den Helden dieser Tafelrunde glich Keiner einem Napoleon, Keiner von ihnen war jemals so unartig gewesen, die Schlacht von Marengo zu gewinnen, Keiner von ihnen hatte die Impertinenz gehabt, bei Jena die Preußen zu schlagen, Keiner von ihnen erlaubte sich bei Austerlitz oder bei Wagram irgend einen Exceß des Sieges, Keiner von ihnen gewann die Schlacht bei den Pyramiden — Was man auch dem Herrn de Lamartine, dem Flügelmann der Februarhelden, vorwerfen mag, man kann ihm doch nicht nachsagen, daß er bei den Pyramiden die Mamelucken niedergemetzelt habe — Es ist wahr, er unternahm eine Reise in den Orient, und in Ägypten kam er den Pyramiden vorüber, von deren Spitze cirka vierzig Jahrhunderte ihn betrachten konnten, wenn sie wollten, doch auf die Pyramiden selbst machte der An-

blick seiner berühmten Person keinen sonderlichen Eindruck, sie blieben unbewegt, sintemalen sie fast blasiert sind in Bezug auf große Männer, deren größte ihnen zu Gesicht gekommen, z. B. Moses, Pythagoras, Plato, Julius Cäsar, Christus und Napoleon, welcher Letztere auf einem Kamel ritt — Es ist möglich, daſs Herr de Lamartine ebenfalls auf einem Kamel durch das Nilthal geritten, aber sicherlich hat er dort keine Schlacht geliefert und keine Mameluken verschluckt — Nein, dieser Kamelreuter war ein Chamäleon, aber kein Napoleon, er war kein Mamelukenfresser, er war immer zahm und sanftmäulig, und als er im Februar 1848 die Rolle eines provisorischen Löwen zu spielen hatte, brüllte er so zärtlich, so süßlich, so schmachtend, wie in der Shakspeare'schen Komödie Snug der Tischler zu brüllen versprach, um nicht die Damen zu erschrecken — In den Kanzleien des Nordens erschrak wirklich Niemand beim Empfang der melodischen Manifeste des neuen französischen ministre des affairs étrangères, den man mit Recht einen ministre étranger aux affaires nannte, und seine diplomatischen Meditationen und Harmonien belustigten sehr die Fürsten der absoluten Prosa —

In der That, diese Letzteren waren sehr beruhigt über die Absichten des Löwen, welcher damals die Marseillaise des Friedens gezwitschert hatte, und sie

waren vollkommen überzeugt, daſs er kein Napoleon war, kein Kanonendonnergott, kein Gott des Blitzes, kein Blitz Gottes — Sie hatten vielleicht ſchon lange vor uns die Bemerkung gemacht, daſs jener zweideutige Mann nicht bloß kein Blitz, ſondern gerade das Gegentheil, nämlich ein Blitzableiter war, und ſie begriffen, von welchem Nutzen ihnen ein ſolcher ſein konnte zu einer Zeit, wo das ungeheuerlichſte Volksgewitter das alte gothiſche Geſellſchaftsgebäude zu zerſchmettern drohte —

Nicht ich habe Herrn de Lamartine einen Blitzableiter genannt; er ſelbſt hat ſich das Brandmal dieſes Namens aufgedrückt. Denn wie es allen Schwätzern ergeht, denen nie die Plappermühle ſtille ſteht, entſchlüpften ihm einſt die naiven Worte: man beſchuldigte ihn, mit den Rädelsführern der republikaniſchen Partei gegen die Ordnung der Dinge konſpiriert zu haben, ja, er habe mit ihnen konſpiriert, aber wie der Blitzableiter mit dem Blitze konſpiriere. Dieſer falſche Bruder war bei all' ſeiner Duplicität auch die Unfähigkeit ſelbſt, und da er für einen Dichter gilt, ſo konnten jetzt wieder die proſaiſchen Weltleute darüber ſpötteln, was dabei herauskomme, wenn man einem Dichter die Staatsangelegenheiten anvertraue. Nein, ihr irrt euch; die großen Dichter waren oft auch große Staatsmänner; die Muſen ſind ganz un-

ſchuldig an der gouvernementalen Ineptie des zweideutigen Mannes, und es iſt noch eine Frage, ob Das überhaupt Poeſie iſt, was bei ihm die Franzoſen bewundern. Seine Schönrednerei, ſeine brillante Suade erinnert vielmehr an einen Rhetor als einen Dichter. So viel iſt gewiſs, der chantre d'Eloah ſündigte nicht durch Überfluſs an Poeſie; er iſt nur ein lyriſcher Ehrgeizling, der uns in Verſen immer gelangweilt und in Proſa immer dupiert hat.

Ich brauche wohl nicht beſonders zu erörtern, daſs erſt am 20. December 1852 das franzöſiſche Volk die vollſtändige Genugthuung empfing, wodurch die alte Wunde ſeines gekränkten Nationalgefühls vernarben kann. Ich empfinde in tiefſter Seele dieſen Triumph, da ich einſt die Niederlage ſo ſchmerzlich mitempfunden. Ich bin ſelbſt ein Veteran, ein Krüppel mit beleidigtem Herzen, und begreife den Jubel armer Stelzfüße. Dazu habe ich auch die Schadenfreude, daſs ich die Gedanken leſe auf den Geſichtern unſrer alten Feinde, die gute Miene zum böſen Spiel machen. Es iſt nicht ein neuer Mann, der jetzt auf dem franzöſiſchen Thron ſitzt, ſondern derſelbe Napoleon Bonaparte iſt es, den die heilige Allianz in die Acht erklärt hat, gegen den ſie den Krieg geführt und den ſie entſetzt und getödtet zu haben behauptete: er lebt noch immer, regiert noch immer — denn wie einſt der

König im alten Frankreich nie ſtarb, ſo ſtirbt im neuen Frankreich auch der Kaiſer nicht — und eben indem er ſich jetzt Napoleon III. nennen läſſt, proteſtirt er gegen den Anſchein, als habe er je aufgehört zu regieren, und indem die auswärtigen Mächte den heutigen Kaiſer unter dieſem Namen anerkannten, verſöhnen ſie das franzöſiſche Nationalgefühl durch einen eben ſo klugen wie gerechten Widerruf früherer Beleidigung.

Die Konſequenzen einer ſolchen Rehabilitation ſind unendlich, und werden gewiſs heilſam ſein für alle Völker Europas, namentlich für die Deutſchen. Es iſt nur Schade, daſs viele der alten Waterloo-Helden dieſe Zeit nicht erlebt. Ihr Achilles, der Herzog von Wellington, hatte davon ſchon einen Vorgeſchmack, und bei dem letzten Waterloo-Dinner, das er mit ſeinen Myrmidonen am Jahrestag der Schlacht feierte, ſoll er miſerabler und katzenjämmerlicher als je ausgeſehen haben. Er iſt auch bald hernach verreckt, und John Bull ſteht an ſeinem Grab, kratzt ſich hinter den Ohren und brummt: „So hab' ich mich nun umſonſt in die ungeheure Schuldenlaſt geſtürzt, die mich zwingt, wie ein Galeerenſklave zu arbeiten — was nutzt mir jetzt die Schlacht bei Waterloo?" Ja, dieſe hat jetzt ihre frühere ſchnöde Bedeutung verloren, und Waterloo iſt nur der Name einer ver-

lorenen Schlacht, nichts mehr, nichts weniger, wie etwa Crecy und Azincourt, oder, um deutsch zu reden, wie Jena und Austerlitz.

Verschiedenartige Geschichtsauffassung.

Das Buch der Geschichte findet mannigfaltige Auslegungen. Zwei ganz entgegengesetzte Ansichten treten hier besonders hervor. — Die Einen sehen in allen irdischen Dingen nur einen trostlosen Kreislauf; im Leben der Völker wie im Leben der Individuen, in diesem, wie in der organischen Natur überhaupt, sehen sie ein Wachsen, Blühen, Welken und Sterben: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. „Es ist nichts Neues unter der Sonne!" ist ihr Wahlspruch; und selbst dieser ist nichts Neues, da schon vor zwei Jahrtausenden der König des Morgenlandes ihn hervor geseufzt. Sie zucken die Achsel über unsere Civilisation, die doch endlich wieder der Barbarei weichen werde; sie schütteln den Kopf über unsere Freiheitskämpfe, die nur dem Aufkommen neuer Tyrannen förderlich seien; sie lächeln über alle Bestrebungen eines politischen Enthusiasmus, der die Welt besser

und glücklicher machen will, und der doch am Ende erkühle und Nichts gefruchtet; — in der kleinen Chronik von Hoffnungen, Nöthen, Mißgeschicken, Schmerzen und Freuden, Irrthümern und Enttäuschungen, womit der einzelne Mensch sein Leben verbringt, in dieser Menschengeschichte sehen sie auch die Geschichte der Menschheit. In Deutschland sind die Weltweisen der historischen Schule und die Poeten aus der Wolfgang-Goethe'schen Kunstperiode ganz eigentlich dieser Ansicht zugethan, und Letztere pflegen damit einen sentimentalen Indifferentismus gegen alle politischen Angelegenheiten des Vaterlandes allersüßlichst zu beschönigen. Eine zur Genüge wohlbekannte Regierung in Norddeutschland weiß ganz besonders diese Ansicht zu schätzen, sie lässt ordentlich Menschen darauf reisen, die unter den elegischen Ruinen Italiens die gemüthlich beschwichtigenden Fatalitätsgedanken in sich ausbilden sollen, um nachher, in Gemeinschaft mit vermittelnden Predigern christlicher Unterwürfigkeit, durch kühle Journalaufschläge das dreitägige Freiheitsfieber des Volkes zu dämpfen. Immerhin, wer nicht durch freie Geisteskraft emporsprießen kann, Der mag am Boden ranken; jener Regierung aber wird die Zukunft lehren, wie weit man kommt mit Ranken und Ränken.

Der oben besprochenen, gar fatalen fatalistischen

Ansicht steht eine lichtere entgegen, die mehr mit der Idee einer Vorsehung verwandt ist, und wonach alle irdischen Dinge einer schönen Vervollkommenheit entgegen reifen, und die großen Helden und Heldenzeiten nur Staffeln sind zu einem höheren gottähnlichen Zustande des Menschengeschlechtes, dessen sittliche und politische Kämpfe endlich den heiligsten Frieden, die reinste Verbrüderung und die ewigste Glückseligkeit zur Folge haben. Das goldne Zeitalter, heißt es, liege nicht hinter uns, sondern vor uns; wir seien nicht aus dem Paradiese vertrieben mit einem flammenden Schwerte, sondern wir müssten es erobern durch ein flammendes Herz, durch die Liebe; die Frucht der Erkenntnis gebe uns nicht den Tod, sondern das ewige Leben. — „Civilisation" war lange Zeit der Wahlspruch bei den Jüngern solcher Ansicht. In Deutschland huldigte ihr vornehmlich die Humanitätsschule. Wie bestimmt die sogenannte philosophische Schule dahin zielt, ist männiglich bekannt. Sie war den Untersuchungen politischer Fragen ganz besonders förderlich, und als höchste Blüthe dieser Ansicht predigt man eine idealische Staatsform, die, ganz basiert auf Vernunftgründen, die Menschheit in letzter Instanz veredeln und beglücken soll. — Ich brauche wohl die begeisterten Kämpen dieser Ansicht nicht zu nennen. Ihr Hochstreben ist jedenfalls erfreulicher,

als die kleinen Windungen niedriger Ranken; wenn wir ſie einſt bekämpfen, ſo geſchehe es mit dem koſtbarſten Ehrenſchwerte, während wir einen rankenden Knecht nur mit der wahlverwandten Knute abfertigen werden.

Beide Anſichten, wie ich ſie angedeutet, wollen nicht recht mit unſeren lebendigſten Lebensgefühlen überein klingen; wir wollen auf der einen Seite nicht umſonſt begeiſtert ſein und das Höchſte ſetzen an das unnütz Vergängliche; auf der anderen Seite wollen wir auch, daſs die Gegenwart ihren Werth behalte, und daſs ſie nicht bloß als Mittel gelte und die Zukunft ihr Zweck ſei. Und in der That, wir fühlen uns wichtiger geſtimmt, als daſs wir uns nur als Mittel zu einem Zwecke betrachten möchten; es will uns überhaupt bedünken, als ſeien Zweck und Mittel nur konventionelle Begriffe, die der Menſch in die Natur und in die Geſchichte hinein gegrübelt, von denen aber der Schöpfer nichts wuſſte, indem jedes Erſchaffnis ſich ſelbſt bezweckt und jedes Ereignis ſich ſelbſt bedingt, und Alles, wie die Welt ſelbſt, ſeiner ſelbſt willen da iſt und geſchieht. — Das Leben iſt weder Zweck noch Mittel; das Leben iſt ein Recht. Das Leben will dieſes Recht geltend machen gegen den erſtarrenden Tod, gegen die Vergangenheit, und dieſes Geltendmachen iſt die Revolution. Der ele-

giſche Indifferentismus der Hiſtoriker und Poeten ſoll unſere Energie nicht lähmen bei dieſem Geſchäfte; und die Schwärmerei der Zukunftbeglücker ſoll uns nicht verleiten, die Intereſſen der Gegenwart und das zunächſt zu verfechtende Menſchenrecht, das Recht zu leben, aufs Spiel zu ſetzen. — Le pain est le droit du peuple, ſagte Saint-Juſt, und Das iſt das größte Wort, das in der ganzen Revolution geſprochen worden.

Loeve-Veimars.

Als ich das Überſetzungstalent des ſeligen Loeve-Veimars für verſchiedene Artikel benutzte, muſſte ich bewundern, wie Derſelbe während ſolcher Kollaboration mir nie meine Unkenntnis der franzöſiſchen Sprachgewohnheiten oder gar ſeine eigne linguiſtiſche Überlegenheit fühlen ließ. Wenn wir nach langſtündigem Zuſammenarbeiten endlich einen Artikel zu Papier gebracht hatten, lobte er meine Vertrautheit mit dem Geiſte des franzöſiſchen Idioms ſo ernſthaftig, ſo ſcheinbar erſtaunt, daſs ich am Ende wirklich glauben

mußte, Alles selbst übersetzt zu haben, um so mehr, da der feine Schmeichler sehr oft versicherte, er verstünde das Deutsche nur sehr wenig.

Es war in der That eine sonderbare Marotte von Loeve-Veimars, daß Derselbe, der das Deutsche eben so gut verstand wie ich, dennoch allen Leuten versicherte, er verstünde kein Deutsch. In den eben erschienenen „Memoiren eines Bourgeois de Paris" befindet sich in dieser Beziehung eine sehr ergötzliche Anekdote.*)

Mit großem Leidwesen habe ich erfahren, daß Loeve-Veimars, der unlängst gestorben, von seinen Nekrologen in der Presse sehr unglimpflich besprochen worden, und daß sogar der alte Kamerad, der lange Zeit jeden Montag sein brillanter Nebenbuhler war, mehr Nesseln als Blumen auf sein Grab gestreut hat. Und was hatte er ihm vorzuwerfen? Er sprach von dem erschrecklichen Lärm, welchen auf dem Pavé der idyllisch ruhigen Rue des Prêtres die

*) Dr L. Véron erzählt nämlich auf S. 97 des dritten Bandes seiner oben erwähnten Memoiren, er habe einst die berühmte Tänzerin Fanny Elsler zu Tische geladen und Herrn Loeve-Veimars den Platz neben ihr angewiesen mit der Bemerkung: „Sie können Deutsch reden." Loeve-Veimars antwortete lachend: „Ich verstehe kein Wort Deutsch, aber Fräulein Elsler versteht Französisch, und ich behalte meinen Platz."
Anm. des Herausgebers.

heran raſſelnde Karoſſe des Barons Loeve-Veimars verurſachte, als Derſelbe nach ſeiner Rückkehr aus Bagdad einen Beſuch bei der Redaktion des „Journal des Débats" abſtattete. Und die Karoſſe war ſtattlich armoiriert, die koſtbar angeſchirrten Pferde waren gris-pommelé, und der Jäger, der vom Hinterbrett herabſpringend mit unverſchämter Heftigkeit die gellende Hausklingel zog, der lange Burſche trug einen hellgrünen Rock mit goldnen Treſſen, an ſeinem Bandelier hing ein Hirſchfänger, auf dem Haupte ſaß ein Officierhut mit ebenfalls grünen Hahnenfedern, die keck und ſtolz flatterten.

Ja, Das iſt wahr, dieſer Jäger war prächtig. Er hieß Gottlieb, trank viel Bier, roch außerordentlich ſtark nach Tabak, ſuchte ſo dumm als möglich auszuſehen; und behauptete, der franzöſiſchen Sprache unkundig zu ſein, im Gegenſatz zu ſeinem Herrn, der ſich, wie ich oben erwähnt, immer ein Air gab, als verſtünde er kein Wort Deutſch. Nebenbei geſagt, trotz ſeines radebrechenden Franzöſiſch und ſeiner gemeinen Manieren hatte ich Monſieur Gottlieb, der durchaus ein Deutſcher ſein wollte, im Verdacht, niemals ſchwäbiſche Original-Klöße gegeſſen zu haben und gebürtig zu ſein aus Meaux, Departement de Seine & Oiſe.

Ich, der ich den Lebenden ſelten Schmeicheleien

ſage, empfinde auch keinen Beruf, den Abgeſchiedenen zu ſchmeicheln, die wir nur dadurch am beſten würdigen, wenn wir die Wahrheit ſagen. Und wahrlich, unſer armer Loeve braucht dieſe nicht zu fürchten. Dazu kommt, daſs ſeine guten Handlungen immer durch glaubwürdige Zeugniſſe konſtatiert ſind, während alles böſsliche Gerücht, das über ihn in Umlauf war, immer unerwieſen blieb, auch unerweislich war, und ſchon mit ſeinem Naturell in Widerſpruch ſtand. Das Schlimmſte, was man gegen ihn vorbrachte, war nur die Eitelkeit, ſich zum Baron zu machen — aber Wem hat er dadurch Schaden zugefügt? In all' dieſer adligen Oſtentation ſehe ich kein ſo großes Verbrechen, und ich begreife nicht, wie dadurch der alte Kamerad, der ſonſt ſo liebenswürdig menſchlich intelligent war, einen ſo grämlichen Anfall von puritaniſchem Zelotismus bekommen konnte. Der illüſtre Biograph Debureau's und des todten Eſels ſchien vergeſſen zu haben, daſs er ſelber ſeine eigne Karoſſe beſaß, daſs er ebenfalls zwei Pferde hatte in ſeinen Ställen, auch mit einem galonierten Kutſcher behaftet war, der ſehr viel Hafer fraß, daſs er ebenfalls ein Halbdutzend Bediente, Müßiggänger in Livree, beſoldete, was ihn freilich nicht verhinderte, jedesmal, wenn bei ihm geklingelt ward, ſelbſt heran zu ſpringen und die Thüre aufzumachen — Er trug dabei auf dem Haupte eine

lilienweiße Nachtmütze, das baumwollene Nest, worin die tollen Einfälle des großen französischen Humoristen lustig zwitscherten —

In der That, Letzterer hätte geringeren Geistern die posthumen Ausfälle gegen Loeve-Veimars überlassen sollen. Mancher darunter, der Demselben sein Hauptvergehen, die Baronisirung, vorwarf, würde sich vielleicht ebenfalls mit einem mittelalterlichen Titel affübliert haben, wenn er nur den Muth seiner Eitelkeit besessen hätte. Loeve-Veimars aber hatte diesen Muth, und wenn man auch heimlich lächelte, so intimidierte er doch die öffentlichen Lacher, und die Hozier unserer Tage mäkelten nicht zu sehr an seinem Stammbaum, da er immer stählerne Urkunden in Bereitschaft hielt, welche aus dem Archiv von Lepage hervorgegangen.

Ja, jedenfalls die ritterliche Bravour konnte unserem Loeve nicht abgesprochen werden, und wenn er wirklich kein Baron war — worüber ich nie nachforschte — so war ich doch überzeugt, daß er verdiente, ein Baron zu sein. Er hatte alle guten Eigenschaften eines Grand Seigneur. In hohem Grade besaß er z. B. die der Freigebigkeit. Er übte sie bis zum Excess, und er mahnte mich in dieser Beziehung zuweilen an die arabischen Ritter der Wüste, welche vielleicht zu seinen Ahnherren gehörten, und bei denen

die Freigebigkeit als die höchste Tugend gerühmt ward. Ist sie es wirklich? Ich erinnere mich immer, mit welchem Entzücken ich in den arabischen Märchen, die uns Galland übersetzt hat, die Geschichte von dem jungen Menschen las, der den großen Reichthum, den ihm sein Vater hinterlassen, durch übertriebene Freigebigkeit vergeudet hatte, so dass ihm am Ende von allen seinen Schätzen nur eine außerordentlich schöne Sklavin übrig geblieben. In Letztere war er sterblich verliebt; doch als ein unbekannter Beduine, der sie gesehen, ihre Schönheit mit Begeistrung bewunderte, überwältigte ihn die angeborene Großmuth und höflich sagte er: „Wenn diese Dame dir so außerordentlich gefällt, so nimm sie hin als Geschenk.“ Trotz seiner großen Leidenschaft für die Sklavin, welche in Thränen ausbrach, befahl er ihr, dem Unbekannten zu folgen, doch Dieser war der berühmte Kalif Harun al Raschid, der in der Verkleidung eines Beduinen nächtlich in Bagdad umher zog, um sich inkognito mit eignen Augen über Menschen und Dinge zu unterrichten, und der Kalif war von der Großmuth des freigebigen jungen Menschen so sehr erbaut, dass er ihm nicht bloß seine Geliebte zurück schickte, sondern ihn auch zu seinem Großvesier machte und mit neuen Reichthümern und einem prächtigen Palast, dem schönsten in Bagdad, beschenkte.

Bagdad, der Schauplatz der meiſten Märchen der Scheherezade, die Hauptſtadt von „Tauſend und eine Nacht", dieſe Stadt, deren Name ſchon einen phantaſtiſchen Zauber ausübt, war lange Zeit der Aufenthaltsort unſeres Loeve-Veimars, der von 1838—1848 als franzöſiſcher Konſul dort reſidierte. Niemand hat dort mit größerer Klugheit und Würde die Ehre Frankreichs vertreten, und eben bei den Orientalen war ſeine natürliche Prunkſucht am rechten Platze, und er imponierte ihnen durch Verſchwendung und Pracht. Wenn er in ſeiner Litère, oder in einem verſchloſſenen, reich geſchmückten Palankin durch die Straßen von Bagdad getragen ward, umgab ihn ſeine Dienerſchaft in den abenteuerlichſten Koſtümen, einige Dutzend Sklaven aus allen Ländern und von allen Farben, Bewaffnete in den ſonderbarſten Armaturen, Pauken- und Zinken- und Tamtam-Schläger, die, auf Kamelen oder reich karapaconierten Maulthieren ſitzend, einen ungeheuren Lärm machten, und dem Zuge voran ging ein langer Burſche, der in einem Kaftan von Goldbrokat ſtak, auf dem Haupte einen indiſchen Turban trug, der mit Perlenſchnüren, Edelſteinen und Maraboutfedern geſchmückt, und dieſer hielt in der Hand einen langen goldnen Stab, womit er das andringende Volk fort trieb, während er in arabiſcher Sprache ſchrie: „Platz für den allmächtigen, weiſen

und herrlichen Stellvertreter des großen Sultan Ludwig Philipp!“ Jener Anführer des Gefolges war aber kein Anderer, als unſer Monſieur Gottlieb, der diesmal nicht mehr einen Deutſchen, ſondern einen Ägypter oder Äthiopen vorſtellte, diesmal auch vorgab, keine einzige von allen europäiſchen Sprachen zu verſtehen; und gewiß in den Straßen von Bagdad noch weit mehr Spektakel machte, als in der friedlichen Rue des Prêtres zu Paris bei Gelegenheit jener Viſite, worüber der alte Kamerad ſich ſo mißlaunig in ſeinen Montagsfeuilleton vernehmen ließ.

In der That, durch ſeine äußere Erſcheinung imponierte Loeve-Veimars minder den Orientalen, die vielmehr eine große Amtswürde gern durch eine große Korpulenz und ſogar Obeſität repräſentiert ſehen. Dieſe Vorzüge mangelten aber dem franzöſiſchen Konſul, der von ſehr ſchmächtiger und eben nicht ſehr großer Geſtalt war, obgleich er auch durch ſeine Äußerlichkeit den Grand Seigneur nicht verleugnete. Ja, wie er, wenn es wirklich kein Baron war, doch es zu ſein verdiente durch ſeinen Charakter, ſo trug auch ſeine leibliche Erſcheinung alle Merkmale adliger Art und Weiſe. Auch in ſeinem Äußern war etwas Edelmänniſches: eine feine, aalglatte, zierliche Geſtalt, vornehme weiße Hände, deren diaphane Nägel mit beſonderer Sorgfalt geglättet waren, ein zartes, faſt

weibiſches Geſichtchen mit ſtechend blauen Augen, und Wangen, deren roſige Blüthe mehr ein Produkt der Kunſt als der Natur, und blondes Haar, das äußerſt ſpärlich die Glatze bedeckte, aber durch alle möglichen Öle, Kämme und Bürſten ſehr ſorgfältig unterhalten wurde. Mit einer glücklichen Selbſtzufriedenheit zeigte Loeve ſeinen Freunden zuweilen den Kaſten, worin jene Kosmetika, die unzähligen Kämme und Bürſten von allen Dimenſionen, und die dazu gehörigen Schwämme und Schwämmchen enthalten waren. Es war die Freude eines Kindes, das ſeine Spielſachen muſtert — aber war das ein Grund, ſo bitterböſe über ihn Zeter zu ſchreien? Er gab ſich für keinen Cato aus, und unſere Catonen hatten kein Recht, von ihm jene Tugenden zu verlangen, mit welchen ſie in ihren Journalen ſich ſo republikaniſch drapieren. Loeve-Weimars war kein Ariſtokrat, ſeine Geſinnung war vielmehr demokratiſch, aber ſeine Gefühlsweiſe war, wie geſagt, die eines Gentilhomme. . . . .

. . . . . .

Eingangsworte zur Übersetzung eines lappländischen Gedichts.

Lappland bildet die äußerste Spitze der russischen Besitzungen im Norden, und die vornehmen oder wohlhabenden Lappländer, welche an der Schwindsucht leiden, pflegen nach St. Petersburg zu reisen, um hier die Annehmlichkeiten eines südlichen Klimas zu genießen. Bei manchen dieser kranken Exulanten gesellen sich dann zu dem physischen Siechthum auch wohl die moralischen Krankheiten der europäischen Civilisation, mit welcher sie in Kontakt kommen. Sie beschäftigen sich jetzt mit Politik und Religion. Die Lektüre der „Soirées de St. Petersbourg“, die sie für ein nützliches Handbuch hielten, für einen Guide dieser Hauptstadt, belehrt sie, daſs der Stützpunkt der bürgerlichen Gesellschaft der Henker sei; doch die Reaktion bleibt nicht aus, und von der Bourreaukratie des de Maistre springen sie über zum herbsten Kommunismus, sie erklären alle Rennthiere und Seehunde als Staatseigenthum, sie lesen Hegel und werden Atheisten; doch bei zunehmender

Rückgratſchwindſucht lenken ſie wieder gelinde ein und ſchlagen über in weinerlichen Pietismus, werden Mucker, wo nicht gar Anhänger der Sionsmutter. — Dem franzöſiſchen Leſer ſind dieſe zwei Religionsſekten vielleicht wenig bekannt; in Deutſchland ſind ſie es leider deſto mehr, in Deutſchland ihrer eigentlichen Heimat. Die Mucker herrſchen vorzüglich in den öſtlichen Provinzen der preußiſchen Monarchie, wo die höchſten Beamten zu ihnen gehörten. Sie huldigen der Lehre, daſs es nicht hinreichend ſei, ſein Leben ohne Sünde zu verbringen, ſondern daſs man auch mit der Sünde gekämpft und ihr widerſtanden haben müſſe; der Sieger, und ſei er auch mit Sündenwunden bedeckt, wäre gottgefälliger, als der unverwundete Rekrut der Tugend, der nie in der Schlacht geweſen. Deſshalb in ihren Zuſammenkünften, oder auch in einem Tête-à-tête von Perſonen beider Geſchlechter, ſuchen ſie ſich wechſelſeitig, durch wollüſtige Betaſtungen, zur Sünde zu reizen, doch ſie widerſtehen allen Anfechtungen der Sünde — Iſt es nicht der Fall, je nun, ſo werden ein andermal die Angriffe, das ganze Manöver, wiederholt.

Die Sekte von der Sionsmutter hatte ihren Hauptſitz in einer weſtpreußiſchen Provinz, nämlich im Wupperthale des Großherzogthums Berg, und das Princip ihrer Lehre hat eine gewiſse Hegel'ſche

Färbung. Er beruht auf der Idee: nicht der einzelne Menſch, ſondern die ganze Menſchheit ſei Gott; der Sohn Gottes, der erwartete Heiland unſerer Zeit, der ſogenannte Sion, könne daher nicht von einem einzelnen Menſchen, ſondern er könne nur von der ganzen Menſchheit gezeugt werden, und ſeine Gebärerin, die Sionsmutter, müſſe daher nicht von einem einzelnen Menſchen, ſondern von der Geſammtheit der Menſchen, von der Menſchheit, befruchtet werden. Dieſe Idee einer Befruchtung durch die Geſammtheit der Menſchen ſuchte nun die Sionsmutter ſo nahe als möglich zu verwirklichen, ſie ſubſtituirte ihr die Vielheit der Menſchen und es entſtand eine myſtiſche Polyandrie, welcher die preußiſche Regierung durch Gendarmen ein Ende machte. Die Sionsmutter im Wupperthale war eine vierzigjährige, bläſsliche und krankhafte Perſon. Sie verſchwand vom Schauplatz, und ihre Miſsion iſt gewiſs auf eine Andre übergegangen. — Wer weiß, die Sionsmutter lebt vielleicht hier unter uns zu Paris, und wir, die wir ihre heilige Aufgabe nicht kennen, verläſtern ſie und ihren Eifer für das Heil der Menſchheit.

Unter die Krankheiten, denen die Lappländer ausgeſetzt ſind, welche nach Petersburg kommen, um die Milde eines ſüdlichen Klimas zu genießen, ge-

hört auch die Poesie. Einer solchen Kontagion verdanken wir das nachstehende Gedicht, dessen Verfasser ein junger Lappländer ist, der wegen Rückenmarkschwindsucht nach Petersburg emigrierte und dort vor geraumer Zeit gestorben. Er hatte viel Talent, war befreundet mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt, und beschäftigte sich viel mit deutscher Philosophie, die ihn bis an den Rand des Atheismus brachte. Durch die besondere Gnade des Himmels ward er aber noch zeitig aus dieser Seelengefahr gerettet, er kam noch vor seinem Tode zur Erkenntnis Gottes, was seine Unglaubensgenossen sehr skandalisierte: der ganze hohe Klerus des Atheismus schrie Anathem über den Renegaten der Gottlosigkeit. Unterdessen aber nahmen seine körperlichen Leiden zu, seine Finanzen nahmen ab, und die wenigen Rennthiere, welche sein Vermögen ausmachten, waren bald bis zum letzten aufgegessen. Im Hospitale, dem letzten Asyl der Poeten, sprach er zu einem der zwei Freunde, die ihm treu geblieben: „Leb wohl! Ich verlasse diese Erde, wo das Geld und die Intrige zur Alleinherrschaft gelangt — Nur Eins that mir weh: ich sah, daſs man durch Geld und Intrige auch den Ruhm eines Genies erlangen, als solches gefeiert werden kann, nicht bloß von einer kleinen Anzahl Unmündiger, sondern von

ſage, empfinde auch keinen Beruf, den Abgeſchiedenen zu ſchmeicheln, die wir nur dadurch am beſten würdigen, wenn wir die Wahrheit ſagen. Und wahrlich, unſer armer Loeve braucht dieſe nicht zu fürchten. Dazu kommt, daſs ſeine guten Handlungen immer durch glaubwürdige Zeugniſſe konſtatiert ſind, während alles bösliche Gerücht, das über ihn in Umlauf war, immer unerwieſen blieb, auch unerweislich war, und ſchon mit ſeinem Naturell in Widerſpruch ſtand. Das Schlimmſte, was man gegen ihn vorbrachte, war nur die Eitelkeit, ſich zum Baron zu machen — aber Wem hat er dadurch Schaden zugefügt? In all' dieſer adligen Oſtentation ſehe ich kein ſo großes Verbrechen, und ich begreife nicht, wie dadurch der alte Kamerad, der ſonſt ſo liebenswürdig menſchlich intelligent war, einen ſo grämlichen Anfall von puritaniſchem Zelotismus bekommen konnte. Der illüſtre Biograph Debureau's und des todten Eſels ſchien vergeſſen zu haben, daſs er ſelber ſeine eigne Karoſſe beſaß, daſs er ebenfalls zwei Pferde hatte in ſeinen Ställen, auch mit einem galonierten Kutſcher behaftet war, der ſehr viel Hafer fraß, daſs er ebenfalls ein Halbdutzend Bediente, Müßiggänger in Livree, beſoldete, was ihn freilich nicht verhinderte, jedesmal, wenn bei ihm geklingelt ward, ſelbſt heran zu ſpringen und die Thüre aufzumachen — Er trug dabei auf dem Haupte eine

liljenweiße Nachtmütze, das baumwollene Neſt, worin die tollen Einfälle des großen franzöſiſchen Humoriſten luſtig zwitſcherten —

In der That, Letzterer hätte geringeren Geiſtern die poſthumen Ausfälle gegen Loeve-Veimars überlaſſen ſollen. Mancher darunter, der Demſelben ſein Hauptvergehen, die Baroniſirung, vorwarf, würde ſich vielleicht ebenfalls mit einem mittelalterlichen Titel affübliert haben, wenn er nur den Muth ſeiner Eitelkeit beſeſſen hätte. Loeve-Veimars aber hatte dieſen Muth, und wenn man auch heimlich lächelte, ſo intimidierte er doch die öffentlichen Lacher, und die Hozier unſerer Tage mäkelten nicht zu ſehr an ſeinem Stammbaum, da er immer ſtählerne Urkunden in Bereitſchaft hielt, welche aus dem Archiv von Lepage hervorgegangen.

Ja, jedenfalls die ritterliche Bravour konnte unſerem Loeve nicht abgeſprochen werden, und wenn er wirklich kein Baron war — worüber ich nie nachforſchte — ſo war ich doch überzeugt, daſs er verdiente, ein Baron zu ſein. Er hatte alle guten Eigenſchaften eines Grand Seigneur. In hohem Grade beſaß er z. B. die der Freigebigkeit. Er übte ſie bis zum Exceſs, und er mahnte mich in dieſer Beziehung zuweilen an die arabiſchen Ritter der Wüſte, welche vielleicht zu ſeinen Ahnherren gehörten, und bei denen

die Freigebigkeit als die höchste Tugend gerühmt ward. Ist sie es wirklich? Ich erinnere mich immer, mit welchem Entzücken ich in den arabischen Märchen, die uns Galland übersetzt hat, die Geschichte von dem jungen Menschen las, der den großen Reichthum, den ihm sein Vater hinterlassen, durch übertriebene Freigebigkeit vergeudet hatte, so dass ihm am Ende von allen seinen Schätzen nur eine außerordentlich schöne Sklavin übrig geblieben. In Letztere war er sterblich verliebt; doch als ein unbekannter Beduine, der sie gesehen, ihre Schönheit mit Begeistrung bewunderte, überwältigte ihn die angeborene Großmuth und höflich sagte er: „Wenn diese Dame dir so außerordentlich gefällt, so nimm sie hin als Geschenk.“ Trotz seiner großen Leidenschaft für die Sklavin, welche in Thränen ausbrach, befahl er ihr, dem Unbekannten zu folgen, doch Dieser war der berühmte Kalif Harun al Raschid, der in der Verkleidung eines Beduinen nächtlich in Bagdad umher zog, um sich inkognito mit eignen Augen über Menschen und Dinge zu unterrichten, und der Kalif war von der Großmuth des freigebigen jungen Menschen so sehr erbaut, dass er ihm nicht bloß seine Geliebte zurück schickte, sondern ihn auch zu seinem Großvesier machte und mit neuen Reichthümern und einem prächtigen Palast, dem schönsten in Bagdad, beschenkte.

Bagdad, der Schauplatz der meiſten Märchen der Scheherezade, die Hauptſtadt von „Tauſend und eine Nacht", dieſe Stadt, deren Name ſchon einen phantaſtiſchen Zauber ausübt, war lange Zeit der Aufenthaltsort unſeres Loeve-Veimars, der von 1838—1848 als franzöſiſcher Konſul dort reſidierte. Niemand hat dort mit größerer Klugheit und Würde die Ehre Frankreichs vertreten, und eben bei den Orientalen war ſeine natürliche Prunkſucht am rechten Platze, und er imponierte ihnen durch Verſchwendung und Pracht. Wenn er in ſeiner Litère, oder in einem verſchloſſenen, reich geſchmückten Palankin durch die Straßen von Bagdad getragen ward, umgab ihn ſeine Dienerſchaft in den abenteuerlichſten Koſtümen, einige Dutzend Sklaven aus allen Ländern und von allen Farben, Bewaffnete in den ſonderbarſten Armaturen, Pauken- und Zinken- und Tamtam-Schläger, die, auf Kamelen oder reich karapaconierten Maulthieren ſitzend, einen ungeheuren Lärm machten, und dem Zuge voran ging ein langer Burſche, der in einem Kaftan von Goldbrokat ſtak, auf dem Haupte einen indiſchen Turban trug, der mit Perlenſchnüren, Edelſteinen und Maraboutfedern geſchmückt, und dieſer hielt in der Hand einen langen goldnen Stab, womit er das andringende Volk fort trieb, während er in arabiſcher Sprache ſchrie: „Platz für den allmächtigen, weiſen

weibiſches Geſichtchen mit ſtechend blauen Augen, und Wangen, deren roſige Blüthe mehr ein Produkt der Kunſt als der Natur, und blondes Haar, das äußerſt ſpärlich die Glatze bedeckte, aber durch alle möglichen Öle, Kämme und Bürſten ſehr ſorgfältig unterhalten wurde. Mit einer glücklichen Selbſtzufriedenheit zeigte Loeve ſeinen Freunden zuweilen den Kaſten, worin jene Kosmetika, die unzähligen Kämme und Bürſten von allen Dimenſionen, und die dazu gehörigen Schwämme und Schwämmchen enthalten waren. Es war die Freude eines Kindes, das ſeine Spielſachen muſtert — aber war das ein Grund, ſo bitterböſe über ihn Zeter zu ſchreien? Er gab ſich für keinen Cato aus, und unſere Catonen hatten kein Recht, von ihm jene Tugenden zu verlangen, mit welchen ſie in ihren Journalen ſich ſo republikaniſch drapieren. Loeve-Weimars war kein Ariſtokrat, ſeine Geſinnung war vielmehr demokratiſch, aber ſeine Gefühlsweiſe war, wie geſagt, die eines Gentilhomme. . . . .

. . . . . .

Eingangsworte zur Überſetzung eines lappländiſchen Gedichts.

Lappland bildet die äußerſte Spitze der ruſſiſchen Beſitzungen im Norden, und die vornehmen oder wohlhabenden Lappländer, welche an der Schwindſucht leiden, pflegen nach St. Petersburg zu reiſen, um hier die Annehmlichkeiten eines ſüdlichen Klimas zu genießen. Bei manchen dieſer kranken Exulanten geſellen ſich dann zu dem phyſiſchen Siechthum auch wohl die moraliſchen Krankheiten der europäiſchen Civiliſation, mit welcher ſie in Kontakt kommen. Sie beſchäftigen ſich jetzt mit Politik und Religion. Die Lektüre der „Soirées de St. Petersbourg“, die ſie für ein nützliches Handbuch hielten, für einen Guide dieſer Hauptſtadt, belehrt ſie, daſs der Stützpunkt der bürgerlichen Geſellſchaft der Henker ſei; doch die Reaktion bleibt nicht aus, und von der Bourreaukratie des de Maiſtre ſpringen ſie über zum herbſten Kommunismus, ſie erklären alle Rennthiere und Seehunde als Staatseigenthum, ſie leſen Hegel und werden Atheiſten; doch bei zunehmender

Rückgratschwindsucht lenken sie wieder gelinde ein und schlagen über in weinerlichen Pietismus, werden Mucker, wo nicht gar Anhänger der Sionsmutter. — Dem französischen Leser sind diese zwei Religionssekten vielleicht wenig bekannt; in Deutschland sind sie es leider desto mehr, in Deutschland ihrer eigentlichen Heimat. Die Mucker herrschen vorzüglich in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie, wo die höchsten Beamten zu ihnen gehörten. Sie huldigen der Lehre, daſs es nicht hinreichend sei, sein Leben ohne Sünde zu verbringen, sondern daſs man auch mit der Sünde gekämpft und ihr widerstanden haben müsse; der Sieger, und sei er auch mit Sündenwunden bedeckt, wäre gottgefälliger, als der unverwundete Rekrut der Tugend, der nie in der Schlacht gewesen. Deſshalb in ihren Zusammenkünften, oder auch in einem Tête-à-tête von Personen beider Geschlechter, suchen sie sich wechselseitig, durch wollüstige Betastungen, zur Sünde zu reizen, doch sie widerstehen allen Anfechtungen der Sünde — Ist es nicht der Fall, je nun, so werden ein andermal die Angriffe, das ganze Manöver, wiederholt.

Die Sekte von der Sionsmutter hatte ihren Hauptsitz in einer westpreußischen Provinz, nämlich im Wupperthale des Großherzogthums Berg, und das Princip ihrer Lehre hat eine gewisse Hegel'sche